Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Siebenter Band.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1905.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1905.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. Januar 1905.

Vorwort.

Durch des Herrn Gnade durften wir abermal einen Jahrgang des Magazins vollenden und stehen nun im Beginn eines neuen Jahrganges. Es tut kaum not, daß wir unsere Leser aufs neue versichern, daß wir den bisher vertretenen Grundsätzen des echten evangelischen Christentums treu zu bleiben gedenken auch in der Zukunft.

Wir wollen zwar nicht die Augen verschließen vor den schweren und ernsten Problemen, welche die heutige Zeit dem denkenden Christen, vor allem aber dem gläubigen Theologen aufgibt.

Wir können und dürfen uns nicht verhehlen, daß es mit dem bloßen starren Festhalten an ererbten Glaubensformulationen, und stammten sie von den ehrwürdigsten Vätern her — nicht getan ist. In einer Zeit, in welcher alles erschüttert und angefochten wird, was bisher felsenfest zu stehen schien, da kann mit bloßem Festhalten der ererbten Wahrheiten in den uns überlieferten Formen des Denkens und der Darstellung uns nicht gedient sein. Sondern da gilt ganz besonders jenes Dichterwort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen;
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last."

Wenn irgend je, so müssen heutzutage die uns in bestimmten Formen überlieferten göttlichen Wahrheiten geprüft und auf ihren unvergänglichen ewigen Wert hin stets aufs neue untersucht werden.

Vom „Wesen" des Christentums ist, seit Harnack sein Buch geschrieben hat, gar viel die Rede gewesen. Aber wie verschieden wird dieses „Wesen" doch gefaßt! Was den einen Kern und Stern aller christlichen Wahrheit ist, das betrachtet der andere als wertlose Schale und will es hinausweisen aus der evangelischen Verkündigung.

Und diese scharfen Gegensätze erzeugen bei vielen ein beängstigendes Gefühl der Unsicherheit; sie fragen ängstlich: was ist Wahrheit? In

ihrer Angst suchen sie nach Autoritäten, auf welche die Heilswahrheit sich stützen könnte. Man hält sich da ganz besonders gerne an die Autorität der Heiligen Schrift, von der uns die Kirche gelehrt hat, sie sei buchstäblich vom Heiligen Geist inspiriert. Wenn nun die neuere Theologie auch an diesem Pfeiler der Wahrheit zu rütteln wagt oder gar ihn umstürzen will, da wird gar mancher aufs äußerste erschreckt und erschüttert. Und es läßt sich begreifen, daß man dann solche Theologen als Irrlehrer und Verführer betrachtet, die es wagen, von der überlieferten Inspirationslehre auch nur ein Jota preiszugeben. So ist es Dr. Joh. Lepsius, dem Herausgeber der Zeitschrift „Reich Christi" ergangen. Wessen Glaube an Christum der Art ist, daß er menschliche, äußerliche, unfehlbare Stützen haben muß, wenn er nicht zusammenfallen soll, der weiß noch nicht, was er an Christus für einen Heiland hat. Es wird stets dabei bleiben, was Jesus einst den Juden sagte (Joh. 5, 33 ff.): „Ihr schicktet zu Johannes und er zeugte von der Wahrheit. Ich aber nehme nicht Zeugnis von Menschen; sondern solches sage ich, auf daß ihr selig werdet. Er war ein brennend und scheinend Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Lichte. Ich aber habe ein größer Zeugnis denn Johannes Zeugnis; denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollende, dieselben Werke, die ich tue, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt habe."

Man mache doch mit diesen Worten des Herrn einmal vollen Ernst, man wende sie an auf die Apostel und Propheten und deren uns überlieferte Schriften. Gewiß, sie alle zeugen, ein jeder in seiner Art und nach seiner Gabe, von der Wahrheit, die in Christo wesenhaft erschienen ist. Aber unsere heutige, vom Zweifel durchfressene Zeit will von dem Zeugnis der Apostel und Propheten nichts mehr wissen und nichts lernen. Alles, was in den Schriften der Apostel über das rein Menschliche bei Christo hinausführt, das wird kritisch hinweggestrichen, das muß ein tendenziöses Einschiebsel aus einer späteren Zeit sein, in welcher die Kirche den ersten apostolischen Grund verlassen und zu der dogmatischen Fiktion der wesenhaften Gottheit Jesu Christi fortgeschritten ist. Wer, wie Harnack, die Realität der Erscheinungen des Auferstandenen leugnet und nur noch von einem (irgendwie entstandenen) Osterglauben (ohne Realität) etwas weiß, der muß ja auch leugnen, daß die Worte Matth. 28, 18—20 direkt aus dem Munde des Herrn stammen. Wem also die sich spreizende sogenannte „historische" Wissenschaft imponiert, dem fallen damit auch die schönsten und stärksten Zeugnisse von Christo dahin, seine Säulen, die Stützen seines Glaubens wanken. Und was dann? Ist's nun aus mit dem Christenglauben? Braucht denn die Sonne, wenn sie leuchtend am Himmel steht, noch irgend ein künstliches, von Menschen erzeugtes Licht, um sich beweisen zu können? So spricht Christus: „Ich nehme nicht Zeugnis von Menschen!" Ich habe ein größeres Zeugnis" als alles, was Menschen von mir sagen

können: die Werke, die ich tue! Das gilt noch heute! Wenn bloß die Werke gelten sollten, die er angeblich getan hat (Perfektum!), als er auf Erden wandelte, so wären wir aufs Ungewisse angewiesen, weil der Zweifel das Zeugnis der treusten Zeugen anficht und nicht gelten läßt. Aber wir müssen den Nachdruck legen auf: die Werke, die ich tue! im Präsens! Die Gegenwart hat Recht gegenüber der Vergangenheit! Bloß glauben, weil Jesus in der Vergangenheit sich als Heiland und Seligmacher bewiesen hat, das kann einem Menschen vom 20. Jahrhundert nichts mehr helfen! Ist Jesus gestorben und im Grab geblieben, und ist er bloß Mensch, wie alle andern, der erste, der die Erlösungstatsache an sich selbst erlebt hat, dann fahre hin, alter Wahn von einem lebendigen Heiland! Du bist entstanden vielleicht aus wohlgemeintem, aber doch menschlich fehlbarem Zeugnis der so ungelehrten und unwissenschaftlichen ersten Zeugen und Bekenner Jesu! Wir wissen das heute besser! Ist er aber von Gott auferweckt und erhöhet zu seiner Rechten im Himmel, lebt er als Weltherrscher und Weltregent bei Gott, kann er in der Kraft des unauflöslichen Lebens mit seinen Jüngern sein alle Tage bis an der Welt Ende, steht es fest, was Hebr. 13, 8 sagt: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit: nun, dann wird er auch heute noch das Zeugnis zu erwecken vermögen, das größer ist, als aller Menschen Zeugnis, das hinausragt über das Zeugnis der Apostel und Propheten: das ist das Zeugnis der Heilands- und Erlösungswerke, die er an erstorbenen Menschenseelen noch heute ebenso wirkt, wie er sie damals in seinem Volk gewirkt hat. Mit welcher Beweiskraft hat jener geheilte Blinde die Feinde Jesu geschlagen! (Joh. 9.) „Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht! Eins aber weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend! Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht höret, sondern so jemand gottesfürchtig ist und tut seinen Willen, den höret er! Von der Welt an ist es nicht erhöret, daß jemand einem geborenen Blinden die Augen aufgetan habe!„ Das ist auch eine Wissenschaft, die aber höher steht als die „historische"! Denn diese hat es nur mit der Vergangenheit zu tun, jene aber mit der Gegenwart! Wer da weiß, in welcher Blindheit des Herzens und in welchen Banden der Sünde er geschmachtet hat, und weiß, daß er durch den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland aus diesem angeborenen Verderben erlöst wurde, der kann ganz gewiß denselben Schluß machen, wie jener geheilte Blinde! Er läßt die blinden Schriftgelehrten und Pharisäer (Joh. 9, 39—41) sich streiten über die Person und das Werk Christi und freut sich, daß er weiß, daß dieser Jesus sein Heiland und Herr ist. Mag die Gelehrtenzunft ihn in den Bann tun; wenn Jesus zu ihm tritt und spricht: Glaubst du an den Sohn Gottes? und ihm auf seine Frage die weitere Antwort gibt: Du hast ihn gesehen und der ist's, der mit dir redet — so fällt er in Ehrfurcht vor ihm anbetend nieder und spricht: Herr ich glaube! Ein solcher fragt nicht erst die Gelehrtenzunft, darf ich Jesum anbeten? Ist's nicht gegen den strengen Monotheismus? Sondern wem der

Geist Zeugnis gibt, daß er durch Christum den Weg zum Vater gefunden, der spricht auch unbedenklich das Anbetungswort: Mein Herr und mein Gott!

Möchte der Herr uns viele Mitarbeiter zuführen, die feststehend in der unerschütterlichen Wahrheit, daß Jesus der Sünder Heiland ist, sich getrost und unerschrocken an die ernsten Probleme heranwagen, welche die heutigen Streitfragen ihnen zu lösen aufgeben. Wer auf dem Felsgrund steht, braucht nicht zu zittern, wenn die Balken brechen, womit kurzsichtige Menschen den Felsen stützen wollten. Er kann ruhig und unbefangen sich die ernsten Fragen prüfend besehen und wie immer die Antwort ausfallen mag, — der Fels bleibt stehen und mit ihm der, welcher auf den Fels gebaut ist. (Matth. 7, 24. 25; Ephes. 2, 20—22.)

Macht ein solcher Standpunkt es dem im Glauben an Christum Befestigten möglich, auch mit Gemütsruhe an die großen kritischen Fragen heranzutreten, die sich mit den Schriften des Alten und Neuen Testaments beschäftigen, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er vor einer gewissen Wissenschaft sich ohne eigenes Denken, Forschen und Untersuchen zu beugen braucht, bloß darum, weil *sie* sich gebärdet, sie vertrete allein die Wissenschaft; und weil sie sich mit Vorliebe die „historische" zu nennen beliebt. Es ist dieser Wissenschaft schon oft nachgewiesen worden, daß es gar nicht *historische* Gründe sind, welche sie veranlassen, z. B. das Evangelium des Johannes als unecht abzuweisen. Nein, es sind *dogmatische* Gründe, es ist die gewaltige Wucht des Zeugnisses, die auf die Häupter des modernen Rationalismus niedersaust, wenn sie zugeben, daß der Apostel Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, der einzig mögliche Verfasser dieses Evangeliums ist.

In einem sehr beachtenswerten Artikel, erschienen im „Reich Christi", 7. Jahrg., No. 2. 3, zeigt Prof. D. A. Wilms von Hamburg, wie sehr das Evangelium Johannes von Anfang an in der christlichen Kirche anerkannt war von Freunden und Feinden, geachtet und geehrt durch die Jahrhunderte. „Erst in der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts war es dem rohen Rationalismus vorbehalten, das schartige Messer seiner rohen Kritik auch am Leibe dieses Evangeliums zu erproben. Ein Engländer gab das Zeichen dazu, und der Chor der deutschen Gelehrten fiel rauschend ein." Verfasser zeigt im Verlauf seiner Abhandlung, daß die Forschung über dieses Evangelium sich genötigt sah, den Ursprung desselben immer weiter zurück zu datieren bis an den Anfang des 2. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Und es „zeigt gar keine Neigung, sich daselbst dauernd niederzulassen als auf seinem angestammten Sitze. Schon mehren sich die Stimmen derer, die da meinen, es hätte überhaupt nie in seiner autoritativen Stellung erschüttert werden dürfen; sein apostolischer und zwar sein früh apostolischer Ursprung sei nicht zu bezweifeln, ja es sei die Grundlage der evangelischen Ueberlieferung." Der Verfasser geht dann dazu über, die Annahme glaubhaft zu machen, daß das Evangelium Johannes schon sehr früh zu einer Zeit geschrieben wurde, als die zwölf Apostel noch in

Jerusalem beisammen waren; diese Zeit setzt er vor das Jahr 48. Der Verfasser sagt dann zum Schluß: „Das Wort also sie sollen lassen stahn; mit seinen Ecken und Kanten müssen wir uns abfinden. Das Resultat des großen Kampfes um das Neue Testament und besonders um das Evangelium Johannes wird sein: die unerschütterliche, granitne Festigkeit unsers neutestamentlichen Kanons. Mit dem Siege unsers Evangeliums rücken auch die andern Schriften des Neuen Testaments in ihre autoritative Stellung ein. Es kommt nur darauf an, ob sie apostolischen Ursprungs sind, oder von Männern herrühren, die von den Aposteln selbst zu ihrer schriftstellerischen Tätigkeit berufen oder wegen ihres intimen Verkehrs mit dem Herrn ihnen gleichwertig erachtet wurden. Ganz irrelevant dabei war und ist, wann sie zur allgemeinen Anerkennung gelangten. Nicht alle vermochten bei den Verkehrsschwierigkeiten des Altertums, bei den Verschiedenheiten der Nationen und Rassen gleichen Schritt mit dem sich dehnenden Christentum zu halten. Die Sektiererei trat nicht nur der Briefliteratur, sondern auch den Evangelien selbst in den Weg, und erst eine einheitliche Organisation der ganzen Kirche und ihre einheitliche Vertretung vermochte alle Schwierigkeiten zu beseitigen und allen Schriften, für die die Gewissenhaftigkeit der von ihrem Heilande selbst geführten Kirche bürgte, kanonische Geltung zu gewinnen. Die vermeintlichen wissenschaftlichen Resultate der neueren Theologie aber müssen einer gründlichen Revision unterzogen werden.*) Wenn dabei so mancher moderne Götze zerschmettert wird, was schadet's? Es handelt sich ja um die Ehre unsers Herrn und Heilandes, um das Seelenheil von Millionen und Milliarden von Menschenkindern, um das Wohl und Wehe auch unseres Volkes und Staates! Eine Fortentwicklung der Religion, des Christentums, über Christus hinaus ist auf diesem Wege der Zerschmetterung der heiligen Schriften nicht möglich!"

„Vom historischen Standpunkt aus ist an der Ueberlieferung des Christentums nicht zu rütteln, und einen andern Punkt zur Ansetzung des Hebels, um es aus seiner Bahn zu schleudern, gibt es nicht. Demnach steht auch die Tatsache fest, daß die alte Geschichte sich auf Jesus zuspitzt und die neuere von ihm und seinem Worte ausstrahlend sich ihm entgegen entwickelt, daß das Christentum, daß Christus selbst die primäre, Geschichte schaffende Macht ist, während der Menschheit und ihrem Streben, den andern historischen Faktoren der zweite oder der dritte Platz gebührt; daß die Bibel durchaus nicht bloß ein Buch, wie andere auch, sondern daß sie eine ganz einzigartige Stellung in der Weltliteratur einnimmt, daß sie als göttliche Offenbarung uns dort, wo alle menschliche Forschung aufhört und alles menschliche Wissen, allein die Lösung aller Welträtsel bietet, soweit Gott sie uns zu enthüllen für gut erachtet."

*) Von uns gesperrt. D. R.

Es wird also dabei bleiben und wie hier so auch an vielen andern Beispielen sich bewähren, daß die viel gepriesene und ausposaunte historische Wissenschaft gar nicht historisch verfährt, sobald sie an die Schriften der Bibel herantritt. Sie mag an alte Profanschriftsteller durchaus kühl und objektiv herantreten, der Bibel gegenüber ist es ihr nicht möglich, voraussetzungslos zu bleiben und kühl objektiv abzuwägen. Christus wird für jeden, der sich mit ihm beschäftigt, zum Prüfstein, an welchem die Lauterkeit seines Sinnes sich offenbaren muß. Wer bei den neutestamentlichen Schriftstellern auch nur die Möglichkeit der Lüge und bewußter Täuschung andeutet oder zugibt, gegen den wird der evangelische Christ stets gegründetes Mißtrauen hegen und sich nicht von dem Schein der Wissenschaftlichkeit und glänzender Diktion der Sprache bestechen lassen. Wir halten noch heute dafür, daß Culmanns scharfes Urteil über die negativen Kritiker, das er in § 97 seiner Ethik fällt, wohl begründet ist und einst glänzend gerechtfertigt werden wird. Auch was er über die Schrift sagt in § 67 bis 70, kann dem angefochtenen Gemüt zurechthelfen, wenn es von den Sturmläufen der Modernen wider die Schrift erschüttert ist.

Möge der Herr uns die alten Freunde, Leser und Mitarbeiter auch im neuen Jahre erhalten und viele neue uns zuführen, daß auch unser Blatt in seinem geringen Teil mit beitrage, die Erkenntnis der Wahrheit zu erweitern und zu befestigen.—Wir lassen hier noch ein prächtiges Zeugnis wider den modernen Unglauben nachfolgen, das wir einem deutschen Wochenblatt „Die Wacht“ entnehmen.

Louis J. Haas.

Die Totengräber der Kirche.*)

Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß der „Deutsche Protestantenverein“ im letzten und tiefsten Grunde nichts anderes als di: Schutztruppe des modernen Unglaubens sei und daß die moderne ungläubige Wissenschaft den großen Generalstab dieser Truppe bilde, so hat seine diesjährige Tagung in Berlin diesen für jeden, der Augen hat zum Sehen, allerdings nicht mehr notwendigen Beweis in denkbar und dankbar klarster Weise erbracht. Der Protestantenverein hat einen spürbaren Ruck nach links gemacht, und zwar so weit nach links, daß es weiter nicht mehr geht; er ist am radikalsten Ende angekommen.

Was will der Protestantenverein? Nichts mehr und nichts weniger als eine „Erneuerung der evangelischen Kirche gemäß den Bedürfnissen der heutigen Zeit durch das reine Evangelium Jesu Christi im

*) Nachstehenden Aufsatz entnehmen wir dem Blatt: „Die Wacht“. Illustrierte Wochenschrift für das gesamte christliche Leben. Herausgegeben von Pastor H. Stuhrmann und Paul Pittius, Berlin S. W. 13, Alte Jakob Str. 13. Preis per Quartal fürs Ausland 2 Mk.

Geist der deutschen Reformation". Das sind bestechlich klingende Worte. Welcher ernste Christ, der seinen Heiland und seine Kirche lieb hat, will das denn nicht? Aber diese schönen Worte sind nur „tönendes Erz und eine klingende Schelle". Denn das „reine Evangelium Jesu Christi", wie es sich in dem Kopf des Protestantenvereins malt, ist ganz besonderer Art, und die „Erneuerung der evangelischen Kirche gemäß den Bedürfnissen der heutigen Zeit" besteht darin, daß man dem „modernen Menschen" das „Christentum dadurch wieder nahe bringen will, daß man es von Unverständlichem und von starren Formen toter Ueberlieferung befreit" und eine Gleichberechtigung aller auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi stehenden Richtungen in der Kirche" fordert. Zu dem „Unverständlichen" gehört nach Ansicht des Protestantenvereins vor allem die Person Jesu Christi und zu den „starren Formen toter Ueberlieferung" das kirchliche Bekenntnis vor allem in den drei Artikeln; er will „Glaubensvorstellungen" schaffen und lehren, „gegen welche die Vernunft keinen Widerspruch zu erheben braucht". Diese „Glaubensvorstellungen", die mit der menschlichen Vernunft harmonieren, will man dadurch gewinnen, daß man alles aus dem Evangelium ausschaltet, was irgendwie über den Horizont dieser Vernunft hinausgeht, vor allem alles Göttliche in der Person Jesu. Auf diese Weise soll dann eine „Versöhnung zwischen Kultur und Kirche" herbeigeführt und der „moderne Mensch" wieder in die Kirchen hineingezaubert werden. Das ist im großen und ganzen das Heilrezept, das der Arzt der kranken Zeit, Protestantenverein genannt, verschreibt; es ist aber nichts als elende Kurpfuscherei eines Charlatans, welcher den armen Kranken mit seinen Quacksalbereien zu Tode doktert.

Die Rede des Berliner Pfarrers Dr. Fischer über die „christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittelung an die Gemeinde" ist charakteristisch und bezeichnend für die Arbeit der „Kirchenerneuerung" durch den Protestantenverein „auf Grund des reinen Evangeliums Jesu Christi". Das Evangelium, das diese Leute der „Gemeinde vermitteln" wollen, ist tatsächlich „rein", d. h. rein und frei von allem Lebensgehalt des lebendigen Christus; denn Christus gehört nach dem „gegenwärtigen Stand der theologischen Wissenschaft" bekanntlich nicht in das Evangelium hinein. Wie sieht dies „reine" Evangelium nun aus? Wir heben einzelne besonders bezeichnende Sätze aus dem genannten Vortrag heraus: „Das religiöse Bewußtsein der alten Zeit hat sich an göttliche Offenbarungen gehalten; diese ganze Offenbarungswelt ist für das moderne Bewußtsein versunken." „Die Volkskirche wird ohne das sein, was man jetzt Bekenntnis nennt." „Nach altprotestantischer Auffassung ist das Dogma von der infallibeln Gestalt der Bibel die Grundlage der Kirche; diese Art Lehrgrundlage ist protestantisch un=

möglich." „Protestantischer Lehrgrundsatz kann nur sein die religiöse Vernunft, die in ihrer Autonomie innerhalb der Menschheit sich so sehr Gottes und seines Geistes weiß, daß sie sich getrost auch als Grund der Bibel selbst und der Predigt Jesu, wie seines religiösen Bewußtseins setzt." „Scharf abzulehnen ist die Christusanbetung, die offen oder verhüllt vielfach an die Stelle der Gottesanbetung getreten ist." „Jesus kann nicht Gegenstand der Religion, nicht Gegenstand der Anbetung sein." „Gottes- und Christuslehre ist nicht mehr ineinander zu mischen. Letztere gehört auf die menschliche Seite des religiösen Verhältnisses, in die Lehre vom Menschen; hier hat auch das Bild des geschichtlichen Jesus seine Stelle."

Es sei an dieser Blütenlese genug! Besonders neue Weisheiten werden darin nicht zum Ausdruck gebracht; es ist das alte rationalistische, nur etwas modern radikaler zugespitzte und modern ungläubige gefärbte Programm der „Vernunftreligion", die so gnädig ist, den „geschichtlichen Jesus" noch anzuerkennen, aber natürlich nur als Menschen. Es ist ein ziemlich einfaches Rezept: Man leugnet den Offenbarungscharakter des Christentums; es ist nichts weiter als ein „Produkt geschichtlicher Entwicklung", eine Forderung „menschlichen religiösen Bedürfnisses", wie schließlich alle anderen Religionen auch; damit fällt natürlich jedes „Bekenntnis", damit fällt auch der Gottmensch Christus; und was übrig bleibt, ist nichts weiter als ein Kuddel-Muddel von allerlei schönen Morallehren, wie sie schließlich aber auch andere Religionsstifter gegeben haben, besonders Buddha, und das Bild verflüchtigt sich zu dem Schattenbild des sogenannten „geschichtlichen Christus". Wie dieser moderne „geschichtliche Jesus" eigentlich aussieht, darüber sind sich die Gelehrten freilich nicht ganz einig; aber das schadet weiter nichts; unter die Phantasiegestalt, welche die „moderne" Theologie mit dem Pinsel ihrer „Voraussetzungslosigkeit", heißt auf gut deutsch „Glaubenslosigkeit", je nach dem mehr oder minder radikalen Standpunkt ihrer Vertreter in verschiedenen Farben hinmalt, schreibt man einfach „historischer Christus", und die Sache ist im Handumdrehen fertig. Es ist bekanntlich eine besondere Eigenschaft „moderner" Künstler, ihre Bilder so zu malen, daß der Beschauer nicht weiß, was sie eigentlich darstellen sollen. In dieser „modernen Kunst" hat es auch die moderne Theologie mit ihrem „geschichtlichen Christusbild" bis zur Meisterschaft gebracht. Vor etwa drei Jahren erschien in der „Christlichen Welt" ein nach dieser Richtung hin recht charakteristischer Aufsatz, in welchem solch ein „moderner" „Meister" sich also vernehmen ließ:

„Wer war Christus? Ich weiß es nicht. Historische Person? Konglomerat oder Quinteßenz mehrerer menschlicher Wesen? Personifikation von Ideen? — Aber vergesse ich denn ganz die Geschichtsforschung? Sie muß doch die Antwort haben auf meine Frage. Und ich

weiß: sie lächelt überlegen und verächtlich, wenn einer so unverständig ist, Jesus Christus zu einer mythischen Person zu machen. Denn sie hat mit allen Mitteln methodisch-historischer Arbeit die Wirklichkeit seines Lebens konstatiert. Und wer imstande ist — nicht viele freilich sind es — geschichtliche Einsicht zu haben, der müßte wider sein wissenschaftliches Gewissen handeln, wollte er die Tatsache des Lebens Jesu Christi in Zweifel ziehen. Es steht fest: Jesus Christus ist geboren, so gut wie Cäsar und Aristoteles und Buddha .... Es kann uns im Grunde gleichgültig sein, wer Jesus Christus war. Ich weiß es nicht und will es nicht wissen .... Der historische Christus — er mag nicht mehr passen in unsere Zeit. Aber was geht uns der historische Christus an? Die christliche Gemeinde hat den Christus, der geglaubt wird. Es ist der moderne Christus. Er ist von jeher modernisiert worden. Wer will es denn in Abrede stellen? Er ist modernisiert worden nicht nach menschlichen Wünschen und unreinen Maßstäben, sondern nach den ethischen Forderungen, welche die Umwandlung der Zeiten gebiert, im Glauben an seine lebendige und darum ewig wachsende und ewig werdende und ewig sich anpassende Gestalt. Wir haben den modernen, den geglaubten Christus. Was soll uns der historische Christus? Was soll es, wenn man meinte, im Namen der Geschichtsforschung aus dem geglaubten den historischen Christus herausschälen zu müssen, indem man sagenhafte und mythische Züge in seinem Bilde nachwies und als ungeschichtlich ausschied!"

Soweit das „Bekenntnis einer schönen modernen Seele"; es ist charakteristisch genug: erst macht man sich von Christus ein Bild, das nicht der Christus der Bibel und des Evangeliums ist, aber man nennt dies Bild, das man sich seinen eigenen Wünschen gemäß zurechtkonstruiert hat, den „historischen Christus"; wenn man dann anfängt zu merken, daß dies Christusbild doch nicht der „historische Christus" ist, dann heißt es: „Was geht uns der geschichtliche Christus an? Wir haben mit ihm überhaupt nichts zu tun. Unser Christus ist der moderne Christus," oder, wie man, um die denkfaulen, oberflächlichen, modernen Kulturmenschen zu täuschen, sagt, „der Christus, der geglaubt wird, d. h. von uns, den Modernen, geglaubt wird, der Christus, wie wir ihn uns denken und wünschen."

Eins möchte ich nur gerne wissen: was denken sich diese Leute eigentlich unter diesem „Christus", der nirgend wo anders existiert, als in ihrer Phantasie? Und mit dieser Spukgestalt, die sich den menschlichen „ethischen Forderungen" der jeweiligen Kulturperiode anpaßt, deren Bild man jederzeit zurechtstutzt, wie's einem gerade paßt, wollen sie die „Kirche erneuern" und die Welt reformieren! Was ist denn dieser Christus? Im tiefsten Grunde doch nichts weiter als die Personifikation, als die Verkörperung des eigenen Menschengeistes mit seiner „natürlichen religiösen Vernunft", welcher sie ein wissenschaftlich schillerndes Mäntelchen umhängen und mit der sie dann als dem „ewig sich anpassenden Christus" hausieren gehen. Die ganze Kunst solcher

modernen Christusbildmalerei kommt schließlich auf die Vergötterung des Menschengeistes hinaus. Es ist eine Tragikomödie, die sich in unseren Tagen abspielt: auf der einen Seite die Naturwissenschaft, die den Menschen zum Tier degradiert und den Affen oder auch das „denkende Pferd" in den menschlichen Stammbaum aufnimmt, und auf der andern Seite eine verschwommene Theologie, die den Menschen zu seinem eigenen Erlöser stempelt und auf den Stuhl Gottes setzt — par nobile sororum! Und dieses „Paar edler Schwestern" möchten sich nun die Hand zum schönen Bunde reichen; wenigstens will dieser „moderne Glaube" eine „Versöhnung zwischen Kultur und Kirche" herbeiführen, indem er dem „Zeitgeist" den von ihm gepredigten „Christus" anpaßt. Auf dem Protestantentage in Kaiserslautern vor drei Jahren wurde von einem Professor Ziegler aus Straßburg die Forderung aufgestellt, und sie fand auch allgemeinen und ungeteilten Beifall — eine Forderung an die Geistlichen, an welche das „moderne Leben moderne Anforderungen" stelle: Wissenschaftliche Wahrhaftigkeit, Respekt vor den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung, besonders vor denjenigen, welche die moderne Naturwissenschaft durch Beobachtung und Experiment als unumstößliche Wahrheiten erkannt hat!" Es hält schwer, angesichts solcher „Forderungen" keine Satire zu schreiben. Also „Erneuerung der Kirche auf dem Grunde des reinen Evangeliums Jesu Christi", verbunden mit dem gehörigen „Respekt vor den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung"! Ja, aber wie denn nur? Nach dieser „wissenschaftlichen Forschung" gehört es zur obersten „unumstößlichen Wahrheit", daß man hinter das Wort „Gott" ein großes Fragezeichen setzt; des zweiten verkünden als „unumstößliche Wahrheit", daß es keine Seele gibt. Ja, was soll denn nun also der Pastor in der Kirche? Wovon soll er denn reden? Von Gott nicht — es existiert wahrscheinlich keiner, von einer Seele darf er nicht sprechen — es gibt keine; es ist alles nur Nervenfunktion; an eine Ewigkeit darf er nicht denken — mit dem Tode ist laut Naturwissenschaft alles aus — — ja, ich meine: man sollte doch ehrlich sein und die Konsequenzen ziehen: „Schließt die Kirchen! Oder, weil man ja nicht weiß, wohin mit den Räumlichkeiten, gestaltet die Kirchen um in Naturwissenschaftliche Hörsäle! Nur fleißig dem Volke die „unumstößlichen Wahrheiten" der Naturwissenschaft eingegeben, ihr Herren Pastoren! Das ist euer Beruf. Wozu ihr überhaupt noch Theologie studiert habt — Religionswissenschaft und Naturwissenschaft solltet ihr studieren, und zwar die allermodernste!"

Aber lassen wir einmal die spottende Ironie! Die Sache hat ja eine unsagbar traurige Kehrseite. Das sind also die Leute, welche sich als „Kirchenerneurer" gebärden, und sie sind nichts als Totengräber der Kirche. Die schlimmsten Feinde der evangelischen Kirche sind nicht die, welche außerhalb der Kirche stehen, nicht der Unglaube, der in dem Schatten der Kirche nicht mehr leben und sterben will, auch

nicht Rom und nicht die Jesuiten; es sind die Ungläubigen in ihrer eigenen Mitte, und an ihrer Spitze der Protestantenverein als ihr Schirmvogt und Schutzherr; es ist der „kirchliche Liberalismus", der erklären kann: „Jesus ist für uns ein Gegenstand der Religion, kein Gegenstand der Anbetung!" Und solche Leute fordern eine „Gleichberechtigung aller auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi stehenden kirchlichen Richtungen" und vor allem ihrer eigenen Richtung; sie haben den Mut, zu behaupten, sie ständen auf dem Grunde dieses Evangeliums. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über ihre unsagbare geistliche Blindheit oder über ihre Anmaßung. Es ist schon traurig genug, daß eine gewisse Gleichberechtigung tatsächlich schon besteht. Aber was sie verlangen, ist die rechtliche Anerkennung dieser Gleichberechtigung. Eine solche Anerkennung wäre die Todesstunde der evangelischen Kirche als Heilsanstalt Gottes. Unsre Kirche ist gegründet auf das Felsenfundament des Petrusbekenntnisses: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!", und nur solange sie als Kirche auf diesem Grunde bleibt, hat sie die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden; in dem Augenblick aber, wo sie dem offenbaren Unglauben die rechtliche Tür auftut und ihn damit sanktioniert, ist ihr das Todesurteil gesprochen. Wir haben schon schwer genug daran zu tragen, daß wir den Unglauben dulden müssen, aber ihn rechtlich als „gleichberechtigt" anerkennen, das würde einen Selbstmord der Kirche bedeuten. Nein, nicht auf eine „Erneuerung der Kirche" geht's hinaus, sondern auf eine Zertrümmerung der Kirche. Davor behüt uns, himmlischer Vater! Wie der politische Liberalismus in unserm Volksleben als Frucht den radikalen Umsturz gezeitigt hat, der sich in der Sozialdemokratie verkörpert, so kann der kirchliche Liberalismus für sich in Anspruch nehmen, das kirchliche Leben mit dem Gift des Unglaubens durchseucht zu haben.

Was uns not tut, ist Kampf gegen diesen Unglauben, Kampf gegen diesen „kirchlichen Liberalismus", Kampf gegen jede Theologie, die sich zur Förderin und Hüterin eines verschwommenen Halbglaubens und eines bewußten oder unbewußten Unglaubens hergibt! Mit einer kirchlichen Richtung, die das Christentum seines Offenbarungscharakters entkleidet, für die die Bibel nichts weiter ist als eine mehr oder weniger zufällig entstandene menschlich-geschichtliche Religionsentwicklung, welcher der Gekreuzigte und Auferstandene nichts mehr zu bedeuten hat, als jeder beliebige andere „Religionsstifter", gibt es keine Verständigung und keine Gemeinschaft mehr. Hier ist eine Kluft, über die keine Brücke führt. Die evangelische Kirche aber würde sich das eigene Grab graben, wenn sie dieser Richtung allgemeine Gleichberechtigung zugestehen wollte.

Auch wir wollen eine „Erneuerung der evangelischen Kirche auf dem Grunde des reinen Evangeliums Jesu Christi im Geist der Reformation", auch wir treten für eine Reformation dieser Kirche an Haupt und Gliedern ein, auch wir beten und arbeiten, kämpfen und ringen

dafür. Unsere Forderung aber lautet: „Biblische Wahrhaftigkeit! Respekt vor den Resultaten des Glaubenslebens und der Glaubensarbeit, Respekt vor der Bibel als der Offenbarungsurkunde des ewigen Gottes, Respekt vor ihren unumstößlichen Wahrheiten, Respekt vor dem Kreuz auf Golgatha, heilige Subordination unter den Gnadenwillen des lebendigen Christus! Wir brauchen keinen „modernen" Christus, sondern einen „lebendigen" Heiland, keinen Christus, der sich uns anpaßt, sondern dem wir uns anzupassen haben! Wir wollen Leben, nicht Tod! Wir wollen und brauchen den Heiligen Geist, nicht Professoren- und Pastoren- und sonstigen Menschengeist! Wir wollen und brauchen keine tote Orthodoxie, sondern lebendiges, aus der persönlichen Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Christus fließendes Glaubensleben! Wir wollen und brauchen keine Recht gläubigkeit, sondern eine Rechtgläubigkeit!"

Und fragen wir schließlich nach dem tiefsten Punkt, so bleibt's doch der: jenen Leuten fehlt alles und jedes Verständnis für das, was Sünde heißt, Sünde in dem Sinne von vernichtender Schuld vor dem heiligen Gott, die uns verdammen muß, wenn sie nicht durch die Blutskraft des Gotteslammes von uns genommen wird. Wer keine Sünde hat, braucht keinen Erlöser, und wer keinen Erlöser braucht, hat kein Christentum nötig, der braucht nur eine „vernunftgemäße Moralreligion." Wer von Natur gut ist, der braucht keine Versöhnung mit Gott, der macht sich einen „lieben Gott" zurecht, wenn er will, und will er nicht, läßt er auch das bleiben, denn nötig hat er's nicht. Wehe der Kirche, die nichts anderes sein wollte als eine Moralanstalt einer sogenannten Vernunftreligion! Sie ist nicht mehr wert als jede menschliche Einrichtung irgend einer anderen Art. Nein — keine Moralanstalt, sondern eine Gnadenanstalt, keine Vernunftgemeinschaft, sondern eine Glaubensgemeinschaft soll sie sein, und nur solange sie es ist, trägt sie den göttlichen character indelebilis. Und darum protestieren wir „im Geist der Reformation" gegen jeden Versuch, die evangelische Kirche zu degradieren und immer weiter vor der Welt und vor dem lebendigen Glauben weiter Kreise, die an der Kirche bereits irre geworden sind, zu diskreditieren. Wir sind die Erben der Reformation, nicht jene „Protestanten", die gegen nichts anderes zu protestieren wissen, als gegen das Evangelium von dem Sünderheiland Jesus Christus, welches Luther uns wieder auf den Leuchter gestellt hat. Eine „Erneuerung der evangelischen Kirche" wird durch nichts anderes erfolgen als durch eine Wiedergeburt zu lebendigem Glauben durch den Heiligen Geist; nur die Träger dieses Geistes sind Lebensträger. Auch für die „moderne Kultur" und den „modernen Menschen" ist kein anderes Evangelium nötig als das alte und doch ewig neue „törichte Wort vom Kreuz", und in diesem Wort liegen die starken Wurzeln der Ewigkeitskraft auch unsrer evangelischen Kirche. Die Zukunft, wie die Gegenwart und die Vergangenheit unsrer Kirche liegt einzig und allein auf Golgatha. Der gekreuzigte und auferstandene Heiland aber geht

über dem „Deutschen Protestantentag in Berlin“ zur Tagesordnung über und proklamiert über ihn das heilige Wort seiner ewigen Souveränität: „Ich — Jesus Christus — gestern und heut und derselbe in Ewigkeit!“ Stuhrmann.

Der Tod Jesu.

Von Prof. E. Otto.

Die Anregung zu folgendem Aufsatze ist durch die Lektüre eines Buches gegeben, das hiermit zugleich bestens empfohlen sein soll: “The Death of Christ, by James Denney.” Während es eingehende Bekanntschaft mit dem Stande der Theologie in der Neuzeit bekundet, ist es in edler populärer Sprache für die Gemeinde geschrieben, um derselben, wie sehr sie auch von den Strömungen des modernen Denkens beeinflußt sein muß, ein „Halte, was du hast,“ zuzurufen. Eine Inhaltsangabe in der Form eines Auszuges aus dem Buche zu bieten, ist kaum möglich, da dies bei der gedrängten Darstellung desselben fast eine Uebersetzung erfordern würde; auch würde, da die meisten unsrer Leser dies Buch voraussichtlich doch noch nicht gelesen haben, es doch nur verwirrend wirken, wenn in der hier folgenden Darstellung auf die Sätze des Buches beständig Beziehung genommen und die etwa abweichende Meinung des Schreibers denselben gegenübergestellt würde. Es erscheint daher geeigneter, eine Bezugnahme auf das Buch ganz beiseite zu lassen und in selbständiger Darstellung dasselbe Ziel wie der Verfasser zu verfolgen.

Man kann ja freilich sagen, daß über den heiligen Gegenstand uns nichts Neues gesagt werden kann und darf, daß jede wahre Aussage darüber altbekannt und jede neue unwahr sein müsse, wie wir denn schon in unserm Katechismus bekennen, daß das Wort vom Kreuze der Mittelpunkt der christlichen Lehre sei; aber die Tatsache, daß ein bedeutendes und anziehendes Buch über den Gegenstand hat geschrieben werden können, beweist doch, wenn es für den Verständigen des Beweises bedürfte, daß das Wort vom Kreuze nicht bloß wie eine gute alte Münze angenommen und weiter gegeben werden soll, sondern es verträgt und verlangt, umgeschmolzen und mit unvermindertem Feingehalte in die Denkform der Zeit geprägt zu werden, daß die Wahrheit nicht bloß auf geheiligte Autorität hin gewissermaßen en block angenommen sondern begreiflich angeeignet werden darf. Es heißt: *γνῶνοι τὴν ὑπερβάλλουσαν πάσης γνώσεως ἀγάπην χριστοῦ.*

Wenn wir im Konfirmandenunterrichte die Frage zu behandeln suchen: „Warum ist das Wort vom Kreuze der Mittelpunkt der christlichen Lehre?“ so wird es uns wohl verhältnismäßig leicht, die negative Hälfte der Antwort dem Verständnisse der Kinder einleuchtend zu machen, daß wir verlornen Sünder weder durch Lehre noch durch Vorbild erlöst werden konnten, denn da bieten sich uns ja Analogien aus den verschiedensten Gebieten des Menschenlebens, aber die

positive Seite der Antwort: „allein durch das vollgültige Opfer in dem Leiden und Sterben unsres Heilandes Jesu Christi“ enthält die Wahrheit in einer sinnbildlichen Form, und den geistigen Inhalt dieses viel umfassenden Ausdruckes zu lebendiger Anregung faßlich zu machen, ist nicht so leicht. Das ist ja auch ganz in der Natur der Sache liegend, und wir dürfen nicht erwarten, durch logische Operation christliche Ueberzeugung erzeugen zu können, sondern es gilt, das Herz zu gewinnen, noch weniger dürfen wir uns einbilden, durch den oft so flüchtigen Konfirmandenunterricht eintrichtern zu können, was erst Frucht der Lebenserfahrung sein kann. Die Gefahr aber liegt nahe, daß der Unterrichtende, gewissermassen ums sich's bequem zu machen und die mühevolle Aufgabe auf dem schnellsten Wege zu erreichen, mit Worten operiert und auf dem Wege einer logischen Schlußfolgerung aus einleuchtenden Prämissen, die er sich zugestehen läßt, die die Wahrheit enthaltende Behauptung als notwendige Folge ableitet. Da wird also argumentiert: Im alten Bunde hat Gott zur Vergebung der Sünden Opfer verlangt, das ist zugestanden, in der Bibel steht's; aber diese Opfer waren sämtlich mangelhaft, ungenügend, auch dafür gibt's Bibelstellen; folglich mußte Gott selber ein besseres vollkommenes Opfer stellen, q. e. d. Das ist alles ganz richtig, aber es sind Worte; die Schlußfolgerung genügt für den Verstand der Kinder, sie genügt fürs Leben lang bei denen, die in frommer Pietät beim angeerbten Glauben stehen bleiben, aber sie fällt wie ein Kartenhaus zusammen, wo die Reflexion erwacht, wo der Glaube der Kindheit verlassen und vergessen ist und der Mensch vom Wege des Zweifels, der Sünde, der Verzweiflung zur Erkenntnis des Heiles zurückgeführt werden soll. Hier hilft keine logische Operation, denn sie appelliert nicht an die Gewissensüberzeugung. Dem Juden gegenüber konnte der Hebräerbrief wohl argumentieren: „So der Ochsen und Kälber Blut reiniget die Unreinen zur leiblichen Reinigung, wie viel mehr wird das Blut Christi unser Gewissen reinigen,“ denn dem Juden lag die Anschauung in Fleisch und Blut, daß ein Opfer das legitime Mittel sei, sich mit Gott ins rechte Verhältnis zu setzen, und die Steigerung a minori ad majus konnte dazu dienen, seiner religiösen Erkenntnis zur Klarheit zu verhelfen, aber dem modernen Menschen gegenüber fehlt für diese Argumentation die Grundlage.

Von den peinigenden und unfruchtbaren Uebungen kirchlich empfohlener guter Werke hinweg das Frieden suchende Gemüt auf sichern Boden zu stellen, war das religiöse Motiv der Reformation, über die entartete Tradition hinweg griff man zur Quelle der Offenbarung, die Gedanken des Römerbriefes sind die treibenden Kräfte eines neuen kirchlichen Lebens. Es gibt Perioden im kirchlichen Leben, wo die Menschen sich gewissermaßen passiv verhalten unter dem Einflusse geistiger Mächte, von der Macht der Ideen hingerissen werden, eine solche war die Reformationszeit. Aber die menschliche Selbsttätigkeit muß sich wieder geltend machen, es ist ein unausweichbarer Trieb, den Inhalt der Idee, um welche das Leben bereichert ist, sich menschlich anzueignen, verstan=

desmäßig zurecht zu legen. Diesem Triebe entsprechend entstand die Periode der protestantischen Orthodoxie, in welcher die Ideenmasse, die in dem Wörtchen Sola Fide liegt, in ein System auseinandergebreitet wurde. So entstand die altprotestantische Satisfaktionstheorie, bekanntlich nach Lessings Zugeständnisse das Werk des größten menschlichen Scharfsinns und doch schließlich ganz inadäquat der Lebensfülle der evangelischen Wahrheit. Der Pietismus wandte sich von ihr ab, indem er die Satisfaktion weniger in der historischen Tatsache auf Golgatha als in den gegenwärtigen Wirkungen Christi im frommen Gemüte fand, mehr den Christus in uns als den für uns als den Satisfaktor ansah. Die Aufklärung nahm die orthodoxe Theorie unter die Lupe und entdeckte an ihr die bekannten Mängel, die ihr als einem absolute Widerspruchslosigkeit beanspruchenden Systeme anhaften, der vulgäre Rationalismus ließ sie links liegen, der philosophische deutete sie um. Die Vermittelungstheologie und der orthodoxistische Pietismus, die etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in unsre Gegenwart den leitenden Einfluß geübt haben, von dem Bewußtsein ausgehend, daß die rationalistische Verflachung und Umdeutung der Heilswahrheit weder ursprünglich christlich noch dem bleibenden Heilsbedürfnisse der Menschheit genügend sei, suchen die christliche Wahrheit aus der mit modernen Mitteln besser verstandenen Schrift und aus der frommen Erfahrung zu begründen, wobei sie allerdings oft in mißglückender Weise zu dogmatischen Formen zurückgreifen, die der heutigen Denkweise, wie sie ja eben durch den vorangehenden Rationalismus beeinflußt ist, fremd bleiben müssen. Eine Predigtweise, die sich bemüht, eine in Gottes Wesen vorhandene Notwendigkeit nachzuweisen, daß zur Errettung des Menschen Blut vergossen werden müsse und zwar schließlch ein so kostbares Blut, daß es durch seinen qualitativen Wert für die Masse des schuldigen Menschenblutes ein Aequivalent biete, mag wohlmeinend und tiefgedacht sein, wird aber in die Gewissensüberzeugung unserer Zeit nicht eindringen können. Es ist nur naturgemäß, daß in der neuesten Phase der Theologie die historische Betrachtung des Lebens und des Leidens Jesu wieder in den Vordergrund getreten ist, die sich bemüht, die Heilsgeschichte in den Rahmen eines in Analogie mit allen menschlichen Entwicklungen sich vollziehenden Begebnisses zu fassen, wobei denn auch wieder die Gefahr der Einseitigkeit nahe liegt, daß bei dem Bemühen, die Tatsachen histprisch zu begreifen, der in denselben sich kundgebende göttliche Sinn verkannt oder zurückgestellt über dem zeitlichen Kausalitätszusammenhange der ewige Zweck der Tatsachen zurückgestellt wird. Jesus sollte und wollte leiden, das ist die Grundlage für die Verkündigung des Evangeliums: „Also hat Gott die Welt geliebt." Es war aber der Fehler der alten dogmatischen Theologie, daß sie das göttliche Wollen nach Analogie der bewußten menschlichen Absicht auffaßte, als ob Jesus von vornherein öffentlich aufgetreten wäre mit der Absicht zu sterben, als ob er ohne seinen Tod nicht Erlöser gewesen wäre und sich nicht hätte als Erlöser ansehen

können, als ob er alles, was er vor seinem Tode getan, mit dem vollen Bewußtsein der Vergeblichkeit getan hätte. Dem gegenüber ist die geschichtliche Auffassung im Rechte, wenn sie sagt, ein solcher Jesus führe nur ein scheinbar menschliches Dasein, der wahre Jesus hat menschlich gestrebt, gehofft, gekämpft, er hat etwas anderes gewollt, er hat Jerusalems Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein, er hat gehofft und gestrebt, das Gottesreich in Israel und durch dasselbe in der Menschheit aufzurichten durch sein Wort; nicht verworfen zu werden und zu sterben war von vornherein das Ziel seiner messianischen Laufbahn, sondern anerkannt zu werden und als König der Wahrheit zu siegen. Allerdings mußte ihm im Verlaufe seiner Wirksamkeit der unüberwindliche Widerstreit zwischen seinen Heilsabsichten und dem in seinem Volke vorherrschenden Geiste sich immer mehr aufdrängen, und das mußte ihn mit immer gewisserem Vorgefühl seines ihm bevorstehenden Ausganges erfüllen; daß er trotz völliger Klarheit über das Los, das er sich ziehen werde, vom Wege seines Berufes sich nicht abbringen ließ, das ist seine sittliche Größe, und die Reinheit und Hoheit seiner Gesinnung sichert ihm den Platz auf der Höhe der Menschheit. Diese historische Anschauungsweise kann nun einseitig bis zu der Ansicht vorgehen, Jesus habe ursprünglich seinem Tode, überhaupt seiner Person, gar keine erlösende Bedeutung zugeschrieben, eine Anschauung, die bekanntlich neuerlich in dem vielgerügten Worte ihren Ausdruck gefunden hat: in das Evangelium gehöre nicht der Sohn, sondern nur der Vater, die alte Unterscheidung zwischen einer Religion Jesu Christi, die man annehmen wolle, und einer christlichen Religion, die man abweise. Gegen diese Einseitigeit der historischen Auffassung richtet sich nun das Denneysche Buch.

Die auf das Einzelne gerichtete wissenschaftliche Betrachtung steht eben infolge ihres Verfahrens in Gefahr, den Blick auf die Zusammengehörigkeit und Einheit zu verlieren; es kann ihr fraglich werden, ob wir wirklich ein Neues Testament haben; „die Bücher, die zu demselben gezählt werden, sind nicht in der Absicht geschrieben, mit andern ihrer Art zu einem Ganzen verbunden zu werden, man kann von einer Theologie des Matthäus, Johannes, Paulus reden, aber nicht von einer neutestamentlichen, die neutestamentliche Theologie ist die Theologie einer Zeit, in der es noch kein Neues Testament gab."

Solche vereinzelnde Betrachtungsweise der neutestamentlichen Schriften ist ja wohl nützlich und notwendig, aber sie bildet doch nur eine Vorstufe für die zusammenfassende Erkenntnis: es gibt eine Einheit, die diese Schriften verbindet, nicht bloß eine äußerliche, begründet in der ungefähren Gleichzeitigkeit ihrer Entstehung, sondern eine innere, wesentliche, geistige, beruhend auf der Einstimmigkeit ihres Zeugnisses von Christo. Diese Einstimmigkeit muß sich auch erweisen in der Art und Weise, wie sie den Tod Jesu zu seinem Erlösungswerke in Beziehung setzen. Gerade hier aber steht die neuere Theologie in Gefahr, die Einheit zu verkennen und allerdings unverkennbar vorhandene Modi-

fikationen zu unvereinbaren Gegensätzen zu überspannen. Die Synoptiker oder ihre Gewährsmänner, sagt man, haben Jesum nach dem Fleische gekannt, und aus ihrer Darstellung ist zu entnehmen, was Jesus gelehrt hat, das Evangelium vom Reiche Gottes, in welches die Menschen durch Sinnesänderung eingehen sollen; Paulus hat nur den auferstandenen Christus geschaut, und für ihn beginnt das Erlösungswerk erst mit dem Tode Christi. Dieser Gegensatz ist nicht zu überspannen. Auf der einen Seite ist zu bedenken, daß wir keineswegs berechtigt sind, in den wenigen Briefen, die wir von Paulus haben, eine völlig erschöpfende Wiedergabe seiner gesamten Verkündigung zu sehen, als ob er seinen Zuhörern nie etwas von den Taten und Lehren Jesu erzählt habe, sondern immer nur davon geredet habe, daß er gekreuzigt und auferstanden sei. Das Evangelium, dessen er sich nicht schämt, ist auch ihm nicht ausschließlich ein Evangelium v o n Christo, sondern vorerst und vor allem das Evangelium Christi, so wie's dieser selbst in den Tagen seines Fleisches verkündigt hat. Paulus ist sich bewußt, daß er dasselbe Evangelium predigt, das Jesus gepredigt hat, und Paulus kann nicht verstanden werden, wenn man nicht im Auge behält, daß für ihn die Bekanntschaft seiner Leser mit der Lehre Jesu die selbstverständliche Voraussetzung bei seinen dialektischen Argumentationen bildet. Durch das Evangelium, wie es Jesus verkündigt, ist bei denen, die daran glauben, der Gesetzesdienst und das Trachten nach Werkgerechtigkeit getilgt, die Hülle der zur Erziehung der Unmündigen dienenden Gesetzesreligion ist gesprengt, von Gott selbst beseitigt, so daß es zur Sünde wird, ganz oder teilweise wieder in derselben Heil zu suchen; diese völlige Trennung von Gesetzesdienst und Leben in der Gnade, von Judentum und Christentum, ist offenbar gemacht durch die im Namen des Gesetzes vollzogene Verurteilung Jesu zum Kreuzestode. Darum ist ihm das Wort vom Kreuze die Zusammenfassung des ganzen Evangeliums.

Auf der andern Seite ist's auch nicht so, daß nach synoptischer Darstellung Jesus beim Beginne seines messianischen Wirkens in eine wolkenlose Zukunft geblickt, sich eine Erlösertätigkeit ohne Leiden und Tod ausgemalt habe, und daß er das Widerfahrnis seines Todes als eine von fremder, feindlicher Hand verursachte Hemmung und Störung seines Erlöserwerkes nicht aber als die eigentliche Erfüllung desselben angesehen habe. Jesus hat in seinem Berufsleben keine Enttäuschung erlebt, sein Schicksal ist für ihn kein Dementi ursprünglich glänzender Hoffnungen gewesen, sondern von Anbeginn seines Berufslebens an war die Uebernahme des Todesleidens für ihn eingeschlossen in die Uebernahme seines Berufs. Alle Evangelien beginnen den Bericht von seinem messianischen Auftreten mit dem Berichte von seiner Taufe. Manches wird uns betreffs der Bedeutung, welches das inhaltsschwere Erlebnis, das die Evangelisten im Lapidarstile berichten, für Jesum gehabt hat, verborgen bleiben. Wenn auch der ebionitisch-gnostische

Irrtum fern zu halten ist, daß Jesus bis zu seiner Taufe ein gewöhnliches Menschendasein geführt habe und erst bei der Taufe der Heilige Geist oder der Aeon Christus sich mit dem Menschen verbunden habe, so weist doch die evangelische Darstellung unverkennbar darauf hin, daß mit derselben eine epochemachende innere Erfahrung für Jesum verbunden war; der Himmel tat sich über ihm auf und die Stimme Gottes wird ihm in eindrucksvoller Weise vernehmbar; sie redet zu ihm mit Worten der alttestamentlichen Verheißung. Das eine Wort, das die Gottesstimme wachruft, ist aus Psalm 2, gerichtet an den messianischen König, dem der Welt Enden zum Eigentum gegeben werden sollen, das andere aus Jes. 42, gerichtet an den auserwählten Knecht. Was Gott zu ihm spricht, empfindet Jesus, und so bezeugt das über ihn gesprochene Taufwort, daß in der Empfindung Jesu die beiden Ideen, des zur Herrschaft berufenen Königs und des durch Leiden zur Verherrlichung dringenden Gottesknechtes, von Anfang an in der Auffassung seines Berufes verwachsen waren. Die Evangelien schildern Jesu Zusammensein mit dem Täufer nur als ein kurzes, Jesus kommt und Johannes tauft ihn, nachdem sie ein paar Worte miteinander gewechselt; es wird der Würde und, so zu sagen, der göttlichen Originalität Jesu nicht zu nahe getreten sein, wenn wir uns die Begegnung der beiden als einen längeren Verkehr denken, in welchem der Täufer zunächst mehr der Anregende und Mitteilende, Jesus mehr der Empfangende gewesen sein mag; die im Munde des Täufers schwerwiegende Anerkennung: „du bist größer denn ich," nicht das Resultat einer übernatürlich plötzlichen Schauung, sondern das durch die immmer mehr hervortretende hohe Selbständigkeit Jesu abgewonnene Urteil. Das apokryphe Evangelium an die Hebräer erzählt: „Siehe, die Mutter Jesu und seine Brüder sprechen zu ihm: Johannes taufet zur Vergebung der Sünden, laßt uns gehen und uns von ihm taufen lassen; aber er sprach zu ihnen: Was habe ich für Sünde getan, daß ich mich sollte von ihm taufen lassen, es müßte denn sein, daß eben dies Wort, das ich jetzt gesprochen, eine Verirrung שְׁגָגָה wäre." Die Erzählung trägt den Stempel der Erfindung an sich, sie ist der Ausdruck der Reflexion, welche die Anhänger Jesu angestellt haben über die befremdliche Erscheinung, daß der Sündlose sich zur Bußtaufe eingestellt hat; so ungefähr müsse es gewesen sein. Wie verflachend aber ist diese Darstellung; fremder Zurede folgend, seiner Makellosigkeit bewußt, aber doch derselben nicht recht sicher, läßt sich Jesus in die vom Täufer angeregte Bewegung hineinziehen; solcher unselbständigen und unsichern Stimmung gegenüber wäre das Sichauftun des Himmels und das Vernehmen beseligender göttlicher Zusicherung wohl nicht erklärbar. „Laß es jetzt also sein, denn also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen," antwortet Jesus dem demütig zurücktretenden Täufer. Dem Sinne der evangelischen Berichterstattung nach ist in diesen Worten auf der einen Seite jedenfalls nicht das leiseste Zugeständnis Jesu enthalten, daß auch er wie seine übrigen Volksgenossen eine Reinigung von persönlicher Schuld bedürfe, daß er etwa

habe sagen wollen: „Du hältst mich zwar für sündlos, aber wenn ich auch nicht darüber reden will, so weiß ich's doch besser." Auf der andern Seite kann Jesus die Taufe nicht begehrt haben, bloß um einer nun einmal eingeführten Form zu genügen, und wenn's von Johannes heißt: „da ließ er's ihm zu," so kann er's nicht in dem Sinne getan haben: meine Taufe hat zwar dir gegenüber keinen Sinn, aber weil die andern alle getauft werden und du's so haben willst, will ichs tun. Jedenfalls kommt in diesem Zwiegespräche die auf einem längeren Verkehr beruhende geistige Einwirkung Jesu auf den Täufer zur Darstellung, in dem er ihm das geistige Geheimnis tiefer aufgedeckt hat, das durch seine Taufe abschattend dargestellt wird. Im Sinne des Johannes war die Taufe ein Abbild der von Gott geforderten Reinigung von Sünden durch energische Anwendung des göttlichen Gesetzes aufs persönliche Leben; durch seine Taufe sprach Johannes zum Volke: was ihr jetzt an eurem Leibe getan habt, das tut an eurer Seele. Jesus wird ihn auf die tiefere Wahrheit hingewiesen haben, die die Taufe abschattet, wie er's auch dem Nikodemus dargelegt hat: Nicht wohlmeinendste menschliche Anstrengung führt ins Reich Gottes, sondern eine Gottestat, nicht Wiedergeburt sondern Neuschöpfung, durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Sterben zum Leben; in diesem Sinne will er die Taufe als eine Initiation zum ununterbrochenen Dienste des Gottesreiches über sich ergehen lassen, in diesem Sinne die Idee des Knechtes Gottes erfüllen, von dem es heißen muß: „er ist unter die Uebeltäter gerechnet." Wir würden's begreiflich finden, wenn Jesus sich neben Johannes dem Volke gegenüber gestellt und die Sünder zur Buße gerufen hätte, aber er stellt sich auf die Seite der Sünder. Das ist der Eindruck, welchen der Täufer von Jesus erhalten, den ihn der vierte Evangelist mit den Worten ausdrücken läßt: „Das ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt."

Auf die Taufe folgt die Versuchung. Wohl wird man berechtigt und genötigt sein, die Darstellung der Versuchungsgeschichte als eine symbolische Einkleidung der Versuchungen anzusehen, welche Jesus fortwährend in seinem Berufsleben erwuchsen aus dem Widerspruche zwischen seiner Gottessohnschaft und der fortwährenden Nötigung zur Selbsterniedrigung und Selbstverleugnung, die ihm sein Beruf auferlegte; aber daraus geht nicht hervor, daß die ganze Erzählung als eine Allegorie aufzufassen sei, mit der *nur* gesagt werden sollte, daß Jesus versucht ist allenthalben gleich wie wir; sondern die *Absicht* der Synoptiker ist offenbar, von einer besonderen, einen bestimmten Lebensabschnitt ausfüllenden Erfahrung Jesu zu berichten, und es ist absolut kein Grund, an der Wirklichkeit dieser Erfahrung zu zweifeln, ihr Zusammenhang mit der Taufe ist psychologisch zu tief begründet. Auf die Stunde der feierlichen Erhebung mußte die Erschütterung des Kampfes folgen. Die Geschichte vom Wüstenaufenthalte Jesu bezeugt, daß er in den Kampf seines Lebens vorbereitet eingetreten ist; zunächst nur negativ ist die Richtung seines Entschlusses ausgesprochen: so soll und darf's nicht gehen, wie menschliche Erwartungen sich die Laufbahn eines Mes-

sias ausmalten und wie das Kraftgefühl übernatürlicher Begabung ihm als Möglichkeit vorspiegelte, nein, so nicht, wie dann? Das stellt er in Gottes Hand, aber vorbereitet ist er auf alles; wenn Widerspruch, Verwerfung, Schmach und Tod an ihn herantreten, so mag er davor schaudern, aber unerwartet, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, wie's die Jünger überrascht hat, wird ihn keine Katastrophe treffen, er wird wissen, was er zu tun hat; „laß es also sein, also gebühret es sich, alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Wie dann auf der andern Seite sein Los sich gestalten werde, nachdem er's prinzipiell und endgültig abgewiesen, dem falschen Messiasideale nachzujagen, das mag ihm allmählich mit steigender Deutlichkeit vor die Seele getreten sein; es hat nichts gegen sich, wenn wir uns diese Erkenntnis als eine allmählich sich mit steigender Gewalt aufdrängende denken; Schriftkenntnis, Menschenkenntnis, scharfe Beobachtungsgabe und sichere Urteilskraft mögen ihm die Konsequenzen vor Augen geführt haben, zu denen die Verfolgung des von ihm erwählten Weges führen mußte, bis dann endlich mit der Klarheit des Hellsehens die ganze Scene seines Leides in allen Einzelheiten unaustilgbar vor seiner Seele stand. Das Beispiel der Propheten, der Tod Johannes des Täufers, der Haß der Pharisäer, die Unzuverlässigkeit des Volks, waren ihm jedenfalls wohlbeachtete Stimmen der Warnung, die sein klares Urteil vor trügerischen Hoffnungen bewahrten, aber den Hauptgrund seiner Gewißheit über seinen Ausgang bilden doch nicht menschliche, wenn auch noch so vernünftige Schlüsse, auch nicht die mit hellsehender Klarheit sich ihm aufdrängende Vision, sondern die unmittelbare aus dem stetigen Verkehre mit Gott geschöpfte Sicherheit in der Auffassung seines Berufes.

Wohl hat diese Gewißheit der bleibenden Gemütsstimmung Jesu den Charakter des weihevollen Ernstes aufgeprägt, wie man ja öfter vielleicht zu einseitig betont, daß nirgends in den Evangelien von einem Lachen Jesu die Rede sei, aber die Lebensfreudigkeit hat der Ausblick in die Zukunft ihm nicht genommen, dankbarer Lobpreis Gottes ist die Grundstimmung seines Lebens, die Zeit seines Wirkens ist die angenehme Zeit, der Tag des Heils, das Himmelreich gleich der königlichen Hochzeit. Immer wieder aber, und schon von früh an, bricht aus dem Hochgefühl des Wirkens ein Wort hervor, das davon Zeugnis gibt, wie unvergessen der Beruf zu leiden ihm ist. Die Erzählung Mark. 2, 18 führt in den Anfang seiner galiläischen Wirksamkeit. Jesus verteidigt seine Jünger, daß sie nicht fasten: „Die Hochzeitsleute können nicht fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist, wenn derselbe von ihnen genommen sein wird, werden sie fasten." Es ist natürlich ein rein ungegründeter Machtspruch, wenn Kritiker behaupten, so könne Jesus überhaupt nicht oder wenigstens in jener Anfangsperiode nicht geredet haben, und es ist ferner eine dem Sinne des Evangelisten nicht entsprechende Mißdeutung, wenn man sagt, das Wort deute nicht notwendig auf einen frühzeitigen und gewaltsamen Tod, sondern nur auf das allen Menschen unausweichlich bevorstehende Ende.

Weniger deutlich als in der eben besprochenen Stelle aber nach unserm Urteil doch auch unverkennbar ist die Hinweisung auf seinen Tod in dem Worte Jesu, mit dem er sich mit Jonas vergleicht. Mark. 8, 12 heißt es bloß: „Es wird diesem Geschlechte kein Zeichen gegeben werden.“ Luk. 11, 29 und Matth. 16, 4: „Es wird diesem Geschlechte kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas.“ Dagegen Matth. 12, 40 hat den Zusatz: „denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch war, so wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein.“ Die Worte in der Form, wie sie Luk. 11 und Matth. 16 geben, tragen den Stempel der Originalität an sich, der Zusatz Matth. 12 erscheint als eine späterer Zeit entstammende Interpretation, es fragt sich, ob sie den ursprünglichen Sinne des kürzeren Wortes richtig wiedergibt; ein strikter Beweis läßt sich nicht führen, doch erscheint es wahrscheinlich. A. Schweizer sagt: Die Abzweckung dieser Rede ist klar wie der Tag, Christi Predigt verdiene durch sich selbst Glauben und habe nicht nötig, solches durch etwas außer ihr zu erborgen, Christus wolle einfach sagen, daß er diesem Geschlechte k e i n Zeichen geben werde, gleich wie Jonas, der den Niniviten kein Zeichen gab als nur seine Predigt. Diese Auffassung scheint doch nicht so klar wie der Tag zu sein; es läßt sich nicht einsehen, warum Jesus, wenn er nur das sagen wollte, gerade den Jonas genannt habe und nicht irgend einen der anderen Propheten, die auch kein Zeichen gegeben haben. Das tertium comparationis zwischen Jesu und Jonas scheint doch vielmehr darin zu liegen, daß Jonas den Niniviten als ein Bote aus einer fremden Welt erschien, daß er nicht durch ein einzelnes Werk sondern durch sein ganzes Dasein eine Wundererscheinung war. Wenn demnach auch der Wortlaut jenes Zusatzes Matth. 12, 40 mit den drei Tagen und drei Nächten keine rechte Parallele zum nur einen Tag und zwei Nächte dauernden Verweilen Jesu im Grabe bietet, so ist doch mit höchster Wahrscheinlichkeit das kürzere und jedenfalls authentische Wort, wie es Luk. 11 und Matth. 16 bieten, durch den Zusatz Matth. 12 richtig interpretiert, und Jesus hat auf seinen Tod und seine Auferstehung hingewiesen, man wird ihn töten, aber sein eigentliches Wirken wird nach seinem Tode erst recht beginnen.

Aber nicht nur in vorläufigen und so zu sagen gelegentlichen Anspielungen hat Jesus von seinem Ausgange geredet, sondern in ausdrücklichen wiederholten Unterweisungen hat er sich bemüht, seine Jünger mit dem ihn erwartenden Ende vertraut zu machen. Nachdem er durch Petri Mund seinen Jüngern das nicht mehr nur auf rascher Begeisterung wie bei Nathanael (Joh. 1, 51) sondern auf gereifter Ueberzeugung beruhende hohe Bekenntnis entlockt: „Du bist der Christ, des lebendigen Gottes Sohn,“ von der Zeit an beginnt gewissermaßen eine zweite Epoche in seiner Lehrwirksamkeit. „Von der Zeit an,“ heißt es Matth. 4, 17, begann Jesus zu sagen: „tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen;“ „von der Zeit an,“ heißt es Matth. 16, 21, „begann Jesus zu zeigen seinen Jüngern, daß er müsse hinaufgehen gen

Jerusalem und getötet werden." Seine Zuhörerschaft bildet nun weniger die Volksmenge als vielmehr der engere Jüngerkreis, nicht mehr das Was sondern das Wie der Verwirklichung des Gottesreiches bildet den Hauptgegenstand seiner Unterweisung, der Hinweis auf seine Person, insbesondere auf seinen Tod, tritt in den Vordergrund. Dreimal berichtet insonderheit Markus von ausdrücklichen Versuchen Jesu, seine Jünger auf das göttliche „Müssen", dem er sich unterworfen weiß, aufmerksam zu machen. Mark. 8, 31; 9, 31; 10, 32 mit Parallelen bei Matth und Luk. und außerdem zeigen die Inperfekte, die der Evangelist gebraucht, ἐδίδασκε und ἔλεγε, daß von wiederholten Bemühungen Jesu, seine Jünger in das Geheimnis seines Berufes einzuführen, die Rede ist. Wenn man öfter gesagt hat, daß in den Episteln unverhältnismäßig viel mehr vom Tode Jesu geredet werde als in den Evangelien, so läßt sich das schwerlich aufrecht erhalten, wenn man daran denkt, daß nach der letzteren Berichte Jesus es geradezu zu seiner Hauptaufgabe gemacht zu haben scheint, seine Jünger auf den Zusammenhang seines Todes mit seinem Berufe hinzuweisen. Es ist doch kein zufälliges Zusammentreffen, daß Jesus die ausdrückliche Ankündigung seines Todes gerade dann beginnt, nachdem er das Bekenntnis seiner Jünger von seiner Messianität empfangen und angenommen hat, und, mag man's gewissermaßen für eine stilistische Eigentümlichkeit halten, daß Jesus häufig nicht einfach in der ersten Person von sich redet, sondern in der dritten, vom Sohne des Menschen, so liegt doch darin der Gedanke ausgesprochen, daß er, eben weil er der Christ, des Menschen Sohn sei, solchen Tod leiden müsse, daß die Uebernahme dieses Leidens zu seinem Berufe gehöre; es ist nicht die aus den Umständen hervorgehende Unvermeidlichkeeit seines Todes, die er seinen Jüngern klar machen will, sondern es ist der göttliche Heilsgedanke, den er mit der Uebernahme seines Berufes sich angeeignet, mit dem er seine Jünger aussöhnen will.

Warum aber gehört zu seinem Berufe das Leiden? Zum ersten, es ist Gottes Wille, Petrus mit seinem Rate: „schone deiner selbst," meinet nicht was göttlich ist. Aber der Wille des Vaters kann doch für den Sohn kein unverstandner sein, dem er sich blindlings zu unterwerfen habe, ohne einzusehen: warum? Zum andern: auf daß die Schrift erfüllet würde; aber das ist doch dasselbe, die Schrift hat doch nur Anspruch, erfüllt zu werden, weil sie Gottes Rat ausspricht, sie ist doch für Jesum nicht eine Summe von Satzungen, die er auszuführen hat, gleichviel ob er ihren Zweck versteht. Ueber dies Warum gibt Jesus selbst Auskunft in ausdrücklichem Ausspruche, Mark. 10, 45: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einem Lösegelde für viele." Bei diesem Worte ist zunächst festzuhalten, daß Jesus von einem einheitlichen Zwecke seines Lebens spricht, nicht etwa: „daß er diene und dann noch außerdem sein Leben gebe," er bezeichnet vielmehr seinen Tod als die direkte Fortsetzung und Vollendung seines Lebenswerkes, durch seinen Tod wirkt er in gleicher Weise wie durch sein Leben. Man muß

sich also bei der Auslegung unserer Katechismusantwort vor einem gewissen nicht immer vermiedenen Dualismus hüten, als habe Jesus während seines Lebens durch Lehre und Vorbild gedient, dieser Dienst aber sei nicht ausreichend und die göttliche Gerechtigkeit habe noch außerdem ein Opfer, eine freiwillig übernommene Strafe verlangt.

Den Dienst, den Jesus durch die Hingabe seines Lebens leisten will, bezeichnet er als die Zahlung eines Lösegeldes, offenbar liegt hier die Vorstellung zu Grunde, daß die Menschen, um derentwillen, oder an deren Statt, (ἀντί) weil sie selbst unvermögend sind, dies Lösegeld dargebracht wird, in einem Zustande der Gebundenheit sich befinden. Nun kann allerdings der theologische Scharfsinn fragen: wem wird dies Lösegeld bezahlt? wer läßt die Menschen ohne dies Lösegeld nicht los? Die kirchliche Orthodoxie antwortet bekanntlich hierauf: Gott, während die ältere Auffassung, die auch bei Luther manchmal wiederkehrt, daß dem Teufel das Lösegeld gezahlt sei, als weniger zutreffend fallen gelassen ist. Die orthodoxe Antwort ist ja auch ganz richtig, insofern alles, was tatsächlich vorhanden ist, auf Gott als den letzten Verursacher zurückzuführen ist, und das tatsächliche Unvermögen der Menschen zur Selbsterlösung kann daher als ein Gebundensein derselben durch göttliche Gerechtigkeit bezeichnet werden. Aber man muß sich bewußt bleiben, daß das theologische Theorie ist und nicht religiöses Empfinden; die Frage, wem das Lösegeld bezahlt werden müsse, liegt jenseits des Gesichtskreises unserer Stelle. Gewiß hat Jesus nicht, als er die Worte sprach, die Reflexion dabei angestellt: ich muß mein Leben hingeben, denn sonst läßt mein Vater vermöge seiner Gerechtigkeit die Menschen nicht aus ihrem Stande der Gebundenheit. Die Worte sind vielmehr der einfache Ausdruck für den Entschluß Jesu, in seinem Bemühen, zu dienen, das er im ganzen Leben geübt, bis zum blutigen Ende zu verharren, da dieselben aus eignem Vermögen sich aus dem verlorenen Zustande nicht zu retten vermögen. Das Wort enthält keine Theologie, sondern herzliches Erbarmen: er sahe an das Volk und es jammerte ihn sein, denn sie waren verschmachtet wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und was ist der Dienst, den er in seinem ganzen Leben den Menschen zu leisten bemüht gewesen ist, den er also in seinem Tode fortführen und vollenden will? Die Antwort liegt in dem Worte: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ u. s. w. Fragen wir nun weiter: wie konnte Jesus der Meinung sein, daß er gerade durch seinen Tod der Menschheit diesen Dienst leisten werde, und daß ohne seinen Tod dieser Dienst nur unvollständig geleistet sein würde? Als Antwort gilt die weitere Frage: Auf welchen Grund hin und mit welchem Rechte konnte Jesus schon während seines Lebens sagen: kommet her zu mir, ich will euch erquicken? Offenbar nicht bloß dadurch, daß er von der Liebe Gottes predigte, denn das hat schon der Sänger von Psalm 103 getan, sondern dadurch, daß er die heilige Liebe Gottes, die, selbst wandellos, die Sünder nicht verstößt, in seinem Leben realisierte. Ganz dieselbe Wirkungsmacht schreibt er seinem Tode

zu. Man hat die Authentie des Wortes vom Lösegelde bestreiten wollen, weil es einen paulinischen Ideengang verrate, als ob man nicht vielmehr Paulus von Jesu beeinflußt denken müßte und Paulus nach Jesu auszulegen hätte.

In der Einsetzung des heil. Abendmahls endlich gibt Jesus die letzte, eindrucksvollste Erklärung über die Bedeutung, die er seinem Tode beimißt, daß er die Grundlage für die Stiftung eines neuen Bundes sein werde, in welchem die Zugehörigen Vergebung der Sünden haben sollen. Vergebung der Sünde ist die Basis für die Erquickung und Ruhe der Seelen, die er den Seinen verheißt.

So sehen wir denn, daß nicht nur Paulus und die von ihm beeinflußten neutestamentlichen Schriftsteller den Tod Jesu mit seinem Erlösungswerke in Zusammenhang gebracht haben, sondern daß Jesus selbst denselben als die Vollendung seines Berufes aufgefaßt und bezeichnet hat, er erklärt aufs feierlichste, daß ohne seinen Tod der neue Bund nicht zustande kommen, Vergebung der Sünde und Ruhe der Seele nicht gewonnen werden könne. Es ist also nicht richtig, daß in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt, nicht der Sohn, sondern nur der Vater gehöre, und doch ist die gerügte Aeußerung nicht ohne Grund. Wir werden nicht zweierlei Predigt Jesu unterscheiden dürfen, so daß er eine Zeitlang eine Erlösung ohne sein Blut und später eine Erlösung durch dasselbe verkündigt hätte, sondern wie er von Anbeginn an die Hingabe in Leiden und Tod in die Auffassung seines Berufes eingeschlossen hat, so hat er anderseits bis zum letzten Ende von keinem andern Fundamente und Quelle der Erlösung verkündet als von der freien ewigen Gnade seines himmlischen Vaters. Wie anders hätte die Predigt Jesu lauten müssen, wenn er nicht auf die gegenwärtige väterliche Gesinnung Gottes mit ihrer Bereitwilligkeit, dem bußfertigen Sünder zu vergeben, sondern auf eine von ihm selbst erst zu erwartende Leistung hätte hinweisen wollen, durch die er dem Vater ermöglichen werde, die Sünden zu vergeben. Nirgends in Lehrrede oder Gleichnis spricht Jesus davon, daß die Menschen auf seinen Kreuzestod als auf das Fundament der Erlösung zu warten hätten, nirgends davon, daß zwischen dem bußfertigen Sünder und Gott ein priesterlicher Vermittler von nöten sei; gerade aus geht der Weg des bußfertigen Sünders zu Gott: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen," und geraden Weges kommt Gott herab zum Sünder, ohne einen Mittler zu senden.

So mag man denn auch sagen, wenn man den Wortlaut pressen will, daß in das Evangelium, wie es Jesus gepredigt hat, nur der Vater gehöre, denn überall sucht er ja nur die Ehre des Vaters, und auch wenn er die Augen selig preist, die ihn sehen, tut er das nur, weil er dabei gar nicht auf sich weisen will, sondern auf die große Gnade Gottes, deren Bote er ist, und obwohl er zweifellos von seinem Kreuzestode geredet hat, gehört doch die Rede davon nicht im eigentlichen Sinne zu seinem Evangelium, denn als frohe Botschaft konnte er die Ankündi-

gung desselben nicht auffassen. Evangelium Jesu ist die Botschaft von der freien Gnade Gottes, die jedem Bußfertigen zu teil wird. Aber was ist Buße? Wo soll sie herkommen als aus der Erkenntnis der Sünde? Und wo soll Erkenntnis der Sünde herkommen, als aus der Erkenntnis Gottes? Und wie soll Erkenntnis Gottes möglich sein, ohne daß er sich vollendet für uns Menschen offenbart, so daß in seiner Offenbarung sein tiefstes Wesen und seine Gesinnung gegenüber der Sünde erkannt wird? Darum ist kein Dualismus zwischen einer ursprünglichen Predigt Jesu, die nur Bußpredigt und vergeistigte Gesetzespredigt gewesen wäre, und einer paulinischen Predigt, die statt des Vaters den Sohn ins Evangelium gebracht, sondern Pauli Verkündigung wurzelt in der Jesu, und wie es keinen doppelten Beruf Jesu gegeben hat sondern nur einen Dienst, den er im Leben und im Sterben Gotte und den Menschen geleistet, so ist auch durch die Verkündigung von seinem Tode zur Vergebung der Sünden die ursprüngliche Verkündigung von der freien Gnade Gottes gegen den bußfertigen Sünder nicht umgestoßen sondern besiegelt worden. Gottes Gnade ist frei, aber sie kostet ihn sein Bestes; er muß sich selbst in seiner Herrlichkeit, d. i. in seiner heiligen Liebe offenbaren, um so die Menschen für eine *μετάνοια* Sinnesänderung fähig zu machen, zu der alle Gesetzespredigt, so erhaben sie auch sein mochte, sie nicht erheben konnte. Und wie damals das Volk Israel und die heidnische Völkerwelt erst durch die Predigt vom Kreuze zur rechten Erkenntnis seines Wesens und seiner Gesinnung gegenüber der Sünde gebracht werden konnte, so ist's auch jetzt noch immer dem einzelnen gegenüber, auch heute kommt kein Mensch zur rechten Erkenntnis Gottes und seiner Stellung zu Gott als gegenüber dem Kreuze Jesu.

Wohltätigkeit.

Ein Referat das verhandelt und angenommen wurde von dem Pennsylvania-Distrikt der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, bei Gelegenheit der Versammlung desselben zu Switzer, O., 1904. — Auf Wunsch zum Druck befördert von J. Niemann, Pastor der evang.-luth. Dreieinigkeitsgemeinde in Dorseyville, Pa.

Was ist Wohltätigkeit? Eine Tat, die wohltut, und zwar in doppelter Beziehung, 1. sofern sie mir selbst und 2. sofern sie meinem Nächsten wohltut. Denn die Wohltat vollzieht sich immer zwischen zweien, zwischen einem Spender und einem Empfänger. Wohltat ist kein bezahlter Dienst, sondern Liebesdienst. Der hartherzige und hochmütige Mensch wird sich niemals wahrhaft wohltätig erzeigen, so wenig wie der habgierige und selbstsüchtige. Ein sprechender Beweis hierfür ist der reiche Jüngling im Evangelio (Matth. 19, 21. 22). Zur Ausübung der Wohltätigkeit gehört Wohlwollen, Mitgefühl, Warmherzigkeit. Mithin ist Wohltätigkeit sich auswirkende Nächstenliebe, segnende und gesegnete Barmherzigkeit.

Sofern die Beweggründe für das Wohltun in Betracht kommen,

darf man zwischen humaner und christlicher Nächstenliebe unterscheiden.

1. Humane Wohltätigkeit.

Humanität im gewöhnlichen Sinne ist Menschenliebe ohne Beziehung auf Gott. Der Philanthrop, der Menschenfreund hat vielleicht nie zu Gott gebetet, ja noch nicht einmal von ihm gehört, und kann dabei dennoch Wohltat ausüben. Von Pharaos Tochter, der Aegypterin, erzählt die Geschichte: „es jammerte sie" — des Findelkindes. Und obwohl sie bald erkannte, daß es ein hebräisches Knäblein war, so hält sie selbst der gestrenge Mordbefehl ihres königlichen Vaters nicht zurück, das Kind doch zu adoptieren. — Als während des chinesischen Boxeraufstandes etliche amerikanische Missionare eine russische Truppenabteilung umsonst um deren Beistand angerufen hatten, kamen die in der Nähe befindlichen Japaner den Hartbedrängten sofort zur Hilfe. Solche Beweise von Edelmut verdienen wohl kaum das Prädikat „glänzende Laster". Der Schöpfer selbst hat die Selbstliebe wie die Nächstenliebe in das Menschenherz gepflanzt. Paulus sagt: „Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nähret es und pfleget sein." Jesus, der Herzenskündiger, bezeugt öffentlich: „Ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben; wo bittet unter euch ein Sohn den Vater ums Brot, der ihm einen Stein dafür biete? und so er um einen Fisch bittet, der ihm eine Schlange für den Fisch biete? oder so er um ein Ei bittet, der ihm einen Skorpion dafür biete?" Und Jehova fragt bei Jesaias: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?" Ob aber der Herr humane Wohltätigkeit, selbst wenn sie ohne Gotteserkenntnis geübt wird, auch wohl wägt und lohnt? Wie geschieht der heidnischen Witwe zu Zarpath, — denn wenn Jesus Luk. 4 diese Witwe neben Naeman hinstellt, so ist kein Zweifel, daß er sie als „Heidin" bezeichnen will, wovon auch der aus diesem Vorhalt entspringende Zorn der in der Schule zu Nazareth zusammengekommenen Juden zeugt, — wie also geschieht dieser Heidin, die eben ihren letzten Bissen essen und sterben will, als sich der Prophet Elias zu ihrer Hütte naht? Obschon sie also selbst der Unterstützung bedürftig ist, so gibt sie dennoch Elias auf dessen Bitten ihr letztes — und wird von Gott über Bitten und Verstehen für solche selbstlose Wohltat gesegnet; denn das Mehl im Kad ward nun nicht verzehret und dem Oelkruge mangelte ebenfalls nichts, bis der Herr wieder regnen ließ auf Erden. „Einer teilet aus, und hat immer mehr," sagt Salomo.

Diese göttliche Vergeltung hört aber auf, sobald die menschliche Berechnung bei der Wohltätigkeit mit ins Spiel kommt. Es ist in Gottes Augen die Wohltat nichts „Sonderliches" mehr, wenn der Mensch dabei das Prinzip der gegenseitigen Unterstützung aufstellt; wenn es erst heißt: do, ut des, — ich gebe, damit du gibst! Schon Cicero bemerkt: „Wenn man die andern um seiner selbst willen liebt, wie Aecker, Wiesen und Vieh, von denen man Nutzen sieht, so ist das Geschäft, aber keine Liebe.

Das eigentümliche der Liebe ist, daß sie umsonst gegeben wird." Und Jesus sagt: „So ihr liebet, die euch lieben; so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also?" Seine Anweisung lautet daher so: „Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl machest, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Gefreundeten, noch deine Nachbaren, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wieder laden, und dir vergolten werde; sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden: so bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten."

So wenig also der pünktlich vergeltende Gott diese Zöllnerklasse wegen ihrer zweifelhaften Wohltätigkeit in seine Verdienstlisten einträgt, gerade so wenig findet er das bei der Pharisäerklasse nötig. Heißt es nämlich bei der Zöllnerwohltätigkeit immer: keine Leistung ohne Gegenleistung, Werk gegen Werk; so sieht der Pharisäer allerdings auch nicht ganz von solcher menschlichen Gegenleistung für genossene Wohltaten ab, er zählt zum wenigsten auf einen „großen Dank," noch lieber ist ihm freilich ein öffentliches Loblied, gesprochen oder gedruckt. Zöllner und Pharisäer berechnen erst vorsichtig, ob eine Dienstleistung gegen einen Bedürftigen sich auch lohnt; der Zöllner, wieviel in klingender Münze, der Pharisäer, wieviel in klingenden Worten dabei herauskommt. Darum erläßt Jesus gegen die pharisäische Wohltätigkeit ebenfalls eine kräftige Warnung, indem er sagt: „Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler tun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!" Schon Aristoteles sah in der Wohltätigkeit ein Mittel, sich populär zu machen. In diesem Punkte stimmt also der jüdische Pharisäer mit dem heidnischen Philosophen völlig überein. „Es ist ein Eigenes um die Gabe," sagt Vetter. „Gabe ist ein Stück vom Geber. Wir geben mit der Gabe etwas von uns, so mancher etwas von seinem Hochmut, Protzentum, von seiner Selbstgerechtigkeit, ja Geringschätzung und Verachtung des der Gabe Bedürftigen. Und das auch in feinster, vornehmster Gesellschaft; man gibt, um sich nicht lumpen zu lassen, um zu zeigen, daß man es vermag, um seinen feinen Geschmack, seinen vornehmen Sinn, seine Freigebigkeit vor den Leuten leuchten zu lassen. Und auf der Gabe lastet ein Fluch, und ein böser Geist geht mit und reizt zu Hochmut und dummem Luxus, zu Schaugepränge des Nichtigen und Nutzlosen, und wirkt sündlich ins tausendste Glied in Industrie und Handel und Gewerbe, verdirbt den Volksgeschmack und leitet die Arbeit und Mühe der Menschen in falsche Bahnen. Mancher auch gibt aus sorgloser Verschwendung, weil ihm wenig oder nichts daran liegt, gibt, was er immer mag, was er nicht braucht, und der Dank des Beschenkten und der Ruf eines Freigebigen schmeichelt seiner Eitelkeit." Der Hund freilich freut sich, wenn ihm sein Herr den Knochen zum Abnagen hinwirft, ob es aber

in Gottes Augen auch recht ist, wenn der Reiche den Armen in gleicher Weise abfertigt, nämlich mit den Brosamen, die von der Herren Tische fallen? Werfen wir doch einen Blick auf das Gleichnis vom verlorenen Sohn, und fragen wir uns, ob dasselbe uns nicht auch einen bedeutsamen Wink für unser Wohltun, und nicht bloß ein Bild von Gottes Wohltun geben kann. Der Sohn kehrt heim als zerlumpter, ausgehungerter Bettler. Seine Liebesansprüche an seinen reichen Vater sind äußerst bescheiden: er verlangt von ihm nicht die Anerkennung als Sohn, er begehrt nur die Stellung eines Tagelöhners. Er will also arbeiten und sein eigen Brot essen. Was tut aber nun der Vater? Erzeigt er dem demütig Bittenden gerade nur so viel Wohltat, als dieser erfleht? Nein, er gibt ihm über Bitten und Verstehen. Nicht Tagelöhner darf der Bettler werden, sondern er wird huldvoll wieder in sein Kindesrecht eingesetzt; auch wird nicht etwa das magerste Kalb bei der Rückkehr des Armen geschlachtet und zubereitet, sondern ein gemästetes Kalb. Desgleichen wird ihm nicht ein abgelegtes, sondern vielmehr das beste Kleid angelegt, zudem bekommt er wieder Schuhe an die Füße und einen Reif an seinen Finger. So handelt Gott. Er erhört unser Bitte, aber nicht, wie wir's für gut befinden, sondern wie wir's brauchen. Sollte das nicht ein beherzigenswerter Wink auch für uns sein, die wir Kinder des Allerhöchsten heißen? Sagt nicht der Heiland: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist?" Wenn der arme Lazarus, der vor der Tür des reichen Mannes liegt, nicht mehr begehrt, als sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, ist damit auch gesagt, daß der reiche Mann ihm wohl die begehrten Brosamen hätte geben sollen, daß er aber für die zahlreichen Wunden und Schwären des Armen nichts zu tun brauchte, bloß deshalb nicht, weil Lazarus dies nicht ausdrücklich geäußert hatte? Das Wohltun und Mitteilen, das der Apostel so nachdrücklich anempfiehlt, weil solche Opfer Gott wohlgefallen, ist nicht nur eine Tugend, sondern auch eine Kunst, wovon der selbstsüchtige Zöllner so wenig etwas versteht wie der ehrgeizige Pharisäer, weshalb sie göttlicherseits auch unbelohnt ausgehen.

Wie ist es aber mit jenen Wohltätern, die mit Unwillen, nur aus Zwang geben? Hören wir Paulus. Er spricht: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!" Also nicht einen jeden Geber, sondern nur den fröhlichen. Das ist aber kein fröhliches Geben, wenn man nur um des „unverschämten Geilens" willen aufsteht und dem bittenden Nächsten gibt. Unser Wohltun muß nicht aus der Dur-, sondern aus der Moll-Tonart gehen. So wenig Gott Gefallen hat an dem Schellengeklingel der Pharisäer: „Ich gebe den Zehnten von allem, das ich habe!" so wenig ergötzt ihn das Zetergeschrei der Geizhälse: des Bettelns ist auch gar kein Ende! Es verbittert den bedürftigen Nächsten und erzürnt zugleich den freigebig gewesenen Gott, wenn jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu. Treffend mahnt daher Paul Heyse die vermögende Klasse:

Sei zum Geben stets bereit,
Miß nicht kärglich deine Gaben;
Denk, in deinem letzten Kleid
Wirst du keine Taschen haben!

Und Aug. Wolf bekennt echt christlich: „Das gehört bei mir zum Haben, daß ich auch den andern gebe." Zeno spricht dem Reichen ohne Herz sein Urteil, indem er ausruft: „Wir können einander deshalb so häufig mit dem besten Willen nicht helfen, weil es uns am guten (Willen) fehlt." Und Jefferson sagt in seinen zehn Lebensregeln: „Nichts ist mühsam, was man willig tut." Unwille beim Geben und Helfen verletzt. „Wohltun und nicht herzlich sein, Reicht ein Brot und macht's zum Stein." „Arm wird die reichste Gabe, sobald unfreundlich wird der Geber." „Feuer brennt und Feuer tut weh, Und käme es von Sandel und Aloe." Abschrecken muß uns jener ungerechte Richter, der da bekennt: „Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue, dieweil mir aber diese Witwe so viel Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich." Ermuntern aber darf uns das Beispiel des italienischen Königs Umberto, der zur Cholerazeit dem Bürgermeister von Pordidone auf seine Einladung erwiderte: „In Portidone feiert man Feste, in Neapel stirbt man, — ich gehe nach Neapel!" Wozu? Um Leid zu lindern, um Not zu stillen, um wohlzutun.

Weit verbreitet ist heute auch die jesuitische Wohltätigkeit, die nach dem schriftwidrigen Grundsatz geübt wird: Der Zweck heiligt die Mittel! oder wie die Leute in den Tagen Pauli zu sagen pflegten: „Lasset uns Uebles tun, auf daß Gutes daraus komme." Ein sonderbarer Heiliger wollte den Armen, die zu kalter Winterszeit barfuß durch die Straßen liefen, gerne Schuhe schenken. Er tat's auch, aber das Leder zu den Schuhen stahl er sich. Zu derselben Klasse gehören jene, die sich auf sog. Bierpicknicks zur Ehre Gottes betrinken und prügeln, oder ohne Licenz, d. h. unter heimlicher Uebertretung des obrigkeitlichen Gesetzes durch Verkauf berauschender Getränke Geld für die Kirche Christi zu machen suchen, sowie auch jene, die das Gotteshaus, das nach Christi Ausspruch nichts anderes als ein Bethaus sein soll, zum Kaufhaus oder zum Vergnügungslokal gestalten, um auf diese Weise Mittel für den Gotteskasten zu gewinnen. St. Paulus bricht über alle, die dem sog. Intentionalismus*) huldigen den Stab, indem er sagt: „Welcher Verdammnis ist ganz recht."

Kann somit Humanität auch ohne Rücksicht auf Gott geübt werden, und kann solche Wohltätigkeit unter Umständen sogar aus edler, selbstloser Gesinnung hervorgehen, so fehlt ihr doch stets ein Moment, und zwar das wichtigste aller Liebestätigkeit: der Blick für die geistliche Not des Nächsten. Hierfür hat nur der Glaube ein teilnehmendes Auge. Pharaos Tochter nimmt sich wohl der leiblichen Bedürfnisse des Mose

*) Unter „Intentionalismus" versteht man nach dem Kirchenhistoriker Kurtz die Lehre, daß jede, auch die an sich sündige Handlung nur nach der Absicht (Intention), die dabei obwalten, zu beurteilen sei.

an, indem sie, solange er noch nicht selber an ihrem Tische mitspeisen kann, eine Amme für ihn anstellt, desgleichen trägt sie dadurch, daß Mose in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet wird, für seine geistige Ausbildung Sorge, aber weiter ging ihre Unterstützung für Mose nicht, — und konnte nicht weiter gehen.

* * *

Bei dem Bundesvolke Gottes, dem zuerst vertrauet ist, was Gott geredet hat, finden wir auch humane Wohltätigkeit, aber mit Beziehung auf Gott. Was der edle Heide aus dunklem Herzensdrange vollbringt, das übt der fromme Israelit nach dem königlichen Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!" Schon Abraham handelte danach, indem er seinen Brudersohn Lot, ja die ganze Einwohnerschaft Sodoms aus den Händen Kedorlaomors befreit, ohne auch nur einen Bindfaden oder Schuhriemen als Vergütung dafür anzunehmen — Es ist falsch, zu sagen, der Jude habe den Fremdling nicht geliebt und denselben von seiner Wohltätigkeit ausgeschlossen. Gott erklärt seinem Volke ausdrücklich: „Der Herr, euer Gott hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe. Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge in Aegyptenland gewesen." Und abermals ermahnt er: „Wenn du dein Land einerntest, sollst du es nicht an den Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau auflesen, also auch sollst du den Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern dem Armen und Fremdling sollst du es lassen." Und wie prächtig versteht der weidliche Mann Boas aus Bethlehem sich danach zu richten. Lauschen wir nur seinem Feldgespräch mit der eingewanderten Ruth. „Hörst du es, meine Tochter," spricht er zu ihr, „du sollst nicht gehen auf einen andern Acker aufzulesen; und gehe auch nicht von hinnen, sondern halte dich zu meinen Dirnen; und siehe, wo sie schneiden im Felde, da gehe ihnen nach. Ich habe meinen Knaben geboten, daß dich niemand antaste. Und so dich dürstet, so gehe zu dem Gefäß, und trinke, da mein Knabe schöpfet! Da fiel sie auf ihr Angesicht, und betete an zur Erde, und sprach zu ihm: womit habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkennest, die ich doch fremd bin?" — Freilich haben die Juden diese göttlichen Anweisungen nicht immer beobachtet, besonders zur Zeit der Menschensatzungen nicht, sonst hätte jener Schriftgelehrte den Herrn wohl nicht zu fragen brauchen: Wer ist mein Nächster? und der Herr hätte nicht nötig gehabt, ihm zu zeigen, daß die bei den Juden verachteten Samariter das Wohltun besser verstünden, als der Priester und Levit aus Israel. (Schluß folgt.)

Rede am Gräberschmückungstag.

(Von P. P. Allrich gehalten auf dem städtischen Friedhof in St. Charles, Mo. 1902.)

Mitten in die Pracht des Frühlings, in die Zeit, da die Natur im schönsten Blätter- und Blütenschmuck prangt, fällt unsere Feier, der wehmütig-sinnige Tag der Gräberschmückung. Reichlich bringen heute

Kameraden und Verwandte Sträuße und Kränze, die Gräber zu zieren; aber es wäre traurig, wenn sie nicht mehr brächten. Es wäre das Zeichen einer oberflächlichen, undankbaren, verabscheuungswürdigen Gesinnung, wenn wir nicht zu den Blumen, die Baum und Strauch uns bieten, einige von den Blüten hinzulegten, die auf dem Boden unsers Herzens gewachsen sind, und die den da unten Schlummernden sagen, daß wir nicht hier sind aus Gewohnheit, aus Achtung vor einem nationalen Feiertag, sondern daß wir hier sind, weil wir dem Zuge unsers Herzens folgen! Was für Blüten wollen wir nun hier unsichtbar neben die freundlichen Kinder Floras legen? Ich meine, auf das Grab eines alten Unionssoldaten paßt nichts anderes als dieser Farben-Dreiklang: rot, weiß und blau!

Rot ist die Liebe und rot ist das Blut. Rot, flammendrot war die Liebe zum Vaterland, die vor 41 Jahren Jünglinge und Männer zu den Fahnen trieb und trotz jahrelanger heißer Kämpfe und unsagbarer Mühen bei den Fahnen hielt. Rot war die Liebe, tiefe Gatten- oder sinnige Brautliebe, aus deren Armen so mancher der Tapfern sich riß, deren Herz jetzt nicht mehr schlägt. Und rot war das Blut, das Hunderttausende auf dem Schlachtfeld vergossen, Tausende, um sogleich Abschied vom Leben zu nehmen, Tausende, um jahrelang an den Wunden dahin zu siechen, Tausende, um nach schwerer Zeit wieder zu genesen und dann, als ihre Zeit gekommen, dem Schnitter Tod, „dem letzten Feind", zur Beute zu fallen. Rot, blutigrot ist das erste Blümlein, das wir den toten Kameraden aufs Grab legen.

Hell und freundlich, glänzend weiß ist das zweite. Weiß, fleckenlos weiß ist die Ehre und weiß das Haar. Um den Schild der Vereinigten Staaten von einem dunkeln Flecken reinigen zu helfen, dem Flecken der Sklaverei, ihn weiß und strahlend hell zu machen, habt ihr, liebe Veteranen, mit euern nun ruhenden Kameraden Blut und Leben eingesetzt. Und so weiß, so blitzend und fest wie Stahl habt ihr ihn gemacht, daß — wir dürfen das wohl heute preisen als eine Frucht eurer und der Entschlafenen Kämpfe — daß in unserer Zeit andere Völker, selbst stark und gewappnet, ihn gern als befreundet neben sich auf ihrer Seite sehen. Und wer will es uns verargen, wenn wir Deutsche es heute am Grabe unserer deutschen Veteranen rühmen, daß die überaus große Zahl deutscher Kompanien und Regimenter — nicht nur in jenem großen Bruderkrieg, sondern zu allen Zeiten, da das Vaterland in Gefahr war — dazu beigetragen hat, daß jetzt unser neues und unser altes Vaterland durch Bande enger Freundschaft verknüpft sind, wie nie zuvor! Und weiß ist das Haar, euer Haar, ihr lieben Veteranen. Ja, lang, lang ist's her, da ihr in Streit und Kampf zogt; vernarbt sind die Wunden, die jener Krieg geschlagen; immer kleiner wird eure Schar — und ein weißes Blümlein legt ihr heute den toten Kameraden aufs Grab. zum Zeichen, daß auch ihr bald kommt und antretet zu dem letzten großen Appell, den der Herr der Heerscharen seiner Zeit vorbehalten hat.

Und blau ist das dritte Blümlein. Blau ist die Treue und blau das Auge des Deutschen, dem schon vom alten Römer Tacitus die Treue als besondere Tugend nachgerühmt wird. In Treue seid ihr euern im Tode vorangegangenen Kameraden verbunden; in Treue denkt ihr heute derer, mit denen ihr in Reih und Glied marschiertet, oder die eure strengen, aber gerechten und fürsorgenden Vorgesetzte im Feld waren. In Treue bewahrt ihr das Andenken an so manches Erlebnis eurer Waffenbrüderschaft im Lager oder auf dem Marsche, auf einsamen Vorposten oder im Gewühl der Schlacht, in Kampf und Sieg. Und feucht wird das blaue Auge in Erinnerung an so manche ernste und heitere Stunde, da man dem andern ins Herz schaute und köstliche Schätze der Freundschaft und Kameradschaftlichkeit darinnen entdeckte.

Eins aber von diesen Sträußchen, die wir eben gewunden haben: red, white and blue, nehmen wir und legen es still und ernst auf ein fernes, fernes Grab, auf das Grab eines Mannes, der in euern Reihen ehrenvoll gedient hat, dem der Tod auf dem Schlachtfeld nicht beschieden war, der aber fiel durch die Kugel des Meuchelmörders — wahrlich, auch auf dem Felde der Ehre, in Erfüllung seiner Pflicht als erster Beamter seines Volkes, geliebt und verehrt. Ihr wißt, ich meine den gottergebenen Märtyrer-Präsidenten Wm. McKinley.

An seinem Grab, an den Gräbern dieser unserer schlafenden Kameraden reichen wir, das jüngere Geschlecht, uns die Hand, und geloben, wie ihr vor mehr denn 40 Jahren getan habt:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der Tat will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland!

Predigtentwürfe über altkirchliche Episteln.

P. G. Fr. Schütze.

Jesaias 60, 1—6.

A. 1. Mose 1, 3. Wie mögen da die himmlischen Heere Gott gepriesen haben. So haben auch in alten Zeiten die Heidenpriester der Aegypter das aufgehende Tageslicht mit Jubelhymnen begrüßt; so

tun noch heute die Priester der Hindu an den Ufern des Ganges. Unser Text zeigt uns auch solch einen Jubelruf. Die ganze Nacht hat der Wächter geseufzt: Jes. 21, 11; nun sieht er das Licht der Welt, den Stern aus Jakob, aufgehen. Finsternis bedeckt das Erdreich. Auch wir waren Heiden. Um und über uns ging auf der Herr, aber nicht nur uns allein; Matth. 28, 18—20. Alle Welt soll seine Herrlichkeit sehen. Darum sein Wort an dich, Gemeinde:

B. Es werde Licht!

I. Werde du zuerst ein Licht!

1. Finsternis bedecket das Erdreich, sagt das Alte Testament; ihr seid das Licht der Welt, sagt das Neue Testament. Beides ist wahr; denn im Neuen Testament ist erfüllt an den Gläubigen, was der Prophet erst verheißt. Christen kennen das „weiland Finsternis, nun aber ein Licht" (Eph. 5, 8). Du kennst hoffentlich die Finsternis nur noch aus der Erinnerung. Stanleys Buch: Im dunkelsten Afrika; aber auch in Christenlanden und selbst Kirchen ist oft viel Finsternis. Darum sehr nötig die Mahnung: Werde du ein Licht!

2. Wie werden wir es? Im Alten Testament „Licht und Recht" zur Erforschung des Willens Gottes, Ps. 36, 10. Im Neuen Testament aber heißt es: Dein Licht ist da. Joh. 8, 12. Er ist dein Licht (384, 5). Wie werde ich nun aber auch ein Licht? Das Auge (Matth. 6, 22) muß gerichtet werden auf die Herrlichkeit des Herrn, die über dir aufgeht, daß sie auch in dir aufgeht. Mit dem Auge der ganze Leib licht. Dein Leben lang habe Jesum vor Augen und im Herzen, so werden Ströme lebendigen Lichtes von dir fließen.

3. Des Lichtes Art: sich zu verbreiten; sein Zweck: zu erleuchten. Darum, Matth. 5, 15. So haben auch wir kein Recht unser Licht zu verbergen, vielmehr liegt in dem: Es werde Licht! der Befehl:

II. Lasset euer Licht leuchten!

1. Der Befehl, V. 3. Zu betonen: in deinem Licht und über dir. Damit deine Mitarbeit gefordert. Sprich nicht mit Mose: 2. Mose 4, 10. Dagegen: 2. Kor. 12, 9. Sage nicht: Ich bin zu arm! Wenn die Heiden Gold und Weihrauch bringen, dann kannst du wenigstens ein Witwenscherflein bringen. Dies Wort viel mißbraucht zur Entschuldigung des Geizes. Wollten wir doch nur wie die Witwe alles in Jesu Dienst stellen, wie bald müßte Finsternis und Dunkel schwinden! Der Herr gibt aber auch für deine Mitarbeit

2. eine Verheißung, V. 4. Es ist natürlich, daß man Frucht der Arbeit sehen möchte. Bei der Mission häufig scheinbar nicht möglich. Es nutzt ja doch nichts! ein gewöhnlicher Einwand gegen Mission. Aber jeder Befehl Gottes ein Schöpferwort, Ps. 33, 9. Tue nur deine Pflicht, Gott segnet reich. Sieh in V. 4—6 die Worte: diese alle, die Menge, die Macht. Lasse dein Licht leuchten, und du mußt noch mit dem reichen Mann sagen: Ich muß meine Scheuern größer bauen. Der

Herr tut es sicher; denn er spricht: Jes. 54, 2. Zion muß größer werden u. s. w.

3. Darum nun auch die Mahnung: Sei nicht ungläubig, sondern verkündige das Lob des Herrn, daß die Heiden einstimmen können. Sei nicht kleingläubig, sondern hebe nur deine Augen auf und siehe umher, wie es Licht wird. Sei nicht träge, sondern mache dich auf und lasse dein Licht leuchten.

III. Freue dich an dem Licht!

1. Die Freude, V. 5. Hast du den Tag im Schweiß deines Angesichts gearbeitet, um den Abend wird es Licht sein. Nur mußt du die Frucht nicht vor der Zeit der Ernte suchen. Jetzt noch Saatzeit. Erst rund 100 Jahre Missionszeit, und doch schon stellenweis das Feld weiß zur Ernte. Freude an den großen Gottestaten muß unser Herz erfüllen und ausbreiten, wenn wir sehen, wie unaufhaltsam und sicher das ewige Licht höher steigt, so daß kein Land und Volk mehr ganz ohne Gottes Wort. Das 100jährige Bestehen der britischen Bibelgesellschaft ist solch ein Ebenezer. Das Titelbild unsers „Missionsfreunds" eine Ausmalung unsers Textes.

3. Zahlen reden. Indien unser Missionsland. 1857 hatte es 853 Missionsarbeiter, weiße und braune, 1887 aber 3535. Noch deutlicher die Zahlen im einzelnen. 1857 nur 21 braune Pastoren und 493 Lehrer und Katechisten, 1887 aber 461 Pastoren und 2488 Lehrer. Unsere eigne Mission ein weiteres Beispiel. Sodann Hawai, jetzt zu unserm Land gehörig. Am 20. Jan. 1778 Landung Cooks als des ersten Weißen unter den Kanaken, 1823 Kapuolani, die Mutter des Königs, als Erstling aus den Kanaken getauft. Am 15. Juli 1870 in Honolulu 50jähriges Jubiläum der Mission, gefeiert von dem christlichen König Kamehameha IV. und seinem Volk, das sich zu seinem Wahlspruch genommen: Spr. 14, 34.

3. Der Segen auch bei dir daheim, V. 1b und 6. Alle Missionsarbeit hat auch ihren Segen für den Arbeiter, Hagg. 2, 8. 10. Dann erst recht die Herrlichkeit des Herrn über dir, in diesem deinem Gotteshaus, wenn durch deine Arbeit die Heiden auch Gottes Lob verkündigen. Deine Opfer aufgewogen durch der Heiden Gold und Weihrauch. Deine Gebete, deine Liebe, deine Arbeit führt dich immer tiefer in Jesu Liebe, und so erscheint dir Gottes Herrlichkeit in immer schönerm Licht.

C. Eph. 5, 9; 1. Joh. 2, 10. In brünstiger ungefärbter Liebe zeigt sich, daß wir das Licht haben und das Licht sind. Eure Lichter lasset brennen (S.-S.-Liederbuch 159, 1). Amen!

Röm. 12, 1—6.

A. Vernünftiger Gottesdienst, für die Ungläubigen durchaus unvereinbare Begriffe. Gewiß im Glauben manche Dinge, die unvernünftig erscheinen; aber nicht weil sie wider, sondern weil sie über Vernunft sind (Phil. 4, 7; 1. Kor. 2, 4; Kol. 2, 4). Das ist aber nur

auf seiten Gottes; wir sollen die uns von Gott gegebene Vernunft gebrauchen (Offb. 13, 18), auch in unserm Gottesdienst im weitesten Sinn. Ja gerade da soll Vernunft bei uns zu finden sein. Darum heut die Frage:

B. Worin besteht unser vernünftiger Gottesdienst?

I. In einem beständigen Opfer vor Gott. (V. 1—2).

1. Keine Religion ist ohne Opfer. Was heißt Opfer? Gott etwas geben, in seinen Dienst stellen. Das Opfer der Heiden unvernünftig. Es setzt einen bestechlichen Gott voraus. Im Alten Testament ist das Opfer auch nur in seinem edelsten Sinn vernünftig, wenn der Opferer neben das unvernünftige Tier seine Seele auf den Altar legte. Im Neuen Testament dagegen ist das unvernünftige Opfer entfernt. Christus hat sich selbst einmal zum Opfer gebracht; nun gibt es für uns nur noch vernünftige, d. h. geistige Opfer. Elias Opfer durch Feuer vom Himmel entzündet, so muß dein Opfer vom Geist aus der Höhe entzündet werden. Zunächst

2. das Opfer deines Leibes. Der natürliche Mensch opfert seinen Leib der Welt und der Lust (Röm. 13, 13), der Christ aber seinem Heiland. Nicht nur Herz und Sinn, sondern auch den Leib, das Haus des Geistes; kurz die ganze Persönlichkeit. Solch Opfer ist lebendig — du lebst dann nicht nur im Leibe, sondern auch deine Seele — heilig; denn dann bist du in Wahrheit Gottes Kind und Eigentum, und darum auch Gott gefällig.

3. Ist das vernünftig? Bedenke das Ende! Sündendienst ist Sündenknechtschaft (vgl. Röm. 6, 19—21). Ist es vernünftig zu tun, wessen wir uns schämen müssen? Sünde des Leibes rächt sich am Leib. Ist es vernünftig, den Tempel Gottes zu zerstören? (1. Kor. 6, 19; 3, 16.) Sündenlohn ist Tod. Ist es vernünftig, für kurze Freuden (??) sich den sichern Tod einzuhandeln? Dagegen ist es vernünftig, sich zu trennen von dem, was uns von ewiger Seligkeit fern hält? Gottes wohlgefällige Opfer sein, heißt leben und heilig sein. Ist es vernünftig, für einen ewgen Kranz dies arme Leben ganz zu geben? Opfern sich selbst bringt zeitliche Leiden. Ist das vernünftig, wenn wir bedenken Röm. 8, 18. 32?

4. Nicht allein aber den Leib, nein, auch die Seele, V. 2. Negativ: sich nicht der Welt gleich stellen. Das ist oft ein Opfer, ein Aufgeben von mancherlei, was uns lieb ist. Positiv: sich verändern durch Erneurung des Sinns. Was ist der gute Gotteswille, den wir prüfen und erkennen sollen? Es ist Gottes Wille, daß Jesus Christus soll selig machen, was verloren ist und sich von ihm selig machen lassen will. Dazu muß er uns aber erneuern. 2. Kor. 5, 17; Offb. 21, 5. Unser Opfergottesdienst aber eine beständige Erneurung durch Jesu Tod, die positive Seite des: ich lebe, doch nun nicht ich. Christus lebet in mir, das ist Gottes Wille und zugleich vernünftiger Gottesdienst.

5. Ist es nicht vernünftig, wo du auf Erlösung hoffst, dich erlösen zu lassen? Ist es nicht vernünftig, wo du die Welt besiegt haben kannst, sie auch wirklich als besiegte zu halten? Oder ist es vernünftiger, bei dem Streben nach der Ewigkeit sich mit dem Vergänglichen in gleiche Stufe, Gesinnung, Gemeinschaft und Verderben zu stellen? Endlich ist es nicht vernünftig, daß wo Gott ein Opfer für ewig für uns gebracht, auch unser Gottesdienst ein ewiges Opfer für den Segen des einen Opfers sei?

II. In einem beständigen Opfer für die Brüder. (V. 3—6.)

1. Warum müssen wir uns beständig opfern? Weil wir ein Leib in Christo sind. Zunächst: ein Leib. Die Fabel des Agricola von den gegen den Magen rebellierenden Gliedern. Aehnlich, doch sittlich höher der Gedanke: 1. Kor. 12, 26. Wir alle sind Brüder, aus gleicher Verdammnis zu gleicher Seligkeit erlöst, und damit alle Glieder an einem Leibe: in Christo. Christus das Haupt; hat er geopfert, so dürfen wir auch opfern. 1. Petr. 4, 1; Matth. 10, 24; 1. Petr. 1, 16; und vor allen Phil. 2, 5 f.

2. Was sollen wir opfern? Nach Phil. 2, 5 unsern Ruhm und Ehre, unsere Meinung von uns selbst. Weißt du auch gewiß, daß du hohe Gaben, Kräfte und Aufgaben hast, dennoch V. 16. Alles was du hast und bist, mag eine Gabe Gottes sein — es sind mancherlei Gaben — es mag auch eine Versuchung zu hoffährtigem Wesen werden. Luk. 14, 11; Matth. 19, 30. Es ist nicht dein Verdienst, wenn du groß bist, selbst groß im Reiche Gottes; spricht auch der Ton Jes. 45, 9? Die Demut ist das größte, aber auch schönste Opfer. Willst du rühmen, vermiß dich nicht. Der rechte Maßstab der Glaube. Wie weit bist du fortgeschritten in der göttlichen Traurigkeit über deine Sünde? Wie weit im freudigen Bekenntnis und Auftun deines Mundes über die großen Taten, die nicht du, sondern Gott an dir getan hat. Das ist das Maß des Glaubens, das die uns gegebene Gnade, mit Paulus sagen zu können 1. Tim. 1, 15.

3. Für wen sollen wir opfern? Für die, die untereinander Glieder sind, für unsere Brüder. Die Missionare lebende Exempel hiervon. Was opfern sie nicht alles? Für wen? Für die abgestorbenen, oder noch nicht lebenden Glieder Christi. Wie vielmehr wir für die lebendigen Mitglieder! Das darf und soll nicht schwer fallen. Mag sein, daß Gott dir schöne Gnadengaben gegeben; aber was weißt du, was für Gaben dein Nächster von Gott empfangen? Die mögen bei Gott viel mehr gelten. Es kommt ja nicht auf die mancherlei Gaben an, sondern auf den einen Geist, den Geist der Treue auch im Kleinen. So laßt uns nach Christi Vorbild für unsere Brüder opfern, besonders den Hochmut, von dem der Text redet. In der Kirche wenigstens sind wir alle gleich, wie das auch zum Ausdruck kommt in dem einen Kelch, den wir alle genießen.

C. So bringen wir ein vernünftiges Opfer und feiern vernünf-

tigen Gottesdienst, der Jesu Wort Joh. 4, 24, entspricht. Mache Gott uns alle willig und fleißig, zu bringen solche Opfer, nicht des Mammons, nicht des Intellekts, sondern des Herzens und Gemüts. Amen.

Röm. 12, 7—16.

A. Mit den Wölfen muß man heulen. Ist das dasselbe wie unser: Schicket euch in die Zeit? Bewahre! Paulus predigt nicht ein knieschwaches Weltwesen, sondern der Christ muß auch Mann genug sein, ganz allein einer ganzen heulenden und schreienden Welt gegenüber zu stehen (V. 2). Groß ist die Diana der Epheser! (Act. 19, 34.) Der Kanzler schickte sich in die Zeit und gab klug dem lärmenden Pöbel nach. Nicht aber so ein Christ. Nicht eben so soll er sich in die Zeit schicken, wie auch Amos (5, 13) über solche kluge Feigheit klagt; sondern nach Eph. 5, 16; Kol. 4, 5 meint das Wort ein kluges Benutzen und Auskaufen der bösen Zeit zu möglichst großem Nutzen. Nutzen für wen? Für die Seele; denn Matth. 16, 26. Die Wiederkunft des Herrn ist der Tag, an dessen Resultat für uns wir Nutzen oder Schaden für uns abmessen. Da er aber sehr bald für uns eintreten mag, so heißt es: Benutzt und kauft die Zeit aus, die noch für euch übrig ist.

B. Kaufet die Zeit aus!

I. Seid brünstig im Geist!

1. Haben wir unsern Sinn als vernünftiges Opfer verneuert und Gott dargebracht, so erkennen wir alle unsere Gaben und Fähigkeiten als Geistesgaben, 1. Kor. 12, 4. Weissagen, d. h. die Schrift von Christo auslegen, kann man rechter Weise nur durch den Geist (1. Kor. 12, 3). Lehren und ermahnen, wie können wir es, wenn wir nicht erst selbst den rechten Lehrer und Ermahner gehabt haben (Joh. 14, 26)? Aber auch anscheinend weltliche Geschäfte, wie die Führung eines Amtes, das Regiment über alles, was euch unterstellt ist, könnt ihr nur in gottgefälliger Weise, wenn ihr wißt, daß alle Obrigkeit von Gott ist, und daß Gott von uns verlangt, „alles was ihr tut, das tut zu Gottes Ehre" (1. Kor. 10, 31). Endlich Barmherzigkeit und Bruderliebe, wer lehrt es uns, als das Vorbild des gekreuzigten Herrn durch seinen Geist?

2. 1. Theſſ. 5, 19. Solon der Weltweise: Nichts im Uebermaß. Horaz, der Dichter: Nichts bewundern. Ueberhaupt die Welt häufig und zwar fälschlich das Wort: Sir. 33, 30. Dagegen die Schrift: Apok. 3, 15. Seid brünstig, d. h. brennet. Dazu ist Christus gekommen (Luk. 12, 49). Der Geist ist Feuer. Ein Feuer muß hell brennen, sonst gibt es nur einen erstickenden Qualm. Wehe, wo es heißt: Wohl mancherlei Gaben, aber, aber . . . kein Geist. Es ist kein Segen drin, wo wir ohne vom Geist getrieben zu sein, weissagen, lehren und ermahnen. Das Amt und Regiment wird uns zur Last und Qual, wo Gott nicht durch den Geist Freudigkeit und Geschick dazu gibt. Wem Gott gibt ein Amt, der bete um Verstand. Endlich, wo soll die Ein=

falt und Lust zur Barmherzigkeit in dir herkommen, ohne durch den Geist? Die Welt gibt wie der ungerechte Haushalter (Luk. 16, 4 ff.). Aber christliche Barmherzigkeit (Matth. 6, 1—4) lernst du nur, wenn deine Liebe zu Jesu brünstig ist. Da wird dir jeder Alte, Kranke, Verlassene, Gefangene an deines Herrn statt treten, und du kannst dann einfältiglich und mit Lust Liebe üben. Seid brünstig.

3. Die Probe auf das Exempel am besten an der Hauptsumma in V. 9b. Hasset das Arge und den Argen (aber nicht die Argen) nach Ps. 97, 10; 139, 21 f. Ein Beispiel: Brutus ließ seine beiden Söhne, des Hochverrats überführt, hinrichten. Aber hasset das Arge auch in euch selbst. Das brennende Geistesfeuer tilge und verbrenne alle Schlacken und Unrat, daß das klare Gold zu Tage tritt, das: Hanget dem Guten an. Was ist gut? Gott ist gut. Mit andern Worten also: Joh. 14, 1. Aber mit Worten ist es nicht getan. Die brünstige Liebe zu Gott erweist sich im Halten der Gebote, Gal. 5, 16. Nur in Kraft und Beweisung des Geistes werden wir dem Guten nachleben können. Wo das Licht des Geistes erlischt, herrschen die Werke der Finsternis. Darum seid brünstig im Geist.

II. In dem, was ihr tun sollt, seid nicht träge!

1. Was sollen wir tun? Von jeher beliebte Entschuldigung: Wir wissen nicht; was sollen wir? Reiche Jüngling, Mark. 10, 17; der Schriftgelehrte, Luk. 10, 25; Thomas, Joh. 14, 5; das Volk bei Johannes, Luk. 3, 10—14. Das sind nur Ausflüchte, denn Micha 6, 8. Hier nur die Rede von dem Liebe üben, und zwar ohne Falsch, nicht wie Ehud (Richt. 3, 16—21), Jael (Richt. 4, 17—21) oder aus dem Neuen Testament Ischarioth (Matth. 26, 49) und Ananias (Act. 5, 2), sondern wie David (2. Sam. 18, 5. 33) oder der Hauptmann zu Kapernaum (Luk. 7, 1—10). So sollen wir auch Liebe üben und zwar:

2. Negativ, V. 16. Wer sich selbst erhöhet, u. s. w. Darum bescheiden. Christen haben zwar alles Macht, aber es frommt nicht alles. Wie Paulus sich der höchsten Offenbarungen rühmen konnte, aber am liebsten sich seiner Schwachheit rühmte, so wollen wir auch lieber nur mit dem Schächer am Kreuz selig werden, als durch hohes Streben dem schwachen Bruder einen Anstoß geben. Das eine sei der einerlei Sinn: Nur selig werden. Alles andere mag schwinden. Was hoch steigt, ist oft mit Wind gefüllt, der Luftballon, die taube Aehre. Was niedrig steht, nicht immer schlecht. Der hohe Adler und das niedrige Huhn — wer ist von größerm Wert für uns? Darum sei demütig!

3. Positiv. Sei nicht träge, Liebe zu üben in Leibesnot (V. 13). Wie fein und zart stellt Paulus das uns vor das Gewissen! Sich der Heiligen Notdurft annehmen. Manches Almosen, manche Liebe kränkt durch hochfahrende Darbietung. Die euch der Herr mit Gütern gesegnet hat, betrachtet euch als Herbergswirte, die sich ihrer Gäste Notdurft annehmen. Freilich der Herbergswirt macht ein Geschäft daraus, und darum heißt es noch heute so oft bei der Heiligen Not: Sie hatten keinen Raum in der Herberge; weil man den guten Samariter nicht

sieht mit seinen zwei Groschen, die folgende Inschriften tragen: Luk. 16. 9 und Matth. 25, 21.

4. Noch viel mehr aber übe Liebe in geistlichen Beziehungen (V. 10. 14 f.) und zwar herzlich, von Herzen kommend und darum denn auch zu Herzen gehend. Das Geringste ist die Ehrerbietung. Nicht warte, bis Ehre gefordert wird (cf. Luk. 14, 7—11), sondern komme dem andern damit zuvor, daß du ihm Ehre erweisest. Glaube nicht, daß deine Ehre darunter leidet; suche vielmehr die Ehre, die von Gott allein ist (Joh. 5, 44). Die zweite Stufe das Mitempfinden der Freude mit den Frohen, des Leides mit den Trauernden. Willst du für Gott Herzen gewinnen, so gewinne sie erst für dich, und der sicherste Weg dazu, die mitempfindende Liebe. Ein Heide hat gesagt: Ich bin ein Mensch; kein menschliches Gefühl ist mir fremd. Ein Christ sagt: Ich bin ein Christ; die Liebe Christi zwingt mich auch zur Bruderliebe. Diese aber ist der Austausch von Segen gegen Fluch. Das ist der Prüfstein der wahren Liebe. Ein Petrus wollte nur siebenmal segnen. Aber die Liebe höret nimmer auf. Ob ihr immer wieder geflucht wird, die Liebe verträgt alles, glaubet alles, hoffet alles, duldet alles, und hört nie auf zu segnen.

C. Kaufet die Zeit aus. Es ist böse Zeit, und doch keine Zeit so böse, daß sie dir nicht zum Segen dienen könne und müsse. Sei du nur treu und kaufe die Zeit aus! Amen.

Röm. 12, 17—21.

A. Vernünftiger Gottesdienst und Auskaufen der Zeit hießen die beiden letzten Episteln. Die heutige schließt sich eng an und betont aufs kräftigste die Tat. Luk. 10, 37b. Daran fehlt es oft. Lehren und Hören haben wir in Fülle; aber Tun — das ist ein kitzlicher Punkt. Es ist kein Synergismus, wenn wir immer wieder mahnen: Schaffet, tut, handelt, wandelt, wie es Christen gebührt.

B. Wie sollen Christen wandeln?

I. Ehrbar gegen jedermann.

1. V. 17c. Schon rein äußerlich. Man kann nicht allen zu Dank leben und soll es auch nicht. Besonders in Glaubenssachen dürfen lügnerische Anklagen (wie bei den alten Christen die Verläumdung der Menschenfresserei wegen des heil. Abendmahls) uns nicht abhalten, unbeirrt den rechten Weg fortzusetzen. Aber, 1. Petr. 4, 15. Das muß sich von selbst verstehen, daß nicht um unsertwillen der Name Gottes verlästert werde bei den Heiden. An äußerer bürgerlicher Gesetzeserfüllung darf niemand bei uns Tadel finden können, vgl. Jakobus den Gerechten. So überwinden wir das Böse mit gutem Beispiel!

2. V. 17a, b. Im Verkehr mit andern vergilt nicht Böses mit Bösem. Keine Sünde wird gut dadurch, daß man sie zweimal tut. Wenn dein Feind gegen das sechste Gebot sündigt, und schlägt dich, und du tust dasselbe, bist du dann nicht in gleicher Verdammnis? Warum schlägst du wieder? Die Rache ist mein. Gott vergilt einst

Böses mit Bösem, jetzt noch Böses mit Gutem. So überwinde auch du durch den Glauben (1. Joh. 5, 4) das Böse mit Gutem, nämlich Geduld.

3. V. 17a. Ehrbar gegen dich selbst. Röm. 1, 22. Ist das ehrbar gegen dich selbst, wenn du dich zum Narren machst? Hochmut der Anfang aller Sünde. Satan fiel und Eva fiel, weil sie, hochmütig, sein wollten wie Gott. Du Narr, böser Hochmut kommt vor bösem Fall. Ueberwinde das Böse mit Gutem, nämlich der Demut, wie Paulus, obwohl ein großer Gelehrter schreibt: 1. Kor. 2, 2.

4. Ist das eine harte Rede? Nun nach 1. Joh. 4, 1 prüfet diese Worte auf die Schrift, ob es sich nicht also verhalte. Demut ist die Krone aller Ehrbarkeit, Hochmut dein schlimmster Feind. Von ihm kommt aller Streit. Ueberwinde ihn; dann kannst du auch wandeln:

II. Friedfertig, so viel an dir ist.

1. Matth. 5, 9. Auch umgekehrt stimmt der Satz: Gottes Kinder sind friedfertig. Und doch heißt es: Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Es muß auch Streit geben. Selbst der Friedefürst sagt: Matth. 10, 34. Aber so viel an dir ist, halte Frieden.

2. So viel an euch ist, und: Ist es möglich, das bedeutet etwas. Wo es nur unsere Sache ist, da heißt die Losung: Habt Frieden. Wo es aber heißt: Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ, da muß es heißen: Ps. 69, 10. Das Böse der Sünde, der Gotteslästerung kann nicht überwunden werden durch faulen, feigen Frieden (Jer. 6, 14). 2. Kor. 6, 15. Darum kein Friede! Aber in Christi Sinn. Scharf gegen die Sünde und furchtlos, wie Johannes vor Herodes: Es ist nicht recht! aber friedfertig gegen den Sünder.

3. Ist die Sache aber deine, da heißt es: Rächet euch selbst nicht, sondern gebt Raum dem Zorn. Wessen? Gottes. Wer einer Mühle in die Räder greift, oder einer Kugel in den Weg sich stellt, wird zermalmt. Greife nicht der Mühle des Zornes Gottes in die Räder. Gottes Zorn ist ein verzehrend Feuer. Daß du nicht selber mit verbrennst! Gott ist Regent. Ihn, ihn laß tun und walten. Er führt auch deine Sache. Hast du in einem Streit einen Anwalt genommen, so darfst du nicht mehr in den Streit eingreifen. Nun wohl, du hast in Gott den besten Anwalt, so hab denn Frieden.

III. Liebreich gegen deine Feinde.

1. Es gibt drei Stufen der Rache. Der Unbekehrte übt Selbstrache, der Anfänger im Glauben stellt seine Sache Gott anheim, aber erst der gereifte Christ kann Böses mit Liebe vergelten. Er gedenkt zuerst, daß Gott es gewollt oder doch erlaubt hat, daß sein Feind ihm Böses tue, und ist darum still. Und wenn er dann gedenkt, wie schwer sein Gegner sich doch, nicht gegen ihn den Beleidigten, sondern viel mehr noch gegen Gott versündigt, dann muß ihm als wahrem Christen das Herz warm werden vor Mitleid, und er muß Gott für seinen Widersacher bitten. Und hat er erst diesen Sieg über sich selbst errungen,

dann hat er gewonnen; denn von da bis zur tätigen Liebe ist nur ein kleiner Schritt.

2. Hier werden die praktischen Konsequenzen von Matth. 5, 44 ausgeführt. Ob Tausend deine Feinde sind, so sollst du nicht ihr Feind werden, sondern Liebe üben. Liebe fragt nicht lange: Wer, wie und warum, sondern sieht nur die Not und greift zu und hilft. Sieh Jesu Beispiel: Lauter Feinde unter dem Kreuz, und er doch nicht ihr Feind. Das ist Christenrache.

3. Durch solche Rache wird dein Feind überwunden. Der Hauptmann unter dem Kreuz und alles Volk, das zusah (Luk. 23, 47 f.) schlagen an ihre Brust. So sammelt man feurige Kohlen. Und die brennen sich durch, durch Verstand und Mund bis ins Herz. Im Herzen deines Gegners liegen viele schwarze Kohlen, die nur darum tot bleiben, weil du sie nicht anzündest.

C. So entzünde durch Liebe die Liebesflamme in deines Bruders Herz. Und dann: Herz und Herz vereint zusammen, u. s. w. (174, 1.) Amen!

Röm. 13, 8—10.

A. 1. Kor. 13, 1—3. Liebe in all ihren Formen und Gestalten ist die Quintessenz alles, was man sehen, hören und denken kann. Nur eins übertrifft sie, die Liebe unsers Heilands. 1. Joh. 4, 19. Die ganze Bibel von 1. Mose 1, 1 bis Apok. 22, 21 legt uns die Gewissensfrage vor: Joh. 21, 15. Ja, sagst du; nun gut die Beweisung zeigt sich in der Bruderliebe. In zwei Geboten hanget das Gesetz. Und die beide sind einander gleich: Liebe Gott, dann ist die Folge Nächstenliebe, oder liebe deinen Nächsten, dann ist die Folge Gottesliebe. Aber auch als Zahlung einer alten Schuld bezeichnet unsere Epistel die Nächstenliebe. Wir betrachten also:

B. Die Nächstenliebe:

I. Als die Erfüllung des Gesetzes.

1. Was sagt uns das Gesetz? Nicht morden, nicht huren, nicht stehlen, nicht verläumden, nicht gelüsten. Sollte das wirklich alles sein? Dazu brauchte Mose nicht auf den Sinai zu gehen, dazu Gott nicht seine ganze furchtbare Herrlichkeit offenbaren, uns das zu sagen. Das wußte die Welt schon vor Mose. Mußte nicht gerade Mose aus Aegypten wegen Mordes flüchten? Das Gesetz fordert weit mehr, nämlich, wie die Bergpredigt sagt, nicht nur reine Hände, reinen Mund, sondern reine Herzen.

2. Ein reines Herz aber darf Gott schauen (Matth. 5, 8). Gott schauen und lieben ist aber eins, 1. Joh. 5, 2. Das ist in der Tat der Hauptgedanke des Gesetzes, aus Liebe zu Gott seinen Nächsten lieben. Darum treue Liebe ist Gesetzeserfüllung. So viele bitten um Liebe: eure Kinder und Eltern, Prediger und Lehrer, Vorgesetzte und Untergebene, Freunde und sogar auch eure Feinde. Wer nur liebt, die ihn lieben, ist nicht besser wie ein Tier, Jes. 1, 3a. Ihr aber seid mehr

als die Tiere des Feldes, ihr seid 1. Petr. 2, 9. Als solchen liegt euch um so mehr die Erfüllung des Gesetzes in der Liebe ob.

3. Matth. 7, 12. Auch aus einem gesunden Egoismus heraus gebietet sich die Liebe. Das Uebel der letzten fünf Gebote versetzt den, der davon betroffen wird, in großes Leid. Du willst es nicht an dir selbst spüren, so füge es deinem Bruder auch nicht zu. Das ist das Gesetz und die Propheten. Das ist auch das Evangelium. Du begehrst von Christo Gnade, Vergebung und alles mögliche Gute; darfst du denn der Schalksknecht sein? Fünfte Bitte. Und merke wohl: Was ist alle Liebe, die du deinem Nächsten tun kannst, gegenüber der Liebe Christi?

4. Nutzanwendung. Mangelhafte Gesetzeserfüllung zieht Fluch nach sich (5. Mose 27, 26). Du kannst das Gesetz nicht erfüllen; doch kannst du dem Fluch entgehen. Ueber dem Fluch steht die Liebe. Wenn du Liebe übst, so erfüllst du das Gesetz und bist frei vom Fluch Gottes.

II. Als die Zahlung einer alten Schuld.

1. Ein ehrlicher Mensch bezahlt seine Schulden (achtes Gebot). Nur eine Schuld läßt die Epistel stehen, die Liebe. Das Bild eines Geschäfts oder Rechtshandels. Eine Note an die Bank wird an einem bestimmten Tag fällig und will bezahlt sein. So haben wir für Gottes Liebe Schuldzettel ausgestellt. Die eine lautet: Ich will nicht töten; der andere: nicht ehebrechen, u. s. w. Ausgestellt sind sie bei der Taufe und Konfirmation, und fällig sind sie heute (2. Kor. 6, 2; Luk. 4, 21). Schulden müssen aber in gleicher Münze bezahlt werden. Wir empfingen von Gott vollgültige echte Liebe, und müssen eben solche zurückgeben. Er selbst aber braucht unsere Liebe nicht, er ist selig; deshalb hat er unsere Schuldscheine auf unsere Nächsten übertragen.

Ja, aber! Kann Liebe befohlen werden? Nein, und darum müssen wir uns bankerott erklären. Unser natürliches Herz hat nicht genug Liebe. Da sieh nun wieder Gottes Liebe, Offb. 22, 17; Jes. 55, 1. Kaufet Liebe umsonst und ohne Geld. Da ist die Liebesquelle, da der Ort, das Feuer eure Liebe zu entzünden. Holz auf Holz geschichtet, gibt nie Feuer, aber lege dein hölzernes Herz an Gottes Feuer, so wirst du brennen. Brenne nur, dann bist du ein Brand, der aus dem Feuer (des Verderbens) gerissen. Dann zahlst du ab an deiner alten Schuld. Fertig wirst du nie damit; denn jeder Tag aufs neue erhöht dir deine Schuld. Die Nächstenliebe ist gleichsam die Zinsen, die du auf das Kapital, Gottes Liebe, zahlen mußt.

C. Noch einmal (nach Phil. 3, 1). Fluch oder Liebe, du hast die Wahl. Wer ohne Liebe lebt, der bricht das Gesetz und zerstört das Evangelium; denn beide heißen: Liebe. Ueber den gilt nicht nur 5. Mose 27, 26, sondern auch Gal. 1, 8 f. Wer aber in der Liebe lebt, der hört einst: Matth. 25, 21. Amen!

Col. 3, 12—17.

A. Da dieser Sonntag sehr selten vorkommt, kann seine Epistel auch keine fundamentale Lehrwahrheit enthalten, sondern wiederholt und baut aus den Inhalt der vorherigen Episteln. Das Evangelium redet vom Unkraut unter dem Weizen. Das bedarf keiner Pflege und wächst nur zu schnell. Aber der Weizen, der in die Scheuer gesammelt werden soll, braucht die sorgfältigste Pflege. Was ist der Weizen? Die himmlische Weisheit; himmlisch sowohl, weil sie vom Himmel stammt, als auch, weil sie dahin führt.

B. Strebet nach der Weisheit!

I. Christi Wort ist ihre Quelle.

1. Willst du reich werden? Die Frage verneint mancher. Aber: willst du weise werden? Da sagt ein jeder ja; denn „Wissen ist Macht.“ Das aber ist der große Fehler, daß man Weisheit und Wissen verwechselt, und daraus kommt das Urteil, Röm. 1, 22. Was ist denn Weisheit? Im Alten Testament: die Furcht des Herrn, im Neuen Testament: Christum lieb haben, was viel besser ist denn alles Wissen (Eph. 3, 19). Beides ist dasselbe, Eph. 3, 17. Nur durch die Liebe zu Christo wird der Christ Wurzeln schlagen und gründen. Sie ist das einzige, was Stich hält, wenn alles andere dich verläßt oder auf falschen Weg bringt. Wer weise, wählt, was zu seinem Besten dient. Und das ist nur die Liebe zu Christo.

2. Wie kommen wir nun zu solcher Liebesweisheit? 1. Joh. 4, 10. Wir können ihn nicht zuerst, sondern nur wieder lieben, weil er so großes Erbarmen an uns bewiesen. Woher aber sollten wir von Gottes Liebe wissen, wenn sein Sohn es uns nicht geoffenbart hätte? Matth. 11, 27. So ist das Wort Christi, das er selbst und durch seine Apostel zu uns geredet hat, die Quelle aller Weisheit. Auserwählte, Heilige, Geliebte (V. 12), wer möchte aus sich selbst diese Ehrennamen für sich gebrauchen? Die Liebe, das Kreuz, das Evangelium Christi macht uns allein so kühn, und gibt uns diese Erkenntnis.

3. V. 16. So lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, u. s. w. Ach der falschen Genügsamkeit so vieler, die denken genug zu haben, wenn Sonntags für eine halbe Stunde das Wort Gottes unter ihnen wohnt. Was will so ein Tropfen auf einen heißen Stein besagen? Gottes Brünnlein hat Wasser die Fülle. Warum den Durst löschen, wo der Strom aus Gottes Tempel (Hes. 47) euch kaum bis an die Knöchel reicht; wo doch derselbe Strom so tief ist, daß niemand ihn kann ergründen. Ein Tropfen Tau, den nehmen wir; wo wir Ströme, Schauer, ja Wolkenbrüche des Segens erlangen können, unsern Durst zu löschen. Einst wird dein Durst nicht mehr gelöscht werden können (Am. 8, 12). Noch ist es Zeit.

4. Aber nicht nur nehmen, sondern auch geben. Psalmen, Lobgesänge, geistliche Lieder, welch schöner Schmuck des Christenhauses! Singet dem Herrn. Die edle Musika hat schon seit Sauls und Davids Zeiten manchen bösen Geist gebannt, nicht nur im Sänger selbst, son-

dern auch im Hörer. Lehren und ermahnen ist nicht jedermanns Gabe. Im Liede und Gesang da ermahnen wir uns und andere viel besser und kräftiger. Gott hört gern ein Lied zu seiner Ehre. Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören; der die Zunge geschaffen hat, sollte der Mißfallen an ihrem Lobopfer haben? In Psalmen und geistlichen Liedern ist die Summa der göttlichen Weisheit aus den Worten der Bibel niedergelegt. Wo eine Gemeinde nicht singt, ist ein Mangel am Worte Christi vorhanden. Lasset es reichlich unter euch sein.

II. Geistesgaben sind ihr Gewand.

1. Ziehet an Freundlichkeit, Sanftmut, Geduld, die Werktagskleidung der Christen. Aber nicht nur äußerlich anziehen, wie die Heuchler als Deckel der Bosheit, sondern von innen heraus. Eine aufgetragene Farbe läßt den Kern unberührt; aber der Sauerteig wirkt von innen heraus, bis der Teig gar durchsäuert ist. So müssen diese Christengewänder nicht äußerlich nur angezogen werden, sondern von innen, dem Herzen, heraus entstehen. Wie ist das zu verstehen? Es liegt im Wesen des Eis, daß das entschlüpfende Küchlein soll mit Federn bekleidet sein. So liegt es auch im Wesen des Herzens eines Christen, daß der neue Mensch soll in uns auferstehen mit dem Kleid der Freundlichkeit u. s. w.

2. Das ist Werktagskleidung. Gehst du morgens an deine Arbeit, so nimmst du nicht nur deine Werkzeuge mit, sondern ziehst auch deine Arbeitskleider an, der Schmied sein Schurzfell, der Kaufmann seine Schreibärmel, die Hausfrau ihre Schürze. So gehört auch zur Arbeit im Weinberg das Gewand der Freundlichkeit. Sie ist nicht nur äußerlich, daß man sie an- und ablegen kann nach Gefallen, sondern muß als Abglanz der Freundlichkeit Gottes stets an uns zu sehen sein. Durch Unfreundlichkeit wird eines Christen Arbeit für Gott oft zerstört. Ebenso Sanftmut ist ein tägliches Erfordernis. Aufbrausendes, heftiges, zorniges Wesen ziemt keinem Menschen, sondern Geduld in all den täglichen kleinen Vorkommnissen. Die Arbeitswoche ist die Probe des Ruhetags. Wer himmlische Weisheit an diesem eingezogen hat, muß in jener mit Freundlichkeit, Sanftmut und Geduld angezogen sein.

3. Wir haben auch Feierkleider; sie heißen herzliches Erbarmen, Demut, Liebe. Die Lade, der wir sie entnehmen, heißt: Gleichwie Christus euch vergeben hat. Daraus entnehmen wir zuerst das Erbarmen, unser Herz warm zu halten, und die Demut, daß wir unser Haupt damit bedecken, und das Vertragen, daß unsere Füße auf Friedenswegen gehen, und das Vergeben, unsere Rechte am Schlagen zu hindern, und unsere Linke zum Wohltun zu stärken. Ein Feierkleid aber zieht man an, wenn man vor seinen Herrn tritt, wie der Pastor seinen Talar und der Soldat seine Uniform. Christen aber stehen immerdar vor dem Auge ihres Herrn. So ist es höchste Weisheit, stets das Feierkleid aus Christi Vergebung zu tragen, damit unser Herr nicht spreche: Matth. 22, 12 f.

III. Gottes Friede ihr Ausgang.

1. Die letzte Stufe der himmlischen Weisheit ist der Friede Gottes, Phil. 4, 7; Joh. 14, 27. Wohl gemerkt: nicht Friede um jeden Preis und mit allem und jedem, sondern Gottes. Das heißt das selige Gefühl des Geborgenseins, sicher in Jesu Arm, selig an seiner Brust. Mosis Gesetz schreckt da nicht mehr, denn Christus ist des Gesetzes Ende. Unglück und Leiden stören nicht mehr das Wissen: Gott ist die Liebe. Bosheit und Schlechtigkeit erregt nicht mehr zum Unfrieden, sondern zur Bitte: Luk. 23, 34.

2. Diese Seligkeit schwebt uns aber nicht vor als unerreichbares Ideal, wie Goethe schmerzvoll sich sehnt: Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust; sondern als erreichbares Ziel, zu welchem ihr auch berufen seid als Glieder des einen Leibes. Was Gott verheißt, das wird wahr. Wozu er beruft, das gewährt er auch. Hader und Streit findet im Herzen des Weisen keinen Raum, sondern Friede; denn Herzensfrieden ist am ähnlichsten der Seligkeit Gottes. Er hat in sich nur Frieden, und nach seinem Bilde sind wir geschaffen, daß wir ihm sollen ähnlich werden. Das ist unser einziger dauernder Beruf.

3. Aeußerlich aber erweist sich der Friede zweifach; zunächst in der Gesinnung: Seid dankbar. Wenn wir Frieden haben, haben wir immer Grund zu danken, selbst für Leid und Ungemach; denn es kann mir nichts geschehen, als was er hat versehen u. s. w. Schickt also Gott mir irgend etwas, so weiß ich, es dient zu meinem Besten, und danke ihm dafür. Sodann aber auch in unsern Taten. Ein Friedensmensch kann nicht Taten des Unfriedens tun, wodurch der Friede in seinem oder andern Herzen gestört wird. Im Namen Jesu handelt er. Der schönste Name Jesu aber ist Friedefürst. Friedenskinder des Friedefürsten, ein seliges Los!

C. Nutzanwendung in Fragen: Kennst du diese himmlische Weisheit in deinem Herzen? Wenn ja, freue dich! Wenn nein, wo fehlt's? Hast du die Quelle noch nicht gefunden? In Jesu Wunden fließt sie. Oder fehlt dir die Kraft Christum anzuziehen? Bete; Gott erhört. Jagst du vergeblich dem Frieden nach? Laß nicht ab, es wird keiner gekrönt, er kämpfe denn recht. Amen!

---

2. Petr. 1, 16—21.

A. Gegenüber dem Befehl Christi (Act. 1, 8) ist schon von jeher die Entschuldigung vorgebracht (2. Mose 4, 10). Aber das ist nur eine lahme Ausrede. Von einem Zeugen wird nur verlangt, daß er schlicht und einfach berichte, was er gesehen und gehört hat. So wird von uns gefordert, daß wir ein Zeugnis ablegen von unserm Glauben, von dem Wort Gottes, das wir gehört, von der Herrlichkeit Gottes, die wir gesehen. Davon muß unser Herz voll sein, und dann geht der Mund davon über. Wie Paulus sagt: Ich glaube, darum rede ich, so sei es auch bei uns heut und alle Tage:

B. Wir glauben, darum reden wir!

I. Warum glauben wir? (V. 19—21.)

1. Röm. 10, 17. Das Wort Gottes ist der Ursprung alles Glaubens. Dieses ist uns aber überliefert in der Bibel. Alle ihre Worte, Weissagungen, Verheißungen, Drohungen sind Gottes Worte, Weissagungen, u. s. w. Kein Buch auf Erden hat solch einen Urheber, wie die Bibel. Ja, zehn Worte hat Gott mit eigner Hand geschrieben. Alles andere ist zwar von Menschen geschrieben; aber von was für Menschen? Heilige Menschen Gottes. Und der Geist, von dem sie getrieben und getragen, ist der Heilige Geist.

2. Dadurch ist aber seine Autorität fest und sicher. Was für einen Gewährsmann wollen wir noch? Aber so geht es. In Zeitungen kann das ungereimteste und törichste Zeug stehen, und es wird willig geglaubt; wo aber Gott der Herr selber spricht, da erhebt der Ton den Mund gegen seinen Töpfer und spricht: Dies ist nicht wahr und jenes nicht recht; und meistert so den Heiligen in Israel. Male ich schwarz? Wer redet denn mehr und lauter, der Glaube oder der Unglaube? Uns aber sei das prophetische Wort desto fester (revid. Text) weil wir wissen, es kommt von Gott und führt zu Gott.

3. Ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht in einem dunkeln Ort, dem Jammertal. Wie die Weisen dem Stern, so folge nur dem Licht deiner Bibel. Sie führt dich sicher und bleibt stehen über dem Haus, da das Kindlein drin ist. Einem wegkundigen Führer in fremdem Land folgt der Wanderer mit Vertrauen. Ein solcher Führer ist die Bibel. Im dunkeln Lande des Lebens führt sie dich sicher, bis du das Jesuskind gefunden hast. Vertraue nur, andere hat sie geführt. An ihrer Hand wirst du auch dies Ziel erreichen. Sie hat und weiß keinen andern Weg, nichts weiter will sie dir zeigen und lehren, als Jesus. Da bleibt der Lichtstern stehen, bis der helle Tag des Evangeliums in deinem Herzen anbricht. Und dann herrscht Friede und Freude in deinem Herzen. Sieh, das haben wir erfahren, und darum glauben wir und reden wir. So glaube und rede nun auch du!

II. Was glauben wir? (V. 16—18.)

1. Nicht kluge Fabeln! Nein, gewiß nicht; denn alle die Berichte der Schrift tragen durchaus keinen Stempel der Klugheit. Selbst Paulus, der Klügsten unter den Klugen einer, weiß nur zu predigen, was vor der Welt eine Torheit ist. Und Fabeln und Märchen? Wir sahen vorhin den Ursprung der Bibel: von Gott. Wer unter euch gibt seinem Kind statt Brotes einen Stein? Und Gott sollte seine Kinder mit Lügen — denn das sind Fabeln — abspeisen, wenn sie Wahrheit suchen?

2. Was glauben wir denn? Die Kraft und die Zukunft unseres Herrn. In zwei Worten die ganze Ethik und Dogmatik. Die Kraft unsers Herrn, die er uns gibt zu einem heiligen Leben (vgl. Erklärung zum dritten Art. und Lied 194 V. 2) ist alles, was wir für dies Leben brauchen, und wovon wir glauben, daß Gott es uns über Bitten und

Verstehen gibt. Sodann Jesu Zukunft der Kernpunkt aller Glaubenslehre. An jenem Tag die große Probe auf das Exempel unsers Lebens. Wessen Dogmatik ihn durch jenen Tag hindurchbringt, der hat gewonnen. Das ist Endziel alles Glaubens, daß Christus mir samt allen Gläubigen ein ewiges Leben geben wird. Diese beiden Punkte aber gehören zusammen. Ohne ein heiliges Leben gibt es kein seliges Ende, und ohne das selige Ende nützt das heilige Leben nichts.

3. Sind wir im Unrecht mit solchem Glauben? Nimmer, denn wir reden, was wir gesehen und gehört haben (vgl. 1. Joh. 1, 1). Wir sahen seine Herrlichkeit und hörten Gottes Stimme über Jesum, da wir mit ihm auf dem heiligen Berg waren. So können Petrus (hier) und Johannes (Joh. 1, 14) wohl sagen aus Erfahrung, während wir ihn nie mit Augen sahen. Doch schreibt Petrus (1. Petr. 1, 8) auch an solche, die ihn nicht gesehen und doch lieb haben. Warum? Weil sie im Glauben seine Herrlichkeit sahen. Arndt, der Verfasser des „Wahren Christentums," durfte auf seinem Sterbebett bekennen: Joh. 1, 14 und wie er noch viele, viele Gläubige. Laß dir die Augen nicht verhalten, sondern schaue hin auf das Kreuz. Auch du wirst seine Herrlichkeit sehen und aus der Bibel es hören: Dies ist mein lieber Sohn.

C. Das glauben wir, ich und du. So laß mir nicht das Reden allein, sondern auch du rede in Wort und Werk und allem Wesen von Jesu Kraft und Zukunft. Wenn wir schweigen, werden Steine reden; aber dann wird Gott auch aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken, uns aber verwerfen. Amen!

---

1. Cor. 9, 24—10, 5.

A. Das Korinth von damals war wie heute Chicago oder New York ein Weltplatz, wo es alle Tage Vergnügen und Lustbarkeit gab. Eine solche, die großen Wettkämpfe, gibt Paulus hier Anlaß zu einem Gleichnis. Aber Paulus hätte doch nicht so unheilige Dinge, wie Theater und Faustkämpfe auf die Kanzel zu bringen brauchen? Ja, versteht die Welt auch wohl anderes? Gleich dem Herrn nimmt Paulus hier sein Bild aus dem Leben, wo er weiß, daß seine Leser ihn verstehen, und erklärt daran die ernste Pflicht des Kämpfens und Strebens. So soll er uns auch heute zurufen:

B. Laufet!

I. Wo ist die Bahn?

1. Gott führte die Kinder Israels aus Aegypten. Indem Mose seinen Stab ausreckte, und das rote Meer sich hinter ihnen schloß, waren sie in die Schranken getreten. Nun sollten sie laufen und sich bewähren in dem Kampf des Glaubens. Wie lange sie darin verweilen würden, das war ihre eigne Sache, wie sie laufen und kämpfen würden. So sind auch wir in die Schranken geführt, als wir in der heil. Taufe durch das rote Meer zogen. Nun heißt es für uns: Hier ist die Kampfbahn, die Wüste des Lebens. Nun laufe und kämpfe. Wärest du selbst ein Krüppel ohne Arme und Beine, hier kannst du schla=

gen, hier auch laufen; denn es ist ein Geisteskampf, in dem man durch Glauben läuft und durch Gebet kämpft.

2. Aber beschau dir den Kampfplatz genauer. Die Bahn ist abgesteckt mit Pfählen und umzäunt mit Seilen. Du mußt die Bahn kennen, sonst läufst du, eh du es denkst, gegen die Schranken an und fällst. Ein anderer kommt dir zuvor und erringt den Preis. Die Bibel steckt dir deine Bahn ab. Wo du liest: Liebe, glaube, bete, vergib, vertraue; da ist die Bahn. Da eile und laufe. Wo aber steht: Du sollst nicht töten, ehebrechen ,stehlen; da sind Schranken und Seile. Da hüte dich; sonst fällst du.

3. Diese Bahn ist aber für alle die gleiche. Keiner kann sich die Bahn aussuchen. Du kannst wohl vieles, aber dein Leben und dessen Verhältnisse kannst du dir nicht wählen. Sage darum niemand: Wenn dies oder das wäre, ja dann wollte ich! Z. B. wäre ich reich, da wollte ich mildtätig sein. Wer so spricht, ist gleich jenem Athleten in Korinth, der sich rühmte, wie hoch er in Rhodus hätte springen können. Da rief man ihm zu: Hier ist so gut wie Rhodus, hier springe. So heißt es bei uns: Hier ist deine Bahn; hier, jetzt, heißt es für dich: Laufe!

II. Worin besteht der Kampf?

1. Ein Kämpfer enthält sich alles Dinges. Der Wettläufer enthielt sich sogar aller Kleidung, und bereitete sich durch Uebung und bestimmte Nahrung, damit ihn keine weiten Gewänder, kein überflüssiges Gewicht im Lauf hinderte. So soll sich der Christ alles hindernden enthalten. Ich habe es wohl alles Macht, aber es frommet nicht alles; ja vieles hindert sogar an der siegreichen Vollendung des Glaubenslaufs. Da geht einer auf den Stelzen des Hochmuts; der andere ladet sich erst noch einen vollen Geldsack auf, oder läßt seine Augen nach ihrer Lust umherspähen anstatt das Ziel im Auge zu haben und zu behalten. Meinet ihr, sie werden als Sieger das Ziel erreichen? Das alles mußt du beiseite lassen, wenn der Ruf ertönt: Lauft!

2. Ein Kämpfer streicht nicht auf das Ungewisse in die Luft, sondern er schaut dem Gegner ins Auge, damit dieser ihn nicht unversehens treffe. Was um ihn herum vorgeht, das kümmert ihn nicht; er sorgt nur, wie er seinen Feind besiege. So hat ein Christ nicht ins Blaue hinein zu kämpfen, sondern gegen einen gewissen, starken Feind, den Satan, den alten Adam, das Fleisch in deinem Herzen. Das Herz ist aber im Leibe; so gilt es den Leib bezähmen und überwältigen, um das eigne Herz mit zu treffen. Nein sagen und immer wieder nein zu den Anmaßungen und Ansprüchen des alten Menschen, das ist nicht nur Vorbereitung und Uebung zum Kampfe, sondern der Kampf selbst.

3. Außer der Uebung braucht der Wettkämpfer auch entsprechende Nahrung. Auch diese bietet der Herr dem Geisteskämpfer, den einen geistlichen Trunk aus dem mitfolgenden Felsen, Christus, und die eine geistliche Speise in seinem Sakrament. Das ist Speise, in deren Kraft der Christ nicht nur 40 Tage und 40 Nächte bis an den Berg Gottes

geht (1. Kön. 19, 8), sondern sein Leben lang bis zur Stadt Gottes. Aber ach, wo ist der Segen der Sakramente zu spüren? Welche Ströme von Segen sollten sich über das ganze Land vom Altar und seinem Sakrament ergießen! Statt dessen aber: an ihrer vielen hat Gott kein Wohlgefallen, und werden niedergeschlagen in der Kampfbahn, weil sie nicht die rechte Kraft zum rechten Kampf gebrauchen!

III. Welches ist der Siegespreis?

1. Was war Israels Lohn nach der Wüste? Ein Erbgut. Der Wettkämpfer erhielt einen Kranz als Lohn seines Strebens. Der alte Adam läuft um Ehre, Ansehen, Titel, Aemter, Geld u. s. w. Und der Christ? Es ist klar, daß dies alles nicht Lohn des Christenkampfes sein kann. Nein, nein, dies ist es nicht, der Kampfpreis des Christen ist droben im Licht. Die Krone der Gerechtigkeit ist der Siegeslohn, nicht verlierbar wie ein Erbgut, nicht verwelklich wie ein Kranz, nicht vergänglich wie die Welt.

2. Freilich die Krone ist noch nicht errungen. Selbst ein Paulus, der später, Tit. 4, 7 f., schreiben konnte, sorgt, daß er nicht selbst verwerflich werde. Und so heißt es denn auch bei uns, Fleiß an unsere Errettung zu wenden. Für einen ewgen Kranz mein armes Leben ganz! Nichts halbes! Laß die Toten ihre Toten begraben, die im Kampf neben dir fallen; du behalte das Ziel und die Krone im Auge. Welche Mühe und Anstrengungen haben nicht Könige aufgewandt eine Krone zu erlangen oder zu behalten, trotzdem sie gewiß waren, sie nur eine Zeit tragen zu können, während uns die gewisse Kunde ward, daß unsere Krone ewig glänzt.

3. Gewisse Kunde, denn wir laufen nicht auf das Unbestimmte, sondern es sind die gewissen Gnaden Davids uns verheißen. Freilich die Krone, die uns winkt, hat keinen Marktwert in Talern und Pfennigen, und wird doch so herrlich sein, daß du wirst bekennen müssen: Nie, nie habe ich solch eine Herrlichkeit verdient. Philippus wollte nur den Vater sehen; das sollte ihm genügen (Joh. 14, 8). Du sollst ihn nicht nur sehen, sondern mit ihm reden, ihm hören, an seinem Herzen ruhen, ihn wieder lieben dürfen. Das ist der Siegespreis.

C. Ist das sicher? Gottes Wort verheißt es, Gottes Geist bezeugt es unserm Geist, Gottes Sohn verbürgt es durch sein Blut. Nun, das Befehlswort: Lauf! ist schon lang ertönt. Es ertönt jetzt wieder. Steht nicht müssig umher und sagt: Es hat uns niemand aufgefordert. Höre jetzt noch einmal, vielleicht in elfter Stunde, Gottes Einladung und Befehl: Laufet! Amen.

---

2. Cor. 11, 19—12, 9.

A. Das Leben des Menschen ist gleich einer Straße, auf der drei Wege sind, die große Mittelstraße und zwei Seitenwege. Es sind im Leben des Menschen drei Teile, die neben einander hergehen, das Leben in Gott, die große Hauptstraße, die der Mensch aber selten benutzt und

höchstens gelegentlich einmal kreuzt, und die beiden Seitenwege, das Leben in der Welt und das Leben in sich. Gleichwie aber in einer gut gehaltenen Straße alle drei Wege in Ordnung sein müssen, so auch im Leben des Christen. Darum betrachten wir:

B. Das Leben des Christen.

I. In der Welt.

1. Joh. 18, 36. So sind denn auch die Glieder dieses Reiches Fremdlinge in dieser Welt, und darum Gegenstand des Hasses der Welt (Joh. 15, 19). Wie geht das zu? Weil der Fürst dieser Welt ein Lügner von Anbeginn ist und deshalb die Wahrheit haßt, deshalb werden die Kinder der Wahrheit um der Wahrheit willen verfolgt bis auf diesen Tag. Das hat Paulus auch erfahren, so daß er hier in seiner Lebensgeschichte ehrlich bekennen kann, daß er mehr gelitten als seine Gegner. Und doch ist er durch Gottes Gnade jedesmal gerettet. Nach diesem Brief hat er noch mal Schiffbruch gelitten, ist von giftigen Schlangen gebissen, als Aufrührer und Empörer verklagt. Die Welt hat ihn ihren Haß furchtbar spüren lassen.

2. Nun wende das auf dein Leben in der Welt an! Hast du schon gelitten um der Wahrheit willen? Daß es nur nicht heiße über dich: Luk. 16, 25. Und dahin kommt es, wenn man es treibt wie die, über welche Jesus Luk. 6, 24—26 sein Wehe ruft. Es heißt aber auch nicht bei jedem, der hier leidet, daß er soll sein Gutes empfangen. Es ist noch ein Unterschied zwischen Kreuz, das man um Jesu willen, und Unglück, das man um der Sünde willen trägt. Vergleiche Paulus, um von Christo ganz zu schweigen, mit dem Schächer. 1. Petr. 2, 19 f. So ist das Leben in der Welt wohl oft ein Leben unter Dornen im Fleisch, aber voll Gnade im Geist.

II. Das Leben in sich.

1. Ihr vertraget gerne u. s. w., V. 19 f. Wo sind die Zeiten und die Menschen geblieben, von denen man so etwas rühmen konnte! Zu Knechten machen! Ja heut verträgt man ja nicht einmal die Wahrheit, die doch frei macht. Schinden, nehmen, trotzen — wie gehen da die Wogen des Zorns gleich so hoch! Der Zorn ist der schlimmste Feind für ein christliches Seelenleben. Wir stehen vor der Passion. Wollte Christus auch so zürnen, wo blieben wir? Nach seinem Vorbild, Jak. 1, 3. Pauli Leben ist ein Beweis, daß wir Jesu Vorbild nachfolgen können. Täglich (V. 27—29) wird er angelaufen und muß Sorge tragen für die Gemeinden, und hat doch für alle ein liebewarmes Herz. Alles überwindet er durch Geduld.

2. So gehe hin und tue desgleichen. Geduld, das ist etwas Großes, womit man mehr ausrichtet als mit Ungestüm. Paulus kann unter Anrufung Gottes bezeugen, daß er mehr getan und gearbeitet, als seine Gegner alle. Wodurch? Durch Geduld (2. Kor. 12, 12). Und Hand in Hand mit der Geduld das herzliche Erbarmen. Das darf auch nicht fehlen. Bei alle dem eignen Leid und Kummer kann und muß das Herz noch offen sein für das Reich Gottes in allen Ge-

meinden. Ihr werdet auch sonntäglich angelaufen um Fürbitten und Gaben. Und so mancher wird schwach und geärgert und entbrennt. Wir wollen aber nicht brennen. Das ist ein fremdes Feuer auf dem Altar des Herrn (cf. 3. Mose 10, 1 f.); sondern nur die Liebesflamme darf in uns brennen.

3. Fordere ich zu viel und zu schweres? Es ist nicht das Dichterwort: Bewahre den Gleichmut in allen Lebenslagen, sondern mehr. Wir könnten es auch nennen: den Frieden Gottes. Und im Grunde ist das sehr wenig gefordert; denn der Friede ist ja nur eine Gabe Gottes, nichts eignes. Den sollen wir nur halten und bewahren. Wie, wenn der Hammer, der Felsen zerschmeißt, uns zuruft: Ihr sollt heilig sein, und das zweischneidige Schwert uns trifft mit dem Wort: Wenn ihr alles getan habt, so sprecht: Unnütze Knechte sind wir! was wollen wir denn sagen? Ja, wer mag da selig werden? Tröste dich, auch Paulus fühlt diese Schwachheit, wie du. Das aber bringt uns zu dem dritten Punkt:

III. Das Leben in Gott!

1. Jer. 9, 23 f. Derselben Meinung ist Paulus hier, V. 9. Nur wer schwach und geistlich arm ist, führt ein Leben in Gott. Die Starken bedürfen des Arztes nicht. Gottes Gnade kehrt bei den Schwachen ein. So wollen wir mit Paulus unsere Schwachheit rühmen, auf daß die Kraft Christi bei uns wohne. Dann erkämpfen wir die herrlichsten Siege. Kein Feind ist uns dann zu stark, kein Unglück drückt uns zu hart. In dem allen überwinden wir weit, weil in Wahrheit nicht wir kämpfen, sondern Christus in uns und für uns. Ein Gleichnis aus der alten deutschen Heldensage. Als Günther mit Brunhilde den Kampf führt, macht er nur die Bewegungen, während Siegfried, unter der Tarnkappe unsichtbar, ihm zur Seite steht und wirklich den Speer schleudert. So bist du allein auch zu schwach zum Sieg, führst du aber ein Leben in Gott, hast du auch den Siegeshelden zur Seite, der dir den Sieg erringt.

3. Aber nicht nur Siege erkämpfen wir, sondern auch herrliche Freudenstunden dürfen wir erleben. Vgl. Pauli Verzückung und die unaussprechlichen Worte mit 1. Kor. 2, 9. Auch uns ist solche Seligkeit bereit, im Worte Gottes, in der Gebetsgemeinschaft, in dem Sakrament des Leibes und Blutes. Kommen dann auch darauf wieder Stunden der Anfechtung, wo wir den Pfahl im Fleisch spüren, und des Satans Engel uns mit Fäusten schlägt, dennoch Trotz dem alten Drachen! Röm. 8, 31 ff.

C. Die drei Wege, die in der Stadt die Straße bilden, laufen draußen allmählich in einen zusammen, den großen Fahrweg. So müssen unsere Lebenswege zusammenlaufen, daß zuletzt nur noch sei ein Gehen, ein Leben in Gott. Gal. 2, 20. So gehen unsere Wege gewiß zum Himmel ein. Amen!

---

1. Cor. 13, 1—13.

A. Auf Erden viel Streit um den richtigen Wertmesser, Gold oder Silber? Der ewige Wertmesser, der Messer des Ewigkeitswertes, aber steht fest. Es ist die Liebe. Große Dinge sind je geschehen, aber Gott schaut auf die Gesinnung, aus der sie fließen. Werke der Selbstliebe, wie der Turmbau zu Babel, Davids Volkszählung, sind nicht angenehm, aber auch anscheinend gute Taten, wie reden mit Menschen- und Engelzungen, unterliegen dem Liebesmaßstab. Weissagung und Erkenntnis — ja die Gelehrten sind so oft die Verkehrten. Der Glaube zum Berge versetzen: hättest du diesen Glauben und würfest den Berg auf deines Nächsten Haus oder Hals, du wärest mit all deinem Glauben verdammt! Sogar die äußern Werke der Liebe, das Selbstopfer, geschieht es um Menschen willen ohne innere Liebe, so ist es nichts damit. Darum an der Pforte der Passion, der Zeit der schönsten Offenbarung der Liebe Jesu, sei unser Vorsatz und Beschluß:

B. Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich!

I. Jesu Vorbild: Gott ist die Liebe.

1. Nach Eph. 3, 18 sehen wir auf die Breite der Liebe. In einem Wort: Joh. 3, 16. Die ganze Welt, alle umfaßt sie. Im einzelnen: Christi Liebe verträgt alles, nicht nur die Narren, auch die Schlechten, Matth. 5, 45. Er verträgt die Bosheit der Feinde, den Abfall seiner besten Freunde. Wo Menschen eifern, die Liebe eifert nicht und stellt sich nicht ungebärdig. Sie glaubet alles, nicht im schwachen Glauben der Affenliebe gegenüber ungeratenen Kindern, sondern vertraut jedem, der kommt, dem Zachäus, dem Schächer. Sie treibt nicht Mutwillen und jagt den Sünder fort, sondern, Joh. 6, 37. Sie hofft alles. Immer wieder bietet sie dem Sünder die Hand. Jesu Passion noch immer ein offner Gnadenbrunn für alle Menschen. Sie duldet alles. Das ist mehr als vertragen, das ist ein erbarmendes Tragen der Bösen. Auch dich, auch mich, mit all unsern Sünden duldet die Liebe.

2. Sodann die Länge. Langmütig und freundlich. Immer wieder läßt Gott sich erbitten, z. B.: 1. Mose 6, 3; 2. Mose 32, 9—14. Sie läßt sich nicht erbittern ,auch nicht durch den schnödesten Undank, und rechnet das Böse nicht zu, sondern rechnet Jesu Blut statt unserer Gerechtigkeit. Lange währt die Gnadenzeit; freilich es heißt schließlich einmal: Mit Ungnad abgelohnt. Darum Röm. 2, 4. Für den aber, der Buße tun will, die frohe Botschaft: Sie höret nimmer auf. Ein Strohhalm bricht, nach dem Sprichwort, eines Elefanten Rücken; auf Gottes Liebe dürfen wir täglich Berge von Sünden legen, sie bricht nie. Wenn wir mit unserm Wissen und Weissagen am Ende sind, da ist der ewige Felsen. Wenn alles bricht, u. s. w. So weit der Abend vom Morgen, das Weltende von der Weltschöpfung, so lang und noch länger ist die Liebe.

3. Die Höhe. So hoch der Himmel über der Erde. Sie reicht hinauf bis an des Ewigen Thron und weiß uns da die Stätte zu bereiten. Sie suchet nicht das Ihre, sondern des Vaters Ehre und darum freuet sie sich nicht der Ungerechtigkeit. Ihr Ziel, ihre Heimat ist das Licht. Dort aber hat das Unreine, das Ungerechte, die Lüge keinen Platz. Die Liebe zeigt sich auch in den Strafen. Um den Sünder zur Seligkeit emporzuziehen, muß sie ihn erst frei machen von der Ungerechtigkeit. Sie freut sich der Wahrheit. Wenn auch Luk. 15, 7; so gilt doch auch Joh. 1, 47.

4. Wie tief? Bis in die Tiefe der Hölle zwang sie den Herrn. Bis in den bodenlosen Abgrund der menschlichen Sünden reicht Gottes Liebe. Da ist es wahr geworden das mit Menschen- und Engelzungen reden, das Sündenberge versetzen, das den Leib brennen lassen. Denke an Gethsemane. So tief steigt der Herr zu dir hinab. Sie blähet sich nicht. Wer hat je ein prahlendes Wort aus der Liebe Mund vernommen? Auch darin ist Mose ein Vorbild auf Jesum, daß er der sanftmütigste (4. Mose 12, 3 nach etlichen Auslegern) war, cf. Matth. 11, 29.

II. Unsere Nachfolge: Strebet nach der Liebe.

1. Röm. 13, 10. Was hier V. 4b—6a gesagt ist, sind alles Dinge, die man von jedem Christen erwarten sollte, nämlich dem Nächsten nichts Böses zu tun. Einen Mittelweg gibt es nicht: entweder man hat keine Liebe — dann treibt man Mutwillen u. s. w. —; oder man hat Liebe, dann unterläßt man das alles. Unsere Liebe soll keine Fleisches- und Menschenliebe sein. Das Bewußtsein, daß dein Nächster ein mit dir begnadigter Sünder ist, soll ihn deinem Herzen so nahe stellen, als wäre er du selbst. Gemeinsam Erlebtes verbindet, Schulzeit, Kriegszeit, Gefahren, Gliedschaft. So ist die gemeinsame Erlösung der Grund aller Liebe, die uns dem Nächsten nichts Böses tun läßt.

2. Die Liebe ist Gottes Ebenbild. Da ich ein Kind war u. s. w. Kindisch ist Haß, Prahlerei, Rachsucht, u. s. w. Das alles tut der Christ nicht, sondern freut sich an dem Wesen und Urgrund aller Dinge. Ein Kind freut sich an der Erscheinung, der Mann an dem Grund. Zwar erkennen wir nur stückweise; das aber haben wir erkannt: Gott ist Liebe. Deshalb strebt der Christ nach Liebe. Einst werden wir Gott erkennen, wie er uns jetzt erkennt, in Liebe. „Nur so weit erkennen wir Gott, wie wir ihn lieben." Darum strebe nach der Liebe. Es ist des Menschen Bestimmung, Gott ähnlich zu werden. Die Liebe ist der Weg dazu.

3. Hier unten ist alles unvollkommenes Stückwerk, bis das Vollkommene kommen wird. Wenn einst das ganze Weltgebäude in Trümmer fällt, die Liebe bleibt, selbst wenn Glauben und Hoffen aufhört. Der Glaube vergeht, wenn er verwandelt wird in seliges Schauen von Angesicht zu Angesicht. Die Hoffnung vergeht, wenn einst nichts mehr zu hoffen sein wird, oder wir nichts mehr zu hoffen brauchen, da die

selige oder unselige Erfüllung angebrochen ist. Die Liebe aber besteht, ja gerade dann erst wird die Liebe sich herrlich entfalten, wenn Philippus Wunsch erfüllt ist, und wir und alle Kreatur den Vater sehen und nichts herrscht im Himmel und auf Erden, als Liebe.

C. Strebet nach der Liebe. Wie nötig die Mahnung; denn alles, was Paulus hier von der Liebe sagt, das sind wir nicht; und alles, was die Liebe nicht ist, das sind wir. Noch ist Liebeszeit. O lieb, so lang du lieben kannst. Amen!

Eine Erklärung.

Wie ich zu meinem Bedauern vernehme, hat der im Novemberheft v. J., Seite 451—462 abgedruckte Artikel an manchen Orten Anstoß gegeben. Es war meinerseits ein Versehen, daß ich nicht gleich die Erklärung beifügte, daß ich den Ausdruck „Sage" nicht billige und selbst persönlich eine andere Auffassung von der „Schöpfungsgeschichte" habe, als der Verfasser sie vorträgt.

Zunächst ist zu bemerken, daß wir zu unterscheiden haben zwischen der Vorstellung, wie dieser in Genesis 1 gegebene Bericht entstanden sei und zwischen der Auslegung, die zu diesem Bericht gegeben wird. Der Bericht kann auf dreierlei Weise entstanden gedacht werden.

1. Entweder er ist eine wörtliche Inspiration und Offenbarung Gottes, irgend einem Propheten gegeben. In diesem Fall muß an den Inhalt des Berichts der Anspruch erhoben werden, daß er genau und wörtlich den Tatsachen sich anpaßt, welche die Naturwissenschaft, Physik, Astronomie, Geologie u. s. w. uns offenbaren.

2. Oder aber der Bericht gibt uns eine prophetische Schau, die perspektivisch das schöpferische Walten Gottes darzustellen sucht. In diesem Falle können große Weltumwälzungen und gewaltige Zeiträume vor den Augen des Sehers versinken, wie die Raumperspektive ja auch große Täler uns übersehen läßt und das räumlich Ferne uns täuschend nahe rückt. Hier lassen sich erläuternde Hypothesen einschieben, um den Inhalt des Berichts mit dem Naturbefund in Harmonie zu bringen.

3. Oder endlich der Bericht ist so entstanden, daß jüdische Schriftgelehrte darin niedergelegt haben, wie die frommen Alten sich die Entstehung der Welt gedacht und zurechtgelegt haben. In diesem Falle müßte der Bericht als eine fromme Sage bezeichnet werden.

Was nun den Inhalt des Berichts angeht, so werden wohl wenig denkende Theologen zu finden sein, welche annehmen, daß Gen. 1, als ein ganz wörtlicher Bericht von der Schöpfung zu betrachten sei, mit genau sechs Tagen von je 24 Stunden. Ob der Verfasser des Artikels in III, A. 2 (Seite 454 im Novemberheft) die richtige Beschrei-

bung gegeben, welches Weltbild sich die alten Väter auch in Israel von unserer Welt machten, und ob das von ihm entworfene antike Weltbild auch der Darstellung der Genesis zu grunde liege, das mag als offene Frage gelten. Der Verfasser des unten folgenden Artikels bestreitet vielleicht mit Recht, daß in Genesis 1 jenes Weltbild zu grunde liege.

Was er dagegen Seite 453 unter I. 1. sagt, wird mehr oder weniger zutreffend die Vorstellung wiedergeben, welche die meisten unter uns sich von der Entstehung der Welt heutzutage machen. Daß vor Erschaffung der Sonne kein Licht denkbar sei, ist eine Annahme des Verfassers, der mit Recht von anderer Seite widersprochen wird. Man sehe unten die Entgegnung, welche der Artikel schon in der „Katecht. Zeitschrift" gefunden hat.

Wer nun das antike Weltbild ablehnt und sich die Entstehung der Welt in der Weise denkt, wie Seite 453 dargestellt ist, der wird mit der Annahme einer „wörtlichen Inspiration" in schweren Konflikt kommen. Leichter aber wird diese moderne Erklärung von der Entstehung der Welt (die ja, nicht zu vergessen, auch nur eine Hypothese ist), sich einpassen lassen in die Vorstellung, daß in Gen. 1 uns eine prophetische Schau mitgeteilt werde. Der betr. Prophet hatte jedenfalls eine andere Vorstellung von der Welt als wir; und an diese schloß sich die Perspektive an, die er empfing, als er über das Problem der Entstehung der Welt nachdachte.

Das eben Gesagte läßt sich dann auch eben so leicht auf die an dritter Stelle genannte Auffassung, daß der Schöpfungsbericht eine „fromme Sage" sei, anwenden.

Wer nun an der wörtlichen Inspiration des Schöpfungsberichts glaubt festhalten zu müssen um des Gewissens willen, mit dem wollen wir nicht rechten. Er wir sich aber klar machen müssen, daß es ihm schwer fallen wird, zu erklären, wo und wann die großen geologischen Umwälzungen unserer Erde mit den Kohlenbildungen u. s. w. stattfanden. Denn alle diese Umwälzungen etwa mit dem Hinweis auf die Sintflut erklären zu wollen, dürfte doch kaum angehen. In die wörtlich zu nehmenden sechs Schöpfungstage diese Umwälzungen hineinzudeuten, wäre doch auch nicht Aus- sondern Einlegung.

Und das antike Weltbild von der Erde als Weltzentrum und der Rotation der Sterne um die Erde wird selten noch jemand festzuhalten wagen und wäre er noch so fromm und bibelgläubig. Wie man aber die alte Weltanschauung preisgeben und doch die wörtliche Inspiration festhalten kann, das müßte doch wohl erst nachgewiesen werden.

Wer nun sich außer stande sieht, die wörtliche Inspiration festzuhalten, der wird notwendig dazu gedrängt, entweder die zweite oder die dritte Auffassung sich anzueignen. Der Verfasser des gerügten Artikels hat sich an die dritte gehalten; wir halten die zweite für die richtigere und würdigere. Ein Mann mit hohen prophetischen Gaben hat vom Geiste Gottes heilige Ahnungen empfangen, wie diese

Welt geworden ist durch Gottes Wort. Und er ragt mit diesen ihm verliehenen Lichtblicken in das Dunkel der vorweltlichen Ewigkeit himmelhoch über alle modernen pantheistischen und materialistischen Naturforscher und über alle alten heidnischen Kosmogonien hinaus. Der Würde des Schöpfungsberichts wird mit dieser Annahme kein Abbruch getan. Wird er als bloße „Sage“ aufgefaßt, so ist er eben ein Machwerk menschlicher Gedanken, und es bleibt viel unerklärlicher, wie der Mensch auf solche hohe Wahrheiten kommen konnte ohne göttliche Beihilfe und Offenbarung.

Doch wir überlassen es andern Federn, das „Für und Wider“ in dieser Frage sine ira et studio zu weiterer Erörterung und Darstellung zu bringen. L. J. H.

Bemerkungen zu den Entwürfen für die Behandlung der Urgeschichte nach historisch-kritischer Auffassung von Rektor H. Spanuth.*)

Von Prof. Dr. E. Hoppe in Dockenhuden bei Hamburg.

Zu den Entwürfen, welche Herr Rektor Spanuth im Juli-Heft dieser Zeitschrift†) für die Behandlung der Urgeschichte auf der Oberstufe bietet, sei es mir gestattet einige Bemerkungen vom Standpunkt des Naturforschers zu machen. Ich glaube dazu um so eher berechtigt zu sein, als Herr Rektor Spanuth als wesentlichsten Grund für seine neuen Bahnen angibt, daß es Pflicht sei, „hier offen zu sein, um dem verhängnisvollen Konflikt zwischen dem biblischen Welt- und Himmelsbilde und der heutigen Naturerkenntnis zu begegnen.“ Diesem Satze stimme ich aus voller Ueberzeugung zu, es fragt sich nur, was ist die h e u t i g e Naturerkenntnis. In diesem Punkt scheint mir die Anschauung, welche in jenem Entwurf vorgetragen wird, durchaus nicht dem heutigen Stande der Naturerkenntnis zu entsprechen. Denn ich glaube, auf Grund dieser würde der Herr Verfasser zu einem ganz andern Ergebnis gekommen sein. Freilich beruft Herr Rektor Spanuth sich auf das Realienbuch von Kahnmeyer und Schulze, welches in der Schule gebraucht werde. Ich kenne dies Buch nicht, aber wenn es diese Theorie enthält, so ist das sehr zu bedauern, und das Buch, woran geändert werden muß, ist dann nicht die Bibel, sondern jenes Lehrbuch.

---

*) Im Novemberheft des vor. Jahrg. haben wir einen Artikel abgedruckt mit Erlaubnis der Redaktion: „D i e U r g e s c h i c h t e n a c h h i s t o r i s c h - k r i t i s c h e r A u f f a s s u n g“. Derselbe stammt aus der in konservativem Sinne gehaltenen katechetischen Zeitschrift von Pastor Aug. Spanuth und sollte unserm Leserkreis eine Probe davon geben, wie heutzutage auch in positiv-christlichen Kreisen die Erzählung der Urgeschichte dargestellt wird. — Jener Aufsatz hat der Redaktion der katechetischen Zeitschrift eine Entgegnung gebracht, die wir um so mehr uns verpflichtet fühlen, hier nachfolgen zu lassen, als wir jenem Aufsatz ohne eigene Bemerkungen zum Abdruck gebracht haben. Es steht unsern Lesern natürlich frei, sachgemäße Anmerkungen zu beiden Artikeln einzusenden.

†) „Magazin“, November 1904, Seite 451.

Ueber den Urzustand der Erde wird gesagt S. 276, daß die Erde als glühender flüssiger Ball von einem dicken Mantel von Dunst umhüllt war u. s. w. Es ist das die alte Anschauung der Kant=Laplaceschen Hypothese. Nun gibt es heutzutage aber eine große Reihe von Naturforschern, welche eine ganz andere Erdbildungshypothese annehmen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Laplacesche Theorie mit einer ganzen Reihe von Tatsachen nicht zu vereinen ist, ja daß sie mit den Grundanschauungen der Physik in Konflikt gerät. Darum ist sie von einigen überhaupt als Erklärungsprinzip aufgegeben, während andere, die im Großen daran festhalten möchten, versuchen, durch einige Hilfsvorstellungen die Mängel zu überbrücken, so Förster, Zehnder u. s. w. Aber daß dies gelungen sei, ist nicht zu behaupten. Nun sind in den letzten 30 Jahren mehrere neue Sterne genauer beobachtet und die seit Herschel bekannten Nebel sehr viel genauer untersucht als früher; auf Grund dieser Beobachtungen glauben einige, daß die Entstehung der Planeten und des Sonnensystems auf das Eindringen fester Weltkörper, die nicht leuchteten, in einen Nebel zu erklären sei. Das ist eine Ansicht, die allerdings eben so wenig, wie die Laplacesche die Tatsachen befriedigend erklärt, aber auch nicht schlechter, sondern vielleicht besser begründet ist. Das will ich jedoch ausdrücklich hervorheben, daß wir in keinem Teile der jetzt bekannten Welt ein Analogon zu dem Planetensystem kennen. Jedenfalls sind diese Theorien so sehr Hypothesen, daß man von N a t u r e r k e n n t n i s durchaus nicht sprechen darf.

Im einzelnen darf ich wohl folgendes bemerken.

Das Eintreten des Regens möchte ich mit der Behauptung, daß die Israeliten (das soll hier doch wohl heißen der Schreiber von Gen. 1) den Himmel als eine „Feste", als eine Art Kuppelgewölbe vorgestellt hätten, zusammen nehmen. — Der Kreislauf des Wassers ist erst möglich, wenn eine Atmosphäre über dem Wasser der Erdoberfläche ist, ohne diese Atmosphäre wäre die Verdunstung unmöglich und die Kondensation zu Wolken und Regen ebenfalls. Die Zusammensetzung dieser Atmosphäre versteht sich nun aber, wenn man von der Vorstellung eines ursprünglich glühenden Nebelballs ausgeht, durchaus nicht von selbst, im Gegenteil gehört die Anwesenheit von Sauerstoff in der Atmosphäre zu dem Wunderbarsten, was wir haben, viel natürlicher wäre, daß wir eine Atmosphäre von Wasserstoff, Stickstoff, Kohlensäure hätten, dann aber wäre das Leben für organische Wesen unmöglich. Nun sagt die Bibel in wörtlicher Uebersetzung V. 6: Gott sprach: es sei eine Ausbreitung zwischen den Wassern um die Wasser zu trennen u. s. w. Dies hebräische Wort „Rackija" hat die Septuaginta dann in das ganz verkehrte „Stereoma" übersetzt und daraus hat Luther die „Feste" gemacht. Von einem solchen „Gewölbe" steht also in der Bibel gar nichts, wenigstens nicht Gen. 1. Diese Anschauung wird erst durch die Uebersetzer hineininterpretiert. Bleibt man aber bei der „Ausbreitung" stehen, so entspricht das durchaus der modernsten Naturerkenntnis, wenn es dann heißt: Gott nannte die Ausbreitung Himmel, nämlich den blauen Him=

mel; denn die Ausbreitung, d. h. Verdunstung ist erst möglich durch die Atmosphäre, und gerade sie ist es, die durch die Beugung des Lichts die blaue Farbe des Himmels erzeugt. An diesem blauen Himmel erscheinen Sonne, Mond und Sterne, aber nicht an der hineininterpretierten „Feste", wo die Wasser als Regenwolken sitzen, denn es regnet nicht aus blauem Himmel und wenn die Regenwolken da sind, sind die „Lichter" eben nicht da. Also was in der Bibel steht, ist mit der wirklichen Naturerkenntnis in voller Uebereinstimmung, aber nicht das, was die „Schriftgelehrten" daraus gemacht haben.

Was ferner gesagt wird: „Auf dem Lande entstanden allmählich Pflanzen, Tiere, Menschen, in langem Nacheinander, die niedern Wesen zuerst, dann die höhern ud vollkommenern," ist durchaus zu beanstanden, wenn es Naturerkenntnis sein soll. Es ist das die Anschauung der Deszendenztheorie, welche sich freilich dank der weitverbreiteten Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, einer großen Anhängerschaft rühmen kann, die aber zum mindesten keine Erkenntnis ist; denn dann müßte sie bewiesen sein oder doch keine Beweisstücke gegen sich haben. Zunächst das Wort „entstanden"! Kein Mensch hat bisher auch nur eine Vermutung über ein Entstehen von Lebewesen aus unorganischer Materie mit einiger Wahrscheinlichkeit aufstellen können. Alle Tatsachen sprechen ausnahmslos gegen ein solches Entstehen. Ohne einen Schöpferakt Gottes entsteht kein Leben. — Aber auch die übrigen Worte jenes Satzes sind nicht richtig. 1. Für die Pflanzenwelt sind die Kohlenlager resp. der Graphit die ältesten Reste, welche wir kennen. Als Forchhammer nachwies, daß Graphit aus Seetang erzeugt werden kann, neigte man zu der Meinung, daß dies die einzige Quelle der Graphitlager sei. Seit drei Jahren wissen wir, daß jede Steinkohle in wenigen Stunden zu Graphit verwandelt werden kann. Die Pflanzenreste aber, welche wir aus jenen Lagern kennen, sind Farrenkräuter und Fichten, wie sie noch heute auf Erden sind, und die weit davon entfernt sind, die niedrigsten Organismen zu sein, die wir kennen.

2. Für die Tierwelt sind die niedrigst organisierten nach allgemeiner Annahme die Protozoen. In der ältesten der kambrischen Schicht sind diese aber nicht vorhanden, sondern gerade wohlgegliederte Krebse und Armfüßler. Die dort vorkommende Lingula ist noch heute ein sehr verbreitetes Tier. Man kann sich auch nicht damit retten, daß man sagt, diese kleinen Protozoen haben keine Spuren hinterlassen können, weil sie keine feste Schale hatten. Denn in der darauf folgenden Schicht, dem Devon, wimmelt es von Protozoen, von Quallen, von Pflanzentieren, von Korallen. Aber gleichzeitig mit diesen niedern Tieren treten hier auch die Wirbeltiere auf, also der höchste Zweig der Tierwelt mit dem niedrigsten. Damit darf ich wohl verbinden, daß auf S. 278 in dem Entwurf so getan wird, als ob die Bibel lehrte, daß die Walfische zu den Fischen gehörten als zoologische Ordnung, und die Kriechtiere zu den Säugern. Davon steht in der

Bibel aber gar nichts, sondern da steht, daß die Walfische im Wasser leben, und das ist richtig, und von den Kriechtieren steht da, daß sie auf dem Lande leben, und das ist zum mindesten für die große Mehrzahl richtig. — Wie wenig es angebracht ist, die Deszendenztheorie als ein Ergebnis des Naturerkennens zu behandeln, mag doch noch aus der Tatsache erwiesen werden, daß nicht nur eine große Reihe (ich nenne Fleischmann, Driesch, Wolf, Reincke) von hervorragenden Biologen direkt erklären, die Deszendenztheorie sei unhaltbar, sondern selbst die Männer, welche sich auf den Standpunkt der Deszendenztheorie stellen (wie Koken, von Wettstein, H. de Vries u. s. w.), offen zugeben, daß ein Nachweis der Theorie in keinem Punkte gelungen sei, daß man sie vielmehr in jedem einzelnen Fall erst noch nachzuweisen hätte.

Dann behauptet der Entwurf, daß die Planeten sich in ewigem Kreislauf um die Sonne drehten. Das ist sicher auch nicht richtig; wohl mag die Zeit, während welcher die lebendige Kraft noch aushält, recht groß sein, ewig ist sie nicht, wenn nicht fortgesetzt neue Energiequellen für die Erde u. s. w. geschaffen werden. So, wie die Sachen gegenwärtig liegen, ist für die Erde nichts gewisser als ihre völlige Erstarrung und Bewegungslosigkeit.

Das viel umstrittene Wort Tehom wird einfach als „Tiefe", als „Wasserschwall" übersetzt. Ich weiß nicht, warum es so übersetzt werden müßte, und warum, wenn man es als eine Bezeichnung für den „Urbrei" nimmt, dieser nicht „glutflüssig" sein sollte, wie kurz vorher doch angenommen war. Wenn man aber bedenkt, daß im Hebräischen kein Wort für Chaos existiert, so gewinnt dies Wort Tehom doch eine ganz andere Bedeutung. Warum soll es nicht einfach als Chaos übersetzt werden. Ein Grund dagegen existiert gar nicht, und dann ist jegliches Bedenken gehoben. Diese Bedenken sind ja alle erst durch die Uebersetzung hineingetragen. Wo steht in Gen. 1 z. B. daß die Erde eine Scheibe sei, wo steht, daß sie der Mittelpunkt der Welt sei? Alles das wird erst durch die Interpreten hineingelegt, und dann heißt es nachher, solche Vorstellung paßt nicht zu unserm Weltbild!

Den Satz: Licht kann schwerlich — für uns undenkbar — vor der Sonne dagewesen sein — kann ich durchaus nicht begreifen. Alle Fixsterne senden Licht aus gänzlich unabhängig von der Sonne. Wir kennen mehr als 1000 Nebel im Weltenraum, die Licht aussenden, welches sie selbst erzeugen, was hat das Licht mit der Sonne zu tun? Die Sonne ist nur ein leuchtender Körper, wie Millionen andere auch. Aber eins ist freilich nötig, wenn Licht sein soll, nämlich daß neben der Materie, woraus die Weltkörper gebildet sind, auch der Lichtäther den ganzen Weltenraum fülle! Ohne den gibt es kein Licht. Wenn Gott also am ersten Tage sagt: Es werde Licht, so heißt das naturwissenschaftlich: Es werde Lichtäther, und in demselben Augenblick leuchteten alle die Himmelskörper, welche die entsprechende Temperatur hatten. Warum ich mir nun die Welt nicht auch ohne Lichtäther denken kann, ist mir unerfindlich.

Aber freilich Abend und Morgen, Tag und Nacht wird erst dadurch, daß die Sonne die wesentliche Lichtspendung für die Erde übernimmt, das steht aber auch in der Bibel; denn in V. 14 heißt es wörtlich: Es seien zum Scheiden von Tag und Nacht Lichter am Himmel u. s. w. Erst durch die verkehrte Uebersetzung mit dem Relativsatz kann der Eindruck entstehen, als ob hier Gott erst die Materie der Sonne geschaffen habe. Aber daß die Sonne erst im vierten Akt diese Zeitentscheidung übernimmt, ist naturwissenschaftlich gar nicht undenkbar, sondern hat im Weltenraum zahlreiche Beispiele, die uns das klar machen. Z. B. in dem großen Andromedanebel sind drei feste Körper eingeschlossen in einen selbstleuchtenden Nebel. Ein solcher Körper erhält also von allen Seiten höchst intensives Licht, und eine etwa vorhandene Sonne für ihn würde durchaus nicht als Zeitenscheiderin erscheinen, er hätte keinen Tag und keine Nacht. Erst wenn die Materie dieser Nebel durch die Attraktion auf jene Körper gefallen ist, dann erst kann eine Sonne die Tageszeiten bestimmen.

Ebenso verkehrt ist die Annahme, daß Pflanzen nur mit Sonnenlicht und Sonnenwärme denkbar seien. Die Pflanzen brauchen Licht und Wärme, wenn aber die Eigenwärme der Erde noch ausreichte, um die Pflanzen zu versorgen, und wenn das Licht noch dauernd von allen Seiten auf die Erde strahlte, so ist gar nicht einzusehen, weshalb dann nicht Pflanzen sein sollten. Zumal wir seit ca. zehn Jahren wissen, daß dieselben bei Dauerbelichtung besser wachsen, als wenn nur die Sonne sie periodisch beleuchtet. Wenn man so die Worte der Bibel zu verstehen sucht, ist freilich Abend und Morgen und erster Tag nicht vor dem vierten Akt möglich, aber wenn selbst ganz moderne Kritiker den „Tag" als eine „Periode" rechnen, so brauche ich wohl nicht zu sagen, daß er nicht ein Tag von 24 Stunden sein kann, wie ja aus dem Gebrauch des Wortes: am ersten Tage, als der Tag von 24 Stunden noch nicht da war, deutlich genug hervorgeht.

Das mag genug sein, um zu begründen, weshalb ich es für sehr bedenklich halten muß, wenn man den Schöpfungsbericht der Bibel als eine Sage aus der babylonischen Gefangenschaft behandelt und eine „Naturerkenntnis" als das Bessere damit vergleicht, von der sich bei genauer Prüfung ergibt, daß sie keine „Erkenntnis" ist, sondern günstigen Falls eine höchst unwahrscheinliche Hypothese; denn im allgemeinen ist eine Hypothese nur zulässig, wenn sie wenigstens keine direkt widersprechenden Tatsachen stehen läßt.

Kirchliche Rundschau.

Ausland.

Das Gustav-Adolffest in Heidelberg. Es waren, schreibt die „Reformation", inhaltreiche Festtage, die Tage der 57. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins vom 20. bis 22. September in Heidelberg. Dazu vom schönsten Wetter begünstigt. Der Vormittag des ersten Tages (Dienstag) war mit geschäftlichen Beratungen ausgefüllt. In

Baden gibt's eine große Diaspora zu versorgen; noch sind es 89 Gemeinden, die vom badischen Hauptverein unterstützt werden. — Abends 6 Uhr wurde in der Christuskirche und in der Peterskirche Gottesdienst gehalten. In der ersteren hielt Hof- und Garnisonsprediger Keßler von Potsdam eine mächtig ergreifende Predigt über 2. Kor. 12, 10: „Wenn ich schwach bin, u. s. w. . . .“ In der andern Kirche predigte Dr. Drews über Phil. 4, 4—6.

Am zweiten Tage wurden wieder zwei Predigten geboten. Morgens um 9 Uhr zog ein langer Festzug von etwa 1500 Personen von der Peters-Kirche zur altehrwürdigen Heiligen Geist-Kirche. Der Großherzog Friedrich, der kurz vorher 78 Jahre vollendet hatte, schickte den Erbgroßherzog Friedrich als Stellvertreter zur Teilnahme an diesem Feste. In dem offiziellen Hauptgottesdienste hielt Oberkirchenrat Dr. Witz-Oberlin von Wien die Festpredigt über Hebr. 13, 8. Befremdend war es für viele, daß der Redner neben der Freigeisterei und dem Unglauben auch glaubte, dem Orthodoxismus Hiebe versetzen zu müssen. Dieser ist wahrlich in Baden die am wenigsten drohende Gefahr. In der Providenzkirche predigte gleichzeitig Pastor Hagenau von Berlin. Er schloß mit der Mahnung: „Auf Trümmern Neues bauen! Ist Heidelberg durch Ruinen beherrscht, und wollen viele diese erhalten wissen, so mag das für die Aesthetik gelten, aber in Glaubensdingen ist's anders. Da dürfen Trümmer nicht konserviert werden. In der Kraft der göttlichen Gnade muß weiter gearbeitet und Neues gebaut werden auf dem Grund des alten Evangeliums.“ Wie schallten in den Gottesdiensten, von den Tausenden gesungen, unsere gewaltigen evangelischen Choräle, besonders das trutzige Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Wie ein siegesgewisser Protest klangs in die Schwachmütigkeit unserer Zeit hinein: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Wie bebte mir das Herz — und es wird vielen so gegangen sein —, als der Chor das durch Taten und Zeichen bewährte Lied des Paul Speratus sang: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte!“ Vor mein geistiges Auge trat jener Adventsgottesdienst in der Heiliggeist-Kirche im Jahre 1545, als die Heidelberger Bürger durch dieses Lied den römischen Priester, der eben die Messe lesen wollte, aus der Kirche trieben, und durch meine Seele zog der Gebetsseufzer: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!“

Auf den Höhepunkt der Tagung führte die erste Hauptversammlung. Ihr wohnte der Erbgroßherzog von Baden bei. Es machte einen gewaltigen Eindruck, als der Erbe der badischen Fürstenwürde mit wohlklingender, im riesigen Raume des großen Stadthallensaales überall vernehmbarer Stimme seinen und seines Vaters herzlichen Gruß an den Gustav-Adolf-Verein entbot. Der Großherzog, dessen Handschreiben der Sohn verlas, schlug die wohlwollendsten und herzlichsten Töne an und erklärte zum Schlusse, er werde es stets dankbar anerkennen, wenn ihm von dringenden Bedürfnissen armer Gemeinden, besonders Diaspora-Gemeinden oder deutscher Gemeinden im Ausland, Nachricht gegeben werde, damit er sich rechtzeitig an den Hilfeleistungen beteiligen könne. Die Huldigungstelegramme an den Großherzog und Kaiser waren aufs freundlichste erwidert worden, auch die Großherzogin hatte ein Telegramm gesandt. Es wurde mit großer Freude und Genugtuung empfunden, daß Kaiser und Großherzog sich unzweideutig als treue Glieder der evangelischen Glieder bekannten und ihre herzliche Teilnahme am Fortschreiten des Gustav-Adolf-Werkes bekundeten. Es war ein wohltuendes Pflaster auf die Wunde, die uns die kühle und übervorsichtige

Haltung der Fürsten des evangelischen Deutschlands gelegentlich der Speierer Festtage geschlagen hatte. Nun hatte doch der Kaiser persönlich geantwortet, so gut wie den zum Regensburger Katholikentag Versammelten. Es war, wie wenn erquickender Tau auf dürstende Pflanzen fällt. Man begann wieder frei aufzuatmen, wie wenn ein Bann von einem genommen wäre. Dann hielt Dr. Pank seine Eröffnungsrede, ein Meisterstück der Beredtsamkeit, jedes Wort abgewogen, nichts vergessen und nichts zu viel, freimütig und doch in den Schranken schuldiger Ehrfurcht vor der gottgesetzten Obrigkeit; mahnend zu protestantischem Glaubensmut und evangelischer Liebesarbeit; warnend vor liebloser Verbitterung und heilloser Zersplitterung; ausklingend in die Losung des Tages: „Sei getrost, alles Volk im Lande, und arbeitet, denn ich bin mit euch, spricht der Herr," und den an die Losung sich anschließenden Vers: „Saget er zu unserm Wort nur sein Ja und Amen, so geht unser Bauwerk fort in des Bauherrn Namen." Die Rede, die mit atemloser Spannung angehört und öfter durch lauten Beifall unterbrochen wurde, führte durch des Vereines Sorgen, Nöte, Hilfeleistungen im verflossenen Jahre; sie gedachte der durch ihren Kirchbau in harte Bedrängnis geratenen jungen Gemeinde Turn, deren sich, darin der Zustimmnug aller evangelisch-kirchlich denkenden Glaubensgenossen gewiß, der Gustav-Adolf-Verein tatkräftig angenommen hat, nach des seligen, unvergeßlichen Stuttgarter Oberkonsistorialrates Braun kräftigem, aber treuherzigen Worte, daß der Herr Christus doch als selbstverständliche Pflicht voraussetze, auch einen Ochsen oder Esel, der in den Brunnen gefallen ist, herauszuziehen; die Rede klang wie aus dem Munde eines Jesaia und Jeremia, an die Herzen greifend und mächtige protestantische Gefühle bewegend, als sie die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes ins Licht evangelisch-protestantischer Beurteilung stellte. „Die Aufhebung des §2 ist von symptomatischer Bedeutung, ein Scheinwerfer von elektrischer Helle, überdies von magnetischer Kraft für § 1, halb zieht's ihn nach, halb sinkt er jetzt schon hin! Niemals, klingt's versichernd von der einen Seite; jedenfalls, antwortet zuversichtlich das neckische Echo.... Eins ist's, was dem Gustav-Adolf-Verein nicht nur Legitimation zum Reden gibt, sondern unabweisliches Mandat: der evangelische Gustav-Adolf-Verein hat in besonderem Maße Fühlung, Gott Lob! mit dem evangelischen Volke selbst, ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, nicht mit dem schlechtesten Teil des evangelischen Volkes, und als solcher kann er seine Augen vor einer Tatsache nicht verschließen, die Tatsache, daß der unscheinbare Strich empfunden worden ist als ein schmerzlicher Stich." Neben Panks Rede stellte sich, natürlich nicht hinsichtlich der Bedeutung des Inhalts, aber doch hinsichtlich der imposanten Wirkung auf die Versammelten, die Rede der derzeitigen Dekans der theologischen Fakultät Heidelberg, Geh. Kirchenrats Dr. Lemme, der die Grüße der theologischen Fakultät überbrachte und zugleich den um den Gustav-Adolf-Verein hochverdienten Oberkirchenrat Zäringer und den ersten Geistlichen der badischen Landeskirche, Prälat Oehler, zu Ehrendoktoren der Theologie ernannte.... Die zweite Hauptversammlung am dritten Tage (Donnerstag) war nicht so dramatisch, sie bot nicht solche rhetorische Meister- und Musterstücke wie die des ersten Tages, es gab auch nicht so viele Ueberraschungen, aber reich genug war auch ihre Tafel besetzt. Hohes Interesse fand Lic. Rendtorff mit seinem Bericht über die drei vorgeschlagenen Gemeinden. Man mochte der schlesischen Gemeinde Wünschelburg, offenbar der bedürftigsten unter den dreien, wohl die große Liebesgabe von

22,000 Mark gönnen, den andern beiden, Tirschenreuth in der Oberpfalz und Znaim in Mähren, aber auch das Schmerzensgeld von 6700 und 6800 Mark. 2,353,000 Mark hat der Gustav-Adolf-Verein, wie der Schriftführer Dr. Hartung mitteilte, im Jahre 1903 eingenommen. Davon kommen auf die Gustav-Adolf-Frauenvereine allein 274,414 Mark. Die Festgabe, die in der ersten Hauptversammlung überreicht worden war, war ziemlich ansehnlich. Die Stadt Heidelberg hatte allein über 10,000 Mark aufgebracht.

Das nächste Jahresfest ist von Gen.-Supt. Dr. Hesekiel nach Bromberg eingeladen worden.

Die Hauptversammlung des evangelischen Bundes. Der Evangelische Bund hielt seine diesjährige 17. Hauptversammlung vom 3. bis 5. Oktober unter großer Teilnahme in Dresden ab. Die öffentliche Begrüßungsfeier am 3. Oktober im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses war von etwa 3000 Personen besucht und Hunderte konnten wegen Ueberfüllung des Saales keinen Zutritt finden. Unter den zahlreichen Ehrengästen befand sich auch Kultusminister Dr. v. Seydewitz. Die erste Begrüßungsansprache hielt der Präsident des evang.-luth. Landeskonsistoriums von Zahn. Er begrüßte den Bund im Namen der obersten Kirchenbehörde, die ebenso wie der Bund einen hervorragenden Teil ihrer Aufgaben darin erblicke, dem deutschen Volke gegenüber den äußeren und inneren Gefahren, die den Protestantismus bedrohen, die Segnungen der Reformation zu erhalten. „Konnte man früher über die Berechtigung einer Vereinigung, wie die Ihrige streiten, heute darf man wohl sagen, daß Ihr Bund zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist. Gegenüber der Sammlung und Geschlossenheit unserer Gegner und Feinde von hüben und drüben gilt es auch für uns Evangelische, Schulter an Schulter zusammenzustehen und zu der uns aufgedrungenen Abwehr uns zu sammeln und zu rüsten. Die Einladung Ihres Vorstandes hat Sie, wie Sie ausgesprochen, nach dem gesegneten, bekenntnistreuen Sachsen gerufen. Lassen wir, die wir uns Lutheraner nennen, auch dies uns eine Mahnung sein, allzeit uns bewußt zu bleiben, welchen großen Schatz wir in unserm lutherischen Bekenntnis besitzen, daß wir in ihm das teuerste Vermächtnis unsers großen Reformators Martin Luther unversehrt und ungeschmälert überkommen und so, wie es auf uns gekommen, auch ohne Deuteln und Mäkeln zu erhalten und unsern Nachkommen zu überliefern haben. Aber auch mit denen unter Ihnen, die mit gleicher Treue und Beständigkeit auf dem Bekenntnis ihrer Väter stehen, verbindet uns die Erinnerung an gemeinsam ausgefochtene Kämpfe und an gemeinsam gebrachte Opfer, durch welche unsere Vorfahren das Gut der Reformation unter Blut und Tränen erkauft haben, zu neuem Bunde wider die gemeinsamen Nöte unserer Zeit. Gott aber wolle alles, was in redlichem Bemühen zu seiner Ehre geschieht zu Bewahrung seines Evangeliums auch krönen mit seinem Segen! Lassen Sie mich schließen, mit dem Wunsch für Ihre bevorstehenden Beratungen und Beschlüsse, daß sie getragen sein mögen durch den Geist des Friedens und der Eintracht, daß aber durch sie auch hindurchgehe die glaubensgewisse Hoffnung, in der wir mit unserm Luther sprechen wollen: Das Reich muß uns doch bleiben!" Weitere Begrüßungsansprachen hielten Oberbürgermeister Beutler, Sup. Dr. Dibelius namens der Dresdener Kirchgemeinden u. a. Pastor Blanckmeister aus Dresden grüßte für den Sächsischen Landesverein des Evangeli-

schen Bundes, dabei eine in aller Stille gesammelte Festgabe von 15,000 Mark, die unterdessen auf 17,000 Mark angewachsen sind, zur Förderung der evangelischen Bewegung überreichend.

In der Mitgliederversammlung am 5. Oktober erstattete Dr. Witte den Jahresbericht. Nach ihm ist das vergangene Jahr das bedeutsamste, das der Bund bisher erlebt hat. Innerhalb desselben ist der Bund um 66,353 Mitglieder angewachsen. Gegenwärtig beträgt die Mitgliederzahl etwa 250,000. Zur Bewältigung der Korrespondenz, zur Bedienung des Auskunftsbureaus, der Bibliothek, der Preßaufgabe u. dgl. werden auf dem Gebiete des katholischen Kirchenwesens ein besonders kundiger früherer katholischer Theologe angestellt. Die Auflage der „Kirchl. Korrespondenz", die Anfang 1904 37,000 Exemplare betrug, ist bis zum Juli auf 60,000 gestiegen. Die vor vier Jahren ausgeschriebene Preisaufgabe „Geschichte der katholischen Tagespresse in Deutschland seit 1848" hat keine Bearbeitung gefunden und soll mit Beschränkung auf die Zeit von 1870 an wiederholt werden.

An den Bericht schloß sich der Vortrag von Dr. Bärwinkel aus Erfurt über die Frage: „Hat der Evangelische Bund politische Aufgaben?" Bekanntlich hat Gen.-Sup. Dr. Kaftan diese Frage in unserer Kirchenzeitung in Anregung gebracht. Auch Dr. Bärwinkel kommt zu dem Schluß, der Evangelische Bund müsse sich um Politik kümmern und habe politische Aufgaben, weil der Ultramontanismus eine politische Partei sei. Er solle aber nicht eine politische Vereinigung sein, sondern sich nur um Politik kümmern, um Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, wie etwa der Kolonialverein, der Ostmarkenverein u. dgl. Man nahm nach fünfstündiger Verhandlung folgende Erklärung an: „Die politische Machtentfaltung des Ultramontanismus, durch die in unsern Tagen die römisch-katholische Kirche ihre friedenstörenden Ansprüche durchzusetzen bestrebt ist, hat im Mutterlande der Reformation den unhaltbaren und gefahrdrohenden Zustand herbeigeführt, daß die klerikale Minderheit über die nichtklerikale Mehrheit herrscht, und daß die Vertreter einer Weltanschauung, die Dr. Luther und die Reformation aufs heftigste bekämpft, über die Geschicke des deutschen Volkes entscheiden. Die 17. Generalversammlung des Evangelischen Bundes richtet deshalb an das evangelische Volk erneut die dringende Mahnung, in geschlossener Kraft und willenstark auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens für die Beseitigung der ultramontanen Vorherrschaft in unserm deutschen Volke einzutreten." Eine zweite Resolution begrüßte den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß.

Am 4. Oktober nachmittags hatten zwei Gottesdienste stattgefunden. In der Kreuzkirche predigte Dr. Meyer aus Zwickau über: „Wer nicht sammelt, der zerstreut", in der Dreikönigskirche Pastor Kröber aus Waldheim über: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht . . ." Abends 8 Uhr waren gleichzeitig drei öffentliche Volksversammlungen, in denen die durch das Einladungsprogramm bekanntgegebenen Ansprachen vor überfüllten Sälen gehalten wurden. Desgleichen am 5. Oktober abends zwei Versammlungen. Besonders erfreut war man, daß der König das an ihn gesandte Huldigungstelegramm sofort freundlich beantworten ließ; der Kaiser ließ das an ihn gesandte erst nach Schluß der Tagung beantworten.

Die „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt", die am 30. September v. J. in Eisenach beschlossen worden war, hat sich am 28. September d. J. in Eisenach endgültig konstituiert, wie die

„Chronik" berichtet. Sie wählte zu ihrem Vorstand Dr. Rade, Landgerichtsrat Weizsäcker und Lic. Schiele, sämtlich in Marburg. In der ausgesprochenen Meinung, daß es sich dabei um kein Parteiprogramm handeln könne, sondern nur um Richtlinien für gemeinsames Handeln und um Anhaltepunkte für die Werbung von Mitgliedern, beschloß man einstimmig folgende Sätze: „A. 1. Wir vertreten die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft und das Recht der öffentlichen Aussprache ihrer Ergebnisse als unumgängliche Bedingung für die gesunde Entwickelung evangelischer Frömmigkeit in unserm Volke. 2. Wir fordern Freiheit und Ueberzeugungsbildung für die künftigen evangelischen Geistlichen und Lehrer und zum Schutz der im Amte stehenden gegen engherzige Fassung und Handhabung der Lehrordnung sowie gegen willkürliche Zensur der Betätigung staatsbürgerlicher Rechte als Grundlage des unentbehrlichen Vertrauens der Gemeinden zu ihrer Wirksamkeit. 3. Wir bekämpfen bei voller Anerkennung der Notwendigkeit äußerer kirchlicher Ordnung die Sucht, das kirchliche Gemeindeleben, insbesondere seine gottesdienstliche Betätigung, nach starren Regeln zu uniformieren, da die Mannigfaltigkeit der Formen eine reichere Entfaltung des Lebens nur fördern kann. 4. Wir betrachten als eine dringende Aufgabe die ehrliche Befriedigung des in weiten Kreisen erwachten Bedürfnisses nach Klärung und Vertiefung der religiösen Erkenntnis, weil nur dadurch die Abwendung großer Massen vom evangelischen Christentum verhütet werden kann. B. Die Generalversammlung legt den Mitgliedern der Vereinigung ans Herz: 1. für die Veranstaltung von Vorträgen und Vortragsreihen über religiöse und kirchliche Themata und Diskussionen zur Gewinnung der Laien aller Stände für das Evangelium eifrig tätig zu sein und dies als eine Hauptaufgabe der bestehenden Vereinigungen zu pflegen; 2. bei der Sammlung eines Hilfsfonds für außerordentliche Notfälle zu helfen; 3. in ihrer synodalen Tätigkeit unbeschadet der Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen landeskirchlichen Gruppen und Parteien vor allem auf folgende Reformen hinzuwirken: a. Revision der Ordinationsgelübde und Bekenntnisverpflichtungen; b. Beschränkung der Lehrzucht auf Fälle notorischen Aegernisses; c. Uebertragung der Disziplin über die Geistlichen auf einen unabhängigen und sachverständigen Gerichtshof; d. größere liturgische Bewegungsfreiheit; e. Schutz der Gemeinden, der Geistlichen und Lehrer gegen willkürliche Ausdehnung der Machtbefugnisse kirchlicher Behörden und Synoden; f. Abwehr der Vergewaltigung der Minoritäten."

Die Gründung einer freien theologischen Schule war das bedeutsamste Ereignis bei dem diesjährigen theolog. Kursus in Bielefeld. So berichtet ein Teilnehmer im Baseler „Kirchenfreund": Nicht als ob die Versammlung einen dahin gehenden Beschluß zu fassen oder auch nur zu genehmigen gehabt hätte; das Projekt wurde ihr durch Pastor vonBodelschwingh als vollkommen fertiges mitgeteilt, und es handelte sich nur darum, Ratschläge für die genauere Ausgestaltung des Planes zu geben. Die neue Schule soll nicht in Konkurrenz mit den theologischen Fakultäten treten, sondern die Universitätsstudien ergänzen. Es soll Studenten Gelegenheit gegeben werden, sich am Beginn oder im Verlauf ihrer Studienzeit etwa während zwei Semestern gründlich in die Heilige Schrift zu vertiefen und zugleich aus eigener Anschauung die Werke der Inneren Mission kennen zu lernen. Im Unterschied von der Predigerschule in Basel will die in Aus-

sicht genommene Lehranstalt in der Regel nur solchen dienen, welche die Maturitätsprüfung absolviert haben, und diesen nicht eine vollständige theologische Ausbildung, sondern bloß eine fruchtbare Anregung vermitteln. Der Unterricht soll in die Hände von zwei Lehrern gelegt werden, die einige Jahre im Pfarramt gestanden haben und auch in Zukunft neben ihrer wissenschaftlichen Aufgabe sich in Predigt und Seelsorge betätigen sollen. Die Anstalt ist zunächst auf preußische Verhältnisse berechnet, wo die sechs offiziellen Semester eine Ergänzung nicht überflüssig machen, doch wird sie allen deutschen und schweizerischen Studenten offen stehen. Der Platz für die Schule und die Lehrerwohnungen ist bereits erworben und schließt sich an das Anstaltsgebiet von Bethel an. Ueber den Erfolg des neuen Unternehmens läßt sich im voraus schwer urteilen. Wir zweifeln nicht daran, daß sich manche Studenten finden werden, welche die ihnen gebotene Gelegenheit zur Vertiefung ihrer Studien dankbar benutzen würden. Die geistige Atmosphäre ist in Bethel die denkbar günstigste. Der Student kann hier in der Praxis beobachten, was Glaube und Liebe ist, ohne daß ihm die Freiheit des Denkens und der Bewegung durch ängstliche Satzungen geraubt würde. Die Hauptsache ist, daß es Pastor von Bodelschwingh gelinge, die richtigen Männer ausfindig zu machen, bei denen ein kräftiges Glaubensleben mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit gepaart ist. Wir wünschen der neuen Gründung ein fröhliches Wachstum unter dem Segen des Herrn der Kirche. — Wir schließen uns diesem Wunsche an. Möge die Entwickelung die vorhandenen Bedenken hinsichtlich der Zweckmäßigkeit des Unternehmens entkräften.

Verein Ammiel. Mit dem Sitz in Düsseldorf hat sich neuerdings ein Verein gebildet mit dem Namen „Ammiel, Kolonisationsgesellschaft mit beschränkter Haftpflicht". Dieser Verein will als „Volk Gottes" aus den Nationen dem Volke Gottes, „das geschaffen soll werden", liebend und dienend begegnen.

Die Mitgliedschaft ist offen für Gläubige aller Bekenntnisse und aus allen Völkern, sofern dieselben auf dem Boden der Einheit des Leibes Christi stehen. Der Verein will der zionistischen Bewegung im Volke Israel die helfende Hand reichen und das suchende Volk dahin weisen, wo es allein die Erfüllung der wahren Hoffnung Israels finden kann.

Ueber Zweck und Ziele des Vereins gibt § 2 der Satzungen in folgender Weise Aufschluß: „Gegenstand des Vereins ist, der Verwirklichung der Gedanken und Ziele Gottes mit dem Volke Israel zu dienen; speziell die Bildung selbständiger judenchristlicher Gemeinwesen zu ermöglichen durch entsprechende industrielle, landwirtschaftliche und andere Betriebe, womöglich auf genossenschaftlicher Grundlage; durch die Erwerbung von Gebäuden, Ländereien, Maschinen und Gerechtsamen; die Errichtung von Bethäusern, Schulen und anderen Anlagen, welche den Interessen christgläubiger Israeliten dienen sollen; die Beschaffung und Vertreibung einschlägiger Literatur; die Ausbreitung des Evangeliums unter Israel in Wort und Schrift mit Vermeidung alles Proselytenmachens für irgend eine bestehende Kirchengemeinschaft, unter Wahrung und Pflege jüdischen Volkslebens auf biblischer Grundlage."

Die praktische Ausführung ist so gedacht: Der Verein sammelt in der Form von unverzinslichen Darlehen das nötige Betriebskapital. Rückzahlung erfolgt erst bei Auflösung des Vereins. Der Vorstand des Vereins, aus neun Mitgliedern desselben bestehend, bildet die Kolonisationsgesell-

schaft mit beschränkter Haftung, welche das vom Verein gesammelte Kapital als Darlehen empfängt und geschäftsmäßig verwaltet.

Judenchristlicherseits bildet sich eine Produktivgenossenschaft, deren Mitglieder bereit sind, sich auf einem von der Gesellschaft Ammiel in Palästina (oder den Nachbarländern) zu erwerbenden Grundstück anzusiedeln. Dieses bleibt so lange im Besitz und unter der Leitung der Gesellschaft Ammiel, bis die Genossenschaft dasselbe käuflich übernehmen kann. Das nach erfolgter Rückzahlung wieder flüssig werdende Kapital soll auf denselben Linien weitere Verwendung finden.

Unter dem Bannfluch. Bis zu welch feindlichem Gegensatz die Blankenburger Allianzbrüder und die Brüder der Zeltmission sich bereits gegen die Geistlichen der Landeskirche, welche sich auf Dr. Lepsius Seite stellten, gesteigert haben, zeigt folgender Artikel, den „Die Wacht" mit der Ueberschrift „Unter dem Bannfluch" brachte:

Die Zeitschrift „Gruß aus der Zeltmission" brachte in der Nr. 7, datiert vom 7. Juli d. J., in einem über das „Wort Gottes" redenden Artikel folgenden Erguß ihres christlichen Geistes:

„Hüte dich vor viel allgemeiner christlicher Lektüre! Religiöse Bücher werden im Ueberfluß verkauft und von vielen Gläubigen gelesen, meist zum Schaden für die Seele. „Die Wacht", „Die Reformation", „Das Reich Christi" und viele andere Sonntagsblätter mögen des Teufels Gift ebensowohl enthalten, wie irgend eine Romanzeitschrift, nur daß es vielleicht besser verborgen und mit der Schrift überkleidet ist."

In dem Blankenburger Allianzblatt, Nr. 18 vom 15. Juni d. J., stand folgender Lobhymnus auf die Lehre von der „Geburt des männlichen Sohnes" (Offenb. Joh. 12) und der „Entrückung" derer, die „mit bestem Blut im Mutterschoß der (Braut)gemeinde genährt sind"— eine Lehre, die als exotisches Gewächs, wie so vieles, vom Ausland her nach Deutschland importiert ist und nun eine traurige Seelenverwirrung hier anrichtet — und dieser Lobhymnus spitzt sich, wie der Leser sehen wird, ebenfalls zu einem Bannfluch gegen alle zu, die dieses Dogma von der demnächst bestimmt zu erwartenden „Entrückung der auserlesenen Elite-Gemeinde" aus Gründen der Heiligen Schrift und aus Gewissensgründen meinen ablehnen zu müssen:

„Das sind Jungfrauen, die sich mit Weibern nicht befleckt haben, die nicht der Welt, sondern nur dem Lamm folgen, wohin irgend es geht, Erstlinge, aus den Menschen erkauft Gott und dem Lamm. In ihrem Munde wird kein Falsch erfunden, sie leben das Wort der Wahrheit bis zur Tadellosigkeit (Offb. Joh. 14). Diesen Ueberwindern zulieb ist das prophetische Buch des Neuen Testaments gegeben worden. Auf ihre Vollendung und Thronbesteigung wartet droben Christus, der Erstgeborene von den Toten und mit ihm das Heer des Himmels. Auf Erden harrt die unter dem Fluch seufzende Kreatur auf die Offenbarung der Freiheit dieser Söhne Gottes. Die Hölle aber zittert vor diesem Augenblick, und der Drache wendet alle Gewalt und List an, die Geburt des „Männlichen" zu vereiteln. Wenn nicht alles täuscht, ist dieser kritische Moment in der Geschichte der christlichen Kirche gekommen, Satan ist bis in das Zentrum der Gemeinde eingedrungen. Im Himmel verklagt er die Brüder, auf Erden schleudert er seine Feuerbrände gegen die Schar der Ueberwinder, die der Vollendung entgegenreifen. Er versucht sein Letztes und Bestes, selbst den Ueberwindern den Felsenboden des Wortes Gottes wankend zu machen. Wo ihm das nicht gelingt,

streitet er gegen die Heiligen mit Waffen, die er dem Arsenal Gottes entwendet hat. Er verdreht die Schrift in einer so bestechlich klingenden Weise wie nie zuvor. Er (d. h. der Satan) legt seinen Propheten Worte hoher Weisheit in den Mund und stattet ihren Verstand aus mit blendender Dialektik und Ueberredungskunst. Er prägt seine Weisheit in glänzendes Scheingold und bringt sie als falsche Münze auf den Markt. Er redet die Sprache der Schrift und der Heiligen und operiert mit Worten wie Liebe, Sanftmut, Geduld, Richtgeist, Hochmut u. s. w. gegen die Streiter Jehovahs, sie verdächtigend und vor der Welt und den Brüdern bloßstellend. Mangel an Liebe redet er (nämlich der Satan) durch den Mund seiner Propheten denjenigen nach, welche um jeden Preis in der Liebe verharren ... Laßt euch nicht blenden und gängeln von dem jetzt in Lichtengelgestalt durch die Gemeinde schreitenden Feind! Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist ..."

Diese Auslassungen zeigen, daß die Gemeinschaftsleute der Blankenburger Observanz sich als die „Elite Gemeinde" betrachtet, „die das Wort der Wahrheit bis zur Tadellosigkeit lebt", und alle diejenigen stehen unter dem Bannfluch, die sich dem Machtgebot der Führer dieser Bewegung nicht unterwerfen und das Dogma von der wörtlichen Inspiration der Bibel sich nicht aufhalsen lassen. Man sieht, die päpstliche Unfehlbarkeit ist nicht nur in Rom vertreten. „Es ist kein Pfäfflein so klein, es steckt ein Päpstlein darein."

Prof. Weinel in Jena, bisher in Bonn, der vor zwei Jahren mit seinen Evangelisationsvorträgen in Solingen die Gemüter erregte, trat kürzlich in Köln auf. Er hat nach der „Köln. Ztg." vor einem ungewöhnlich großen Publikum über die Frage: „Wer war Jesus" gesprochen. Der Glaube an die Trinität, die „Gottheit Christi und den Sühnetod Jesu" sei ein „menschliches Gewächs", das tief unter der Höhe des Gottesbegriffes Jesu stehe. Jesus sei als Mensch geboren, durch das Leben gegangen und gestorben. „Wohl stand dieser Mensch in einem innigen Verhältnis zu Gott, wie es noch kein anderer Mensch gehabt hat, und den Namen des Sohnes Gottes legte er sich mit gutem Recht bei. Wie konnte auf diesem Leben der Wunderbau der christlichen Weltreligion entstehen? Nur durch die alles überwältigende Macht der Persönlichkeit Jesu, die in Visionen den Jüngern nach dem Tode ihres Trägers noch sich kundtat und sie mit der Gewißheit füllte, daß Jesus lebe oder nach ihrer Kenntnis der Naturvorgänge auferstanden sei." Die liberale „Köln. Ztg." meint, das, was die kritische Wissenschaft über das Leben und die Person Jesu aussagen könne, gleiche einem großen Trümmerfelde. Eine bessere Kritik können auch wir nicht geben.

Gunkels neue Hypothese „ins Blaue hinein", daß der Sinai ein Vulkan gewesen sei, hat Dr. Dennert im Septemberheft seiner Zeitschrift „Glauben und Wissen" soeben vom naturwissenschaftlichen Standpunkt als nebelhaft nachgewiesen, denn die ganze Sinaihalbinsel weist keine vulkanische Spuren auf und die Ereignisse am Sinai lassen sich ohne Zwang durch Gewitter und Erdbeben erklären. Dr. Dennert hält also den Vorwurf, den er auf grund einer Zeitungsnotiz in der „Köln. Ztg." schon früher gegen Prof. Dr. Gunkel erhob, aufrecht. Dieser hatte sich nämlich beschwert, daß sein Gegner sein Urteil auf eine Zeitungsnotiz gegründet

habe. Dr. Dennert antwortet darauf sehr zutreffend und charakterisiert damit gewisse moderne Gelehrte, die immer nach Sensation haschen und von Zeit zu Zeit sich durch irgend ein Fündlein der liberalen Presse empfehlen. Er schreibt:

Diese Sache hat aber auch ein allgemeineres Interesse, auf das ich an dieser Stelle einmal hinweisen möchte. Manche Forscher lassen es ruhig zu, daß ihre Ansichten in liberalen populären Blättern nach Möglichkeit behandelt und ausgeschlachtet werden. Wenn dann einmal aber von sog. positiver Seite aus diesen Berichten naheliegende Folgerungen gezogen werden, dann schreien sie Zetermordio und beklagen sich, daß man jene Berichte und nicht das Original benutzt habe. Ja, weshalb in aller Welt dulden sie denn die Berichte in jenen Zeitungen? Dem großen Publikum sind sie doch allein zugänglich, und wenn die betreffenden Forscher diese Berichte zulassen, so müssen sie auch gewärtigen, daß man gerade sie vor dem großen Publikum bespricht. Es ist in der Tat eine sehr gefährliche Unart, die in diesem Verfahren liegt, und ein ernster Forscher sollte es nicht mitmachen, aber immer wieder muß man es beobachten.

Aus Dänemark. Der 15. Mai 1903 ist für die Entwickelung der dänischen Kirche sehr bedeutungsvoll. Vier kirchliche Gesetze wurden auf einmal erlassen, deren Bedeutung noch kaum zu übersehen ist. Schon früher ist an dieser Stelle des Gesetzes über einen kirchlichen Ausschuß, der die ganze Kirchenverfassungsfrage behandeln soll, Erwähnung getan. Die jetzigen Verhältnisse sind somit temporär; und doch ist es wertvoll, dieselben kennen zu lernen. Vor dem 15. Mai 1903 hatte die Gemeinde kein Recht bei der Anstellung des Pfarrers, derselbe wurde ihr einfach von der Regierung gegeben. Zwei eigentümliche Gesetze hatten unterdessen eine gewisse Freiheit gegeben. Das eine, welches eine Lösung zwischen dem Pfarrer und dem einzelnen Gemeindeglied gestattete, erschien im Jahre 1855. Es wurde einem jeden erlaubt, einem andern Pfarrer als dem der betreffenden Parochie sich in kirchlicher Beziehung anzuschließen. Einen weiteren Schritt in derselben Richtung nahm das Gesetz von 1868 über Wahlgemeinden. Es wurde erlaubt, daß sich innerhalb der Volkskirchen Gemeinden bildeten, die selbst ihre Pfarrer anstellten, dieselben besoldeten und ihre eigenen Kirchen bauten. Einer solchen Wahlgemeinde konnten sich dann teils Filialen in andern Parochien, teils einzelne Gemeindeglieder anschließen.

Die Gesetze vom 15. Mai 1903 haben nun einen dreifachen Fortschritt in derselben Richtung getan. Erstens ist es dem Minister erlaubt worden, die Stimmen der Gemeinden, d. h. der gesetzmäßig errichteten Gemeinderäte bei der Pfarrerwahl zu hören. Dieses Recht wird von dem jetzigen Minister so benutzt, daß er dem Gemeinderat ein Verzeichnis der qualifizierten Ansucher sendet, damit derselbe drei einstellen könne, unter denen der Minister wählt. Zweitens ist es den Wahlgemeinden erlaubt worden, die Parochiekirche auch als ihre Kirche zu benutzen. Dadurch ist es den mit der Pfarrerwahl Unzufriedenen in großem Maße erleichtert worden, eine Wahlgemeinde zu bilden. Aber umgekehrt ist es auch erleichtert, eine Wahlgemeinde aufhören zu lassen, wenn kein Grund für deren Vorhandensein mehr vorliegt. Drittens können siebenzig Familienväter einer Parochie die Kirche für Gottesdienst mit einem andern Pfarrer begehren; und dieses kann denselben nicht verneint werden.

Niemand kann leugnen, daß dieses alles eine ziemlich bedeutsame indi-

viduelle Freiheit gibt, eine so bedeutsame Freiheit, daß viele Stimmen laut geworden sind, solche Verhältnisse, namentlich solche, die sich aus dem letztgenannten Rechte entwickeln können, seien unerträglich. Aber Freiheit ist notwendig, wo das innere Leben reich pulsiert. Und nimmt man noch in Betracht, daß es auch Laien gestattet ist, in den Kirchen mit Erlaubnis des Pfarrers zu sprechen, dann muß man zugeben, daß die äußeren Rahmen so gelockert sind, daß sie dem regen, kräftigen Gemeindeleben kein Hindernis geben, vielmehr fördernd wirken.

Aus England. Der Monat Oktober hat in England eine Menge Ereignisse gebracht, die auch deutsche Christen in hohem Maße interessieren. Es möge zunächst die Rede sein von der sogenannten „Verfolgung", der die Passive Resisters ausgesetzt sind. Wer weiß, wohin dieser Kampf noch führen wird? Wer wird zuerst die Ausdauer verlieren: Die Richter, die zum großen Teil mit den Leuten sympathisieren, die sie nach dem Buchstaben des Gesetzes verurteilen müssen, oder die Leute, die unglaubliche Scherereien mit der Sache haben und doch in ihrem Gewissen gebunden sind? Wahrlich, der Mann hat Recht gehabt, der neulich schrieb: „Die Passive Resisters sind zurzeit das Gewissen von England." — Eigenartig und schmerzlich war es, wie die großen kirchlichen Konferenzen, die in diesem Monat tagten, zu der Sache Stellung nahmen. Die Konferenz der Kongregationalkirche mit 800—900 eingeschriebenen Mitgliedern, die zu Cardiff zusammentrat, und die Baptistische Kirchenkonferenz zu Bristol, mit der doppelten Zahl von Mitgliedern, sprachen sich beide, wie zu erwarten war, in aller Sachlichkeit und Entschiedenheit gegen die Mißstände aus, die die verrufene Education Act verursacht hat. „Nichts soll uns abhalten, zu protestieren, hieß es auf der Konferenz, auch wenn wir dahin kommen, wohin die gehören, die für das Zustandekommen der Act verantwortlich sind — ins Gefängnis". Dagegen die staats- resp. hochkirchliche Konferenz zu Liverpool bot ein ganz anderes Bild. Zunächst schon ein Unterschied von den Freikirchlern: Es ist gewiß angemessen, daß die Gläubigen nicht an unwürdigen Stätten zur Anbetung ihres Gottes zusammenkommen, aber genügen nicht schlichte und doch nette Gotteshäuser? Warum aber in Liverpool eine große Kathedrale gebaut wird, die über fünf Millionen Mark kostet, ist nicht durchzuschauen. Dafür hätten fünf bescheidenere und doch immer noch prächtige Kirchen gebaut werden sollen. Die Freikirchen scheinen in der Tat besser zu wirtschaften. Was die Konferenztagung nun selbst anbetrifft, so muß man zunächst anerkennen, daß viele wichtigen Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens erschöpfend behandelt wurden, z. B. die Abnahme des Kirchenbesuchs, moderne Kritik, Mäßigkeitsbewegung u. s. w. Die Education Act war auch unter den Verhandlungsgegenständen. Wenn sich auch ein Referat aufraffte, den Eltern vollkommene Freiheit über den Unterricht ihrer Kinder zuzuerkennen, womit er also im Prinzip den Passive Resisters Recht gibt, so nannte ein anderer das neue Gesetz die weiseste und größte Maßnahme, die je in England getroffen worden sei, und glaubte gerade aus der starken Opposition den Wert des Gesetzes erweisen zu können. Eine sonderbare Ansicht! — Besonders heftig wird der Streit um diese Unterrichtsfrage jetzt wieder in Wales, wo man entschlossen ist, bis zum äußersten seine Rechte zu wahren. — Fast könnte es nun nach dem Bisherigen scheinen, als stehe diese Frage wieder allein auf der Tagesordnung. Aber nein, jetzt ist der Fall der Schottischen Freikirchen noch nicht erledigt. Fast in allen Ländern werden Resolutionen gefaßt, selbst

in Australien bringen die kirchlichen Blätter lange Spalten über diesen Fall, hochstehende Beamte und Politiker äußern sich darüber, und alles und alle gegen die Entscheidung des Oberhauses und zugunsten der Vereinigten Freikirche. Die Konferenz ist beendet, in der Vertreter beider Kirchen eine endgültige Lösung der Schwierigkeiten und Anwendung des Gesetzes beraten sollten. Die Geister drohten immer aufeinander zu platzen, doch gelang es zum größten Teil, die Ruhe und den Ernst zu bewahren. Wohltuend war das brüderliche Entgegenkommen seitens der Vereinigten Freikirche, tief zu bedauern die Aeußerung des Führers einer Minderheit der Freikirchenvertreter, die Vereinigte Freikirche sei ein Werk des Satans. Vor allen Dingen ist bedauerlich: Das Resultat der Konferenz ist praktisch gleich Null. Nur das ist erreicht worden, daß man klar die Stellung der Parteien erkannte: Die Freikirche, zu deren Gunsten das Oberhaus entschied, verlangt die strikte Anwendung des Gesetzes auf das ganze gegenwärtige Eigentum und Vermögen der Vereinigten Freikirche und will nur über die Art der Anwendung beraten. Die Vereinigte Freikirche will darauf nicht eingehen, weil sie kein Recht hat, in die Verwaltung und den Besitzstand der einzelnen Kirchgemeinden einzugreifen. Dennoch gibt ihr jetzt schon mancher den Rat, ein Uebriges zu tun, und wie einst im Jahre 1843 alles aufzugeben, um von vorne zu beginnen mit dem Aufbau der Kirche. Gebe Gott, daß diese Sache bald zur Ruhe kommt in aller Brüderlichkeit. Schon ist die Rede davon, daß sie das Parlament beschäftigen wird, und es wäre doch besser, wenn sie nicht noch eine politische würde.

Der Papst und die Bibelverbreitung. Davon ist in den „Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien“ zu lesen: Man weiß jetzt, wer die Evangelien im Auftrag der St. Hieronymus-Gesellschaft so vorzüglich ins Italienische übersetzt und erklärt hat, das erstere tat ein Professor Cleventi, die Erklärungen besorgte Pater Genocchi. Noch im vorigen Jahr wurden beide Männer vom gegenwärtigen Papst empfangen; sie fielen auf die Knie, als Pius X. eintrat, wurden aber sogleich von demselben aufgefordert, sich zu erheben und zum Handkuß zugelassen; den Pantoffelkuß hat der neue Papst erfreulicherweise abgeschafft.

Auf die Bitte, das Werk der Evangelienverbreitung zu segnen, erwiderte der Papst: „Gerne gebe ich dazu meinen Segen mit beiden Händen und aus vollem Herzen, denn ich zweifle nicht, daß diese Arbeit die reichsten Früchte trägt und schon von Gott gesegnet ist. Je mehr man die Evangelien liest, desto lebendiger wird der Glaube. Die Evangelien sind Schriften, wertvoll für jedermann und für alle Verhältnisse. Ich habe unter dem Volke gelebt und weiß, wonach es verlangt und was ihm Freude macht. Erzählet ihm die einfachen biblischen Geschichten und ihr werdet Aufmerksamkeit finden und Segen stiften. Ihr wollet die Evangelien verbreiten, das ist „wohlgetan“ (der Papst sagte: "bravissimo"). Manche Leute meinen, daß etwa Bauern mit ihrem unbehüteten, unselbständigen Geist keinen Gewinn vom Bibellesen haben. Das ist falsch. Landleute denken viel schärfer, als man ahnt. Sie werden gerne in der Schrift lesen und verstehen die richtige Nutzanwendung daraus zu ziehen, vielleicht oft besser als manche Prediger. Es sind aber nicht bloß die einfachen Leute und die niederen Klassen, denen das Evangelium Segen bringt. So viel es auch Andachts- und Gebetbücher für Priester gibt, keines ist besser als die Evangelien, dieses unübertroffene Erbauungsbuch, das geistliche Lebensbrot. Ich erteile einen ganz besonderen

apostolischen Segen allen denen, welche das Evangelium predigen, hören und lesen, ob es am Sonntag oder Werktag geschieht. Ich segne alle Glieder der St. Hieronymus-Gesellschaft und alle, welche bei einem so heiligen Werk, wie der Evangelienverbreitung, mitwirken."

So hat noch nie ein römischer Bischof gesprochen. Nimmt man zu diesen Worten noch die frommen, evangelisierenden Anmerkungen des Evangelienbüchleins, so läßt sich nicht leugnen, hier regt sich eine neue Kraft innerhalb der römischen Kirche. Wird diese Richtung nur aus kluger Berechnung in gewissen Grenzen geduldet, oder wird die päpstliche Empfehlung des Bibellesens weite katholische Volkskreise beeinflussen? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, ob wir in dem Auftreten der Hieronymus-Gesellschaft einen schlauen jesuitischen Schachzug oder den Anfang einer neuen kirchengeschichtlichen Entwickelung erkennen müssen.

Nicht wenige Priester stehen in Italien der begonnenen Schriftenverbreitung bedenklich und ablehnend gegenüber und verzichten auf den päpstlichen Segen, sodaß noch hunderttausende Exemplare der billigen Evangelien lagern. Doch sind schon 250,000 verkauft. Eine neue Zeit ist angebrochen, seit ein englischer Pfarrer Dewight im Jahre 1825 beim Jahresfest der Bibelanstalt erzählen konnte, er habe in fünfzig italienischen Städten in allen Buchhandlungen nach der Bibel gefragt und nur einmal eine solche in zehn Foliobänden und ein anderesmal nur die vier Evangelien in einem Band gefunden.

Eine Schwenkung im Vatikan. Einem Gewährsmanne des „Figaro" gab der Staatssekretär Merry del Val folgende Erklärung, die er ausdrücklich als für die Oeffentlichkeit bestimmt bezeichnete: „Wir lieben das Wort 'weltliche Herrschaft' nicht, der päpstliche Stuhl verlangt nur die materielle Unabhängigkeit, die für seine moralische Unabhängigkeit unerläßlich ist. Er braucht die Bequemlichkeit, mit den 400 Millionen Katholiken der Welt zu verkehren. Das Wort „weltliche Herrschaft" drückt nur die Unabhängigkeit, aber nicht jene Bequemlichkeit aus. Weltliche Herrschaft schließt Verwaltung, Rechtswesen, Finanzen, Polizei u. s. w. vielleicht in sich, was der Heilige Stuhl entbehren kann, die materielle Unabhängigkeit allein kann er nicht entbehren". Diese Erklärung erscheint als ein Zugeständnis an Italien, da durch sie zum ersten Male von vatikanischer Seite der italienische Grundsatz "**Roma intangibile**" anerkannt wird.

„Worin man sich noch versteht" — unter dieser Ueberschrift bringt die „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" (Nr. 37) folgende Ausführung gegen das führende Organ der deutschen Katholiken, die „Köln. Volkszeitung", die sich nämlich darüber lustig gemacht, daß die innerlich so tief zerklüfteten Protestanten dennoch gegen Rom gemeinsame Sache machten:

.... Gemeinsame Angelegenheiten gibt es bei den Protestanten, auch wenn sie in einzelnen Glaubensfragen noch so tief sich scheiden .... (nämlich) wo es sich um die Verteidigung allgemeiner evangelischer Interessen handelt. Hier können sich allerdings Positive und Moderne zusammentun. Denn es gibt in der Tat solche Interessen, an denen alle Protestanten Teil haben vom ersten bis zum letzten. Man würde diese Interessen vielleicht schwerer finden, wenn die römische Kirche nicht wäre, nicht so wäre, wie sie ist. Aber eben sie und ihre fortgesetzten Angriffe gegen die Protestanten haben diesen gezeigt: es gibt bei allem inneren Dissensus noch Gemeinsames

bei ihnen. Denn alle fühlen sich in gleicher Weise betroffen, wenn man die Kirche der Reformation vom päpstlichen Stuhle aus eine „Pest" nennt; wenn Martin Luther so tief in den Kot gezogen wird, wie es nie mit einem großen, frommen Menschen geschah, und der Chor der katholischen Presse diesem schmutzigen Treiben jubelnd Beifall spendet. Alle fühlen sich in gleicher Weise entrüstet, wenn die evangelische Taufe von katholischen Bischöfen als ungültig erklärt wird, wenn die Ehe mit einem Protestanten Konkubinat heißt, wenn die Protestanten selbst noch im Tode als solche „Pest" gelten, daß man lieber einen ganzen Friedhof schließt, als einem verstorbenen Evangelischen einen Raum in der Reihe katholischer Gräber zu gönnen. Und nun noch die Rückberufung der Jesuiten — denn auch § 1 des Jesuitengesetzes muß fallen, wie in Regensburg erklärt wurde — und damit der Einzug der Todfeinde der Kirche der Reformation und alles evangelischen Wesens! Auch die gewandteste Verteidigung kann diesen Orden nicht weiß waschen, dessen Geschichte zu einem großen Teil eine Blut- und Tränengeschichte der Evangelischen ist. Es wäre noch viel anderes zu nennen daheim und draußen, in der Kirche der Heimat und auf dem Missionsfelde, um es klar zu machen, wie Rom in geschlossener Kolonne heranrückt; und Sieg um Sieg heftet sich an seine Fahne. Katholisch ist Trumpf. Und da soll es keine gemeinsamen Interessen für die Protestanten geben? Es soll „komisch" sein, wenn die gemeinsam Angegriffenen sich auch gemeinsam wehren? Aber wir wissen so gut, wie die „Kölnische Volkszeitung" es auch weiß, daß das letzte Ziel der ganzen Fehde die Vernichtung des Protestantismus und die Rückkehr der „Ketzer" in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche ist. Es ist das schon so oft ausgesprochen worden und wird immer wieder ausgesprochen. Und das soll die Evangelischen nicht zusammentreiben?

Die „Köln. Volksztg." irrt, wenn sie die Fragen des Kampfes um den Protestantismus auf gleiche Linie mit inneren Glaubensfragen stellt. Beides ist so verschieden, wie der steinerne Bau eines Gotteshauses verschieden ist von dem, was darin gelehrt wird ....

.... Möge man sich das im römischen Lager gesagt sein lassen: Die Evangelischen haben trotz großer Mißhelligkeiten noch viele Dinge, in denen sie sich verstehen; sie haben noch gemeinsame Interessen, und von niemand lassen sie sich befehlen, sich noch weiter zu zertrennen, am wenigsten von denen, die aus ihrer Zertrennung Gewinn ziehen möchten.

Inland.

Dem „Christlichen Apologeten" entnehmen wir nachstehenden Bericht über das General-Konzil der Kongregationalisten-Kirche:

Dieses Konzil tagt alle drei Jahre und hat in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit unserer Generalkonferenz. Es hat indessen eine mehr beratende als gesetzgebende Bedeutung. Die diesjährige Sitzung fand in der Plymouth-Kirche zu Des Moines, Ja., statt. Hier waren die Führer einer einflußreichen Gemeinschaft eine Woche lang täglich beieinander, um das Wohl und Wehe des Werkes Gottes in ihren Grenzen zu beraten. Unter ihren Häuptern befanden sich Männer von Weltruf, z. B. Dr. Hillis, Dr. Abbott, Dr. W. B. DuBois und andere mehr. Alle Staaten waren vertreten. Jede lokale Gesinnung kam zum Ausdruck und das Bedürfnis aller Klassen kam zum Wort. Von England, Armenien, Indien und China kamen Be-

richte „von den großen Taten Gottes“, unter ihnen geschehen. Es ist unmöglich, den ganzen Gang der Versammlung in dem engen Rahmen eines einzigen Artikels zu zwingen, also hier etliche Zuspitzungen von Interesse.

Dem Bericht des Generalsekretärs, Dr. Asher Anderson, wurde mit sichtlicher Spannung gelauscht. Zu großer Dankbarkeit, zu peinlicher Täuschung und zu ernstem Prüfen öffentlich und sonderlich gab der Bericht reichlich Ursache. Der allgemeine Zustand ist: Glieder 660,400; Sonntagschüler 738,840; in den verschiedenen Jugendvereinen 166,726 Glieder; in allgemeinen Ausgaben $2,210,387; für wohltätige Zwecke $3.16 per Glied oder $2,173,664. Dieser Bericht, von außen gesehen, wirkt imponierend; wenn er aber detailliert und mit früheren verglichen wird, bekommt er ein anderes Gesicht. So hatte die ganze Kirche seit 1901 jährlich nur einen Zuwachs von 62 Gemeinden — daheim und im Ausland — und 8298 Glieder; dagegen einen Verlust von 566 Sonntagschüler und 6907 Mitglieder der Jugendvereine. In 1873 betrug der einzelne Beitrag für wohltätige Zwecke $3.21, nach 31 Jahren, trotz dem gewaltigen kommerziellen Aufschwung, nur $3.16 per Glied, also ein Rückgang von 5 Cents.

In 1903 waren 1082 Gemeinden ohne Prediger und 2113 Prediger ohne Bestellung. Dieser Zustand wurde von Dr. Anderson sehr beklagt und das Konzil ersucht, die Zustände in Erwägung zu ziehen und Abhilfe zu schaffen.

Eine erstaunliche und sehr gründliche Arbeit verrichtet die Kirche unter den Farbigen im Süden. Sie unterhält 44 Anstalten, von der großen Fisk-Universität bis zur gewöhnlichen Tagesschule. In diesen Anstalten befinden sich über 15,000 Zöglinge. Wenn auch diese nicht alle zu der eminenten Höhe eines Booker T. Washingtons, W. E. B. DuBois oder H. H. Proctor heranreichen, so ersetzen doch diese Männer allein alle Opfer an Geld und Zeit. Durch die erschreckenden Mobgerichte und gefährlichen Zündreden mancher südlichen Führer, war der humane Sinn dieser Schüler Wendel Phillipps gewaltig aufgeregt und energisch wurde gegen diese Greueltaten protestiert. Eine nette Anzahl farbiger Redner kamen zum Wort. In gewählter, doch zündender Sprache legten sie die Zustände, Bedürfnisse und Aspirationen ihres Volkes dar. Der allgemeinen Bruderschaft der Menschen nach Herkunft und Bestimmung, nach persönlicher Bedeutung und Verantwortung in den Augen Gottes und vor den Schranken des Gesetzes und Anrecht auf Schutz der Regierung wurde gefühlvoll und eindringlich immer wieder das Wort geredet. Zum erstenmal wählte das Konzil einen Farbigen, Dr. H. Proctor von Atlanta, Ga., zum Gehilfsmoderator. Dieses ist eines Teils eine Anerkennung des großen Fleißes und der Fähigkeit dieses Gelehrten und auch ein derber Schlag gegen die südliche Intoleranz. Dr. Proctor hielt eine Rede, die großes Aufsehen erregte in der Stadt. Etliche Tagesblätter druckten sie wörtlich nach und machten ihren Kommentar dazu. Er redete der industriellen Erziehung das Wort. Vor 40 Jahren, sagte er, sei der Neger ohne gesetzliche Ehe und Familien, ohne eigene Heimat und ohne jeglichen Besitz gewesen. Heute stehen 40 Prozent aller Schwarzen im Süden in gewinnbringender Beschäftigung, während unter den Weißen nur 30 Prozent also tätig seien. Auch hätten sie heute $500,000,000 auf Sparbanken deponiert.

„Die Evangelisation der Massen durch die Rettung des einzelnen“ wurde eingehend besprochen. Dr. Northrop, Präsident der Minnesota-Universität, und Dr. Mackenzie vom Hartford theol. Seminar hielten hier die Haupt-

reden. Große Ueberraschung brachte Dr. N. D. Hillis von der Beecher-Kirche in Brooklyn, als er bekannt machte, in Verbindung mit Dr. Dawson von England in Brooklyn eine „Mitternachts-Mission" gründen zu wollen.

Die Kongregationalisten, Ver. Brüder und Protestantischen Methodisten wollen sich vereinigen. Den Empfehlungen eines Komitees der drei Kirchen wurden zugestimmt und die Bedingungen der Vereinigung wurden angenommen. — Kurz vor Schluß der Sitzung kam ein Schreiben der „Freiwilligen Baptistenkirche" an mit brüderlichem Gruß und einem Gesuch um nähere Verbindung mit schließlicher Vereinigung. Auch dieser Schritt wurde freudig begrüßt und an ein Komitee verwiesen. Der allgemeine Ton der Versammlung war ein herzlicher und wohltuend in jeder Beziehung. Die Beratungen waren gründlich und in brüderlichem Geist. Ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit und des ernsten Flehens nach einem Ausguß des Heiligen Geistes zog sich durch alle Gebete und Ansprachen.

Literatur.

Vom Verlag von Jennings & Graham, Cincinnati, O., kam uns zu: Ramuldu, Erzählung aus der Makkabäerzeit. Von W. Schmidt. Verfasser von Sieghardus, Aethelburga u. s. w. 312 Seiten. Hübsch in roter Leinwand gebunden. Preis: $1.00, Porto 11 Cents. — Verfasser hat in früheren Erzählungen die Religion der alten Germanen mit der des Christentums verglichen. In vorliegender Erzählung wird der Leser eingeführt in die grauenhafte Nacht des indischen Brahmanismus, von dem in ganz anderem Sinne das Dichterwort wahr ist:

Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Der Held der Geschichte, Ramuldu ist der Enkelsohn eines Hindukaufmanns und einer Griechin. Sein Vater, ein indischer General, steht ganz unter dem dämonischen Einfluß des Oberpriesters von Benares, der der böse Geist der Familie genannt werden muß und unsägliches Elend über sie alle herbeiführt. Zuletzt entflieht Ramuldu, kommt nach Seleucia, Babel und Antiochien, wo er die jüdische Religion in einem ihrer edelsten Vertreter kennen lernt, aber auch in die griechischen Athletenkünste eingeführt wird. Als Elefantenführer im Syrerheer, das gegen Judas Makkabäus in Palästina zieht, kommt Ramuldu endlich nach dem gelobten Lande, entflieht zu den Juden, kämpft mit ihnen gegen ihre tyrannischen Feinde. Zuletzt kommt er mit der Erwählten seines Herzens, die den gleichen Namen seiner unglücklichen Mutter hat, zurück nach Babel; dann eilt er nach Indien, da ein Brief ihm das nahe Ende seines Vaters ankündigt, um die Mutter zu retten von der grauenhaften Witwenverbrennung, die unter dem schrecklichen Einfluß des dämonischen Oberpriesters ihr droht. Es gelingt ihm im letzten Augenblick, seine Mutter zu retten von dem schon angezündeten Scheiterhaufen und den dämonischen Oberpriester zu töten. So entflieht er mit Mutter und Großvater nach Babel, wo die Geschichte zu einem glücklichen Ende kommt. — Die Geschichte ist äußerst spannend geschrieben; der Leser kommt kaum aus der Angst um die Hauptpersonen der Geschichte heraus. Ramuldu namentlich schwebt in beständiger Gefahr für Leib und Seele. Der Jude Samuel erscheint fast wie eine alttestamentliche Prophetengestalt. Er ist jedenfalls zu ideal gezeichnet, hat zu viel neutestamentliche Züge an sich,

um in seine Zeit zu passen. Der Hauptzweck aber, das grauenhafte indische Heidentum neben die echte Religion Jehovahs zu stellen, ist jedenfalls erreicht. Das Buch ist sehr geeignet, uns den Brahmanismus kennen zu lehren, wie er wohl z. T. noch heute ist, nur daß die greulichen Menschenopfer nicht mehr gestattet sind, soweit die Macht der englischen Regierung dies zu hindern vermag.

Vom Verlag von A. Deichert, Nachf. (Geo. Böhme) kam uns zu: Der historische Wert der ältesten Ueberlieferung von der Geschichte Jesu im Markusevangelium. Von Lic. Dr. H. Zimmermann. 203 Seiten. Preis: geb. 3.60 Mk.

Die Evangelienfrage will nicht zur Ruhe kommen, so viele Autoren sich auch schon an ihr versucht haben. Seit lange galt es bei den Quellenforschern als eine so ziemlich ausgemachte Tatsache, daß das Markusevangelium als die älteste und zuverlässigste Geschichtsquelle für das Leben Jesu zu gelten habe. (Neuerdings freilich — das sei nebenbei bemerkt, — lassen sich Stimmen hören, s. „Reich Christi", No. 2 u. 3 1904, die dafür eintreten, daß das Evangelium Johannes die älteste Urschrift des Evangeliums sei, noch zu einer Zeit verfaßt, als alle Apostel in Jerusalem beisammen waren).

Die Führung in der Forschung der Markusfrage hatten die großen Arbeiten von Bernh. Weiß, C. Weizsäcker, H. J. Holtzmann und andere. Im Lager der kritisch gerichteten Theologen gab man sich einem gewissen Gefühl der Sicherheit hin, als ob eine wesentlich andere Lösung der Frage kaum gegeben werden könnte. Da erfolgte ein Rückschlag durch die Veröffentlichung von W. Wrede's Buch: „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien", Göttingen 1901, in welchem derselbe gegen die ganze moderne Evangelienkritik den Vorwurf erhob, daß sie Tatsachen psychologisch verarbeite, ehe festgestellt sei, daß es Tatsachen seien. Wrede legte also Bresche in die hohe Schätzung des Markusevangeliums und in die Art und Weise, wie eine gewisse Evangelienkritik sich den Markus zurechtstutzte, um dann ihn als historische Quelle für die „Leben Jesu" Literatur zu Grund zu legen. Haben nun die früheren Kritiker immerhin den Markus noch in gewissem Sinne (wenn auch zurechtgestutzt nach liberalem Geschmack) als Quelle gelten lassen, so hat dagegen Wrede den geschichtlichen Wert des Markus diskretiert durch den Hinweis auf dessen religiöse Voraussetzungen.

In dem vorliegenden Buche hat nun ein neuer Autor sich an die Untersuchung der Markusfrage herangemacht, der von vornherein schon im Vorwort deutlich zu erkennen gibt, daß er nicht willens ist, das als „Wissenschaft" anzuerkennen, was etwa moderne Menschen über das Geheimnis des Gottesreiches schreiben, „denen noch gar nicht das Verständnis für die ewigen Heilswahrheiten des positiven, kirchlichen Christentums aufgegangen ist," die also noch nicht die dem Neuen Testament entsprechende kongeniale Religiosität besitzen, um ein zutreffendes Verständnis des N. T. gewinnen zu können (Lemme). — Verfasser will versuchen, einmal von neuem und von unanfechtbaren, positiven Voraussetzungen aus, für die uns überlieferte Geschichte Jesu und für deren auch neuerdings wieder hart angefochtene Glaubwürdigkeit das berechtigte Verständnis zu gewinnen.

Und zwar bildet die vorliegende Arbeit eigentlich erst einen allerersten Anfangsteil, dem, so Gott will, weitere Teile folgen sollen. Das ganze literarkritische Problem der sog. „synoptischen Frage" wird Verfasser erst in den Erörterungen über Mt., Lk. u. Joh. zu lösen suchen. Dabei steht ihm

nicht im Voraus schon fest, daß Mk. etwa das älteste der vier Evangelien ist, die Untersuchung kann zu anderem Resultat führen.

Eine kritische Beurteilung des vorliegenden Buches müssen wir kompetenten Fachgelehrten überlassen. Das Buch aber sei unsern Lesern, die ein Interesse haben, daß der positiv gläubige Standpunkt als der allein historisch und wissenschaftlich berechtigte erwiesen werde, aufs Beste zu ernstem Studium empfohlen.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen folgende Schriften:

Die Anrufung Jesu in der christlichen Gemeinde. Von Prof. Dr. F. Barth in Bern. 13 Seiten. Preis: 30 Pf. Dieses Schriftchen ist ein Separatabdruck aus „Beweis des Glaubens". Verfasser untersucht die Frage: Mit welchem Rechte beten wir zu Jesus? Das ist's ja, was der Unglaube aller Zeiten, auch der in der „modernen" Theologie so anstößig findet. Er führt aus, wie die Jünger dazu kamen, zu Jesu zu beten: Jesus hat Sünden vergeben; er hat als der Heilige unter ihnen gelebt; sie sahen das Verhältnis, in welchem er zu Gott stand; sie erlebten Jesu Kreuz, Auferstehung und Himmelfahrt, wußten ihn fortwirkend vom Himmel her; wußten, Er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende; sie erfuhren seine Gegenwart. Das führte sie (nach Jesu Anweisung) zum Gebet im Namen Jesu, aber auch zur Anrufung Jesu selbst. „Die Anrufung Jesu ist urchristlich, das sollte nicht mehr im Ernst bestritten werden." Im letzten Abschnitt kommt noch die Frage: Dürfen wir heute noch zu ihm beten? Auch diese Frage bejaht der Verfasser mit Freimütigkeit und gibt dafür ganz kurz die Gründe an. Er führt am Schluß das ergreifende Wort von Michael Servet an, der auf dem Scheiterhaufen seine Philosophie vergaß und rief: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!" und meint: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!" Den zweifelskranken Gemütern dient dieses Schriftchen zur Glaubensstärkung.

Gott und die Seele. Von P. Flemming. 71 Seiten, Preis: geh. 1 Mk., geb. 1.50 Mk. Inhalt: 1. Gott in der Seele. 2. Die Seele in Gott. 3. Das Vorbild Jesu. 4. Unser Gebetsleben nach Jesu Vorbild. Schluß. Es ist ein Buch für stille Andachtsstunden, für Selbstprüfung und Selbstbesinnung. Es sind meist kurze Abschnitte, in welche die Hauptteile wieder zerlegt sind, so daß das Buch recht übersichtlich ist dem Inhalte nach, denn jeder Abschnitt hat seine eigene Ueberschrift. Geistliche und Laien können reichen Segen aus dem kleinen Buche schöpfen.

Zöckler, Prof. Dr. Otto. Die christliche Apologetik im neunzehnten Jahrhundert. Lebensbilder deutscher evangelischer Glaubenszeugen aus der jüngsten Vergangenheit. Mit 14 Porträts. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk. — Wie wir es bei dem Verfasser nicht anders gewohnt sind, haben wir hier eine gediegene Arbeit vor uns. Behandelt sind: E. W. Hengstenberg. — F. A. G. Tholuck. — J. C. K. Hofmann. — J. T. Beck. — A. Ebrard. — J. A. Dorner. — G. v. Zezschwitz. — F. Delitzsch. — R. F. Grau. — F. H. R. Frank. — R. Kübel. — Ch. E. Luthardt. — H. Schulz. — A. H. Cremer.

Diese Lebensbilder sind ein erweiterter und mit prächtigen Bildnissen der behandelten Theologen versehener Abdruck des Jahrgangs 1903 und 1904 des „Beweis des Glaubens". Das Leben und Wirken von vierzehn hervor-

ragenden und berühmten Theologen des vergangenen Jahrhunderts wird hier kurz skizziert und die theologische Eigenart eines jeden, soweit es in so engen Rahmen möglich war, dargestellt. Das ganze Buch umfaßt 123 Seiten, wobei die Bilder nicht mitgezählt sind. Wer durch dieses Buch sich durchstudiert, sieht ein gut Stück der theologischen Kämpfe des verflossenen Jahrhunderts an seinem Geistesauge vorüberziehen und bekommt eine Ahnung der immensen Geistesarbeit, die nur diese vorgeführten vierzehn Zeugen der evangelischen Wahrheit geleistet haben. Zugleich lernt er die Hauptwerke der vorgeführten Männer kennen, und welche Stelle dieselben in der christlichen und theologischen Literatur des letzten Jahrhunderts einnehmen.

Lubenow, Sup. H. — Die übersinnliche Wirklichkeit und ihre Erkenntnis. 2.40 Mk., geb. 3 Mk. 164 Seiten.

Inhalt: Erster Teil: Das Gottesbewußtsein und sein Gegenstand. (Sechs Abschnitte).

Zweiter Teil: Die Entzweiung des menschlichen Geistes und der übersinnlichen Wirklichkeit. (Vier Abschnitte).

Dritter Teil: Die Versöhnung des menschlichen Geistes und der übersinnlichen Wirklichkeit. (Sieben Abschnitte).

Vierter Teil: Die Erkenntnis der übersinnlichen Wirklichkeit. (Sechs Abschnitte).

Schon diese Inhaltsübersicht zeigt, daß das Buch dem philosophischen Fach der Psychologie angehört. Und zwar führt es die behandelten Gegenstände kurz, klar, übersichtlich und leichtverständlich vor. Es bewegt sich nicht in dunkeln abstrakten Begriffen, wie manche philosophische Bücher, wo der Leser an das Schillersche Wort erinnert wird: „Herr, dunkel war der Rede Sinn". — In klarer und unwidersprechlicher Weise zeigt der Verfasser drei unleugbar vorhandene Grundtatsachen des menschlichen Bewußtseins auf, die er als Selbst-, Welt- und Gottesbewußtsein bezeichnet, und die zwar im menschlichen Geiste vereinigt sind, aber nicht einerlei. Das Selbstbewußtsein hat es zu tun mit dem Inhalt und den Zuständen des menschlichen Geistes selbst, die ausschließlich ihm eigen und zugänglich sind. Das Weltbewußtsein hat es zu tun mit dem Sein und Geschehen außer uns in der äußerlichen Sinnenwelt. Das Bewußtsein hat aber auch Bestandteile in sich, welche ihren Beziehungspunkt weder im menschlichen Geiste an sich, noch in der sinnlichen Welt haben, sondern in einer übersinnlichen Wirklichkeit wurzeln. Und diese übersinnliche Welt ist als der Urgrund der Welt allem Wechsel entrückt und ist das Maß aller Dinge. In ihr wurzeln die Ideen des Aesthetischen, des Sittlichen und Religiösen. Sie kommen durch das Gottesbewußtsein im menschlichen Geist zur Anschauung und bestimmten Vorstellung. Wie nun der Inhalt des Selbst- und des Weltbewußtseins sich stets auf einen entsprechenden Gegenstand bezieht, der real vorhanden ist, so muß auch notwendig das Gottesbewußtsein sich einer ihm zugänglichen übersinnlichen Wirklichkeit gegenüber befinden, sonst wären wir hier im Besitz einer Kraft, die ins Leere ginge, einer Anlage ohne Aussicht auf Verwertung, eines Keimes ohne die Möglichkeit der Entfaltung. „Es wäre ein außerhalb des Daseins hängender Leichnam, ja weniger als das, da auch ein Körper, wenn sein Leben erlischt, damit nicht aus der Welt herausfällt, sondern dem Naturzusammenhang nach wie vor einverleibt bleibt. Es müßte denn angenommen werden, daß die Natur, oder wer sonst sich den Scherz gemacht hätte, den menschlichen Geist mit einem überflüssigen, ja schädlichen Anhängsel zu belasten".

Hier liegt offenbar ein Buch vor, das dem vom materialistischen, geistleugnenden und geisttötenden Zweifel mit einer Kraft, Schärfe und Klarheit der Beweiskraft gegenüber tritt, der nur der mutwillig nicht Wollende sich zu entziehen vermag. Die vorstehend gegebene Probe mag die Lust des Forschers anregen, sich das Buch anzuschaffen zu gründlichem Studium.

Im Verlag der Deutschen Orientmission erscheint: „Der Christliche Orient", Monatsschrift der Deutschen Orientmission; Schriftleiter: Dr. Johannes Lepsius. Abonnementspreis: jährlich 1.50 Mk.

Das Blatt bringt Berichte aus der Arbeit in Bulgarien, Armenien, Persien; Züge aus dem Leben der von der russischen Geistlichkeit so schwer verfolgten Stundisten u. dergl. — Man vergl. Mag. Sept. 1904, S. 379.

Ferner kam uns zu: „Die Wacht." Illustrierte Wochenschrift für das gesamte christliche Leben. Verantwortlich für den Hauptteil: Past. H. Stuhrmann, Berlin, N. W. 21, Oldenburger Str. 6.

Für den übrigen Teil: Paul Pittius, Berlin, S. W. 13 Alte Jakob Str. 13. Dieses Blatt ist gegründet worden infolge des unseligen Streits, der sich erhob wider Dr. J. Lepsius von Seiten der Blankenburger Allianz. Wir haben darüber in der Rundschau vom Juli 1904 (Seite 311) ausführlich berichtet.

Ein ähnliches Wochenblatt: „Auf der Warte", herausgegeben von Past. Lohmann, (Geschäftsadresse: Berlin, C 19, Wall Str. 17 u. 18), vertritt, so viel wir wissen, die Interessen der Dr. Lepsius feindlich gesinnten Partei, während dagegen in dem an erster Stelle genannten Blatt: „Die Wacht", die Interessen derer vertreten sind, die auf Seiten des Herrn Dr. Lepsius stehen.

Wir haben vielleicht damit uns etwas ungeschickt oder ungenau ausgedrückt. Beide Blätter wollen ja nicht selbstischen Interessen, sondern der Sache des Reiches Christi dienen. Allein, so weit wir Einsicht in die Sache haben, scheint die „Warte" von vorn herein recht „unfair" gegen Dr. Lepsius gehandelt zu haben, insofern letzterem verweigert wurde, sich in der „Warte" gegen Angriffe zu verteidigen, die auf ihn in der „Warte" gemacht wurden. In dem ganzen Streit handelt es sich um die „Verbalinspiration", welche die Blankenburger in fanatischer Weise zum Glaubensgesetz erhoben und von Dr. Lepsius mit scharfen Geisteswaffen bekämpft wurde.

In den Streit uns zu mischen, haben wir keinen Anlaß, können es aber nur beklagen, daß die Blankenburger Brüder in solch trauriger Verblendung beharren und mutwillig die Augen schließen gegen Tatsachen, die sonnenklar am Tage liegen für jeden, der sehen will. Was wir meinen, sind die Tatsachen, die Dr. J. Lepsius in Heft No. 1 1904 im Reich Christi zusammen gestellt hat.

Unter dem neuen Titel: „Monatsschrift für Pastoraltheologie" soll die bisherige Zeitschrift: „Halte, was du hast" vom 1. Oktober an unter der Redaktion von Dr. Heinrich Adolf Köstlin, ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat zu Darmstadt, und Dr. Paul Wurster, ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar zu Friedberg ihren Gang antreten, nachdem deren verdienstvoller Herausgeber, Prof. Dr. E. Sachsse, sich veranlaßt gesehen hat, von der Leitung der Zeitschrift zurückzutreten.

„Mancherlei Gaben und ein Geist“, die bekannte homiletische Monatsschrift, herausgegeben von Pfr. Adolf Ohly, wurde uns zugesandt von Schäfer & Konradi in Philadelphia. Preis per Jahrgang $2.50. Das erste Heft des 44. Jahrgangs enthält: Eine Abhandlung über Grabreden; Texte vom ersten Advent bis ersten Weihnachstag. Behandelt sind: die Altt. Evangel.; Württemb. Ev. 2. Jahrg.; Bayrische Episteln v. Thomasius. Ferner sind geboten Kasualien: vier Taufreden, zehn Traureden, sechs Reden an Kindergräbern. Zuletzt: Literar. Kritiken. Der reiche Inhalt empfiehlt das Blatt für die Amtsbrüder, um daraus neue und mancherlei Anregung zu empfangen.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift“, vom Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme), vollendete im Dezember den 15. Jahrgang. Preis: jährlich 10 Mk. Wir geben nachstehend den Inhalt des 8. bis 10. Heftes, die zur Zeit uns vorliegen.

8. Heft: Rabelais als Zeuge wider Denifles systemat. Schmähung der Sittlichkeit Luthers. Von Dr. Hashagen. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben — unser fester Grund Rom gegenüber. Von Dr. Ihmels. Einige Bemerkungen zu Confess. Aug. II., XVIII., XIX. und Form. Conc. I., II., XI.

9. Heft: Umkehr zum Idealrealismus. Von Dr. R. Rocholl. Exeg.-theol. Studie über Gal. 3, 20 und 4, 4. Von Pf. W. Siebert. Gibt es „Zitate“ im Alten Test. Von Dr. E. König.

10. Heft: Die Logoslehre bei Philo. Von Prof. E. Sachße. Vom Wirken und Wohnen des göttlichen Geistes in der Menschenseele. Von Dr. L. Rabus. Zur Reformationsgeschichte Württembergs. Von Pf. Völter. Der erste antimonistische Streit.

Die Basler Missionsschriften seien hier in empfehlende Erinnerung gebracht. Das „Evang. Missionsmagazin“ kostet jährlich $1.25, erscheint in Monatsheften und bringt gediegene Artikel aus dem Arbeitsfeld der Heidenmission in der ganzen Welt. Dazu die Basler Bibelblätter.

Ferner: Der „Evangelische Heidenbote“, ein Monatsblatt, kostet jährlich 40 Cents. Dieses Blatt bringt fast ausschließlich Berichte und Bilder aus den Arbeitsgebieten der Basler Mission. Beide Blätter können hier im Lande bestellt und bezahlt werden bei dem Agenten der Basler Mission: Past. C. W. Locher, New Albany, Ind.

Auch die Basler Missionstraktate können durch Abonnement bezogen werden und liefern fortwährend neues Material zur Behandlung in Missionsstunden resp. Missionsvorträgen oder zum Vorlesen in allerlei Vereinen.

„Der Türmer“. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Persönlichkeit. Von F. Heman. — Vor der Sintflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose (Fortsetzung). — Die Untersuchungshaft und ihr Mißbrauch. Eine strafprozeßrechtliche Betrachtung. Von Max Treu. — Statt der „einen“ die „andere“. Humoreske von R. von Mosch. — Zur Verstaatlichung der Hibernia. Von Dr. Waldemar Zimmermann. — Education sentimentale. Von Felix Poppenberg. — Was ist der Krieg? — „Als Arbeiter in Amerika“. Von Dr. S. — Religion und Politik. Von A. Müller. — Türmers Tagebuch: Eine deutsche „Frage“. Landesväterchen und Landeskindlein. Aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte. Großmacht Presse. — Herders Iduna. Von F. Lienhard. — Umschau (Zu guter Letzt. Die Bühne unter freiem Himmel. Mörike gegen Goethe? Arbeitsplan). — Der deutsche Minnesang. Von Dr. Karl Storck. — Neue Bücher und Musikalien. Von K. St. — Kunstbeilagen: Leonardo da Vinci: Mona Lisa. (Photagravüre). Leonardo da Vinci: Isabella von Este. Leonardo da Vinci: Studie nach dem Bildnis der Isabella von Este. Fritz Mackensen: Totenklage. — Notenbeilage.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. März 1905.

Die Entstehung der Geschichts- und Gesetzbücher des Alten Testaments.*)

Der Wunsch der Leitung dieser Zeitschrift, daß ich vor ihren Lesern die Entstehung des Alten Testaments behandeln möchte, ist gewiß dadurch angeregt worden, daß in der neuesten Zeit so viel über den späten oder gar unredlichen Ursprung des Alten Testaments geschrieben worden ist. Liest man doch sogar in einer „Bibelkunde“ für den Religionsunterricht in der Schule, daß die literarische Zeit der Bibel erst im 10. Jahrhundert v. Chr. beginne (Harnisch, Bibelkunde 1903), und heißt es doch in der sozialdemokratischen Schrift „Die Bibel in der Westentasche“: „Die Priester haben zum größten Teil die Bibel geschrieben und haben sie dazu benützt, für sich Vorteil herauszuschlagen, ihre Feinde aber nach Möglichkeit zu verleumden.“ Da muß man doch wieder einmal die Frage aufwerfen, wie es denn mit dem Alter und dem Ursprung zunächst der historischen und der legislativen Bücher des Alten Testaments stehe, die von solchen Urteilen in erster Linie getroffen werden sollen.

---

*) Wir geben nachstehend mit gütiger Erlaubnis der Redaktion einen Artikel aus der ausgezeichneten Zeitschrift: „Glauben und Wissen, Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Glaubens“. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert, Godesberg; Verlag: Max Kielmann, Stuttgart. Preis in Deutschland: 5 Mark jährlich. Erscheint in Monatsheften je zwei Bogen stark, groß 4°. Der so mäßige Preis macht es auch bei bescheidenen Mitteln möglich, Abonnent dieser Zeitschrift zu werden. Dieselbe bringt Artikel, die gerade die Streitfragen behandeln, die sich ergeben bei der heutigen Tendenz, die ganze Geschichte der christlichen Religion zu verstehen und zu deuten im Lichte der neueren Forschungen auf dem Gebiet der Natur, der alten Kultur- und Religionsgeschichte, der Psychologie und dergl. Die mancherlei Konflikte, die hier sich ergeben, werden von kompetenten Männern in konservativem Geiste behandelt, so daß der Leser hier orientiert wird über die Geisteskämpfe, die auf wissenschaftlichem Gebiet auf- und abwogen. Gleich dieser Artikel kann den Lesern ein Beispiel geben von der Art, wie brennende Fragen hier ruhig, objektiv und besonnen behandelt werden.

Nun, das Alte Testament ist doch das, was uns von der althebräischen Literatur aufbewahrt worden ist. Also wird es schon deshalb bei der Entstehung des Alten Testaments ähnlich, wie beim Werden anderer Nationalliteraturen, zugegangen sein. Dafür aber spricht noch die Tatsache, daß in dem Alten Testament sich die geschichtliche Entwicklung der hebräischen Sprache widerspiegelt. Da treten uns noch Spuren von einer älteren Orthographie und Aussprache des Hebräischen entgegen, wie sie dem Arabischen, dieser altertümlicheren Entwicklungsstufe des semitischen Sprachstammes, entsprechen. Ferner zeigen sich da ältere Flexionsendungen, wie z. B. im Auslaut der Form jiqtelûn „sie werden töten", in 1. Mos. 3, 3 f. u. s. w., während z. B. in den Büchern Esra, Nehemia und Esther immer die spätere Formation, wie jiqtelû steht. Der doppelgeschlechtige Gebrauch von Wörtern, wie na‘ar „Bursch" (für junger Mann u n d junges Mädchen) verschwindet ebenfalls in den späteren Teilen des Alten Testaments. Oder um nur noch ein einziges Beispiel zu erwähnen, die Reste der alten Kasusendungen, die im Altarabischen noch vollständig erhalten waren, finden sich nur noch bei den v o r exilischen Propheten, aber nicht bei Haggai, der 520 auftrat, u.s.w. Auch darf und muß doch wenigstens dies noch angeführt werden, daß die Geschichtsbücher Samuelis, Könige und Chronika mit den Prophetenbüchern Amos, Hosea, Jesaia, Micha, Nahum, Jeremia, Hesekiel etc. im Sprachgebrauch einander p a r a l l e l gehen. Z. B. verschwindet in den drei genannten Geschichtsbüchern der Gebrauch des Wortes 'anokhí für „ich" allmählich und macht immer mehr dem kürzeren 'anî Platz. Genau d e r s e l b e W e c h s e l z e i g t s i c h in der erwähnten Reihe von Prophetenbüchern, also entsprechend ihrer chronologischen Aufeinanderfolge. Wie demnach die drei Geschichtsbücher ihrem Inhalt nach aufeinanderfolgen (denn die Chronika gibt ja schon das Befreiungsedikt des Cyrus von 538), und wie die erwähnten Prophetenbücher nach ihrem zeitgeschichtlichen Hintergrund aufeinanderfolgen: so nehmen sie auch an dem Weiterschreiten der Bevorzugung des kürzeren Wortes 'anî teil, das eben in der Chronika und in Hesekiel n u r n o c h je ein e i n z i g e s Mal vorkommt! Dies ist doch schon ein deutlicher Hinweis darauf, daß das Alte Testament an der g e s c h i c h t l i c h e n A r t des Werdens der Nationalliteraturen teilgenommen hat. Folglich haben wir auch schon dadurch Recht und Pflicht gewonnen, die Entstehung des Alten Testaments uns ähnlich wie die anderer Literaturen zu denken.

Wie aber haben diese b e g o n n e n ? Nun als schriftlicher Niederschlag mündlichen Ueberlieferns und Urteilens. Die mündlichen Ueberlieferungen und z. B. die Sprichwörter, die von Generation zu Generation vererbt werden, sind freilich noch keine Literatur. Aber es hieße doch auch wieder andererseits die Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens sehr verkennen, wenn man den Z u s a m m e n h a n g der Entstehung einer Literatur mit der vorausgehenden mündlichen Ueberlieferung und Spruchbildung übersehen wollte. Das hieße auch ferner der

ältesten Literatur eines Volkes die Ehre rauben, die ihr aus dem natürlichen Zusammenhang mit dem mündlichen Erzählen zufließt. Denn die mündliche Ueberlieferung erweist sich für die ältere Zeit, in der das Gedächtnis der Menschen sich noch auf sich selbst verlassen mußte, als eine viel sicherere Quelle, als sie es in der späteren Zeit ist. Wie begreiflich ist dies schon vom psychologischen Gesichtspunkt aus! Oder wer von uns hätte noch nicht die Erfahrung gemacht, daß er ein Ereignis sich viel fester gemerkt hat, wenn er es bloß in seinem Gedächtnis zu bewahren suchte, als wenn er sich Notizen darüber gemacht hätte? Wie deutlich ist diese Erfahrung auch schon von einem so geisteskräftigen Manne, wie Julius Cäsar es war, ausgesprochen worden! Er sagte nämlich, die menschliche Erinnerung nehme im Vertrauen auf das Geschriebene ab (Ueber den gallischen Krieg VI, 14, 4). Wie reichlich kann diese Erfahrung auch durch literargeschichtliche Tatsachen belegt werden! Denn einzelne amerikanische oder mongolische Völkerschaften können noch jetzt ihre Heldengedichte hersagen und wissen über die lange Reihe ihrer religiösen Gesetze sichere Auskunft zu geben (Flöckner, Ueber den Charakter der alttestamentlichen Poesie 1898, S. 3 f.). Ferner die Texte der indischen Vedas sind sicher Jahrhunderte lang durch das Gedächtnis vererbt worden (F. Max Müller, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 176 f.). Ebendasselbe ist in Bezug auf die homerischen Gedichte geschehen (Grote, History of Greece I, 126 ff.). Einer von den arabischen Rezitatoren, Namens Hammad, konnte dreitausend lange Gedichte aus der vormuhammedanischen Zeit auffagen (Davidson, Biblical and Literary Essays 1902, 268).

Vielleicht aber hat die altisraelitische Literatur doch nicht als die schriftliche Fixierung alter Erinnerungen begonnen? Oder besaß denn Israel einen Sinn für alte Erinnerungen? Ja, ja, so muß ich fragen hören, weil diese Seite der israelitischen Volksseele von einer gewissen Richtung der neueren Literarhistoriker Israels so wenig ans Licht gestellt worden ist. Man hat betont, daß im Alten Testament vieles jung und späte Verkörperung des späteren Ideenfortschrittes sei, und hat dabei die alten Wurzeln und die Stetigkeit der geschichtlichen Entfaltung in den Hintergrund treten lassen. So wird es Zeit, diese letztere Seite des Alten Testaments zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen, und wie leicht ist uns das doch gemacht! Denn das Volk Israel zeigt sich nicht wenig darauf bedacht, sich konkrete Stützen seiner Erinnerung zu schaffen! Man denke doch nur z. B. daran, daß schon von Abraham erzählt wird, er habe einen Tamariskenbaum zu Beerseba gepflanzt (1. Mos. 21, 33), und wird der Krug mit Manna (2. Mos. 16, 33) nicht ausdrücklich als eine solche Stütze des Gedächtnisses gedeutet? Einen Haltpunkt der Volkserinnerung sollten ferner auch die zwölf Steine bilden, die aus dem Jordan nach dessen glücklicher Ueberschreitung genommen wurden (Jos. 4, 6 ff.). Ein besonders lebendiges Zeugnis für Israels Sinn, alte Tatsachen durch sichtbare Denkmäler zu befestigen, ist aber der Altar, der von den ostjordanischen Stämmen am Westufer

des Flusses als Herold ihrer nationalen und religiösen Zugehörigkeit zum Volke Jehovas — des Ewigen — erbaut wurde (Jos. 22, 26 ff.). Israel hat ja auch Schlachtdenkmäler errichtet. Wie hell leuchtet die Inschrift auf dem Siegesdenkmal zu Mizpa: „Eben Ezer" (Stein der Hilfe)! Nationaltrophäen ferner hing auch Israel im Heiligtum auf: Goliaths Schwert zu Nob etwas nördlich von Jerusalem (1. Sam. 21, 9)! Heißt es doch weiter auch von Absalom ausdrücklich, daß eine Säule seines Namens Gedächtnis bewahren sollte, weil er keinen Sohn hatte (2. Sam. 18, 18). Jeremia sodann ließ eine Kaufurkunde in ein irdenes Gefäß tun, damit sie lange vor dem Zahn der Zeit geschützt bleibe (Jer. 32, 14). Jedenfalls hat Israel auch einen Sinn für den Zeitpunkt besessen, wo eine Volkssitte oder eine staatliche Institution oder ein neuer Name u. s. w. aufgekommen ist (1. Sam. 30, 25 u. s. w.) Doch es ist schon genug der Belege dafür, daß Israel mindestens so sehr, wie ein anderes Volk, einen lebendigen Sinn für die Pflege seiner Erinnerungen besessen hat. Die Leser besinnen sich ja ohnehin noch von selbst auf die Sitte des Passahfestes, durch welche die Erinnerung an dessen Ursprung vom Vater auf die Kinder fortgepflanzt wurde (2. Mos. 13, 14 f. u. s. w.) Folglich haben wir allen Anlaß zu der Ueberzeugung, daß auch bei Israel die Anfänge der Literatur aus einer — treugepflegten — mündlichen Ueberlieferung herausgewachsen sind.

Wollen wir nun die Anfänge des althebräischen Schrifttums uns genauer vorstellig machen, so kommt uns eine Erkenntnis der modernen Forschungen über allgemeine Literaturgeschichte zu Hilfe. Denn was schon von einzelnen Alten geahnt worden ist, wie mehrere Sätze von Strabo und Varro beweisen, die von Ed. Norden in seinem Werke über antike Kunstprosa (1898), S. 32 ff. gesammelt worden sind, das ist auch von dem neueren vergleichenden Literaturstudium, z. B. an der indischen, griechischen, deutschen und arabischen Literatur, immer von neuem bestätigt worden: Poesien sind die frühesten Bestandteile der auf uns gekommenen Literaturen. Dies ist ja sogar schon physiologisch erklärlich. Denn sogar bei solchen Dichtungen, die, wie die althebräischen, des regelmäßigen Reims entbehren, schmeichelt sich doch der gleichmäßige Tonfall — der Rhythmus — dem Ohre und Munde unwillkürlich ein. Diese weitbegründete Erfahrung spricht nun auch zu Gunsten des Alters solcher dichterisch geformten Abschnitte, wie das Schwertlied Lamechs (1. Mos. 4, 23 f.), oder der Noahsprüche (9, 25—27, abgesehen von der wahrscheinlichen, späteren Ersetzung des Namens Ham durch den seines für Israel näherliegenden Sohnes Kanaan), oder der Segenssprüche über Jakob und Esau (27, 27 f. 39 f.) und über die Jakobssöhne (49, 3—27), sodaß mindestens die Grundlage dieser Sprüche als altes Erbgut vorausgesetzt werden darf.

Ferner sind nun auch zwei alte Quellenschriften ausdrücklich im Alten Testament erwähnt. Die eine ist bei dem glaubenskühnen Spruch Josuas „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Tale Ajjalon!" (Jos. 10, 13) und bei Davids Elegie auf Saul und Jo-

nathan (2. Sam. 1, 18 ff.) zitiert und heißt „Das Buch des Frommen oder Redlichen.“ Die andere unserm Alten Testament vorausgegangene Schrift benennt sich „Das Buch von den Kriegen des Herrn“ (4. Mos. 21, 14), d. h. das Buch von den Kämpfen, die unter der unsichtbaren Führung des Ewigen und für dessen Volk ausgefochten worden sind. Die erstere von diesen beiden Quellenschriften war wahrscheinlich ein Buch, worin das Ideal des gottesfürchtigen und infolgedessen tugendhaften Israeliten geschildert war, und daß dies mindestens zum Teil in Dichtungen geschehen ist, ergibt sich aus den beiden erwähnten Stellen, wo dieses Buch des Frommen“ zitiert ist. Dieses Buch war also eine poetische Anthologie, und in dieser Blütenlese von Dichtungen können sehr leicht solche poetisch geformte Stücke, wie der Verheißungsspruch „Ich will Feindschaft setzen“ u. s. w. (1. Mos. 3, 15), oder Schwertlied Lamechs (4, 23 f.) und die andern vorhin aufgeführten dichterischen Partien gesammelt gewesen sein. Die andere von den beiden alten Quellenschriften war nach ihrem Titel ein Buch von Kriegsgeschichten, und darin kann z. B. die Erzählung von jenem kühnen Heldenzug gestanden haben, den Abraham zur Errettung seines Neffen Lot aus den Händen der ostländischen Feinde Kedorlaomer u. a. unternahm, also wenigstens die Grundzüge des eigenartigen 14. Kapitels von 1. Mose.

Aber können denn *vormosaische* Aufzeichnungen bei den Hebräern vorausgesetzt werden? Diese Annahme ist nach den neueren Entdeckungen viel leichter *möglich*, als sie es früher war. Oder kam nicht Abraham aus Ur, dem jetzigen Mughejir, im südwestlichen Babylonien? War in jenen Gegenden nicht schon zu Abrahams Zeit der Schriftgebrauch bekannt? O gewiß. Das ist ja z. B. wieder durch die vor kurzem in Susa gefundene Gesetzesinschrift Hammurabis veranschaulicht worden, der ein Zeitgenosse Abrahams war und um 2250 v. Chr. über Babylonien regierte. In diesen Gesetzen ist die Verwendung der Schreibkunst als allgemein bekannt vorausgesetzt, denn es werden ja Heiratskontrakte und vermögensrechtliche Urkunden als notwendig erwähnt (vgl. „Wenn jemand ein Weib nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr schließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau“ § 128). Jetzt ist es also viel begreiflicher geworden, als es früher war, daß in Judas Siegelring (1. Mos. 38, 18. 25) wirkliche Buchstaben eingraviert waren. Soll ferner Abraham, während man in seiner Heimatgegend den Schriftgebrauch übte, des Schreibens unkundig gewesen sein? Babylonische Schriftstücke datiert man ja aus noch viel früherer Zeit her.

Diese Möglichkeit, daß es *vormosaische* Quellenschriften des Alten Testaments gegeben hat, wird nun hauptsächlich durch einen Umstand sogar recht *wahrscheinlich* gemacht. Das ist die Unterscheidung einer vormosaischen Periode der Geschichte Israels. Denn wie natürlich wäre es gewesen, wenn der Ruhm Moses als des Begründers der nationalen Unabhängigkeit Israels und des Vermittlers bei der grundlegenden Konstituierung seines Volkes dazu verleitet hätte,

die Anfänge Israels überhaupt von Moses Auftreten her zu datieren! Wenn die Erinnerungen des Volkes Israel so wenig alt begründet gewesen wären, wie es in neuerer Zeit manchmal dargestellt worden ist, so hätte es ganz nahe gelegen, die Existenz Israels einfach von Mose zu beginnen, ihn zum sogenannten „Heros eponymos" zu machen. Aber aller Glanz, in welchem die mosaische Periode als die Jugendzeit (Hos. 11, 1) des israelitischen Volkes strahlte, hat doch nicht das Licht erbleichen lassen, das aus den vormosaischen Tagen in die Erinnerung Israels herüberfunkelte. Ueber der Sonnenhöhe des Tages hat man das Dämmern des Morgens nicht vergessen. Das Bewußtsein der israelitischen Nation, daß ihre Anfänge über Moses Zeit hinaufreichten, daß schon Jakob und Abraham die Träger einer kulturgeschichtlichen Mission waren, ist nicht ausgelöscht worden. Und dazu kommt noch dies: Auch sogar innerhalb der vormosaischen Zeit sind wieder Stufen der Entwicklung unterschieden. Es wird z. B. ein Weiterschreiten von der Einehe zur Vielehe bemerkt, denn Lamech ist der erste, von dem eine Doppelehe erwähnt wird (1. Mos. 4, 19), und doch ist dieser Rückschritt auch wieder nicht nach geradlinigem Schema weiter ausgeführt, da z. B. bei Noah (8, 18) oder Isaak nicht einmal ein Nebenweib erwähnt wird, und bei Abraham und Jakob ist das Hinzunehmen eines zweiten Weibes besonders begründet. Andere solche Entwicklungsstufen, die in der vormosaischen Zeit in Bezug auf Gesetzgebung, oder Kultus, oder Gottesbezeichnungen, oder Viehzucht und Ackerbau (1. Mos. 26, 12) notiert sind, wird sich der Leser selbst leicht aufsuchen. Diese in der althebräischen Literatur vorliegende Unterscheidung der Zeiten ist um so bedenkenswerter, als die Unterschiede in den späteren Darstellungen, wie in dem „Buch der Jubiläen" verwischt sind, und daß diese Unterscheidungen auch nicht das Produkt späterer Schematisierung sind, wie neuerdings behauptet worden ist, meine ich in dem Heftchen „Glaubwürdigkeitsspuren des Alten Testaments" (1903, 49 ff.) nachgewiesen zu haben. Vielmehr wird es allerwege die allerwahrscheinlichste Ueberzeugung bleiben, daß die alten Israeliten konkrete Anhaltspunkte (etwa Denkzeichen, wie Bäume und Brunnen, und Familienstücke, wie Siegelringe) und auch schriftliche Aufzeichnungen über die vormosaischen Persönlichkeiten und Geschehnisse besessen haben, so daß sie die vormosaischen Zeiten überhaupt abgrenzen und mit soviel Unterscheidung von Einzelheiten darstellen konnten.

Beim Lesen dieser Darstellung kann es leicht jemandem aufgefallen sein, daß nichts von einer ausdrücklichen Bemerkung des ersten biblischen Buches über seinen Verfasser gesagt worden ist. Danach fragt man ganz mit Recht. Aber die Antwort kann nur lauten, daß eine eigene Angabe des ersten biblischen Buches über seinen Autor in dessen Wortlaut nicht gefunden wird. Ebendasselbe ist überhaupt bei den ersten fünf Büchern des Alten Testaments — dem Pentateuch — der Fall. Alles was im 2. bis 5. Buche über das Schreiben Moses gesagt wird, ist folgendes: Er machte auf göttlichen Befehl eine Niederschrift

über den hinterhaltigen Angriff der Amalekiter auf Israel (2. Mos. 17, 14), schrieb das Buch der Bedingungen des Sinaibundes (24, 4; 34, 27), fertigte abermals auf göttlichen Antrieb ein Verzeichnis der Stationen des Auszuges aus Aegypten (4. Mos. 32, 2), und endlich machte er eine Niederschrift seiner Schlußausführungen über das Gesetz (5. Mos. 31, 9). Der natürliche Schluß aus diesen Bemerkungen über ein gelegentliches Schreiben Moses ist dieser, daß damit ihm nicht die Niederschrift des ganzen Wortlautes des 2. bis 5. Buches zugeschrieben werden soll. Besonders laut spricht dagegen die Bemerkung über die mosaische Niederschrift des Stationenverzeichnisses. Denn wenn vorausgesetzt wäre, daß Mose eine vollständige Erzählung über Israels Auszug aus Aegypten geliefert hätte, so wäre die Notiz, daß er eine Aufzeichnung der Stationen gemacht hätte, wenig natürlich. Betreffs des übrigen Inhaltes der vier letzten Bücher des Pentateuchs kann Mose also nicht nach einer ausdrücklichen Angabe seines eigenen Wortlautes als dessen Verfasser bezeichnet werden, sondern nur literargeschichtliche Erwägungen können zu einem wahrscheinlichen Resultat über ihre Herkunft führen.

Denn da die Zuverlässigkeit der altisraelitischen Erinnerungen im allgemeinen schon oben durch unleugbare Glaubwürdigkeitsspuren des Alten Testaments erwiesen ist, da ferner auch schon die ältesten geistigen Führer Israels aus der Richter- und Königszeit, z. B. ein Gideon oder ein Samuel, die alten Institutionen bewahren (Richt. 8, 23) und nur Reformatoren sein wollten, und da endlich die ganze althebräische Literatur vom Andenken an die Zeit des Auszugs als die grundlegende Epoche der geschichtlichen Existenz Israels widerhallt: so ist es einfach bodenlos und willkürlich, wenn von manchem behauptet wird, daß nichts vom Inhalt des Pentateuch auf Mose und seine Zeit zurückgehe.

Das richtige Urteil wird in aller Kürze so angedeutet werden können: Aus Moses Zeit ist erstens das zu datieren, was nach der literargeschichtlichen Analogie innerhalb eines Literaturkreises das höchste Alter besitzt, und das sind gemäß dem, was oben mitgeteilt worden ist, die Poesien. Also zunächst der Triumphgesang. „Singet dem Ewigen, denn er ist gar hehr, Rosse und Reiter warf er ins Meer" u. s. w. (2. Mos. 15), die bekannte Segensformel „der Herr segne dich und behüte dich" u. s. w.! (4. Mos. 4, 24—26), die Signalworte „Herr, stehe auf!" u. s. w. (10, 35 f.), das Brunnenlied „Steig auf, Brunnen! Ruft ihm (gleichsam) lockend entgegen!" (21, 17), der Spottspruch über die eroberte Stadt Hesbon (V. 27—30), während bei Moses Segen (5. Mos. 33) und noch mehr bei dem Lied (Kap. 32) mindestens Nachahmung einer Vorlage anzunehmen ist. Der Zeit Moses sind zweitens die Schichten der Gesetzgebung des Pentateuch zuzuschreiben, die nach sprach- und kulturgeschichtlichem Maßstab die ältesten sind, und dazu gehören zunächst die zehn Prinzipien der Religiosität und Moralität Israels, wo der oben erwähnte ältere Ausdruck anokhî für „ich" bevorzugt ist, ferner die nächste Ausgestaltung des Dekalogs, nämlich das

Bundesbuch (2. Mos. 20, 22—23, 33), das sich in religiöser und humanitärer Hinsicht auch dem Hammurabikodex überlegen erweist, sodann die Grundlagen der Gesetze von den reinen und unreinen Tieren u. s. w. (3. Mos. 11—15) und auch die Grundlage der Schlußausführungen Moses im 5. Buch, wo wieder das anokhí und andere alte Sprachformen dieses Urteil stützen. Ob endlich drittens vom Erzählungsinhalt des Pentateuch, außer den auf Mose ausdrücklich zurückgeführten Niederschriften (2. Mos. 17, 14 und 4. Mos. 33), noch eine Schicht auf Moses Griffel zurückgeführt werden darf, ist, wie schon oben bemerkt wurde, fraglich. Jedenfalls aber würde dies nach meinem Urteil — worin mir neuestens einige Gelehrte (Herner, Winckler, A. Jeremias u. a.) zugestimmt haben — die sogenannte elohistische Pentateuchschrift sein, worin nämlich Gott als Elohim (Furchtobjekt = Gottheit) bezeichnet ist, da diese Schicht den ältesten Sprachcharakter zeigt.

Aber andererseits kann nicht alles vom Pentateuchinhalt von Mose oder überhaupt einer einzelnen Zeit hergeleitet werden. Dieses Urteil wird durch sprachliche und sachliche Unterschiede begründet, die nicht in eine und dieselbe Periode gelegt werden können. Ein und derselbe Autor kann schon z. B. deshalb nicht angenommen werden, weil bis 2. Mos. 24 (vgl. 23, 30) der Gebrauch der beiden Formen für „ich" ('anokhí und 'anî) wechselt, aber in 2. Mos. 25—40 und über die 27 Kapitel des 3. Buches hinweg bis 4. Mos. 10 circa 70mal 'anî gebraucht ist, und im nächsten Kapitel wieder 'anokhí einsetzt (11, 12 u. s. w.). Mit diesem Wechsel der Form geht ferner eine inhaltliche Verschiedenheit parallel. Denn die Stellen, in denen auch die ältere Form 'anokhí gebraucht ist, lassen die Stiftshütte außerhalb des Lagers aufgestellt sein (11, 24 u. s. w.), aber nach den Stellen, die nur das kürzere Wort 'anî gebrauchen, bildet die Stiftshütte den Mittelpunkt des Lagers (4. Mos. 2, 2. 17 u. s. w.). Oder, um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen, im Bundesbuch wird gestattet, daß man einen Altar überall erbauen dürfe, wo die Gottheit — durch irgend eine Segnung oder Bestrafung — ihres Namens Gedächtnis stiften werde (2. Mos. 20, 24), aber in andern Stellen ist nur der Brandopferaltar der Stiftshütte als Opferstätte vorausgesetzt (3. Mos. 1, 2 u. s. w.). Das mosaische Prinzip hat eben in Bezug auf die Zahl der Kultstätten eine Entfaltung durchgemacht. Wir sehen ja auch, daß z. B. der Prophet Samuel zu Rama, also außerhalb des zu Silo stehenden Zentralheiligtums, an einem Opferfeste teilnahm (1. Sam. 9, 12). Als aber das göttliche Strafgericht über das Zehnstämmereich hereinbrach (722), da erschrak man zu Jerusalem vor den Folgen des Bilder- und Götzendienstes und suchte einen Schutz vor dem gleichen Schicksal in der Zentralisierung des Kultus und der dadurch ermöglichten Reinhaltung der Verehrung des wahren Gottes.

Die Wurzel, nämlich den Grundsatz, bloß Jahve an den Stätten seiner Kundgebungen zu verehren, hat man aber in den Gesetzesniederschriften mit dem, was sich aus der Wurzel entfaltet hatte, zusammen-

genommen. Israel hat es in Bezug darauf so wie die Aegypter und andere Völker des Altertums gehalten. Denn „im Niltale bewahrte man in treuem Sinn alles das, was einst die Vorfahren geglaubt, zugleich mit allem dem, was spätere Generationen hinzugefügt hatten," belehrt uns der Aegyptolog A. Wiedemann in „Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter" 1900, S. 9). Ebendenselben Grundsatz, alle ihm zufließenden Ueberlieferungen nebeneinander zu stellen, befolgte auch Herodot (nach 7, 152). Dieselbe Sitte, alte und neue Traditionen zu vereinigen, findet sich auch in späteren jüdischen Büchern, wie in dem berühmten Schulchan arukh (Marx, Jüd. Fremdenrecht, S. 23). Jedenfalls erweist der Pentateuch durch diese seine Beschaffenheit, daß er gewachsen und nicht etwa künstlich gemacht ist: der im Medium der fortschreitenden Gottesreichsgeschichte strahlende Reflex einer geschichtlichen Tatsache. Wenn ferner in Bezug auf einzelne Momente der Erzählungen, wie z. B. in Bezug auf den Namen des Gesetzgebungsberges oder in Bezug auf den Ort von Aarons Tod (4. Mos. 33, 31. 37 f. und 5. Mos. 10, 6), abweichende Ueberlieferungen sich geltend machten, so war dies natürlich — Livius und Polybius weichen ja auch in Bezug auf den Alpenübergang des Hannibal von einander ab, — und konnte von der Gottheit zugelassen werden, denn sie sendet auch sonst das Licht, läßt es aber zum Teil durch Nebel vermindert oder gebrochen werden. Die Nebenumstände sind aber nicht die Hauptsache, denn mag auch über den Punkt von Hannibals Alpenübergang noch so viel Streit sein, er ist doch vor Rom erschienen und hat die Römer in Schrecken versetzt. Die Hauptsache ist der Kern, ohne den sich die Schale mit ihren Furchungen gar nicht hätte bilden können.

Wie auch nach Moses Hinscheiden die Ereignisse weiterrollten, so entstanden auch noch andere Geschichtsbücher. Denn da Israel, wie durch Tatsachen gezeigt wurde, auf die Bewahrung seiner Erinnerungen Wert legte, so setzten sich auch Schreibgriffel in Bewegung, um die Linien des Ganges der Geschichte nachzuzeichnen. Die Namen der Geschichtsschreiber, welche die Zeiten Josuas und der Helden (oder Richter), Samuels und der Könige dargestellt haben, sind uns nicht aufbewahrt. Denn Namen wie „Josua" oder „Samuel" bezeichnen nur die Person, die in der vom betreffenden Buche beschriebenen Zeit oder wenigstens an deren Anfang die charakteristischeste Gestalt war. Samuel z. B. könnte ja gar nicht die beiden Bücher, über denen sein Name als Ueberschrift steht, geschrieben haben, weil schon in 1. Sam. 28, 3 sein Tod berichtet ist. Wohl aber können wir die Geistesart der Männer erschließen, die diese Geschichtsbücher, ihre Quellen oder ihre schließliche Gestaltung, hergestellt haben.

Ihnen war an der Geschichte ihres Volkes nicht der Wechsel seines äußeren Schicksals — das Ringen um den Besitz des Landes Kanaan und um dessen Behauptung — die Hauptsache. Im Mittelpunkt des nationalen Lebens stand ihnen vielmehr die Treue ihres Volkes gegen die religiös-sittlichen Prinzipien, die am Si-

nai als Grundlinien für das Verhalten und damit als Grundpfeiler für den glücklichen Bestand dieses Volkes festgelegt worden waren. Oder heben sie nicht immer und immer wieder hervor, wie das in Israel angezündete Licht der reinen Pietät und Sittlichkeit, wenn es durch die Wolken der Wahrsagerei und Zauberei, der Abgötterei und des Bilderdienstes überschattet wurde, erst von den mehr durch die Tat wirkenden Propheten (Samuel, Nathan, Elia u. a.) und dann durch die sogenannten Schriftpropheten (Amos, Hosea, Jesaia, Micha u. a.) wieder zur hellodernden Flamme angefacht wurde? — Zu gleicher Zeit waren diese Geschichtsschreiber darauf bedacht, die Grade der Verirrung zu unterscheiden, deren die einzelnen Persönlichkeiten gegenüber dem — ursprünglichen und dem im Geschichtsverlauf ausgestalteten — Gesetze sich schuldig machten. Denn die Könige, die bloß die erst später verpönte Vielheit von Altären des Ewigen duldeten, sind am wenigsten getadelt (Asa, Josaphat u. a. im 1. Kön. 15, 14; 22, 44 u. s. w.). Von diesen relativ frommen Königen sind die Herrscher unterschieden, die mit Verletzung des ursprünglichen zweiten Gebots vom Bilderdienst (2. Mos. 20, 4 f.) den geistigen Gott Israels durch Bildnisse veranschaulichen wollten (Jerobeam I. u. a. in 1. Kön. 16, 31; 18, 22 u. s. w.). Der schlimmste Grad von religiöser Verirrung wird aber den Königen von Israel oder von Juda zugeschrieben, die im Gegensatz zum ersten Gebot (2. Mos. 20, 3) sogar andern Göttern dienten (Ahab u. a. in 1. Kön. 16, 31; 18, 22 u. s. w.) — Endlich haben die alten Geschichtsschreiber Israels auch bei den hervorragendsten Männern ihrer Nation nicht die Schwächen und Fehler verschwiegen. Wie schon in Abrahams Geschichte erwähnt ist, daß er seine Frau aufgefordert hat, sich für seine Schwester auszugeben (1. Mos. 12, 13), und wie bei Mose und Aaron die Fälle von Glaubensschwäche nicht verschwiegen sind (4. Mos. 20, 10 f. 24; 27, 14; 5. Mos. 32, 51; Ps. 106, 32 f.), so ist auch erzählt, daß David einen Ehebruch sich hat zu Schulden kommen lassen (1. Sam. 11, 2 ff.; 1. Kön. 15, 5), daß der alternde Salomo den Götzendienst seiner ausländischen Frauen begünstigt hat (1. Kön. 11, 6), daß Ahab die Ungerechtigkeit an Naboth beging (21, 1 ff.) u. s. w. Wenn aber in dem späteren Buche der Chronika z. B. die Geschichte von Davids Ehebruch fehlt, so ist zur Erklärung auch folgendes zu bedenken: Es bildete sich die in kulturgeschichtlicher Hinsicht sehr bemerkenswerte Praxis aus, daß solche Abschnitte der alten Geschichtsbücher, die sittlich verwerfliche Dinge berührten, im öffentlichen Gottesdienst nicht in die spätere Landessprache übersetzt und zum Teil auch nicht einmal gelesen werden sollen (Talmudischer Traktat Sopherîm 9, 9—11). Den jugendlichen Teilnehmern am Gottesdienst und den Frauen sollte kein ästhetischer oder moralischer Anstoß gegeben werden. Eine solche pädagogische Rücksicht kann auch bei der Weglassung der Geschichte von Davids Ehebruch gewaltet haben. Oder sind die älteren Geschichtsbücher, worin z. B. diese Geschichte ausführlich be-

richtet ist, etwa vernichtet oder ihre Lektüre verboten worden? Nein, soweit hat sich der geschichtliche Sinn Israels niemals abgeschwächt.

Das Letzte aber, was zur Charakteristik der alttestamentlichen Geschichtsbücher hervorgehoben werden muß, ist dies. Auch wo in ihnen die Wechselbeziehung zwischen Impietät und Unmoral einerseits und deren Straffolgen andererseits nicht ausdrücklich erwähnt ist, ist diese Wechselbeziehung doch durch die berichteten Tatsachen ausgeprägt. Das können wir vom ersten Buche des Alten Testaments an verfolgen. Denn Rebekka hat die Begünstigung des ihr durch seinen häuslichen Sinn lieber gewordenen Jakob mit Wegsendung des geliebten Kindes büßen müssen, die, soviel wir wissen, ihr ganzes weiteres Leben hindurch andauerte (1. Mos. 26, 46—28, 5), so daß sie ihren Sohn nicht wieder ans Herz drücken konnte. Ferner hat Jakob bei der freilich ungerechten Erstrebung der Erstgeburtsvorrechte doch auch Sinn für ideale Güter gezeigt und dem Widerwillen der Eltern gegen eine Verheiratung mit Kanaaniterinnen Rechnung getragen. Deshalb wurde Jakob zwar mit vieljährigem Exil bestraft, aber der durch viel Unglück geläuterte Mann wurde doch auch wieder in die Heimat zurückgeführt. Die durch List bewirkte Steigerung des Reichtums wird ihm durch angstvolle Flucht vergolten (31, 21), und kaum von der Furcht vor dem nachsetzenden Laban befreit, wurde ihm die Freude über die Nähe der Heimat durch Angst vor Esau verbittert (32, 3—23). Ja, auch in der endlich wieder erreichten Heimat wurde er z. B. durch den Tod der geliebten Rahel, durch den Verlust Josephs, durch Hungersnot, durch die Hingabe Benjamins und durch abermalige Auswanderung in die Fremde gequält, so daß er nach harter Leidensschule vor dem Pharao gestehen mußte: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens“ (1. Mos. 47, 9).

So könnte dies noch weiter ausgeführt werden. Aber die dargebotenen Proben sind schon hinreichend, um das Urteil zu begründen: Es kann keine lebendigeren Herolde der Sentenz „Die Sünde ist der Leute Verderben“ geben, als die Geschichtsbücher des Volkes sind, das auch z. B. von einem Gelehrten, wie Hermann Schultz in Göttingen, das Religionsvolk der alten Welt genannt worden ist.

Damit ist aber zugleich auf den obersten Quellenpunkt hingewiesen, aus dem die Entstehung der alttestamentlichen Geschichtsbücher abzuleiten ist. Denn was den Kern ihres Inhalts bildet, das gab auch den innersten Antrieb und die geheimnisvolle Kraft, diese Bücher zu schreiben. Oder beobachten wir nicht auch an Familen und sonstigen menschlichen Kreisen, daß der Besitz von Kleinodien der Erinnerung auch den Eifer zu ihrer Bewahrung entzündet? So mußte auch der Besitz religionsgeschichtlicher Juwelen den Griffel in die Hand drücken, um diesen Juwelen eine entsprechende Fassung zu verleihen. Hierzu kommt aber noch ein anderes. Da die Geschichtsbücher des Alten Testaments auf unwiderlegliche Weise von einem spezifischen Eingreifen der Gottheit in die Geschichte erzählen, wie oben dargelegt worden ist, so ergibt sich daraus auch dies: dieselbe Gottheit wird über die Bewahrung der

besonderen Kunde gewacht haben, die sie in Israel begründet hat. Wer aber dürfte dies nun deshalb bestreiten, weil der Prozeß der Entstehung der alttestamentlichen Geschichtsbücher gemäß den neueren Forschungen etwas verwickelter gewesen ist, als man ihn früher sich vorgestellt hat? Nein, wenn auch die ältesten Geschichtsschreiber Israels aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft und wenn auch spätere von diesen Geschichtsschreibern ältere Urkunden zusammengesetzt haben, konnte dadurch das Auge der Fürsehung etwa getrübt und ihr lenkender Einfluß etwa gebrochen werden? Diese Frage zu bejahen, kann niemand wagen, und deshalb haben auch die neuen Erkenntnisse über die Entstehung der alttestamentlichen Geschichtsbücher ihren Offenbarungscharakter nicht zerstört.

Diese neuen Erkenntnisse haben nichts weiter gelehrt, als daß an der Geschichtsschreibung des Alten Testaments der Geist und der Körper zu unterscheiden sind. Ja, nicht jeder Teil der alttestamentlichen Geschichtsbücher ist das Herz, aber ist das auch zu erwarten? Aber ebensowenig soll jemand, der eines von den äußerlichen Gliedmaßen dieses Organismus seziert hat, meinen, er habe das Herz zerstört. O, nur gemach! Wenn wir auch jetzt die Zusammensetzung des Alten Testaments besser verstanden zu haben meinen, der Blutstrom, den Israel nicht aus irdischer Quelle abzuleiten gewagt hat, wallt immer noch durch den Körper des Alten Testaments. Ed. König.

Wohltätigkeit.

Ein Referat das verhandelt und angenommen wurde von dem Pennsylvania=Distrikt der Deutschen Evangelischen Synode von Nord=Amerika, bei Gelegenheit der Versammlung desselben zu Switzer, O., 1904. — Auf Wunsch zum Druck befördert von J. Niemann, Pastor der evang.=luth. Dreieinigkeitsgemeinde in Dorseyville, Pa.

(Schluß.)

2. Christliche Wohltätigkeit.

Während sich demnach bei dem Bundesvolke Gottes die Liebestätigkeit nach dem Grundsatz entfalten sollte: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! so kommt bei der Wohltätigkeit des Christenvolkes ein noch höheres Gesetz zur Geltung. Jesus spricht nämlich zu seinen Nachfolgern: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe!“ Und um ihnen dies noch anschaulicher zu machen, setzt er weiter hinzu: „Gleichwie mich der Vater liebet, also liebe ich auch euch. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe.“ Das heißt nicht mehr, wähle bei deiner Nächstenliebe dich selbst zum Maßstab, sondern jetzt heißt es: Gott selbst, Gott in seinem Sohne sei dir Muster. Von der christlichen Zeitrechnung an steht also nicht mehr Selbstliebe und Nächstenliebe beisammen, sondern Gottesliebe und Bruderliebe, wie Johannes in seiner ersten Epistel schreibt: „So jemand spricht, ich liebe Gott und hasset seinen

Bruder, der ist ein Lügner. Dies Gebot haben wir von ihm (Christus), daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe." Nicht Mose, sondern Christus brachte das Gebot: „Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist!" Hatte Mose einst befohlen: „Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen," (?) so gebietet Christus: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder euers Vaters seid im Himmel. Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte."

Die Seele aller Wohltaten Gottes ist herzliche Barmherzigkeit, pure Gnade. Er fragt nicht erst nach unserm Verdienst oder unserer Würdigkeit. Johannes sagt: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen." Ja, wiederholt derselbe Apostel: „Darinnen stehet die Liebe, nicht, daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat, und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden." Dies Gottesopfer, diese Liebesgabe an die Welt ist ebensowohl den Hamiten und Japhetiten zugedacht, wie den Semiten, sowohl dem Adam, wie der Eva, die die Uebertretung eingeführt hat, ist von Gott dargebracht für die Zeitgenossen Noahs, die die 120 Jahre Bußfrist unbenutzt verstreichen ließen, wie auch für die große Stadt Ninive, die während der 40tägigen Bedenkzeit Buße tat, für den aufrührerischen Korah, wie für den Gottesknecht Mose, für den grausamen Nero nicht weniger, wie für die frommen Märtyrer, die er zu seiner Belustigung in seinem Garten als Fackeln aufstellte. Keiner ist so schlecht, er kann, keiner so fromm, er muß durch Christum von Schuld und Sünde erlöst werden; „denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht." „Gott," so schreibt der Apostel weiter, „der da reich ist von Barmherzigkeit, durch seine große Liebe, damit er uns geliebet hat, da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht (denn aus Gnaden seid ihr selig geworden)." Christus erzählt im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ja zugleich seine eigene Lebensgeschichte. „Ich ging vor dir über," sagt er zu der unter den Mörder gefallenen Menschheit, „und sahe dich in deinem Blute liegen, und sprach zu dir, da du so in deinem Blute lagst: Du sollst leben! Ja, zu dir sprach ich, da du so in deinem Blute lagst: Du sollst leben!" Und durfte er sich nicht auch das andere Wort beim Propheten zueignen: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten?" „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen." Aber der große Samariter konnte nicht immer in der Herberge bei uns bleiben, er mußte reisen. Aber auch jetzt, wo er sitzet zur Rechten Gottes, des Vaters, denkt er nicht, sorgt er nicht immer noch für die sündenkranke Welt? Nicht genug damit, daß er uns vor seinem Scheiden noch die Gnadenmittel, das teure Wort und hochwürdige Sakrament zur geistlichen Wiederherstellung da=

hinten ließ, er bittet auch jetzt für uns, wenn der Widerwärtige, der Verkläger seiner Brüder mit hämischen Anklagen vor Gott erscheint. „Er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind." Und nicht nur das: er bereitet auch Stätten, wunderliebliche Friedenshütten für die, die genesen sind, die überwunden haben durch des Lammes Blut. Und was sagt nun Jesus am Schluß des Gleichnisses? Welche Nutzanwendung knüpft er an seine Belehrung über den Nächsten, den man nach barmherziger Samariterart lieben soll? Er spricht: Gehe hin, und tue desgleichen! Das ist die Parole, die der Herr für die christliche Wohltätigkeit ausgibt. Mir nach! spricht Christus, unser Held, mir nach, ihr Christen alle!

Wer Christum, den himmlischen Samariter, bei der Wohltätigkeit aus den Augen setzt, der hat ein falsches Leitmotiv für dieselbe. Den irrgläubigen Doketen, auf die Johannes mit den Worten anspielt: „Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott," diesen Doketen war, weil sie kein Verständnis zeigten für die barmherzige Liebe Gottes in Christo, auch die barmherzige Nächstenliebe fremd. Ignatius berichtet über sie: „Wie sie ohne Erkenntnis der Gnade Christi sind, so haben sie auch kein Erbarmen für Witwen und Waisen, oder für den Hungrigen und Durstigen." Aus diesem Gesichtspunkt muß das Wort Johannis aufgefaßt werden: „Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe." Wahre Christenliebe aber, die an Christo, dem Haupte, hängt, verteilt ihre Wohltaten auf drei Gruppen: erstens auf die Brüder, zweitens auf die Fremden, drittens auf die Feinde.

Die Apostel ermahnen nicht nur immer wieder zur brüderlichen, sondern ebenso auch zur allgemeinen Liebe. Paulus z. B. schreibt an die Galater: „Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen." Der Mann, der uns das Gebet gegeben hat, das da anhebt: „Unser Vater," der hat uns gelehrt, daß alle Menschen Brüder sind. Bei den drei ersten Bitten des heil. Vaterunsers denken wir an den einigen Gott, bei den vier letzten dagegen, wo das Fürwort „uns" hineintritt, erinnern wir uns nicht bloß unserer nächsten Blutsverwandten, auch nicht nur unserer engern Glaubensgenossen, selbst nicht nur aller Christenleute auf dem Erdenrund, sondern wir gedenken fürbittend auch der leiblichen und geistlichen Nöte der Juden und Heiden, die noch nicht zu beten verstehen, wie wir. Für die wir aber bitten, für die müssen wir auch, wenn es not tut, etwas leisten. Damit wir aber alle Zeit und unter allen Umständen auch das Richtige den Menschen gegenüber tun, wird es uns aufs neue eingeschärft: „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen." „Alles, was ihr tut mit Worten oder Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn."

Die Reichsgeschichte Jesu beweist es von seiner bis auf unsere Zeit,

daß die Seinen allezeit geliebt und wohlgetan haben, wenn zwar auch nicht in seinem Maße — wer wäre dazu überhaupt tüchtig —, so doch in seinem Geiste. Einige Belege mögen das zu unserer eignen Ermunterung und Nacheiferung dartun. Wir gruppieren diese Beispiele aber am schicklichsten nach den bereits oben gegebenen drei Gesichtspunkten. Demnach werfen wir zunächst einen Blick auf die

Christliche Wohltätigkeit an den Brüdern.

Paulus, der uns 1. Kor. 13 das Hohelied der Christenliebe gibt, bewies sich selbst als Meister im Lieben, indem er mit unermüdlichem Eifer in Macedonien, Achaja und Galatien Gaben sammelt für die Heiligen in Jerusalem, als dieselben unter Kaiser Klaudius unter einer längern Hungersnot mit zu leiden hatten. Aber damit noch nicht genug. Den Korinthern gibt der Apostel ein Jahr und mehr Zeit, ebenfalls eine Beisteuer für die heimgesuchte Muttergemeinde in Jerusalem zu erheben, und um sie zu dieser Wohltat zu reizen, stellt er ihnen das Exempel der Gemeinden in Macedonien vor Augen, und sagt: „Wiewohl diese Gemeinden sehr arm waren, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfältigkeit. Denn nach allem Vermögen (das zeuge ich) und über Vermögen waren sie selbst willig und flehten uns mit vielem Ermahnen, daß wir aufnähmen die Wohltat und Gemeinschaft der Handreichung, die da geschiehet den Heiligen." — Als Peregrinus, so schreibt der heidnische Schriftsteller Lucian, um seines Christentums willen ins Gefängnis gelegt wurde, kamen selbst Abgesandte der Gemeinden in Asien, um ihn zu trösten und Unterstützung an Geld zu bringen. Denn es ist unglaublich, fügt der Heide mit unverhohlener Verwunderung hinzu, mit welchem Eifer dieser Religion sie sich in ihren Nöten beistehen. Darin sparen sie nicht. Ihr erster Gesetzgeber hat ihnen in den Kopf gesetzt, daß sie alle Brüder wären. — „Mit der Frucht der rechtmäßigen Arbeit der Gläubigen," sagen die apostolischen Konstitutionen, „befreie die Heiligen, kaufe die Sklaven und Gefangenen los." — Klemens von Rom berichtet von Christen, die die Aufopferung so weit trieben, daß sie sich selbst verkauften, um mit ihrem Kaufgelde andere aus der Sklaverei zu erlösen. — Kornelius, Bischof von Rom, meldet, daß seine Gemeinde um die Mitte des dritten Jahrhunderts außer der zahlreichen Geistlichkeit in der Regel 1500 Arme, Witwen und Kranke erhielt. — Im Jahre 253 machten die Barbaren in mehrere Städte Numidiens Einfälle und schleppten eine Menge Christen von beiden Geschlechtern weg, die bei ihnen die schrecklichste Gefangenschaft erdulden mußten. Da die numidischen Bischöfe außerstande waren, das Lösegeld zu bezahlen, wandten sie sich an den Bischof der Metropolis. Niemals wurde ein Anerbieten mit größerm Dank angenommen, als diese Bitte und Hilfe. „Seid gesegnet dafür," antwortete ihnen Cyprian, „daß ihr uns ein fruchtbares Feld zur Ausstreuung der Saat gezeigt habt, welche uns eine reiche Ernte bringen muß. Hier sind 100,000 Sesterzien, die ich unter der Geistlichkeit und den Laien

der Gemeinde, der ich vorstehe, gesammelt habe. Und wenn neue Gefahren euch bedrohen, so sind wir bereit, euch neue Hilfe zu senden. Wir fordern als Erstattung dafür nur eure Gebete von euch." —

Doch verlassen wir das christliche Altertum, um uns auch in der neuern Zeit nach Lebenszeichen christlichen Glaubens umzusehen; denn ein Glaube ohne Werke ist tot, wie Jakobus bezeugt. Die Freigebigkeit und der Opfersinn Luthers sind allgemein bekannt und verdienen Nachahmung. Seine Ansicht über christliche Wohltätigkeit tritt unter anderm gelegentlich einer Bemerkung über die Heiligen besonders schlagend zu Tage. Er sagt, wenn die Schrift gebietet: „Nehmet euch der Heiligen Notdurft an," so verweist sie uns damit nicht auf die Heiligen im Himmel, sondern auf die Heiligen hienieden. Alle Pracht, Kosten und Mühe, die die Katholiken jetzt in Meißen an die Verehrung des eben heilig gesprochenen Benno wenden, ist nicht so gut, als wenn man einen armen Christen kleidet, oder ihm eine Mahlzeit gibt; ja, jene Heiligenverehrung mißfällt Gott, dieweil er sie nicht geboten hat." Wiewohl des Reformators Einkommen in keinem richtigen Verhältnis zu seiner Riesenarbeit stand, so war er doch gerne zum Helfen bereit. Kam ein Notleidender zu ihm und ging ihn um Beistand an, so sah Luther den letzten Taler, sogar einen silbernen Becher, eine Ehrengabe von seinem Kurfürsten, und einmal das Patengeschenk seiner Frau nicht an, sondern gab alles willig hin. Als ein Dürftiger ihn einst um eine Gabe bat, und er nach langem Suchen endlich noch einen Joachimstaler fand, so rief er fröhlich: „Joachim, komm heraus! Der Heiland ist da!" — Wer hat schon gehört von der ehemaligen Hofdame der deutschen Kaiserin Augusta, der Gräfin Schimmelmann? Sie war's, die das Marienheim in Kiel gründete, und die in Chicago ihr kostbares Perlenhalsband opferte, um mit dem Erlös desselben während eines Winters 50,000 arbeitslose Menschen zu speisen. — In der letzten Neujahrsnacht, die leider nur zu oft durch Saufen und Raufen in der Christenheit entweiht wird, widmete sich die Heilsarmee in London dem Liebeswerk an den Aermsten. Sie teilte nämlich nicht weniger als 2000 Portionen Suppe nebst Brot an Arbeitslose aus. Eine derartige Verteilung findet jede Nacht um zwei Uhr statt. Diese Zeit ist gewählt worden, weil festgestellt wurde, daß gerade in den Morgenstunden zwischen zwei und vier Uhr die meisten Selbstmorde mittelloser Unbeschäftigter stattfinden. Der Zustand, in dem sich diese bedauernswerten Leute oft befinden, macht auch die Gegenwart von Aerzten notwendig. In einer Woche sind nicht weniger als 17 Leute vor Erschöpfung ohnmächtig zusammengebrochen, ehe ihnen die Speise ausgeteilt werden konnte. Wahrlich, die Not in unserer Zeit ist oft entsetzlich, aber überall sucht sich die Christenliebe mit hilfsbereiten Händen ihr dämmend entgegen zu stemmen. Welch eine Liebesmacht entfalten heute nicht allein die Diakonissen. Am 13. Oktober 1836 eröffnete der arme Pfarrer Theodor Fliedner, der nur ein Jahresgehalt von 480 Mark bezog, in Kaiserswerth das erste Diakonissenhaus der Neuzeit. Am 20. Oktober

desselben Jahres trat die erste Probeschwester ein. Im Jahre 1903 gab es aber in allen evangelischen Kirchen 75 Mutterhäuser mit beinahe 15,000 Schwestern. Man bedenke, eine jede Diakonisse spricht: Ich diene! nicht: ich verdiene. Ihre Arbeit geschieht aus Liebe zum Sünderfreund. Diese evangelischen Dienerinnen Jesu sind jetzt tätig auf 5211 Arbeitsfeldern, nämlich in 1122 Krankenhäusern, 48 Rekonvaleszentenhäusern, 313 Siechen- und Versorgungshäusern, 12 Anstalten für Krüppel, Blinde, Taubstummen, 13 Anstalten für Blöde und Epileptische, 2239 Gemeindepflegen, 245 Erziehungshäusern und Schulen, 896 Kleinkinderschulen, 94 Krippen, 114 Mädchenanstalten, 23 Erziehungshäusern für verwahrloste Kinder, 40 Magdalenen- und Gefangenenpflegen u. s. w. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben nur der Mutterhäuser (ohne die Stationen) betragen zwischen $4—$5,000,000. Wir brechen ab; denn wer kann hier die Liebestaten, die seit 1900 Jahren ein Christ dem andern erzeigt hat, alle aufzählen. Einer nur kennt sie alle und vergißt sie nicht.

Wir wenden uns jetzt dem zweiten Gesichtspunkt unserer geschichtlichen Umschau zu. Wir heften unsere Blicke auf die

Wohltaten der Christen an den Fremden.

Auch hier ist es wieder zuerst der große Heidenapostel, den wir wegen seiner Weit- und Warmherzigkeit bewundern. Lassen wir ihn selbst zu Worte kommen. Als er von den Aeltesten, d. i. von den Pastoren der Gemeinde zu Ephesus Abschied nimmt, bringt er ihnen beiläufig auch seine dort gezeigte Genügsamkeit und Gastfreundschaft in Erinnerung, jedenfalls um damit die Geistlichen, die nach der Gründung der Gemeinde in seine Arbeit eingetreten waren, vor Ungenügsamkeit zu warnen. Er spricht nämlich zu ihnen: Ich habe (so lange ich in der Gemeinde gearbeitet habe) euer keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehrt. Denn ihr wisset, daß mir diese Hände zu meiner Notdurft, und derer, die mit mir gewesen sind, gedienet haben. Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse, und die Schwachen aufnehmen, und gedenken an das Wort des Herrn Jesu: „Geben ist seliger, denn nehmen!“ Wer waren denn die Leute, die Paulus dort in Ephesus zu einer Gemeinde gesammelt und umsonst bedient hatte? Es waren Griechen. Wohl wußte der Apostel, daß die Priester des Alten Bundes, die des Altars pflegten, auch des Altars genossen, und er war weit entfernt davon, zu glauben, daß nicht auch der Diener Christi eine Kompensation für seinen Dienst haben dürfe, sagt er doch selbst den Korinthern: „Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich auch vom Evangelium nähren,“ aber dessen ungeachtet berücksichtigte der Apostel doch die jeweiligen Umstände und diente einer Gemeinde wohl auch einmal umsonst, und wären es auch Heiden, denen er solch eine Wohltat erwies. — Auf die apostolische folgt die patristische Zeit. Auch aus dieser einige einschlägige Zeugnisse und

Exempel. Als Cyprian während seiner Abwesenheit seiner Geistlichkeit die Sorge für die Armen übertrug, nahm er davon die Fremden nicht aus und befahl, daß man sie im Notfall auf seine Kosten unterstützen sollte. — „Es gibt bei uns kein Ansehen der Person," sagen Tertulian und Lactanz übereinstimmend, „die christliche Gerechtigkeit macht in unsern Augen alle gleich, welche Menschen heißen." — Wir eilen weiter, um bei der Heidenmission der Gegenwart einen Augenblick Halt zu machen. Auch das ist ja Christendienst an Fremden. Wie steht's nun da? Wir wollen bloß reden von der „evangelischen" Missionstätigkeit. 164 verschiedene Missionsgesellschaften senden jetzt ihre Boten aus. Dabei sind aber die vielen kleinen Hilfsgesellschaften nicht mitgezählt, die teils durch Geldsammlungen, teils durch Ausbildung männlicher und weiblicher Missionsarbeiter, teils durch literarische Hilfsarbeit, namentlich durch den Druck von Bibelübersetzungen diese Gesellschaften unterstützen. Die Gesamtzahl der evangelischen Missionare beträgt gegenwärtig 7500 und die Gesamtsumme der aus evangelischen Kreisen kommenden Missionsgaben beläuft sich jetzt jährlich auf ungefähr $17,000,000. Wie viel Liebe, wie viel Opfersinn steckt nicht hinter diesen Zahlen. Ja, Christus hat ein Feuer angezündet auf Erden, und es brennt, wiewohl es noch viel heller brennen könnte; denn noch sitzen zwei Drittel der heutigen Menschheit in Finsternis, eine runde Milliarde. — Doch die Christen haben sich nicht nur erbarmend der Not der Heiden angenommen, seit einem Jahrhundert haben sie auch wieder an Israel gedacht, an das verbannte Judengeschlecht. Und es ist gut, daß sich die Christen wieder der Juden erinnern; denn von den Juden kommt der Heiland und das Heil her. Die Zerstreuung der Juden hat im 19. Jahrhundert fast ihren Höhepunkt erreicht. Man findet sie jetzt in allen fünf Weltteilen. Ihre Zahl wird gegenwärtig auf 11 Millionen geschätzt, wovon eine Million in den Ver. Staaten wohnen. In letzter Zeit wenden sich infolge des „Zionismus" wieder viele Israeliten der Heimat ihrer Väter zu. Jerusalem, die Zionsstadt, ist heute eine überwiegend jüdische Stadt, die Seelenzahl der dort ansässigen Juden beziffert sich z. Z. auf 30,000. Die Erkenntnis, daß für alle nur in einem Heil ist, in Christo, hat die Christen auch wieder zur Missionsarbeit unter Israel angespornt. Einen Anfang damit machte bereits im 18. Jahrhundert der Professor Callenberg in Halle; aber erst im 19. Jahrhundert kam es zu einem dauerhaften Missionswerk, und dies in der evangelischen Christenheit; denn die übrige hat auf diesem Gebiet bis heute nur wenig geleistet. 1808 trat die Londoner Gesellschaft ins Leben, und dieselbe hat dann überall in der evangelischen Welt zur Nachfolge gereizt. Gegenwärtig zählt man etwa 110 selbständige Missionen mit über 800 Arbeitern. Die Einnahmen dieser Missionen betragen heute jährlich $700,000. Die Frucht dieser meist mühevollen Säearbeit ist nicht ausgeblieben. Im 19. Jahrhundert traten nicht weniger als 225,000 Juden zur christlichen Kirche über. Mit Ausnahme des ersten christlichen Jahrhunderts haben sich niemals so viele Juden

dem Christentum zugewandt, und doch geschieht dies gegenwärtig nicht, wie früher so oft, infolge von Zwangsmaßregeln, sondern weil die christliche Kultur auf die Juden einen ungemein mächtigen Einfluß ausübt. Im Jahre 1901 wurden z. B. in Wien 551 Juden getauft. Das jüdische Monatsblatt „Ost und West" gesteht, daß darunter 84 Personen den „freien Berufsarten" angehörten, also die Klasse der Intelligenz, die von keinerlei öffentlichen Gewalt unmittelbar abhängt und die keineswegs gezwungen ist, aus drückender Not zur Taufe ihre Zuflucht zu nehmen. Noch auffälliger ist der Anteil der Handels- und Gewerbekreise am Abfall. Diese Klasse, die keinerlei Druck von oben ausgesetzt ist, und der die Taufe im übrigen nicht den geringsten Nutzen bringt, lieferte nicht weniger als 241 Täuflinge, also nicht weniger als die Hälfte der Gesamtzahl.

So steht die Christenheit heute nicht müssig am Markt. Sie hat den Ruf verstanden: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg!" Wohl ist diese Liebesarbeit oft sauer und schwierig, aber „Liebe läßt sich nicht erbittern." Das bringt uns endlich zur letzten Haltestation. Wir schauen, wie die Christen Nachfolger dessen sind, der Malchus, seinem Feinde, das abgehauene Ohr wieder anheilt.

Christliche Wohltätigkeit gegen Feinde.

Paulus strahlt auch hier wieder in seinere christlichen Schönheit. „So nun deinen Feind hungert," sagt er, „so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn; wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Das schreibt der Mann, der von den Juden um seines Glaubens willen fünf Mal empfing 40 Streiche weniger eins, der dreimal gestäupet, einmal gesteinigt ward, nicht um Uebeltat, sondern um Wohltat willen. Und was Paulus lehrt, das tut er auch. „Man schilt uns," schreibt er den Korinthern, „so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir es; man lästert uns, so flehen wir." Solche Liebe war den Heiden rätselhaft. „Es ist wahr," antwortet ihnen einmal Tertullian, „diese christliche Liebe ist für euch überraschend, da ihr nur einander hassen und nach dem Leben trachten könnt. Ihr erstaunt über unsere brüderliche Gesinnung, weil sie bei uns blutige Schauspiele verhütet und weil wir uns als Brüder betrachten in der Gemeinsamkeit gerade der Interessen, welche bei euch so oft das Band der brüderlichen Liebe zerreißen. Aber wenn ihr darin den Beweis eines allgemein verbrecherischen Hasses gegen euch und das Kennzeichen einer gegen das menschliche Geschlecht angezettelten Verschwörung seht, so vergeßt ihr, daß ihr selbst der Gegenstand unserer Barmherzigkeit seid, daß sich die christliche Liebe auch auf euch ausdehnt und mit euch auf die ganze Welt, die in unsern Augen nur ein einziges großes Reich ist. Ihr vergeßt, daß wir trotz eurer Verfolgungen weit davon entfernt sind, uns gegen euch zu verschwören, wozu wir durch unsere große Zahl vielleicht imstande wären, vielmehr für euch beten und euch Gutes tun, daß wir, wenn wir auch nichts für eure Götter, doch für eure Armen

geben, und daß unsere Liebe mehr Almosen in euern Straßen austeilt als eure Religion Opfergaben in euern Tempeln darbringt." Könnte es eine noch schönere Auslegung geben zu dem Spruche: „Das ist der Wille Gottes, daß ihr durch Wohltun verstopfet die Unwissenheit der törichten Menschen?" — Geben ist menschlich, vergeben aber göttlich. Ein Christ bringt in der Kraft Gottes beides fertig. Bei ihm heißt es:

Schrieb manch bittre Kränkung sich
Dunkel auch ins Herz dir ein,
Streich sie durch! — Nein, laß den Strich!
Lösch sie aus! Das heißt verzeihn. —

Ja, Christen können und müssen wohltun, nicht bloß den Brüdern, auch den Fremden, ja selbst den Feinden. Und dennoch müssen und können sie nicht immer helfen, wie es vom Bedürftigen begehrt oder erhofft wird. Wohltaten könnten auch Uebeltaten werden. Christen sollen nicht bloß barmherzig, sondern auch heilig sein wie der himmlische Vater. Heilig sein, d. h. das Gute lieben, aber das Böse hassen. So wenig Gott nach seiner Heiligkeit dem Kain die Mörderkeule in die Hand drücken könnte, wenn der ergrimmte Mensch etwa darum bäte, so wenig er dem Judas Ischarioth auf dessen etwaiges Bitten nach einem Ort leiten würde, wo er sich erhängen könnte, so wenig kann ein Kind Gottes einem Armen eine Bitte gewähren, die zu seinem Schaden, leiblichen oder geistlichen Schaden, zu seinem zeitlichen oder ewigen Verderben dienen könnte. Gott gibt nur gute und vollkommene Gaben, vertraut uns dieselben auch nur an mit der Anweisung, sie recht zu gebrauchen. Er versucht keinen mit seinen Gaben zum Bösen, sondern zum Guten. So darf auch das Kind Gottes niemand in der Welt, selbst nicht seinen besten Freund mit seinen Opfern oder Darlehen zum Bösen versuchen. Dem Säufer, dem Schlemmer, dem Spieler, dem Wucherer, dem Lüstling, dem Müssiggänger darf ein Christ keine Mittel zur Befriedigung seiner Lüste und Leidenschaften in die Hand geben. Er würde sich damit sofort fremder Sünden teilhaftig machen. So wenig ein vernünftiger Mensch einem Wahnsinnigen auf dessen Verlangen ein Messer in die Hand drückt, damit sich der Wahnsinnige mit demselben den Hals abschneide, so wenig kann ein gottesfürchtiger Mensch einem Lasterknecht helfen, weiter zu sündigen. „Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses," sagt der Apostel. Darum hat ein Christ, falls er's nicht schon weiß, ein Recht, ja sogar die Pflicht, einen Bittenden erst zu fragen, wie und wozu er die erbetene Gabe verwenden wolle. Welch ein Wohltäter war der arme Dorfpfarrer Oberlin, und wie vielseitig die Liebestätigkeit der reichen Quäkerfrau Elisabeth Fry, aber beide haben nicht blindlings wohlgetan; sie wollten nicht nur die Armut, sondern auch den Armen heben. Ihre Mittel dazu waren die denkbar einfachsten: Unterricht und Arbeit. Die Heiden helfen den Armen höchstens in sozialer Weise, wofür das alte Rom ein sprechendes Beispiel ist; aber Rom machte aus seinen Armen keine gesitteten Menschen, sondern freche Banditen, Rebellen und Verbrecher. Die Christen aber

suchen den Bedürftigen auch moralisch zu helfen, wozu eben Bildung und Beschäftigung die geeignetsten Hilfsmittel sind.

Rechte Wohltätigkeit ist aber schließlich nicht bloß subventiv, indem sie sich bemüht, vorhandene Not zu lindern, sondern auch präventiv, indem sie bestrebt ist, der Not vorzubeugen. Bei den Hereros in Südwest-Afrika herrscht zur Zeit schreckliche Not, die Anlaß geworden ist zu einer blutigen Erhebung. War's nur die Rinderpest, die dieses traurige Elend über jene Heiden geführt hat? War nicht mehr noch das böse Beispiel derer schuld, die ihnen die Kultur brachten? Wie ist Maherero, der Häuptling der Aufständigen zum notorischen Säufer geworden? Hat er's nicht gelernt von den „Helden im Weinsaufen," um einen prophetischen Ausdruck zu gebrauchen? Wenn jetzt verlautet, daß die deutschen Leutnants die Autorität des Gouverneurs nicht respektiert haben, so daß der Gouverneur selber von dem gefallenen Leutnant Jobst sagt: Wäre er nicht gefallen, so wäre er vor ein Kriegsgericht gestellt worden! — wenn also die Insubordination vor den Heiden so öffentlich zur Schau getragen wurde, ist es dann zu verwundern, daß sie keinen Respekt haben vor der Kultur der Abendländer, um so weniger, wenn sie die Habgier auch noch ausgeplündert hat? — Beispiele lehren, entweder Gutes oder Schlechtes. Prof. Chastel sagt: „Zwei Revolutionen in Frankreich haben uns hinreichend überzeugt, daß Luxus nicht ein Gewinn ist für die gesellschaftliche Ordnung. Dafür, daß euer Prunk einigen Arbeitern eine Zeit lang Einnahmen verschafft und eure Moden einige unnütze Gewerbszweige aufbringen und am andern Tage wieder zerstören, verbreitet euer Beispiel wie eine ansteckende Seuche Luxus, Materialismus, Schwindel. Jener Arbeiter, dem ihr Gutes zu tun meint, fragt sich, warum er nicht selbst der Abgott ist, der in jenen Festkleidern adoriert werden soll, und warum jene delikaten Gerichte und ausgesuchten Weine nicht seinen Gaumen kitzeln sollen. Seinen ganzen Gewinn vergeudet er im Nachäffen eurer kostspieligen Freuden. Er arbeitet nicht mehr, weil es seine Pflicht ist, sondern um zu glänzen und zu genießen. Aber, wenn er ohne Arbeit glänzen und genießen könnte? . . . Und so entzünden sich seine Gelüste und erwachen die Versuchungen: ein neues Opfer wird in den Strudel des Elends hinabgezogen, ein Feuerbrand mehr zum Herd der Revolution gelegt. O, ihr Reichen, wie viele Gaben der Vorsehung in euern Händen könnten eine Quelle des Wohlstands sein — und sind nur eine Quelle des Ruins." Ja, ein gutes Beispiel der Einfachheit und Sittsamkeit, in Kleidung, Wohnung, der Lebensweise überhaupt müssen die Reichen den Armen, die Vorgesetzten den Untergebenen geben. Das kann manches Elend von der Tür des Armen — und auch des Reichen abhalten. „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen."

Ein anderes Präventiv-Mittel, der Not zu steuern, ist ein guter Rat, eine freundliche, fürsorgliche, zeitige Belehrung. Joseph in Aegypten gab seinem Landesherrn den Rat, während der sieben fetten Jahre

Korn aufzuspeichern für die sieben magern Jahre. Wie viel Not, wie viel Seufzer und Tränen wurden dadurch verhütet. Wir haben heute zwar keine geschickten Traumdeuter, wie Joseph einer war, aber dafür steht uns die Erfahrung lehrend zur Seite. Daß ein Brandunglück, wie das von Baltimore, daß ein Kohlenstreik, wie der von 1902, daß Trustmanipulationen, wie die des Fleischtrusts, daß Ueberschwemmungen, wie die von Johnstown viel Not, viel Verlust, viel Schaden bringen, das wissen wir aus vielfacher Erfahrung. Daß die Rute die Torheiten des Knaben austreibt, daß starkes Getränk wild macht, daß viel Fressen krank macht, das lehren uns die alten Weisen, Salomo und Sirach. Sollte uns nun nicht, die wir dies alles wissen, die innigste Liebe treiben, dies denen zu sagen, die es nicht wissen oder nicht bedenken? Hat nicht selbst schon die Tochter Davids zu ihrem Bruder Ammon gesagt: Nicht, mein Bruder, so tut man nicht in Israel! Du wirst ja nur sein wie die Toren — wie die Sünder — in Israel, darum tue es nicht!? Und wohl ihm, wenn Ammon den guten Rat, die ernste Warnung der Schwester beachtet hätte, er hätte nicht so früh und so schrecklich zu enden brauchen. Gott selbst unterläßt es nicht, die Sünder zu warnen, darum haben auch seine Kinder, die da wissen, daß die Sünde der Leute Verderben ist, die moralische Verpflichtung, als Prediger der Gerechtigkeit da zu stehen wie Noah. Ein Christ dienet andern eben nicht bloß mit Geld und Gut, sondern auch mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen.

Als Geliebte Gottes sollen die Christenleute lieben mit Worten und Werken, mit allem, was sie sind und haben. Hingebend wurden sie geliebt von dem, der die Welt also liebte, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; hingebend sind sie auch geliebt worden von ihrem besten Freund, der sein Leben für sie als seine gebornen Feinde gelassen hat, er hat sie erkauft aus der Knechtschaft der Sünde und des Todes, nicht mit Silber oder Gold, sondern mit seinem heiligen, teuern Blut. Für solche Liebe sollen und wollen sich die Erlösten des Herrn dankbar erweisen, dankbar schon auf Erden. Aber wie können sie dies? Können sie denn dem ewigreichen Gott vielleicht ein entsprechendes Gegengeschenk bieten für seine unvergleichliche Gabe, für den gesandten Erlöser? Oder können sie den Preis ihres Lösegeldes wieder zurückerstatten an Jesum? Nein, und abermals nein. Und dennoch, dennoch sollen, dürfen und können die Christen Gott und seinem Sohne ihre rettende Liebe wieder vergelten. Die barmherzige Liebe, die sich einst als Retter der Sünder in Armut kleidete und in Knechtsgestalt einherging, sie tritt heute wieder so in der Welt auf, in Armut und Dürftigkeit, um sich so wieder lieben zu lassen. „Was ihr getan habt einem unter diesen Geringsten," spricht Christus, „das habt ihr mir getan."

Wie? Ihm, dem Herrn und Erlöser, sollten die vom Satan Befreiten, die vom Richter Begnadigten, die zum Himmel Berufenen, nichts in Liebe zu geben haben? Für ihn keine Opfer haben, welche

so viele dem Feinde ihrer Seele darbringen? — „Welche Schande für euch," ruft Cyprian im Feuer heiliger Beredtsamkeit aus, „welche Schande für euern Erlöser, wenn am jüngsten Tag der Teufel in Begleitung der Seinen vor Jesus Christus wird hintreten und ihm sagen können: Ich habe für die Meinen weder Schmach noch Geißelung erduldet; ich habe nicht mein Blut vergossen, noch den Kreuzestod erlitten; ich habe sie nicht mit meinem Leben erkauft, ich hatte ihnen auch kein Himmelreich zu versprechen und kein Paradies und keine ewige Seligkeit: und doch, siehe! welche Gaben sie mir dargebracht, welchen Eifer, welche Hingebung sie in meinem Dienst bewiesen haben! Du hast diesen Christen dein Gebot gegeben und ihnen ewige Güter für vergängliche versprochen: so zeige mir denn die Schätze, die sie für deine Seligkeit aufgebracht haben! — Ja wahrlich, das wäre eine entsetzliche Schmach, eine empörende Verhöhnung für den Welterretter, die ihm wahre Christen auch nicht gönnen; darum eben rufen sie sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land, von Haus zu Haus die alte Liebes-Parole zu: „So lasset uns Gutes tun, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!"

Ueber die Textkritik im Neuen Testament.*)

Von P. E. Otto.

Ueber diesen Gegenstand hat Dr. Fr. Blaß, Professor der Theologie in Halle, einen interessanten und belehrenden Vortrag gehalten. Für die Juden wie für die Muhammedaner und Inder war die Heiligkeit ihrer Schrift gebunden auch an die äußere Form, den Buchstaben, sie hatten eine heilige Sprache; daher konnten sie am Text ihrer Schrift Kunststückchen ausüben, konnten ausrechnen, welches der mittelste Buchstabe ihres heiligen Textes sei u. dergl. Wir Christen unterscheiden zwischen der Form und dem Inhalt, wir erkennen, daß der Inhalt in verschiedener Form ausgedrückt werden kann; ohne in der Sicherheit des Glaubens beirrt zu werden, sehen wir, daß verschiedene Handschriften verschiedene Lesarten darbieten; gerade in den ersten Jahrhunderten sind die Differenzen größer gewesen als nachmals, wo durch größere Fürsorge die Texte der Handschriften wieder ähnlicher werden; so lange aber die Schrift durch Abschriften vervielfältigt worden, haben auch die Differenzen von Exemplar zu Exemplar nicht aufgehört, und erst die Buchdruckerkunst hat die größere Befestigung oder Erstarrung des Textes ermöglicht. Für die Vulgata hat Klemens VIII. (1598) eine autorisierte Form hergestellt, die nun stets wieder unverändert abgedruckt wird. Was der Papst für die Vulgata, das hat gewissermaßen der Zufall für den griechischen Text des Neuen Testaments

*) Ueber die Textkritik im Neuen Testamente; ein Vortrag, gehalten auf der theol. Konferenz zu Eisenach, 25. Mai 1904, von Dr. D. Blaß, Professor der klassischen Philologie in Halle. 40 Seiten. Deichertsche Buchhandlung, Leipzig. Preis: 80 Pf.

geleistet, nämlich einen für längere Zeit unantastbar geltenden Text zu liefern, den textus receptus, indem nichts anders als die liebe Gewohnheit die Theologen veranlaßt hat, die gefälligen Ausgaben der Firma Elzevir in Leyden zur Grundlage ihrer Bibelstudien zu machen; erst in letzter Zeit ist er aufgegeben. Nun sind im letzten Jahrhundert in Deutschland die Ausgaben von Lachmann und Tischendorf, in England die von Tregelles und Westcott und Horst auf Grund der ältesten Handschriften herausgegeben, vom textus receptus weit abweichend, aber auch untereinander trotz des gleichen Prinzips gehörig verschieden. Wohl haben alle diese Textgestalten der gleichen Grundlage wegen eine gewisse Aehnlichkeit, und so spricht man von einem neuen textus receptus, der kein besseres Schicksal verdiene als der alte, und nun ist v. Soden daran, auf Grund zahlloser Handschriften einen neuesten Text herzustellen, der nun ganz gewiß die Urgestalt darbieten soll, und man wird erst recht nicht wissen, wie man dran ist.

So aussichtslos es wohl sein wird, eine Urgestalt des Textes mit Sicherheit festzustellen, so ist doch die Textkritik notwendig, unschädlich und heilsam, und verdient nicht an dem Odium teilzunehmen, welches vielen guten Christen das Wort Kritik unangenehm macht. Sie ist nicht eigentlich eine Wissenschaft, sondern eine Kunst auf wissenschaftlicher Grundlage, gleichwie etwa die ärztliche Praxis. Wie der Arzt zuweilen einen Auswuchs, der nicht zum Körper gehört, erkennen und entfernen muß, so hat der Textkritiker unter Umständen zu entfernen, was unecht ist, mag auch der Verlust des durch Gewohnheit vertraut gewordenen manchem unlieb sein. So hat die Textkritik, 1. Joh. 5, 7, um des Gewissens willen entfernen müssen. Auch den Schluß des Markusevangeliums bezeichnet sie als unecht.

Hier ergeht sich nun Blaß in einer etwas einseitig abschätzigen Beurteilung der sogenannten höheren, d. i. der literarischen Kritik, welche sich nicht mit der Echtheit oder Unechtheit einzelner Verse oder Wörter, sondern ganzer Bücher beschäftigt; indem er Ausschreitungen einzelner „höherer Kritiker", an denen es gewiß nicht fehlt, an den Pranger stellt, scheint er geneigt zu sein, diesem ganzen Zweig theologischer Wissenschaft Wert und Berechtigung abzusprechen; er sagt: Während die Textkritik trotz ihrer Irrtumsfähigkeit eine ganze Reihe sicherer Ergebnisse zu Tage gefördert hat, wüßte ich von der Literarkritik kaum ein einziges anzuführen. Daß der zweite Petrusbrief unecht ist, brauchen wir nicht von der höhern Kritik zu lernen, sondern das sagt schon die Ueberlieferung. Es mag nicht die Meinung von Blaß sein, aber als Konsequenz seines Exkurses könnte man den Schluß ziehen: weil manche Kritiker maßlose Urteilslosigkeit zeigen, so ist die ganze Bemühung, über die Entstehung eines Buches Bescheid zu wissen, vergeblich und vom Uebel, und bei den Titeln, Ueber- und Unterschriften, welche handschriftliche Ueberlieferung den einzelnen Büchern gibt, hat es zu verbleiben, einfach quia scriptum est. Es fehlt, argumentiert Blaß, der literarischen oder „höheren" Kritik an bestimmten Prinzipien,

sie ist dem Hinabgleiten in subjektives Geschmacksverfahren zu sehr ausgesetzt.

Die Textkritik hat ein viel mühevolleres Verfahren, sie muß fortwährend zwischen Lesart und Lesart wählen; für dies fortwährend wiederholte Verfahren hat sich eine Kunst ausgebildet, welche die zahlreichen Einzelfälle unter bestimmte Einzelfälle bringt und nach bestimmten Regeln entscheidet; die Textkritik hat also einen zwingenden Grund und feststehende Tatsachen, von denen sie ausgeht, ein geregeltes technisches Verfahren. Dies fehlt der literarischen Kritik, von Ausbildung einer Kunst, von Regeln für das Urteil kann nicht wohl die Rede sein; das würde wohl möglich sein, wenn man die ganze antike Literatur mit hineinzöge, das Unglück aber ist, daß die neutestamentlichen Kritiker hiervon nichts wissen noch verstehen. Ist nun schon die Textkritik nicht unfehlbar, wie viel mehr gilt dies von der literarischen. Es haben sich eine Menge Leute damit beschäftigt; natürlich, es gehört ja weder Gelehrsamkeit dazu, noch ein Ballast von Büchern; das Neue Testament und vor allem der eigne Kopf liefert das meiste. „Es wäre ein Segen, wenn die Theologen gezwungen wären, erst zwei oder drei Semester Sprachen zu studieren, also griechisch, und nicht bloß das des Neuen Testaments, und semitisch, nicht bloß hebräisch, und dann sollten sie ein Examen ablegen vor Männern des Fachs, gerade wie die Mediziner das Physikum."

Gegenüber den Zerstörungen, welche die „höhere Kritik" angerichtet hat, ist also die Textkritik, auch wo sie irrt, etwas völlig Harmloses. Ja, möchte aber einer sagen: Prof. Harnack hat uns doch neulich mit Hilfe der Textkritik das Vaterunser verstümmelt, das ist doch nichts Harmloses mehr. Dem gegenüber ist zu antworten: allerdings durch Textkritik, aber nicht bloß durch solche, sondern durch Anwendung falscher Prinzipien. Die Sache steht in Kürze so: das Vaterunser steht bei Matth. 6 und Luk. 11 im textus rec. fast übereinstimmend, nur daß bei Lukas die Doxologie fehlt. Aber dieser textus rec. leidet an einer schon von Hieronymus beklagten Unzuverlässigkeit, indem nämlich die Abschreiber gewohnheitsmäßig bei Abweichungen des einen Evangelisten vom andern den einen nach dem andern korrigiert und ergänzt und so beide einander gleichmäßig gemacht haben. In den neueren Ausgaben aber, bei Tischendorf u. s. w., fehlt erstlich die Doxologie auch bei Matthäus, ist also gänzlich zu tilgen. Ferner fehlt bei Lukas: „unser, der du bist im Himmel," ferner Bitte 3 und Bitte 7. Weiter bezeugt Gregor v. Nyssa für Lukas als zweite Bitte die folgende: „Dein Heiliger Geist komme zu uns und reinige uns," und dieselbe Form bezeugen noch zwei unserer Handschriften. Nun ist es ein Grundsatz der Textkritik: wenn bei einem Evangelisten eine Lesart den Text dem eines andern Evangeliums gleich macht, eine andere aber den Text in einer abweichenden selbständigen Form gibt, so ist die letztere der erstern

vorzuziehen, demgemäß muß auch hier die bei Gregor gefundene Lesart vorgezogen werden. Weiter ein anderer Zeuge, Marcion, derselbe läßt aus: „Geheiligt werde dein Name," und hat die Gregorsche Bitte um den Heiligen Geist an erster Stelle. Nun argumentiert Harnack: was irgenwo fehlt, ist interpoliert. Bei Marcion fehlt Bitte 1, bei Gregor Bitte 2 um das Reich, folglich hat der ursprüngliche Lukas nur vier Bitten; von denen die erste lautet: „Dein Heiliger Geist komme zu uns und reinige uns," darauf folgt: Unser täglich Brot u. s. w. und Bitte 5 und 6. Ferner argumentiert Harnack: Was nicht allgemein bezeugt ist ist unecht; Matthäus hat die Bitte um den Heiligen Geist nicht, Lukas hat „Dein Reich komme" nicht, folglich bleiben als Rest nur die drei Bitten 4, 5 und 6 übrig; dies das ursprüngliche Vaterunser. Das ist allerdings mehr als Textkritik, und mit Recht sagt Blaß: Hier wird Harnack höherer Kritiker oder Historiker, oder wie man diese Wissenschaft oder Pseudowissenschaft nennen will.

Durch Harnacks Verfahren mit dem Vaterunser wird also nicht widerlegt, daß die Textkritik an sich etwas Harmloses ist. Aber wie steht es mit der unendlichen Masse von verschiedenen Lesarten, die die Textkritik noch fortwährend zu vermehren bestrebt ist, müssen die nicht den einfältigen Christenmenschen unsicher machen, ob ihm nicht der für unerschütterlich gehaltene Bestand des Gotteswortes in eine Summe oder Unsumme unsicherer Ueberlieferungen zerbröckelt werde? Hierauf ist zu sagen, daß der Schrecken, den einem die über 10,000 Lesarten einjagen können, bei genauerm Nachsehen sehr zusammenschwinden muß. Die existierenden Varianten sind etwa in vier Klassen einzuteilen. Zur ersten gehören die rein orthographischen Verschiedenheiten, die einen wohl gleichgültig lassen werden. Zweitens kommt die sehr große Menge von Varianten, die nicht einmal philologisch interessant sind, weil sie aus offenbarer Nachlässigkeit der Abschreiber oder Willkür derselben entstanden und entweder offenbar falsch sind oder Sinn und Ausdruck gar nicht wesentlich ändern. Drittens, wenn man den nun schon verhältnismäßig kleinern Rest betrachtet, kommen die Varianten, welche entweder bloß den Ausdruck betreffen, der bei der einen Lesart etwas deutlicher oder knapper oder schöner ist als bei der andern, oder welche zugleich eine größere oder geringere Modifikation des Gedankens anzeigen, die doch aber für die eigentliche Tendenz der Schriftstelle nichts verschlägt. Bleibt endlich viertens ein kleiner Rest, der auch theologisch, sei's historisch oder dogmatisch von Bedeutung ist, wie die Fassung des Vaterunsers, der Schluß des Markus, Joh. 5, 7 u. a.

Um eine allgemeine Uebersicht zu geben, ist vorauszuschicken, daß die ältern Abschreiber mit größerer Freiheit verfahren sind; sie müssen gedacht haben, auf den Ausdruck und das Wort kommt's nicht so genau an, und zusetzen dürfen wir hier und da etwas, was zur Verdeutlichung dient. Sodann ist zu bemerken, daß in den ältesten Zeiten, z. T. auch noch später, das Neue Testament nicht als Ganzes abgeschrieben wurde, sondern nach einzelnen Teilen, deren vier zu scheiden sind:

1. die Evangelien, 2. paulinische Briefe, inkl. Hebräer, 3. Apostelgeschichte und kathol. Briefe, 4. Apokalypse; in der genannten Reihenfolge hat man augenscheinlich den Teilen größere und geringere Wichtigkeit beigelegt, daher sie häufiger oder weniger häufig abgeschrieben. Die meisten Handschriften, schon über 1000, hat man von den Evangelien, von der Apokalypse die wenigsten. Verhältnismäßig am leichtesten ist die Herausgabe der paulinischen Briefe, deren Text durchschnittlich nicht schlechter erhalten ist als der der griechischen oder lateinischen Klassiker; auch die katholischen Briefe sind nicht schlecht überliefert. Eine eigentümliche Erscheinung bietet der Text der Apostelgeschichte, die nach Blaß' Ansicht vom Verfasser Lukas selbst in einer doppelten Form veröffentlicht worden sein muß, von denen die eine, etwas ausführlichere, im Westen von Rom, die andere, kürzere, im Morgenland Verbreitung gefunden hat. Bei der Apokalypse ist der Text in wenig guter Verfassung, doch sind die Varianten meist nur sprachlich grammatischer Art. Nun bleiben die Evangelien, die in den Handschriften nicht getrennt sind und nur in ihrer Reihenfolge voneinander abweichen, während sie doch ursprünglich vereinzelt abgeschrieben sein müssen und jedes seine besondern Schicksale der Textüberlieferung erfahren hat.

Im allgemeinen ist die Textkritik eine mühevolle und uninteressante Arbeit; etliche interessante Stellen gibt es doch; davon seien etliche angeführt in bunter Reihenfolge. Blaß glaubt vor mechanischer Anwendung der Regeln warnen zu müssen, daß allemal die ältere Handschrift vor einer jüngern, eine schwierigere Lesart vor einer leichtern den Vorzug verdiene, sondern erinnert, daß es in der Welt kein Mittel gebe, den Herausgeber von der Pflicht des eignen Nachdenkens zu entlasten, gleichwie der rechte Arzt nicht bloß nach allgemeinen Regeln der Anatomie, Psychologie u. s. w. zu handeln hat, sondern stets auch mit Berücksichtigung des individuellen Falles. Dabei ist denn doch auch wieder der subjektiven Fehlbarkeit die Tür geöffnet. Recht mag z. B. Blaß haben, wenn er bei Behandlung von Joh. 1, die Tilgung von V. 15 auf Grund von Handschriften empfiehlt, da dieser Vers allerdings für den Gedankengang entbehrlich ist. Dagegen dürfte die von ihm vorgeschlagene Korrektur von V. 13 auf subjektiver und schiefer Auffassung beruhen; er wundert sich über die „dreifache Ablehnung einer natürlichen, menschlichen Erzeugung der Söhne Gottes, sind dieselben doch allesamt menschlich als Söhne ihrer Eltern geboren worden"; da findet er nun mit Vergnügen, daß Tertullian gelesen haben muß: ὃς ἐγεννήθη statt οἳ ἐγεννήθησαν, und daß die alte Handschrift deswegen jene dreifache Ablehnung nicht auf die Gläubigen, sondern auf Jesum bezogen haben muß, daher dann diese Lesart, die einen viel einleuchtendern Sinn gebe, vorzuziehen sei. Aber wie verflachend ist doch das, und die Lesart des Tertullian beweist weiter nichts, als daß es schon früh Leute gegeben, die den Gedankengang des Apostels und den Sinn des tiefen Wortes, V. 13, so wenig verstanden haben wie Blaß.

Eine andere Stelle von dogmatischer Konsequenz ist Matth. 1, 16: „Jakob zeugte Joseph, den Mann der Maria, von der geboren ward Jesus, der da heißt Christus.“ Hier gab es schon lange eine bezeugte Variante: „mit welchem vertraut die Jungfrau Maria gebar Jesum,“ oder: „mit welchem vertraut war die Jungfrau Maria, welche gebar.“ Diese Varianten haben keine dogmatische Bedeutung; nun ist neuerlich ein sehr alter syrischer Palimpsest gefunden, worin es heißt: „Jakob erzeugte Joseph, Joseph, welchem die Jungfrau Maria vertraut war, erzeugte Jesum.“ Dieser Text aber hat keinen Sinn, besteht aus zwei einander widersprechenden Angaben. Trotz ihres hohen Alters hat die Lesart keinen textkritischen Wert; ungewiß muß bleiben, ob eine dogmatische Meinung gewisser judenchristlicher Sekten oder bloße Gedankenlosigkeit des Abschreibers die Ursache seiner Entstehung bildet. Eine andere Stelle ist Act. 20, 25, wo es fraglich ist, ob mit Tischendorf zu lesen: „Weidet die Herde des Herrn, die er durch sein Blut erkauft,“ oder mit Westcott: „die Herde Gottes.“ Die Bezeichnungen ϑεὸς und κύριος werden häufig miteinander gewechselt, hier würde, wenn man den Buchstaben pressen will, viel darauf ankommen; aber mag auch die älteste und authentisch aus Pauli Mund aufgenommene Lesart gelautet haben: „Weidet die Herde Gottes, die er durch sein eigen Blut erkauft hat,“ so wird doch niemand deswegen dem Paulus die Vorstellung von einem „Blute Gottes“ zutrauen.

Manchmal gibt die Textkritik glückliche Lösung von Schwierigkeiten. 1. Kor. 5, 9 heißt es: „Ich habe euch geschrieben in dem Briefe.“ Das klingt so, als weise Paulus auf einen früher geschriebenen Brief zurück; keine sonstige Andeutung liegt vor, durch welche das Vorhandensein eines solchen frühern Briefs bestätigt würde, und die Nachlässigkeit der Gemeinde, einen an sie gerichteten Brief nicht aufzuheben, trotzdem sie durch einen zweiten Brief immer an die Absendung eines solchen ersten erinnert wurde, mag auffällig erscheinen. Die Textkritik lehrt, daß Chrysostomus den Zusatz ἐν τῇ ἐπιστολῇ nicht gelesen und das ἔγραψα ὑμῖν einfach auf den Anfang des Kapitels, V. 2, bezogen hat. Den Zusatz ἐν τῇ ἐπιστολῇ hat jemand als harmlose Glosse an den Rand geschrieben; durch Mißverständnis in den Text aufgenommen hat er eine irrtümliche Auffassung veranlaßt.

Gal. 5, 7 steht: „Ihr liefet fein; wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen?“ Das Bild des Laufens als Bezeichnung des Christenwandels ist bei Paulus geläufig, und das „Aufhalten“ ist die natürliche und angemessene Fortsetzung dieses Bildes; aber der Zusatz: „der Wahrheit nicht zu gehorchen,“ fällt unpassend aus dem Bilde heraus. Chrysostomus hat auch den Zusatz gar nicht berücksichtigt, sondern predigt über den Vers: „Ihr liefet fein, wer hat euch aufgehalten?“ als ob der Vers damit schließe. Nun findet sich in abendländischen Handschriften eine wundervolle Lesart: ἀληϑείᾳ μὴ πείϑεσϑαι μὴ πείϑεσϑε μηδενί. „Nicht gehorsam zu sein, gehorchet niemandem,“ (d. i. gehorchet niemanden dahin, daß ihr ungehorsam seid, lasset euch von

keinem Menschen zum Ungehorsam gegen Gott verführen). Und dann schließt sich schön an: „ἡ πεισμονὴ ουκ ἐκ τοῦ καλοῦντος ὑμας. Diese Art Gehorsam ist nicht wie sie Christus gelehrt hat. Da die Endungen σϑαι und σϑε so leicht miteinander verwechselt werden, so konnte sehr leicht die Meinung bei einem alten Abschreiber entstehen und sich bei Nachfolgern fortsetzen, es liege hier eine sinnlose Wiederholung zweier Wörter vor; man ließ dieselben entweder ganz fort, wie Chrysostomus las, oder man ließ bloß μὴ πείϑεσϑαι stehen und verband es mit dem vorigen Verse. Was hindert's, das irrtümlich Ausgelassene wieder in den Text hineinzusetzen? Wer privatim für sich eine Herausgabe des Neuen Testaments veranstaltet, würde, seinem Urteil folgend, 1. Kor 5, 9 ἐν τῇ ἐπιστολῇ weglassen, Gal. 5, 7 μὴ πείϑεσϑε einfügen; wer aber für eine Bibelanstalt oder für eine revidierte Bibel arbeitet, dem sind die Hände gebunden, er darf nichts erneuern.

Aber man sollte daran denken, daß die Mehrzahl der Schwierigkeit machenden Fehler nicht aus Ueberlegung, sondern aus Unachtsamkeit hervorgegangen ist. Man sollte sich nicht fürchten, daß durch Vorgehen in der rechten Richtung etwas herauskommen könnte, was dem Neuen Testament zur Unehre gereichte; im Gegenteil, man soll den Schmutz nicht schonen, der sich in den Jahrhunderten angesetzt hat und vor der Bibel Respekt haben, aber nicht vor ihren Abschreibern.

Gedankenspäne über unsere neuen Statuten.

Von P. Fr. Schär.

Die neuen Statuten sind jedenfalls Gegenstand ernsten Nachdenkens und auch wohl absprechender Kritik gewesen. Es sei mir deshalb gestattet, eine Ansicht zu äußern, die sich aus der Erfahrung herausgebildet hat und vielleicht dazu dienen dürfte, einen Gedankenaustausch anzuregen, welcher für die nächste Generalsynode nutzbringend sein kann. Ich will mich auf das Rechtsverfahren beschränken, da dieses hauptsächlich Lücken und Zweideutigkeiten aufweist, die störend wirken. Diese Zweideutigkeiten ergeben sich besonders aus § 20 der Statuten, und der §§ 66, 67, 112 der Nebengesetze. Dazu kann man auch noch § 2 und 37, 2 rechnen. Der allgemeine Eindruck der Rechtsparagraphen ist wohl der, daß man beabsichtigt hat, die Distriktsbeamten auf das Niveau der Stellenvermittler herabzudrücken. Wäre das klar und deutlich gesagt, so wäre das ja auch gut, dann wäre damit der Nimbus, der diesen Aemtern anhaftet, wenigstens zerstreut und jeder wüßte, welche Würde mit dem Amt verbunden ist. Aber durch die Statuten ist dieser Nebelkreis nur noch nebelhafter geworden, die Beamten können sich erst auf Umwegen überzeugen, daß sie aus dem Nebel ihrer Befugnisse nur schwer herauskommen.

§ 20 der Statuten überträgt die Disziplinargewalt der Synode und die Entscheidung von richterlichen Fragen innerhalb der Synode den Distrikts- und Synodalgerichten. Das ist klar und deutlich und

keinem Mißverständnis ausgesetzt, obwohl es fraglich ist, ob die Ausübung der Disziplinar- und richterlichen Gewalt von einer Behörde weise ist. Die absolute Objektivität, welche für das Rechtsverfahren gewahrt bleiben muß, bekommt damit einen argen Stoß. Außerdem gebührt logischer Weise die Ausübung der Disziplin niemand als denen, welche die Statuten als Vorgesetzte bezeichnen — den Beamten und beaufsichtigenden Behörden. Daß vier Beamte dazu ebenso befähigt sind als drei Richter, läßt sich wohl nicht bestreiten, zumal jene mit den die Disziplin bestimmenden Umständen naturgemäß besser bekannt sein müssen als diese. Ihre persönlichen Beziehungen zu denen, welche sie zu Vorgesetzten erwählten, sichern ihnen den Einblick in die Verhältnisse, welcher zu einer intelligenten Ausübung der Disziplin notwendig ist. Die Gefahr, welche man in solcher Machtbefugnis der Beamten wittert, ist viel geringer, als wenn sie in den Gerichten vereinigt ist. Das Gefühl der Verantwortung, wenn nicht Gott, dann doch den Gerichten gegenüber, wird die Beamten wohlweislich anhalten, nicht willkürlich, sondern stets gerecht und billig zu verfahren. Und wenn es am Ende willkürliche Beamte gäbe, dann sorgt die kurze Amtszeit dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dazu haben die Richter aber vier Jahre Zeit.

Die klare und unzweideutige Fassung des § 20 wird aber verdunkelt durch § 112, welcher auch den Beamten und beaufsichtigenden Behörden Disziplinarbefugnis überträgt. Was darunter zu verstehen ist, muß jedoch erraten werden aus den §§ 104, 122, 2, 66, 67 und 62, 64 und 80 B.*) Aus §§ 104 und 122 ist ersichtlich, daß ihre Disziplinarbefugnis darin besteht, daß sie zur Rechenschaft ziehen, ermahnen und Klagen vorbereiten und erheben können. § 80, B. (Seite 74) erweitert ihre Disziplinarbefugnis bis zur Suspension, §§ 66 und 67 bis zum Ausschluß. Auch § 2 der Nebengesetze darf als Disziplinarparagraph herangezogen werden, obwohl es auf den ersten Blick scheint, als habe der zu Streichende sich selbst ausgeschieden und damit der Disziplin sich entzogen. Indem aber die Streichung von den Beamten geschehen muß, ist vorausgesetzt, daß der Distriktspräses seine Mitbeamten von der „ordnungsgemäßen“ Aufforderung zur Verantwortung überzeugen muß, damit sie auf intelligente Weise ihre Pflicht ausüben können. Und daraus ergibt sich von selbst, daß event. auch die Gerichte die Korrektheit der Aufforderung zur Verantwortung festzustellen haben. Ich erinnere hier an einen bekannten Fall, wo ein Pastor dies gegen einen Distrikt siegreich bestritten hat. Demnach haben wir es auch in § 2 mit einer Disziplinarmaßregel zu tun, die selbst an das Ausschlußrecht grenzt.

§ 66, welcher unter den Rechten der Distrikte das Ausschlußrecht nennt, macht dieses wieder durch die Bestimmung: „Auf dem Disziplinarwege,“ unklar durch die Bestimmung „auf dem Disziplinar-

*) Mit 62, 64 und 80 B. ist gemeint: Beschlüsse und Instruktionen u. s. w. im Synodalhandbuch, siehe Seite 70 ff.

wege", womit viele angedeutet glauben, daß hierin ein Hinweis auf § 20 der Statuten zu suchen sei. Das bestreite ich ganz entschieden, denn § 66 findet seine korrekte Erklärung durch § 67, wo gesagt ist, daß die Distrikte ihre Rechte ausüben durch die Wahl von Beamten und Fassung von Beschlüssen. Auf die Gerichte ist hier gar nicht Bezug genommen, denn Richter sind keine Beamte. Die Statuten unterscheiden ganz ausdrücklich zwischen Beamten, Behörden und Richtern. Was Beamte sind, steht §§ 10 und 18. Uebt also der Distrikt sein Ausschlußrecht durch die Wahl von Beamten aus, so sind damit doch wohl seine Beamten gemeint. Und übt er es aus durch Beschlüsse, so kann damit niemand als er selbst in seiner Gesamtheit gemeint sein.



Die vorstehende Auseinandersetzung halte ich für berechtigt auf Grund von §§ 20 und 112, welche „Disziplinargewalt" und „Disziplinarbefugnis" als zwei verschiedene Dinge bezeichnen. Daß die Wahl dieser Bezeichnungen zufällig oder eine sprachliche Schönheit ist, darf nicht angenommen werden, sondern man muß eine Absicht gelten lassen, welche mit dem einen Worte etwas anderes sagen will als mit dem andern.

Disziplinieren heißt, mit gegebenen Mitteln zu einem bestimmten Ziele hin erziehen. Diese Aufgabe hat nach §§ 104 und 62—64 Beschlüsse und Instr. der Distriktspräses. Die anzuwendenden Erziehungs- und Disziplinarmittel finden sich §§ 104, 122 und 62—64 und 80 B. Für das Beamtenkollegium §§ 2, 66, 67, 131, 137. Für den Distrikt als solchen §§ 37, 2 und 66, 67. Unter Disziplinarbefugnis ist demnach die Anwendung jedes Disziplinarmittels zu verstehen, mit dem Vorbehalt, daß sie der Disziplinargewalt der Gerichte untersteht, diese also die getroffenen Maßregeln event. korrigieren. Das Disziplinarverfahren ist also kein Gerichtsverfahren, nicht als eine Klageverhandlung anzusehen, da wird es erst, wenn der Disziplinierte eine Klage dagegen erhebt.

Der Disziplinarweg umfaßt sowohl die Disziplinarbefugnis, als die Disziplinargewalt, sowohl die Disziplinarmittel, als die verschiedenen Instanzen, dem Disziplinierten steht der Weg offen zur Klage wie zum Appell. Auch die Beschlüsse des Gesamtdistrikts unterliegen dem Urteil der Gerichte. Mit der eigentlichen Disziplin sollten die Gerichte sich nie befassen dürfen, ihre Sphäre kann nur die der Rechtsprechung sein, sie muß die Beschränkung für ihre Disziplinargewalt bleiben. Dadurch wird den Gerichten ihre Objektivität gewahrt und persönliche Voreingenommenheit möglichst vermieden. Betrachten wir nun kurz die Gerichtsordnung, so fängt die Verwirrung aufs neue an. §§ 119 und 121 beziehen sich auf die eigentliche Sphäre der Gerichte. § 122 aber, der sich hauptsächlich mit der Disziplin befaßt, stellt diese ebenfalls in ihre Sphäre und entzieht den Beamten und Distrikten als solchen fast jede Disziplinarbefugnis, die aus den vorhin genannten Paragraphen nachgewiesen ist. Sie dürfen ermahnen, für eine zu erhebende Klage das Material herbeischaffen, und auch als Ankläger auftreten.

Aber auch die Rolle des letztern wird ihnen noch erschwert durch § 127, welcher dem Verklagten die Zurückweisung von zwei Richtern gestattet, dem Kläger aber nicht. § 131 verhilft dann die Beamten wieder zu der fraglichen Würde des Gerichtsvollziehers, indem ihnen die Urteilsvollstreckung übertragen ist. § 133 bringt endlich das Disziplinarverfahren wieder in das rechte Fahrwasser, er unterstellt Distriktsbeschlüsse, sowie amtliche Handlungen von Distriktsbeamten und Behörden dem Urteil des Distriktsgerichts, das über ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit zu entscheiden hat. Das Synodalpräsidium mit seinem Vetorecht wird ebenfalls als eine Instanz angesehen, selbst im Disziplinarverfahren, und wird begründet mit „über irgend einen Beschluß" in § 81. Diese Ansicht ist jedoch zu verwerfen, indem der Synodalpräses sein Veto begründen muß und dazu kaum imstande ist gegenüber einem Verfahren, dem er nicht beigewohnt hat. Das Vetorecht kann sich jedenfalls nur auf Verfassungsfragen beziehen, wobei eine Prüfung immer möglich ist. Es wäre gefährlich, dem Synodalpräses einen Eingriff in das Disziplinar- und Rechtsverfahren zu gestatten.

Aus dem Vorstehenden ist meines Erachtens ersichtlich, daß einerseits nachgewiesen werden kann, daß die Disziplinarbefugnis die Anwendung aller Disziplinarmittel gestattet seitens der Distrikte, Beamten und beaufsichtigenden Behörden, mit der Disziplinargewalt als Korrektor, daß aber auch anderseits in §§ 122 und 131 versucht ist, die Disziplinarbefugnis illusorisch zu machen. Dieses Durcheinander hätte vermieden werden sollen, indem man Disziplinarbefugnis und Disziplinargewalt, Disziplinarverfahren und Rechtsverfahren strikt auseinander hielt und jedes dorthin verlegte, wohin es gehört, ersteres den Beamten und beaufsichtigenden Behörden, letzteres den Gerichten. Damit wäre viel Verwirrung vermieden, viele Unkosten und umständliche Arbeit erspart, und viel bessere Resultate erzielt.

Doch wir dürfen auch nicht vergessen, daß Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist und Probieren über Studieren geht. Wir müssen zugeben, daß die Statuten trotz der anhaftenden Mängel eine ausgezeichnete Arbeit sind. Eine tiefgreifende Veränderung würde ich, weil beschwerlich und auch nicht wünschenswert oder notwendig, nicht empfehlen. Meinem Urteil nach genügen folgende Aenderungen: § 112 sollte hinter „zukommt", den Zusatz haben „und alle Disziplinarmittel umfaßt"; hinter „aufgehoben", den Zusatz „sondern nur korrigiert". Eine Klage gegen ein Disziplinarverfahren muß jedoch innerhalb dreißig Tagen nach der Disziplinarverhandlung eingereicht werden. § 122 sollte gestrichen und statt dessen hinter „baldigst mitteilen" in § 120 folgender Paragraph eingeschaltet werden: „Sobald bei dem vom Distrikt erwählten Vorsitzenden des Distriktsgerichts eine Klage anhängig gemacht worden ist, soll dieser beide Parteien auffordern, je einen Richter zu erwählen, diese beiden ernennen den dritten Richter und bilden zusammen das Gericht für diesen Fall und erwählen unter sich einen Vorsitzenden und Sekretär." Dadurch wird § 127 beseitigt und die Prozedur mit der

Klageschrift von dem Gericht vorgenommen, welches den Fall verhandelt. In § 81 sollte hinter „Behörde", der Zusatz kommen, „welcher gegen die Verfassung verstößt." § 131 sollte hinter „in welche es verurteilt ist", den Zusatz haben, „innerhalb dreißig Tagen". § 104 sollte hinter „des Distrikts" (Seite 37 u.) den Zusatz haben, „und die Urteile der Gerichte".

Mit diesen Veränderungen, welche den Statuten als loses Blatt beigefügt werden können, wären alle Paragraphen, welche sich auf das Rechtsverfahren beziehen, verständlich und jedes Mißverständnis ausgeschlossen.

Aus meinen überreichen Erfahrungen des letzten Jahres will ich nur zwei Fälle anführen, welche deutlich zeigen, daß sie hätten vermieden werden können, wenn die Statuten die Rechte der Distrikte und Beamten in präziser Weise feststellten.

Ein Disziplinierter hatte sich der schwersten Verdächtigung und Schmähung des Distriktsgerichts schuldig gemacht und es damit für die Rechtsprechung in diesem Fall disqualifiziert. Diese Tatsache kam vor die Distriktskonferenz. Hatte der Distrikt nun die Pflicht und das Recht, sein so verdächtigtes und geschmähtes Gericht zu schützen und den Uebeltäter zu disziplinieren? Die Schmähschrift in Form eines Briefes lag als Beweismaterial vor. Die Antwort ist von den höchsten Beamten der Synode mit „Nein" gegeben und damit dem Distrikt das ihm §§ 66 und 67 der Nebengesetze zugestandene Recht abgesprochen. Bei wem konnte das Distriktsgericht den Uebeltäter verklagen? Bei sich selbst und dann Kläger und Richter zu gleicher Zeit sein? Ist es nicht selbstverständlich, daß es in solchem Fall Schutz sucht bei der Körperschaft, welche die Richter erwählt? Doch dieser Weg ist als gesetzwidrig bezeichnet und damit ein gefährliches Dilemma geschaffen.

Ein anderer Fall ist folgender: Der Distrikt hatte ein Missionsfeld und eine Missionsgemeinde dem Missionskomitee zu entsprechender und möglicher Bedienung empfohlen. Dieses übergab je ein Feld an die beiden nächstwohnenden Pastoren. Der Distriktspräses bekam bald von dem einen dieser Pastoren die Nachricht, daß der andere Pastor in die ihm übergebene Missionsgemeinde einzubringen suche und einzelnen Gemeindegliedern erklärt habe, sie brauchten sich um die Maßnahmen des Distrikts und seines Missionskomitees nicht zu kümmern. Darauf stellte der Distriktspräses dem Pastor folgende Fragen: Haben Sie versucht, die Missionsgemeinde zu X. für sich zu gewinnen, nachdem das Missionskomitee sie bereits Pastor N. zur Bedienung überwiesen hatte? Haben Sie gesagt, daß jene Gemeinde sich weder um die Maßnahmen des Distrikts noch um die des Missionskomitees zu kümmern hat? Die Antwort erfolgte in dem zurückgesandten Brief des Präses: Erkundigen Sie sich dort, wo Sie es her haben. Darauf sandte der Präses folgende Aufforderung: Sie sind hiermit aufgefordert, am . . . in der Wohnung des Vorsitzenden des Missionskomitees zu

X. diesem ihr Verhalten gegenüber der Gemeinde zu X. zu erklären. Die Antwort lautete: Da meine Gemeinde meine Sache zu der ihrigen gemacht und Sie bei dem Distriktsgericht verklagt hat, können Sie nicht erwarten, daß ich zu jener Versammlung komme. Hierauf beantragte der Präses bei seinen Mitbeamten Streichung dieses Pastors von der Liste, was sie verweigerten. Das Distriktsgericht entschied die folgende Klage so, daß es Kläger und Verklagten zur Tragung der Kosten zu gleichen Teilen verurteilte.

Zum Schluß möchte ich noch die Aufnahme des folgenden Paragraphen empfehlen: „Jedes Synodalglied, welches in strikt synodalen Angelegenheiten den Rechtsweg der Synode verläßt und sich an die weltlichen Gerichte wendet, schließt sich damit von der Synode aus und soll durch die Beamten von der Liste gestrichen werden. Ein Appell gegen solchen Ausschluß ist nicht zulässig.“

Das alte oder das neue Gerichtsverfahren?

Von P. J. Ramser.

Auf Wunsch des Nebraska-Ministeriums dem Magazin zur Verfügung gestellt.

Seit einer Reihe von Jahren hatte sich innerhalb unserer Synode das Gefühl und die Ueberzeugung geltend gemacht, daß mit dem bedeutenden Wachstum der Synode, sowie der Veränderung der Zeitverhältnisse, es wünschenswert, ja notwendig geworden sei, die spezielle Handhabung der Rechtspflege in den Distrikten, bezw. der Synode, vom Amte des Distrikts- bezw. Synodalpräses zu trennen, und dazu erwählten, stehenden Komiteen oder Gerichten zu übertragen, die nach genau bestimmter Form und Ordnung alle vorkommenden Rechtsfälle zu erledigen haben. Ein Distrikt drückt diesen Gedanken mit den Worten aus: „Die Zeit der Patriarchen ist vorbei.“ Auch die Herren Präsides waren unter den ersten, die solcher Aenderung zustimmten; hatten sie doch die Aussicht, mit einem Mal die Erledigung, wenn auch nicht aller, so doch der schwierigern Streitfälle von der Liste ihrer ohnehin nicht immer dankbaren Amtspflichten streichen zu dürfen. Wenigstens können wir uns von dieser Seite keiner Opposition erinnern.

Zur Schaffung eines neuen Modus gingen aus dem Schoß der einzelnen Distrikte teils ganze Entwürfe, teils einzelne Vorschläge zur Verbesserung solcher Entwürfe hervor. Und ein zu diesem Zweck ernanntes, fähiges Komitee unterbreitete der Generalkonferenz einen auf Grund und im Sinne sämtlicher Distriktsvorschläge bearbeiteten Entwurf. So machte also der dargebotene Stoff im Feuer der Debatten sämtlicher Distriktskonferenzen einen allgemeinen, und vor dem Forum der letzten Generalkonferenz in St. Louis einen besondern Läuterungsprozeß durch, und kam in seiner jetzigen Fassung, unsers wissens, zu einer einstimmigen Annahme; nach viel ernster und sorgfältiger Arbeit in Konferenzen und Komiteen. Wer nun die neue, gegenwärtig zu Recht bestehende Rechtsordnung, wie sie in unsern Statuten von § 112

—140 niedergelegt ist, aufmerksam durchliest, bekommt sofort den Eindruck, daß, wenn auch, wie überhaupt jede menschliche Ordnung, der Verbesserung fähig, vielleicht schon jetzt bedürftig, hier eine Ordnung vorliege, die wohl erwogen, klar gefaßt und so beschaffen ist, daß, wenn es Klägern, Verklagten und Richtern um Recht und Gerechtigkeit zu tun ist, es keine Schwierigkeiten machen sollte, zum Ziele zu gelangen; ja auch nicht für den Fall, daß die eine der streitenden Parteien in erster Linie den Sieg erstrebte. Sollten freilich beide Parteien ausschließlich und hartnäckig bloß den Sieg erstreben und nicht Recht und Billigkeit, so wäre hier überhaupt jede Schlichtung durch kirchliche Vermittlung unmöglich, und gehörte solcher Fall vor ein bürgerliches Gericht, das sich mit Gewalt Gehorsam erzwingen kann. Solche Parteien aber brächen über sich selbst im Angesicht der Gemeinde Christi den Stab, nach 1. Kor. 6, 1—8.

So mußte es denn nicht wenig überraschen, ohne vorhergehende Klagen aus den Distrikten, eine Vorlage an die Distrikte zur Genehmigung als Antrag an die Generalsynode, gefaßt von 14 Distriktspräsides in die Hände zu bekommen, welche verlangt, „das jetzige Gerichtsverfahren aufzuheben und zu dem frühern Modus zurückzukehren.“ (Cf. „Berichte der Synodalbeamten“, 1904, S. 32.)

Zu einem solch schwerwiegenden, radikalen und für kirchliche Verhältnisse schnellen Rückschritt oder doch Rückkehr, sollten gewiß sehr gewichtige und dringende Gründe vorliegen. Sieben solcher Gründe für ihren Vorschlag, bezw. Einwände gegen die neue Ordnung haben die Herren Antragsteller ihrem Antrag beigefügt, und wir dürfen wohl annehmen, daß in denselben alles wesentliche enthalten ist, was sich gegen die in Frage stehenden §§ sagen läßt. Gehen wir daher etwas näher auf diese Einwände ein.

Unter Einwand 1 heißt es: „Da es als unpassend erscheint, daß die Kirche, als der Leib Christi, in diesem Stück sich der Welt gleich stellt.“

„Welt“ nennt die Heilige Schrift das, was Gott und seinem Gesetz und dem ganzen Heilsplan entfremdet ist und feindlich oder doch gleichgültig gegenüber steht. Wenn aber ein Gerichtsverfahren nichts anderes bezweckt, als auf möglichst klare und korrekte Weise das Recht an den Tag zu bringen; wenn es weder der Form noch dem Inhalt, noch der Absicht, noch dem Worte Gottes widerspricht, wie bei vorliegenden §§, die man weltlich nennt, der Fall ist, so hat die Kirche sich nicht zu schämen, dasselbe auch zu akzeptieren, selbst dann nicht, wenn die Form auch außerhalb der Kirchenmauern entstanden, bezw. gebräuchlich ist. Vielmehr kann unser bürgerliches Gesetzbuch sich's zur Ehre anrechnen, solch gerechtes, dem göttlichen Gesetz entsprechendes Verfahren zu haben. Das Protokoll des Missouri-Distrikts sagt hierzu: „Ein Großgeschworenengericht kann vermutliche Zeugen mit Gewalt heranziehen, vereidigen und ausfragen, das eben ist weltlich.“ Das können wir also nicht, und unsere einschlägigen §§ fordern und

erwarten es nicht. Wenn aber „weltlich" hier mehr heißen sollte als „notwendig zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung", wenn es gottwidrig heißen sollte, so müßten wir auch dieses beanstanden. Der Staat ist der weiteste Kreis der Familie und tut, wenn er Zwang braucht — zumal der christliche Staat — der Form, wenn vielleicht auch nicht immer dem Geiste nach, was jeder christliche Familienvater in seinem Hause je und dann genötigt ist zu tun. Wohin die sog. christliche Liebe, ohne Ernst und ohne Kraft, mit ausschließlicher Betonung der persönlichen Freiheit führt, zeigen die Früchte unserer neumodischen Kindererziehung. Der physische Zwang ist für den Staat und die zu erziehende Familie in verschiedenem Maß notwendig und daher auch nicht ungöttlich, weltlich; wohl aber für weltlich gesinnte und christlich unreife Staats- und Familienglieder berechnet. In der evangelischen Kirche, dieser durchaus freiwilligen Institution, soll an Stelle des äußern Zwangs der Geist Christi treten, diese geheimnisvolle, erziehende, verbindende, einigende und ausscheidende Lebensmacht. — Nicht das ist also der Kirche unwürdig, daß sie ein Gerichtsverfahren besitzt nach der Form bürgerlicher Gerichte, sondern, daß es in der Kirche Kläger und Verklagte gibt, die ein solches Verfahren nötig machen, oder sogar unzulänglich erscheinen lassen. Das stellt uns dieser Welt gleich.

2. Einwand: „Da der jetzige Modus sich nicht nur als ungenügend, sondern geradezu als schädlich erwiesen hat, indem er, wie es sich in den verflossenen Jahren gezeigt hat, die Klagesucht ungemein fördert."

Der jetzige Modus ist eine Erweiterung des alten, denn dieser besteht laut § 112 und 113 noch zu recht. Also fällt das „ungenügend" von vornherein ganz weg; oder fordert statt Aufhebung eine nochmalige Erweiterung und Vervollständigung, nicht aber eine Reduzierung auf den alten Modus.

Schädlich, weil die Klagesucht fördernd, soll er sein. Doch nur in einzelnen Distrikten dürfte man scheinbar solche Erfahrungen gemacht haben. Hierfür ließen sich zunächst zwei Möglichkeiten denken. Erstens die Einbildung einzelner, kampflustiger Glieder, als sei ein Distrikts- bezw. Synodalgericht nun eine Art Absalom, der beiden Parteien recht zu geben vermöchte. Ein solcher Irrtum würde sich indes bald von selbst korrigieren. Oder aber es wäre das Gefühl einzelner, daß sie ihren speziellen Fall lieber einem mehrgliedrigen, vom Plenum des Distrikts erwählten Gericht, als der Entscheidung einer einzigen Person anvertrauen möchten, und daß der neue Modus nun Gelegenheit bot, vielleicht schon alte Geschwüre unter neuer Form zum Ausbruch zu bringen. Nach einer Seite hin ist freilich mehr Gelegenheit und mag daraus vielleicht mehr Neigung zum Klagen erwachsen. Früher mußte beim Präses, bezw. Vizepräses, geklagt werden, unter dem neuen Modus kann auch gegen sie ebenso leicht wie gegen andere Personen geklagt werden. Das ist nicht angenehm; aber doch wohl nur für den, der Ursache hat, sich durch das Amt zu schützen. Uebrigens sagt obenge-

nanntes Protokoll mit recht: „Die Streitsucht hat in den alten Statuten einen viel größern Spielraum als unter den neuen."

3. Einwand: „Der jetzige Modus erfordert kompetente, richterliche Persönlichkeiten, die jetzt nicht nur in ungenügender Zahl vorhanden sind, sondern deren Heranbildung durch das gegenwärtige Verhältnis der Pastoren fast unmöglich gemacht wird."

Hiermit stellt man sämtlichen Distrikten im allgemeinen und den Distriktsgerichten, bezw. dem Synodalgericht, ein klägliches Zeugnis aus; oder man weist der neuen Rechtsordnung eine falsche Stelle an. Nicht darum handelt es sich ja, einen Klagefall nach allen Regeln der Advokatenkunst und nach Form und Logik in unantastbarer Weise zu erledigen, so wünschenswert letzteres sein mag — wird doch ausdrücklich ein professioneller Advokat von der Teilnahme an den Verhandlungen eines Rechtsfalles ausgeschlossen, laut § 128 — sondern an der Hand dieser gegebenen Regeln in christlichem Geist jedem zu seinem Recht zu verhelfen, ohne Ansehen der Person, nach bestem Wissen und Gewissen. Sollten denn wirklich nicht in jedem Distrikt, selbst in den kleinen, ein halbes Dutzend Männer zu finden sein, welche so viel christliche Gesinnung und so viel "common sense" haben, um zu diesem Ziel zu gelangen? Die einen freilich auf etwas leichterm, die andern vielleicht auf etwas beschwerlicherm Wege. Uebrigens, sind denn die Rechtsfälle unter dem alten Modus leichter, und sind da nicht ebenso kompetente Persönlichkeiten nötig wie unter dem neuen? Oder, man verzeihe mir die ganz unpersönliche Frage, mit allem gerechten und schuldigen Zugeständnis gegenüber Amt und Personen: Bringt denn jeder zum Präses vorgeschlagene und erwählte Bruder von vornherein die überall ausreichende und wünschenswerte richterliche Begabung mit ins Amt, so daß jeder Fall in seinen Händen sicherer ist, als in den Händen von wenigstens fünf Mitbrüdern, drei aus dem Ministerium und zwei aus den Gemeinden? Ferner soll das gegenseitige Verhältnis der Pastoren die Heranbildung zu geeigneten richterlichen Persönlichkeiten fast unmöglich machen. Hat man hier einen sog. Advokatenstand im Auge, so ist dieser Gedanke nach § 128 hinfällig, im übrigen aber würde dieses Urteil nur zutreffen, wenn Menschenfurcht, materielle Rücksichten und Feigheit uns beherrschten, statt Gottesfurcht, Gottvertrauen und Rechtsbewußtsein.

4. Einwand: „Da es uns an einem sozial und finanziell völlig unabhängigen Richterstand fehlt."

Die Mitglieder des Gerichts sind so unabhängig wie die Herren Präsides, und gilt auch hier das oben gesagte. Wenn das Recht bei uns seine Träger so jämmerlich im Stich ließe, daß sie deshalb für ihre Existenz fürchten müßten, so stünde unsere Kirche vor dem moralischen Bankerott.

5. Einwand: „Da das synodale Gericht nicht, wie das weltliche

Gericht, die Vollmacht hat, Zeugen vorzufordern, so fällt damit ein Hauptmittel hin, eine Klage erfolgreich durchzuführen."

Dem Gericht stehen dieselben Mittel zur Verfügung wie bisher und in Zukunft den Herren Präsides; und diese sind früher auch teils mit, teils ohne die erwünschte Anzahl von Zeugen zum Ziele, oder doch zu einem Abschluß gelangt. Der Unterschied ist bloß der, daß der neue Modus sich mit einem bloßen Vermittlungsversuch und seelsorgerlichem Zuspruch, mit allfälliger Mahnung zur Versöhnung nicht begnügt, sondern ein klares „Schuldig" oder „Nichtschuldig" verlangt, was jedenfalls das richtige ist; was aber einem Präses unter Umständen verhängnisvoller werden dürfte, als einem mehrgliedrigen Gericht, in beiden Fällen aber zur Bürde des Amtes gehört.

6. Einwand: „Da nach dem jetzigen System nur zu leicht der Fall eintreten kann, daß infolge von Tod, Umzug, Resignation und Abweisung von seiten des Verklagten, das Distriktsgericht zur Auflösung gebracht wird und dasselbe auch mit dem Synodalgericht der Fall sein kann."

Diesem Uebelstand läßt sich durch Ersatzmänner u. s. w. begegnen, wie bei andern Komiteen auch. Z. B. bleibt immer noch der Weg offen, einen Ersatz zu bilden auf die Weise, wie § 113 die Kreierung eines freien Komitees vorschreibt.

7. Einwand: „Da durch das jetzige System die endgültige Erledigung einer Klage in ungebührlicher Weise in die Länge gezogen werden kann."

Zu diesem wie zum vorhergehenden Einwand mag hier der Vollständigkeit halber abermals ein Teil des Begutachtens des Missouri-Distrikts, Protokoll Seite 34, folgen, wo es heißt: „Die Auflösung eines Distriktsgerichts kann die Erledigung einer Klage höchstens bis zur nächsten Distriktskonferenz verschieben. Durch Abweisung einer Klage ist bei richtiger Auffassung der Statuten die Auflösung eines Distriktsgerichts gar nicht möglich. Außerdem kann die Synode mit Recht erwarten, daß wer ein Amt annimmt, auch sich damit verpflichtet, seines Amtes zu warten. . . . Da eine Klage auf Ausschluß unter dem alten Modus nur von der Distriktssynode und jede Appellation nur durch die Generalsynode erledigt werden kann, so müssen bei einer Rückkehr zu demselben diese Klagen von einem bis vier Jahren hinausgezogen werden."

So viel über die aufgestellte Begründung des Vorschlags zur Rückkehr zum alten Modus. Nach den gemachten Erwägungen bleibt es in der Tat auffallend, daß die ehrwürdigen Herren Präsides, welche doch gewiß froh sein müßten, fortan nur noch den irenischen Teil ihres Amtes verwalten zu dürfen, plötzlich eine abgelegte, unbequeme Last wieder auf ihre Schultern gelegt zu wissen wünschen. Wir wollen gerne glauben, daß Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit die Haupttriebfeder zu diesem Vorschlag bildete; aber möchte nicht vielleicht

auch folgende Erfahrung mitgewirkt haben: die meisten Streitfälle werden nun wohl auch fortan, wie bisher, zunächst in die Hände des ersten Distriktsbeamten gelangen, ausgenommen etwa diejenigen, bei welchen er persönlich interessiert ist. Merkt nun die eine Partei, daß der Präses gegen sie zu urteilen im Begriffe steht und entreißt daher plötzlich die ganze Angelegenheit, vielleicht sogar, ja sehr wahrscheinlich in verletzender, wenig zeremonieller Weise seinen Händen, obschon er es redlich meinte und vielleicht ganz korrekt handelte, so ist das recht peinlich und ein unverdientes, aber ebenso unmißverständliches und unverblümtes Mißtrauensvotum. In solchen und ähnlichen Fällen ließe sich da die Forderung leicht verstehen: Tragen wir pflichtshalber den Offiziersrock und müssen die Zügel regieren, so gebt uns auch den Degen wieder. — Die Vorzüge des neuen Modus sind:

1. Daß die Entscheidung eines Falles nicht einer einzelnen Person anvertraut und zugemutet wird.

2. Daß ein stehendes Gericht stets zur Hand ist und nicht jedesmal wenn nötig, neu kreiert zu werden braucht.

3. Hatte früher jeder Präses und jedes Komitee sein eignes Verfahren, so ist hier ein allgemein geltendes vorgeschrieben und untersteht mit seinen Protokollen der öffentlichen Kontrolle.

4. Konnten früher einzelne Glieder der Synode gar nicht, oder nur schwer erreicht werden, so fällt nun dieser Unterschied weg, ohne daß das Amt darunter zu leiden braucht. In einzelnen Fällen mag das vielleicht nachteilig sein; jedenfalls ist es amerikanisch und nach unsern evangelischen Begriffen von der Kirche auch nicht unbiblisch, endlich zugleich eine Erweiterung des alten Modus.

Fassen wir nun die Resultate kurz zusammen, so ergibt sich aus dem Gesagten folgendes:

1. Daß der alte Modus nicht mehr befriedigte, hat sich klar herausgestellt durch die allgemeine Forderung einer Aenderung.

2. Der neue Modus wurde aus der Gesamtheit der Distrikte herausgeboren und ist nach allseitiger Beratung durch die Distrikte und die Generalsynode, von letzterer einstimmig angenommen worden.

3. Die neue Ordnung ist bis jetzt nur in vereinzelten Fällen und von wenigen Distrikten probiert worden und mögen die zutage getretenen Mängel daher auch außerhalb des Modus liegen.

4. Es wäre daher höchst voreilig und unweise, eine mit so viel Mühe und Ueberlegung ins Leben gerufene Institution so schnell beiseite zu werfen.

5. Der neue Modus ist dem alten vorzuziehen, schon deshalb, weil er den alten miteinschließt und den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend erweitert.

6. Er soll aber, so weit nötig, amendiert werden.

Predigtstudien über die altkirchlichen Episteln.

Invokavit: 2. Kor. 6, 1—10.

Die apostolische Ermahnung, die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen, schließt sich eng an das vorige Kapitel an, wo ja der Apostel die ganze Größe der göttlichen Gnade beschrieben und angepriesen hat.

Die Versöhnung durch Christum ist objektiv zwar geschehen, eine fertige Tatsache. Aber es gilt, dieselbe auch subjektiv sich anzueignen, damit diese Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen wird. Der Text selbst bietet aber im Grundtext Schwierigkeiten, die vor allem richtig verstanden und gefaßt werden müssen, ehe die homiletische Verwertung erfolgen kann.

Die Ermahnung beginnt der Apostel mit dem Wort: συνεργοῦντες κ. τ. λ. Als Mithelfer Gottes, Mitarbeiter Gottes (cf. 1. Kor. 3, 9) bezeichnet der Apostel sich und alle Diener am Wort. Mithelfer, Mitarbeiter, Gehilfen — in welcher Arbeit? In der Arbeit der Seelenrettung! Als solche Gehilfen Gottes stehen sie vor der Gemeinde; und wie tun sie ihre Arbeit? 1. Mit Bitten! (cf. cp. 5, 20). 2. Mit Ermahnen! (Text). Sie bitten: Laßt euch versöhnen! Sie ermahnen: Sehet zu, daß ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfanget!

Μὴ εἰς κενὸν τὴν χάριν δεξάσθαι: Die Gnade Gottes zwar empfangen, aber vergeblich, — das sind zwei Begriffe, die der Erörterung bedürfen. Schon das Empfangen ist emphatisch zu verstehen; es meint nicht etwa hören und nicht glauben; sondern δέχεσθαι bedeutet wirkliches Annehmen, wirklich sie ergreifen, aber εἰς κενόν für nichts, d. h. so daß sie das nicht wirken, nicht ausrichten kann, wozu sie gegeben ist. Sie will im Herzen als eine umgestaltende, erneuernde Gotteskraft wirken; wer daran sie hindert, der empfängt sie vergeblich.

Der zweite Vers des Textes enthält zunächst ein alttestamentliches Zitat aus Jes. 49, 8. Dort ist es eine Antwort an den Knecht des Herrn als Heilsmittler für Juden und Heiden: „Ich habe dein Rufen und Schreien zu mir erhört in der angenehmen Zeit.“ So können wir auch hier dieses Wort verstehen. Der Apostel will sagen: Der Vater hat den Sohn, den Bundesmittler und Hohenpriester, erhört in seinem Rufen und Schreien für seine dem Tod verfallenen Brüder; er hat in ihm uns die Gnadenpforte weit aufgetan (cf. Hebr. 5, 15. 16; 10, 19—22), daher ist jetzt — seit Christi Tod — die angenehme Zeit und der Tag des Heils in Christo erschienen für die Menschen insgemein.

Diese allgemein für alle Menschen erschienene Heilszeit nimmt aber für jedes Volk, Land, Stadt, Gemeinde, Familie —, ja für jeden einzelnen Menschen besondere Gestalt an, und zwar objektiv, wie subjektiv. Gott sendet seine Diener, sein Wort, greift mit besonderen Schickungen ein in das Leben der Menschen und schafft so die objektiven Gelegenheiten für den Empfang der Gnade. Er muß aber auch die subjektive Zubereitung der Herzen schaffen, um sie in Stand zu setzen,

die Gnade wirklich zu empfangen. (So ist Ap. Gesch. 13, 48 zu verstehen, = gleich zubereitet, in der inneren Herzensführung vorbereitet). Wo diese Konstellation zusammen kommt: Ein zubereitetes Herz und ein lebendig einschlagendes Wort: das ist Gnadenzeit! Da gilt's zuzugreifen! cf. Gal. 1, 16. Diese mag vielleicht ein andermal wiederkehren, vielleicht auch nicht mehr! Das ist der Ernst in dieser Sache.

Von V. 3 bis V. 10 sind nun lauter Partizipien, die sich parallel an das erste Wort συνεργοῦντες anschließen und also auf den Apostel zu beziehen sind im Grundtext. Vers 2 ist nur ein Zwischensatz; V. 3 setzt den in V. 1 begonnenen Satz fort. Weizsäcker fährt V. 3 fort: und geben wir niemand Anstoß, damit das Amt nicht zu Spott werde. V. 4. Vielmehr durch alles beweisen wir uns als Gehilfen Gottes: in vieler Geduld u. s. w..... Sehen wir uns das genauer an! Paulus beweist oder empfiehlt sich als Diener Gottes:

1. Durch viel Geduld, welche er beweist: in Trübsalen, in Nöten, Aengsten, Schlägen, Gefängnissen, Aufruhren, Arbeit, Wachen, Fasten.
2. Durch sittliche Lauterkeit im Leben und Wandel. Diese bewährt sich: In der Erkenntnis (der Wahrheit), in der Langmut und Freundlichkeit im Umgang mit den Brüdern.
3. Durch den Heiligen Geist, der in ihm wohnt und in ihm wirkt und ihn treibt: zu ungefärbter Liebe; zur Wahrheitsrede Wahrhaftigkeit) und ihm die rechten Waffen darreicht zur Rechten und Linken, das ist zum Angriff und zur Verteidigung.
4. Ja sogar durch Schande und Ehre, böse und gute Gerüchte erweist er sich als Diener Gottes (V. 8 f.).

Die bösen und die guten lauten: Er ist ein Verführer und doch wahrhaftig! Ein obscurer Mensch und doch wohlbekannt! „Er pfeift auf dem letzten Loch" — aber lebt immer noch! Er ist (von Gott) gezüchtigt — aber nicht zum Sterben! Er ist ein armer Schlucker — ja aber er macht viele reich! er ist ein Habenichts — der aber doch alles hat! (cf. 1. Kor. 3, 21).

Die Anwendung des Textes muß natürlich diesen verallgemeinern, wozu Luthers Uebersetzung dann wohl zu gebrauchen ist; nur muß der Prediger sich selbst zuerst klar geworden sein über den ursprünglichen Sinn, den der Schreiber mit seinen Worten verband.

Die Ermahnung des Textes lautet:

Ihr Christen seht euch vor!

I. Daß ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfanget.
   1. a. Ihr habt noch eine Gnadenzeit, so lange Gott euch ruft durch seine Diener; und so lange ihr den Zug der Gnade Gottes an euren Herzen spüret.
      b. Diese Zeit kann aber ein Ende nehmen, wenn ihr nicht treu sie gebraucht.
   2. Vergeblich empfangt ihr die Gnade:

a. Wenn ihr an dem Diener des Wortes euch ärgert und einen Vorwand sucht, sein Amt zu verachten.
b. Wenn ihr die Gnade nicht an euern Herzen wirken laßt zur Umgestaltung eures Lebens.
c. Wenn ihr die Bekehrung von einer Zeit zur andern aufschiebt.
d. Wenn ihr die Gnade nur braucht, um das Gewissen zu beschwichtigen und nicht zur Heiligung.

II. Daß ihr auch durch das Fegfeuer der Welt hindurch euch als Diener Christi empfehlet.
1. In unanstößigem Wandel.
2. In den Anfechtungen des Lebens, in welchen erprobt werden: Die Geduld u. s. w.... (Siehe oben).
3. In dem Fegfeuer der Menschenzungen, die besonders Christen durch die Hechel ziehen. V. 8—10. (Siehe oben).

Reminiscere: 1. Theff. 4, 1—7.

Einleitung:

Die Thessalonicher konnten nicht umhin dem Apostel abzufühlen, wie sehr sein Herz in Liebe für sie entbrannt war, nachdem sie namentlich den Inhalt des 3. Kapitels dieses Briefes gelesen hatten. Es war das Verhältnis des geistlichen Vaters, in dem er zu ihnen steht. Man vernimmt aus jedem Satze seine Besorgnis um ihr Feststehen im Glauben, ihr Vorwärtsdringen in der Erkenntnis. Darum kann er in so ernster Weise reden über Dinge, die man nicht gern bei Namen nennt, namentlich nicht vor versammelter Gemeinde. Die thessalonische Gemeinde wurde stark bedroht durch diese Sünden. Fürchterlich ist die Zunahme der Unsittlichkeit in der Christenheit. Sie vernichtet ganze Völker, zerstört blühende Länder. Sie ist die Ursache und Quelle aller Gottlosigkeit und Sünde. Wenn man bedenkt, wie von gebildeten Kreisen (?) der Gesellschaft versucht wird, diesen grauenhaften Abgrund zu überbrücken, so hilft es nicht, daß man sein Haupt in Trauer und Tränen verhüllt, oder die Augen schließt, da muß die Posaune des Wortes einen deutlichen Ton geben.

Nur kurze Zeit hatte der Apostel in Thessalonich wirken können, da die Feindseligkeit der Juden ihn bald nötigte, die Stadt zu verlassen. Es mochten aber wohl vorzugsweise Heidenchristen in jener Gemeinde sein; Leute, die aus dem heidnischen Sündenleben kaum erst herausgerissen waren und die schwer zu kämpfen hatten gegen heidnische Laster und sittliche Laxheit, wie sie in der ganzen damaligen Heidenwelt im Schwange ging. Das dient zur Erklärung, warum der Apostel es bald für nötig fand, an die Gemeinde zu schreiben und ihr mit großem Ernst die Keuschheit einzuschärfen. Bei Vers 2 haben wir besonders zu denken an Apg. 15, 20 u. 29, wo besonders das Laster der Hurerei ausdrücklich genannt ist. Man muß bedenken, daß bei den heidnischen Kulten dieses Laster als Gottesdienst geübt wurde (sogar in Israel in Ab=

fallszeiten!) Da hatte Paulus alle Ursache, dieses Laster nachdrücklich zu bekämpfen. Und dieser Bekämpfung ist der ganze Text gewidmet (auch V. 6!) Bei V. 4 ist σκεῦος mit κτᾶσθαι zu verstehen: Das Eheweib in (allen) Ehren erwerben; gegen „hurerische Zuchtlosigkeit und wilde Ehepraxis" ist diese Mahnung gerichtet! (V. 5). Ist sie heute überflüssig? Weizsäcker (V. 4 f.): Daß ihr euch enthaltet von der Unzucht, daß jeder lerne sich ein Weib gewinnen züchtig und in Ehren, nicht in sinnlicher Leidenschaft wie die Heiden u. s. w. . . . . — V. 6 will aber gewiß nicht vom Handel (Kaufmannsbetrieb) reden, sondern im Blick auf V. 7, der ja doch begründend sich anschließt, ist V. 6 zu übersetzen: daß niemand (die gesetzten Grenzen oder Schranken) überschreite und seinen Bruder in diesem Stück (oder in diesem Handel) übervorteile! Stier sagt: „In Thess. 4, 5—7 ist ganz klar nur von der hurerischen Unreinigkeit die Rede; τῷ πράγματι kann durchaus nur diesen schlimmen Handel, also das ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν nur die Ausschreitungen der Fleischeslust zur Kränkung des andern meinen."

Ihr Christen seid zur Heiligung berufen!

I. Unsere Heiligung ist Gottes Wille.
   1. Darauf zielt vom Anfang an die Berufung Gottes durch das Evangelium. (Anknüpfung an die erste apostolische Predigt; Beschluß des Ap. Konzils Apg. 15. Der Greuel der heidnischen Unzucht, aus dem heraus sie berufen sind.)
   2. Unsere Heiligung ist Gottes Wille.
      a. Von Natur sind wir Fleisch und befleckt von des Fleisches Lüsten; daher ferne von Gott.
      b. Wer aber zur Gemeinschaft Gottes kommen will, muß aus dem Geiste geboren werden und gereinigt werden von der Unreinigkeit des Fleisches.

II. Darum sollen Christen ein keusches und züchtiges Leben führen nach Leib und Seele.
   1. In Zucht und Ehren in die Ehe treten.
   2. In und außer der Ehe ein keusches Leben zu führen. (Wie nötig ist es auch heute, der Christenheit diese Wahrheiten einzuschärfen!)

III. Die Kraftquelle zur Heiligung liegt
   1. Nicht in uns! Nicht in guten Vorsätzen, Anläufen, Entschlüssen; weder Ehre noch Schande vermag das Fleisch zu töten bis ins verborgenste Wesen!
   2. Sie liegt in der uns dargebotenen Gnade des Berufers: Vergebung, Gnaden- und Geisteskraft, Umgang mit dem Herrn, Wachen, Beten u. s. w.

Okuli: Ephes. 5, 1—9.

Von P. Jul. Barwig.

Man kann der Welt imponieren durch Herkunft, Namen und Titel, trotzdem sie weiß, daß nur in wenigen Fällen sie den Wert und das We-

sen der Persönlichkeit kennzeichnen. Sie sind oft nur ein äußerer Firnis, mit dem die vorhandenen Schwächen und Fehler überkleidet werden. Anders ist es mit den wirklich durch den Geist wiedergebornen Menschen, den Christen: bei ihnen bezeichnet es das wirkliche Wesen. Sie sind göttlicher Abkunft. Denn:

„Christen sind ein göttlich Volk
Aus dem Geist des Herrn gezeuget.“

Durch Christi Blut und Wunden sind sie zu Kindern Gottes gemacht.

Was bedeutet ein Kind Gottes zu sein?

Der Christ ist I. ein Kind der Liebe; II. ein Kind des Lebens; III. ein Kind des Lichtes.

In der Ermahnung zur vergebenden Liebe tönt das vorige Kapitel des Epheserbriefes aus, mit dem Hinweis auf Gottes vergebende Liebe. Der Apostel fährt in demselben Tone fort, nur auf einer allgemeineren Basis. Wenn schon im irdischen Leben es Eltern eine große Freude bereitet, sowohl in der Gestalt als im Wandel, ihr Ebenbild in ihren Kindern zu sehen, leider oft zum Schaden der letzteren, so ist es der Wille Gottes, daß sein Bild in seinen Kindern verwirklicht werde, damit sie zur Vollkommenheit gelangen. Sie sind Kinder der Liebe, aus und durch Liebe unseres erstgeborenen Bruders, Christus. Sein ganzes Leben war ein Beweis seiner Liebe zu uns, „indem er sich selbst für uns gab. Es ist dieses ein recht paulinischer Ausdruck, Gal. 1, 4; 2, 20; Titus 2, 14; 1. Tim. 2, 6. Alles was er war als Gott und wurde als Mensch, gab er hin um unsertwillen und an unserer statt. „Gabe und Opfer“. Nach heidnischer sowohl als jüdischer Auffassung geschah ein Opfer zur Genugtuung für einen andern. „Gott zu einem angenehmen Geruch.“ Es wird Bezug genommen auf Noahs Opfer. Es war die ganze Tat, wie auch der Geist, durch den sie geschah, Gott wohlgefällig. Alle, die wie er ihr Leben niederlegen auf den Altar der Nächstenliebe, werden in gleicher Weise des Wohlgefallens Gottes teilhaftig. Diese Gabe zeigt sich nicht nur in ein paar kärglichen Taten, sondern dadurch, daß die Christen sich immer ihrer Herkunft bewußt bleiben! Darum atmet ihr ganzes Wesen Liebe.

II. Kinder des Lebens. Sie sind es nicht von Natur oder durch ihre Werke, sondern allein durch Liebe. Die Werke des Todes dürfen nicht nur nicht mehr vollbracht werden, das ist Voraussetzung, sondern es darf nicht einmal ein Verdacht gegen die Christen aufkommen. Diese Werke sollen nicht einmal erwähnt werden. πορνεία bedeutet außerehelicher Umgang mit dem andern Geschlecht. πᾶσα ἀκαρθαρσία ist Unzucht, Unreinigkeit jeder Art, jede Zügellosigkeit in geschlechtlicher Beziehung, wodurch Leib und Seele befleckt wird. πλεονεξία ist nicht durch καὶ mit dem Vorgehenden verbunden, sondern durch ἢ dadurch anzeigend, daß ein neuer Begriff folgt, der aber untrennbar von demselben ist. Es bedeutet das stete Verlangen nach mehr, das fortwährende Unbefriedigtsein mit dem vorhandenen Besitz. Es hängt innig mit der Lüstern-

heit zusammen. Es werden diese beiden Werke des Todes von dem Apostel besonders genannt, dieweil er wohl erkannte, daß nicht allein für die ephesische Gemeinde, sondern in dem allgemeinen Ringen, zwischen Leben und Tod, diese zwei Laster, bei der jüngeren Generation die Unsittlichkeit, bei der älteren der Geiz, am schwersten zu bekämpfen waren. Die Kinder des Lebens leben und wandeln in einer reinen Atmosphäre, in die der Todesgeruch nicht eindringen kann. Es zeigt sich das in den Worten und Gesprächen derselben. Die Möglichkeit, seine Gedanken und Empfindungen in Worten auszudrücken, ist, wenn recht gebraucht, etwas Göttliches, wenn mißbraucht, etwas Teuflisches. αἰσχρότης bedeutet schändliches Gebahren, wie es sich äußert in anzüglichen, unanständigen Worten. μωρολογία krankhaftes, inhaltloses Geschwätz, närrische Witze, lächerliche Bemerkungen. εὐτραπελία. Sommer erklärt: „Gewandter, frivoler Scherz, welcher die Gebrechen und Sünden anderer verspottet, also das, wofür Christus geweint und gelitten." In einer kalten, lieblosen Welt sind solche Redensarten am Platze, aber nicht im Reiche des Lebens. Paulus untersagt nicht den gesunden Humor. Es wird mitunter viel Gutes durch ihn bewirkt, sondern alles was 1. das sittliche Gefühl verletzt; 2. dem Wahrheitsgefühl widerspricht; 3. den Ernst der religiösen Stimmung hindert. Jeder, der den Lastern der Hurerei, Unreinigkeit, Habsucht sich ergibt, schließt sich aus von der Kindschaft und enterbt dadurch sich selbst, macht sich zum Götzendiener. ὅ ἐστιν εἰδωλολάτρης bezieht sich auf alle drei Laster, denn alles wird dem Menschen zum Götzen, das seine Lebensrichtung bestimmt. Ein solcher schließt sich aus von dem Leben in der Gnade Christi hier auf Erden, sowie in der Verklärung der Ewigkeit.

III. Kinder des Lichtes. Vor dem hellen Schein des Lichtes müssen die Schatten der Finsternis weichen. Es gab und gibt zu allen Zeiten Menschen, leider auch Christen, die versuchen, das Beharren selbst in schweren Sünden zu entschuldigen, da die Gnade der Sünden Menge zudecke. Man lasse sich nicht täuschen, da es heißt, daß „über sie, die nicht dem Evangelium gemäß wandeln, der Zorn Gottes kommt," d. h. äußere und innere Gerichte. Von den Kindern des Lichtes gilt, daß die Nacht des unbekehrten Zustandes ihres Herzens ein Ende hat, darum sollen sie durch ihren Wandel leuchten und ausstrahlen durch des Heiligen Geistes Kraft: Gütigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit. ἀγαθωσύνη ist die Eigenschaft, die nur das Gute will und tut, die alles hingibt für den andern, im Gegensatz zur sündigen Liebe, die nur Eigenliebe ist. δικαιοσύνη die strenge darauf achtende Gerechtigkeit, daß alle Gesetze und Pflichten erfüllt werden, die jedem das Seine und Gott was Gottes ist gibt, im Gegensatz zum Geiz. ἀλήθεια die Uebereinstimmung des Willens mit dem Vollbringen, im Gegensatz zu allem unlautern, unsittlichen Wesen. Dieses alles entsprechend der Bestimmung des Christen, als Kinder der Liebe (Gütigkeit), Kinder des Lebens (Gerechtigkeit), Kinder des Lichtes (Wahrheit).

Oder:

Der Christenwandel als ein Wandel im Licht der Wahrheit des neuen Lebens.

I. Ein Wandel in der Liebe — Gott zum Opfer.
1. Kinder sollen Nachahmer Gottes werden.
a. Sind wir Kinder (Gottes), oder noch Kinder des Unglaubens? (V. 6 und 2, 2 u. 3).
b. Gottes Kindern gilt Vers 1.
2. Was sollen wir nachahmen?
a. Zuerst der Liebe rechte Art erkennen. (V. 2).
b. Dann sie nachahmen! (1. Joh. 4, 19; 3, 16).
3. So wird der Wandel ein Gott angenehmes Opfer.

II. Ein Wandel in völliger Reinigung von allem Unflat.
1. Die Fleischessünden. (V. 3).
2. Die Zungensünden. (V. 4).
3. Die bösen Folgen dieser Sünden zur Warnung vorgehalten. (V. 5 u. 6).

III. Ein Wandel im Licht der Wahrheit des neuen Lebens.
1. Völlige und bewußte Scheidung von der Finsternis.
2. Frucht des Geistes: Lichtesfrüchte, d. h. solche, die organisch aus der neuen Natur hervorwachsen durch Kraft und Trieb des Geistes.

„Ein Wandel im Licht treibt immer zum Blut des Lammes hin," das die aufsteigende Unreinigkeit fortwährend tilgt und wegnimmt (1. Joh. 1, 7 u. 9), so wie das leibliche Blut die Unreinigkeiten aus dem Körper hinwegspült und ausscheidet.

Lätare: Gal. 4, 21—31.

Von P. Jul. Barwig.

Der Herr Jesus hatte seine Jünger vor den falschen Propheten gewarnt. Nur zu bald sollten sie erfahren, wie notwendig es gewesen war. Der Apostel Paulus sieht sich genötigt in derselben Weise die Galater zu warnen. Falsche Propheten waren in die Gemeinden eingedrungen, und verursachten viel Aufregung. Er sieht sich genötigt zu bekennen, daß er in Gefahr steht, an den Galatern irre zu werden, da diese Propheten gerade bei denen, die um ihr Seelenheil am meisten bekümmert zu sein schienen, die meisten Anhänger fanden. Es waren judaistische Irrgeister, lehrend, daß Christen auch dem Fleische nach erst Abrahams Samen werden müßten, ehe sie Christen werden könnten. Der Apostel stellt sich auf denselben Rechtsstandpunkt mit diesen Irrlehrern und ruft ihnen zu:

Wir sind der wahre Abrahamssame,

I. wohl nicht nach dem Fleische, II. aber, was mehr ist, nach der Verheißung, III. und darum die Erben.

I. Die Galater berufen sich auf das Gesetz, darum werden sie auch durch dasselbe gerichtet. Sie sollen das Gesetz nicht nur oberflächlich lesen, sondern auch zu Herzen fassen und bedenken, daß dasselbe nicht

nur Gebote enthalte, sondern als Ganzes eine Weissagung sei auf den, der das ganze Gesetz erfüllen würde. Nicht oft bedient sich Paulus der Allegorie, er zeigt aber hier, daß er auch darin seinen Gegnern, die sich derselben gern bedienten, wohl gewachsen ist. Diese berufen sich auf Abraham, den Vater der Gläubigen, als Autorität, Paulus ebenfalls. Abraham erlangte einen Sohn nach dem Fleisch, da sein Glaube im Wanken war und er meinte, Gott helfen zu müssen. Aber Ismael war nicht der von Gott Verheißene, konnte es nicht sein, da seine Mutter eine Sklavin war, und darum auch zur Knechtschaft geboren war, falls der Sara ein Sohn geschenkt wurde. Gott hat ihn auch gesegnet durch eine große Nachkommenschaft, die das Land Arabien bevölkert, in dessen Grenzen der Berg Sinai liegt. Hagar und ihr Sohn sind vorbildlich für den Gesetzesbund. Der ursprüngliche Zweck des Gesetzes schien der zu sein, Gottes Kinder zu erzeugen auf dem natürlichen Wege der Gesetzeserfüllung. Aber bald zeigte sich die völlige Unfähigkeit der Menschen, die Gebote zu halten. Das Gesetz wurde zum Richter, es legte eine Schuld nach der andern auf das Volk Israel, legte es in Ketten und Banden der Sünde, statt zur Freiheit zu führen. In einer Parenthese weist der Apostel hin auf die Uebereinstimmung der Namen Hagar und Sinai. Es hat zu Zeiten einen lebhaften Disput gegeben über diese Stelle, da einige Manuskripte folgenden Wortlaut bringen: Τὸ γάρ Σινὰι ὄρος ἔστιν ἐν τῆ 'Αραβὶα. Jedenfalls dachte der Apostel an Sinai mit seinen wilden, öden Felsklüften und weist insofern auf einen Zusammenhang der Namen hin, da Hagar Stein bedeutet. Dem Berge ähnlich ist das Gesetz. Es ist geschrieben auf kaltem, unempfindlichen, unveränderlichen Stein mit eisernem Griffel. Leblos, in steinernen Formen sieht Paulus das Jerusalem seiner Zeit vor sich. Das Gesetz hat Tausende von Jahren Zeit gehabt, bis zu dem Tage, an dem Paulus an die Galater schreibt. Was hat es erreicht! Ein geknechtetes Jerusalem mit fleischlichen Kindern, gebunden in innere und äußere Abhängigkeit.

II. Wir, die Christen, dagegen sind Abrahams Same durch die Verheißung, die Kinder der Freien, so wie Isaak der Sohn der freien Mutter. Es war seine Geburt nach Menschen Ermessen ein Ding der Unmöglichkeit, wegen des hohen Alters der Eltern. Durch eine wunderbare, über die Natur sich erhebende Kraft, wurde sie ermöglicht. Das deutet an die Möglichkeit des Bundes Gottes mit den Menschen auf Golgatha. Es ist der Bund der zur Freiheit gebieret, der nicht mit seinem unerbittlichen „Du sollst“ ein schweres niederdrückendes Joch auflegt, sondern die Last abnimmt, den Schwachen stärkt, den Wankenden stützt, den Kranken heilt, dem Fallenden aufhilft, der die Striemen und Wunden, die das Gesetz geschlagen, verbindet und heilt. Der Erlöser hat uns ausgelöst durch die Hingabe seiner selbst, seines Leibes und Lebens, dadurch das Gesetz erfüllend. Somit werden wir durch ihn und sein Verdienst aus dem gebundenen, dem unteren Jerusalem hinaufgeführt zu dem oberen, das erbauet ist auf den Grund und Eckstein

Christus, dasselbe ist unser aller Mutter. Zu derselben, der wir zueilen, sind die Vollendeten bereits eingegangen, die Erzväter und Propheten, sowie alle nach dem Heile Israels sich Sehnenden. Das ist Grund genug für den Apostel mit den Propheten einzustimmen in ein Loblied. Durch diese geistliche Mutter werden dem Herrn Kinder geboren wie der Tau aus der Morgenröte, zu diesen gehören auch die Galater. Der Apostel will sagen: Die Tatsachen liefern schon jetzt den Beweis, daß in absehbarer Zeit die Kinder der Verheißung, die Kinder des Gesetzes auch an Zahl bedeutend übertreffen. Der Alte Bund ist zu vergleichen mit dem Weibe, das den Mann hat, weil er Tempel, Gottesdienste, Priester u. .s w. hatte.

III. Darum die Erben. Man versucht den Christen das Erbrecht abzustreiten. Vergleiche Feindschaft zwischen Isaak und Ismael. Letzterer hatte wohl das äußere Recht der Erstgeburt für sich, aber weil er ein Spötter war, wurde es ihm genommen und er hinaussgestoßen. Israel macht sein Erstgeburtsrecht geltend, obgleich es verwirkt, durch Nichterfüllung des Gesetzes, dasselbe ist übertragen auf die Christen. Dadurch aber, daß man sich den jüdischen Ordnungen wieder unterwirft, geht man des Erbrechts verlustig. Israel versucht sein Bestes, dieses Recht zu behalten. Ebenso die Kinder der Welt verfolgen die Kinder der Verheißung durch Hohn und Spott. Das Endresultat bleibt dasselbe. Von den letzteren wird es heißen: „Kommt her ihr Gesegneten, erbet das Reich; das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt, aber die andern werden hinausgestoßen in die ewige Finsternis.

Judica: Hebr. 9, 11—15.

Von P. Jul. Varwig.

Unerschütterlich fest war das Vertrauen des rechten Juden auf die Wirkungen des alttestamentlichen Opfers, dargebracht von ihren Priestern. Ebenso groß war seine Liebe zu dem Heiligtum, in dem sie dargebracht wurden. Es war für den ersteren ein großes Unglück, seine Verbindung mit demselben aufgeben zu müssen. Gefängnis, Verbannung, Gefangenschaft in andern Ländern waren ihm dadurch so unerträglich, weil sie ihn hinderten teilzunehmen an den herrlichen Gottesdiensten. Ein Tag in den Vorhöfen des Tempels ist ihm mehr wert, denn sonst tausend. Der Schreiber des Briefes weist aber darauf hin, daß alle diese Einrichtungen unvollkommen waren und erst vollendet wurden durch Christus.

Christus hat die ewige Erlösung erworben, denn I. er ist der heilige Hohepriester; II. er geht ein ins wahre Heiligtum; III. er bringt das vollkommene Opfer; IV. er erteilt den rechten Segen.

I. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Versen „ a b e r ". Nicht daß Christus etwas Neues dem Wesen nach repräsentiert, in seiner Eigenschaft als Hoherpriester, sondern das alte Amt in vollkommener Form. Er ist „Christus", der von Gott selbst Gesalbte, der Verheißene des Alten Testamentes; durch die Engelbotschaft ist sein Erscheinen ver=

kündet, die Erlösung angesagt, in der Taufe vom Heiligen Geist geweiht. in der Verklärung bestätigt durch Himmelsbürger, in Bethania von Menschen angenommen. In seinem Leiden wurde er bekleidet mit den hohepriesterlichen Gewändern. Er ist freiwillig gekommen. Sein Mitleid mit uns hat ihn bewogen, freiwillig die Pflichten des Amtes auf sich zu nehmen, da er wußte, daß durch ihn allein das Opfer dargebracht werden konnte, weil er heilig, sündlos war. Für ihn braucht nicht erst ein Heiligungsopfer dargebracht werden, wie für den alttestamentlichen Hohenpriester, da er keine Sünde hatte. Er ist der Vermittler, nicht der irdischen, sondern der zukünftigen Güter, welche sind: völlige Vergebung, ungetrübte, vollendete Gemeinschaft mit Gott, ewiges Leben. Von allen diesen Gütern hat das Alte Testament nur eine dunkle Ahnung. Johannes sagt von denselben: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden" u. s. w.

II. Die Stiftshütte, ein Meisterwerk menschlicher Handfertigkeit, die ganze Ausstattung symbolisch und belehrend für das Volk, nach Gottes Anordnungen gemacht, konnte nicht die Herrlichkeit Gottes umfassen. Auch die Tempel späterer Zeit nicht, trotz aller ihrer Großartigkeit. Von Menschen war nichts unterlassen in der Ausstattung. Es waren Prachtbauten sondergleichen, aber doch Werke von Händen bereitet, darum unvollkommen, oft entheiligt. Christus geht durch ein höheres Heiligtum ein, alle Gesetze erfüllend, seinen Leib, der unvergänglich ist, der aus scheinbarem Untergang, aus Staub und Asche um so herrlicher ersteht. Er ist nicht durch Hände bereitet, nicht durch Unreinigkeit entweiht. Dieses Heiligtum ist auch seine Gemeinde, durch ihn geheiligt. Christus ist eingegangen in das Allerheiligste, den höchsten Himmel, der nicht nur bestimmt ist, Gottes Wohnung zu sein, sondern Gott in seinem Wesen umfängt. Er ist von Gott selbst bereitet und bleibet in alle Ewigkeit. In diesem Heiligtum hat Christus sein Opfer dargebracht auf dem durch ihn geweihten Altar, dem Kreuz.

III. Alle Jahre einmal, am großen Versöhnungstage, ging der Hohepriester ein in das Allerheiligste mit dem Opfer in seiner Hand. Durch Blut mußte das Volk geheiligt werden, denn es hatte sein eigenes Leben verwirkt. Gott gab sich zufrieden mit einem Substitut, dem Blut eines fehlerlosen Opfertieres, aber doch nur insofern, als das Blut einer Kreatur genug tun kann. Es konnte nur dienen zu einer äußeren Reinigung. Ein Israelit wurde dadurch wieder in seine Rechte als Glied der Gemeinde eingesetzt, so daß dem Herrn seine Gebete und Opfer angenehm wurden. Es blieb aber eine ewige Schuld auf dem Volke, die immer mehr anwuchs und nie durch die immer sich wiederholenden Opfer von geringen Tieren durch einen zeitlichen Hohenpriester gedeckt werden konnten. Es war der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen, wenn auch tief gefallen, so konnte doch nur durch ein einziges Opfer genug getan werden, durch Christi heilig Blut. Sein Leben war ein menschliches, aber ohne Sünde, ein vollkommenes, bewährtes. Es wurde

bewußt und freiwillig von ihm selbst angeboten, gebracht ohne Murren und Klagen. Jes. 53. Sein Opfer ist ein himmlisches, da er vom Himmel kam, durch den Heiligen Geist geopfert und wegen Jesu göttlicher Natur ein göttliches. Schließlich ist es ein ewiges Opfer, da sein Leben nicht überwunden wurde durch Sünde und Schuld, sondern er es aufs Neue entgegennahm.

IV. Nachdem eine völlige Sühne für die Menschheit geleistet, war der Gnadenvorhang überflüssig, er wurde hinweggetan. Wir dürfen selbst eingehen zu Gott, sein Angesicht sehen, als Erben der zukünftigen Güter. Unser Hohepriester offenbart uns Gott nicht als den zürnenden, richtenden, sondern als den gnädigen, da unser Gewissen rein ist. Vorher war dasselbe ein ständiger Ankläger, da es nicht nur beurteilt, ob unser gegenwärtiges Verhalten mit Gottes Wohlgefallen übereinstimmt, sondern auch unsere Vergangenheit immer wieder ins Bewußtsein rief. Wir sind gesegnet zu einem neuen Leben, darum sind die alten Werke, die durch ein totes Herz geschahen, abgetan. Wir sind gesegnet in den Werken des neuen Lebens, die bestehen im wahren vollkommenen Gottesdienst, gefeiert in einem von Dankbarkeit und Liebe überfließenden Herzen. Es ist ein ewiger Segen, von einem ewigen Mittler, sodaß auch selbst Sünden, geschehen unter dem Gesetz, uns nicht verdammen können. Wir sind zu Kindern eines neuen Bundes gemacht und sind Erben des verheißenen Lebens, wenn wir es im Glauben annehmen. Zum teil haben wir das Erbteil schon empfangen in dem Troste des Wortes, der Ruhe des Herzens, jedoch ist es nur ein Pfand des ewigen: Gemeinschaft in und mit Gott, vollkommener Friede, ewige Ruhe der Seligen im Licht.

Palmarum: Phil. 2, 5—11.

Von P. Jul. Varwig.

Das Hosianna, einst von Israels Kindern angestimmt, ist aufgenommen von der Menschheit, tönt fort in alle Ewigkeit. Am heutigen Sonntage schwingt sein Volk aufs neue die Palmen zu Ehren unseres Königs, hallt es wieder aus Millionen Herzen der Christenkinder: „Hosianna unserm König“ u. s. w.

Sehet, das ist euer König!

I. Er ist ein König der Demut; II. er ist ein König der Liebe; III. er ist ein König aller Könige.

I. Nicht Krone noch Szepter, noch Purpur und Stab, nicht Geburt und Abstammung machen zum König, sondern die Gesinnung, wie sie unser König Jesus hat, und nur das ist geadelt, das aus der rechten Gesinnung des Herzens hervorgeht. Der königliche Sinn zeigt sich beim Herrn zunächst in seiner tiefen Demut, seiner Selbstverleugnung. Er war in der Form Gottes, im Vollbesitz des göttlichen Wesens und der göttlichen Eigenschaften, gleich dem Vater. Es stand in seinem Machtbereiche, sich derselben in unbeschränkter Weise zu bedienen. Aber er entsagt allem und bedient sich nur einer Eigenschaft, der Selbstverleugnung. Er hält es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, für etwas,

das mit Gewalt genommen, mit aller selbstsüchtigen Zähigkeit festgehalten und mit ängstlicher Besorgnis ständig bewacht werden müßte. Er sieht sein Volk in Knechtschaft und Banden, von seinem Widersacher, der ihm dasselbe als einen Raub vorenthält, unter die Füße getreten. Siehe, welch ein tiefes, unergründliches Geheimnis! Unser König steigt hernieder von seinem Throne, legt die göttliche Würde nieder zu seines Vaters Füßen, entleert sich aller Göttlichkeit, d. h. der göttlichen Existenzweise. Sie ist ihm nicht genommen worden, sondern es war ein freiwilliger Akt seiner selbst. Er wird ein Mensch. Aus der Höhe in die Tiefe. Er erniedrigt sich zur Form eines Sklaven. So wie er vorher vollkommen Gott war, so ist er jetzt vollkommen Mensch, doch ohne Sünde. Gerade dadurch war ihm sein neuer Stand so unendlich schwer. Auf Schritt und Tritt wird sein königliches Herz, das unter dem Gewande der Menschheit schlägt, schmerzlich getroffen.

II. Er opfert sich auf in seiner Liebe. Er, der Macht hatte zu gebieten im Himmel und auf Erden, er gehorchte seinen Eltern, aller Obrigkeit, insonderheit dem Worte seines göttlichen Vaters. Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. „Mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen." Durch Ungehorsam war die Menschheit gefallen, durch fortgesetzte Nichterfüllung des göttlichen Willens immer tiefer in die Netze der Verdamnis geraten, und nur durch vollkommenen Gehorsam konnte die daniederliegende, sich selbst überhebende Menschheit wieder gehoben, versöhnt werden mit Gott. Jesus leistete diesen Gehorsam. Als Mensch suchte er auch nicht sein Eigenes, sondern gab als solcher sich völlig auf. Seine Liebe kannte keine Grenzen, so daß er gehorsam war bis zum Tode. Das Leben, denn er war die Quelle des Lebens, übergibt sich dem Ende alles Lebens, dem Tode, aber selbst da ist seine Liebe schrankenlos. Ein natürlicher Tod Christi hätte der Menschheit nichts genützt. Die Liebe erniedrigt sich zum Opfertode für alle und vor aller Welt. Sie war Zeuge seines schimpflichen Todes am Fluchholz, ein Tod, den nur die Mörder oder Sklaven erlitten. „O Liebe, Liebe du bist stark, du streckest den in Grab und Sarg, vor dem die Felsen springen." Durch diese unbesiegbare Liebe führt der Herr die Menschheit befreit von Sünde und Tod mit sich herauf und macht sie zu Zeugen seiner königlichen Erhöhung.

III. Durch seinen heiligen Gehorsam erwirbt er für sich und die Menschheit die Stellung, die nach Gottes ursprünglichem Plan, durch gleichmäßige Entwickelung zum Guten, dem Menschen bestimmt war. Gott hat Jesum erhöhet in seiner Himmelfahrt von dieser Erde, ihn auf den göttlichen Thron wieder erhoben. Er hat ihm alle göttliche Macht, die Herrschaft und das Gericht im Himmel und auf Erden übertragen. Wer recht gehorchen kann, ist auch fähig zum Regieren. „Und ihm einen Namen gegeben." Namen haben eine beherrschende Macht über die Menschheit. Aus der Vergangenheit blinken die Namen großer Männer wie leuchtende Sterne zu uns herüber. Alle Zeitalter können reden von den Versuchen der Menschen, sich einen Namen zu machen.

(Turmbau zu Babel, Kriege, Religionskämpfe, Empörungen). Christi Name hat eine ganz andere Bedeutung, nicht menschliche, sondern göttliche. Sein Name ist gleich der Sonne; er sendet seine Strahlen aus an alle Grenzen der Welt. Sein Name ist sein Wesen, da beides bei Gott nicht von einander getrennt werden kann. Dieser Name ist Gegenstand allgemeiner Anbetung. „Vor ihm sollen sich beugen die Knie der Himmlischen"; zunächst sind darunter zu verstehen die Engel, die schon dem Menschen Jesus dienten; sodann die Seligen, ihrer Bestimmung entsprechend. „Und auf Erden", die ganze Menschheit, alle Kreatur muß ihm Ehre geben. Bis in den Hades dringt die Kunde von dem Namen des Erhöhten (Höllenfahrt Christi). „Und alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei," deutet hin auf den letzten Gerichtstag, an dem selbst der Unglaube und die Hölle vor ihrem Richter niederfallen werden und sagen: „Herr, Herr." Doch steht man an dieser Stelle vor einem großen Geheimnis. Welch eine wundervolle Harmonie am Weltmorgen, Gottheit und Menschheit vereinigt. Und der Weltabend? Ein erzwungenes Bekenntnis ist kein Bekenntnis, eine unfreiwillige Anbetung ist überhaupt keine Verehrung. Wir verwerfen die Wiederbringungstheorie (Apokatastasis); nach der vorliegenden Stelle möchte man geneigt sein, sie nicht ganz zurückzuweisen. Wir wissen, daß die Könige und Gewaltigen aller Welt mit ihren Völkern i h n, den König aller Könige, verehren werden. „Zur Ehre Gottes des Vaters." Der Beginn eines neuen Paradiesesmorgens. Gott ist in Christo und Christus in ihm. Die Menschheit ist in Christo und er in ihr, so ist Gottheit und Menschheit aufs neue vereinigt in vollkommener Harmonie, dann kann erscheinen die Fülle des Reiches Gottes.

Charfreitag: Jes. 53, 1—12.

Von P. Jul. Barwig.

„Aber wer glaubt unserer Predigt und wem wird der Arm des Herrn geoffenbaret!" Dieses Wort gilt auch für die jetzigen Zeitläufte. Noch immer ist das Kreuz das Holz des Aergernisses, der gekreuzigte Heiland ein Gegenstand des Anstoßes. Wenn Gott von den Menschen etwas ganz Außerordentliches verlangen würde, möchte es anders stehen mit der Menschheit. Aber mit einem Opfer wurde das, nach dem ewigen Ratschluß Gottes beschlossene Werk der Erlösung vollendet. Dem Propheten Jesaias war es vergönnt, durch einen Blick in die Zukunft das Werk als vollendet zu sehen, und so ruft er, den Knecht Jehovas uns vor Augen malend, uns zu:

S i e h e, d a s i s t G o t t e s L a m m, w e l c h e s d e r W e l t S ü n d e t r ä g t.

I. Sein Leben; II. sein Leiden; III. sein Sterben; IV. seine Erhöhung.

I. Obwohl es für Christen kein bedeutungsvolleres Leben gibt, als das unseres Heilandes, so sieht der Prophet dasselbe in dem Urteil seines Volkes. Nach demselben war sein Leben fruchtlos. Sein Ursprung ist

nichtssagend. Wohl ist er ein Sproß aus Davids Stamm, aber aus einem verarmten Zweige desselben. Auch war der königliche Stamm desselben gefällt. Was konnte aus Nazareth Gutes kommen! Auch Christi Auftreten und Gestalt hatte nach dem Urteil der Welt gar nichts königliches, keine Würde. Er war weder ein Priester, noch Pharisäer oder Schriftgelehrter. Eine bestimmte Vorstellung vom Messias hatte unter dem Volke feste Form gewonnen und zwar mußte er als König vom Himmel kommen, die Feinde Israels mit seinem Blicke zerschmettern und das Volk zu Sieg und Herrschaft führen. Die Angesehenen im Volke mieden ihn zuerst; das Volk, von ihnen beeinflußt, folgte ihnen, um so mehr, als die Sünder und Verachteten sich um ihn scharten und seine Jünger wurden. Er geriet in dieselbe Verachtung. in Bild seiner Kirche, ihres Wesens und ihrer Arbeit. Wohl hatte das Volk hin und wieder Lichtblicke, sah es zu Zeiten den Abglanz seiner inneren Herrlichkeit, aber immer war der Eindruck nur von kurzer Dauer. Das wirkliche Wesen der Herrlichkeit seines Lebens blieb Israel verborgen. Jesus war der Allerverachtetste und Unwertetste unter dem Volk.

II. Nie hat sich der Welt, weder vorher noch nachher, ein solches Schauspiel geboten, wie das am Karfreitag auf Golgatha. Der Knecht Jehovas, das Lamm Gottes, von aller Welt verachtet, verspottet, verspeit, zerschlagen, verwundet, verlassen, selbst von den Seinen. Alles Elend, alle Schmerzen und Krankheit waren auf ihn vereinigt. Er bot ein Bild des Abscheus, von dem man sich entsetzt abwandte. Das Uebermaß des göttlichen Zornes schien ausgegossen über diesen Menschen, darum mußte er nach allgemeinem Urteil ein außerordentlicher Sünder sein. Er war der Sünder aller Sünder, aber nicht durch seine eigene Sünde, sondern weil er unser Sühnopfer war, dahingegeben für uns. Israel hatte es zu einer gewissen Gesetzlichkeit gebracht, aber zu dem Glauben an das stellvertretende Opfer des Knechtes Jehovas konnte es sich nicht emporschwingen. Er trug die Folgen und Strafen unserer Sünden, ja der ganzen Welt. Wenn jemand zweifeln sollte an der furchtbaren Schuld der Menschheit, der gehe zum Kreuze und blicke auf zu dem Gekreuzigten. Und sollte jemand verzehret werden durch Unruhe und Unfrieden, der stelle sich unter das Kreuz und lese in Jesu Nägelmalen die blutige Schrift: „Das tat ich für dich, auf daß du Frieden haben mögest." Es wird dies zwölf mal in unserm Text betont. Darum hat unser Weinen und Klagen ein Ende, da unsere Unreinigkeit ein Ende hat. Wir haben einen Hirten, der die zerstreuten Schafe wieder sammelt und vereinigt zu einer Herde und vereinigt mit Gott, der unser aller Sünde auf das Opferlamm legte. Unter dieser schweren Last seufzte seine Seele: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen." — Im 7. Vers redet der Prophet von der Art und Weise, wie der Messias das Leiden getragen. Obschon die Welt kein Mitleid mit ihm hatte, wenn er auch den Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren mußte, entringt sich seinem Herzen doch kein Schmerzensschrei. Freiwillig hat er sich zum Opfer gegeben, darum tut er seinen Mund nicht auf zum Klagen.

Nutz- und Wertlosigkeit des Klagens. Schweigend läßt er sich führen zum Opferaltar, dem Kreuz.

III. Die mit Recht verdammten Sünder verurteilen den Gerechten, unter dem Schein des Rechtes, des Gesetzes. Unter Jesu Zeitgenossen dachte niemand daran, daß er hinweggerissen wurde um der Menschen willen, obgleich die Begleitumstände wohl hätten zum Nachdenken auffordern können, wie beim Hauptmann unterm Kreuz, der ausrief: „Dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen.“ Zu den Sündern rechnet man ihn während seines Lebens, zu den Verbrechern, während seines Sterbens (zwei Schächern), zu den Gottlosen in seinem Begräbnis. Ihm, der die ganze Menschheit, die ganze Erde wieder gewann für Gott, wollte sein verblendetes Volk ein ehrliches Begräbnis verweigern, doch fand er eine Stätte in dem Grabe eines Reichen; die Wendung seines Geschicks trat gleich mit seinem Tode ein.

IV. Es folgt im letzten Teil des Kapitels eine dreifache Betonung der Wirkung seines Opfers, seiner Erhöhung. In Gottes ewigem Erlösungsplane war die tiefe Erniedrigung des Messias vorgesehen, aber auch seine Erhöhung. Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und sterbe, so bleibt es allein. Das Lamm Gottes ist wieder hervorgegangen zum neuen Leben, und unzählbar sind die Scharen, die mit ihm in dasselbe einziehen. Seine Erkenntnis ist ein Strom des lebendigen Wassers, durch dessen Labung viele zur Gerechtigkeit gelangen. Sie werden kommen von allen Richtungen, Gewaltige und Starke, aber auch die Armen und Schwachen, um von ihm gelehrt zu werden in der Erkenntnis. Er ist zum Herrn gemacht, selbst über den Tod, so daß die Beute desselben, alle Menschen, mögen teilhaben an der ewigen Erlösung. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch Jesum Christum, unsern Herrn.

Ostern: I. Cor. 5, 6—8.

Von P. Jul. Varwig.

„Fürchtet euch nicht“, verkündigt die Weihnachtsbotschaft. „Fürchtet euch nicht,“ ist die Osterbotschaft. Was Weihnachten verheißt ist an Ostern erfüllt. Das Erlösungswerk ist durch Christi Auferstehung vollendet, darum können wir triumphieren am Osterfeste und brauchen nicht zu trauern, als solche, die keine Hoffnung haben.

Worin besteht unsere Osterfreude?

In der Gewißheit: I. daß wir ein Osterlamm haben, Christus, den Auferstandenen; II. daß wir mit ihm in einem neuen Leben wandeln.

I. Möglich ist es, daß der Apostel diese Epistel um die Osterzeit geschrieben hat, wegen seiner Bezugnahme auf das Passahlamm. Jedenfalls will er damit sagen, daß die Osterfreude nicht nur zu einer bestimmten Zeit unser Herz erfüllen soll, sondern eine immer währende sein soll, denn wir haben auch ein Osterlamm. Israel hatte wohl das Wesen des Bundesvolkes verloren, hielt aber fest an strenger, äußerlicher

Gesetzlichkeit. So war ein Passahlamm ein unbedingtes Erfordernis. Das Blut desselben war das Bundeszeichen, ein Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zum Volke Gottes. Das Blut unseres Osterlammes ist das Bundeszeichen des Neuen Testaments, mit dem wir vor Gott bestehen können, wenn er mit der Menschheit rechnen sollte. Das Passahlamm wurde in derselben Nacht gegessen und alle Glieder des Hauses Israel genießen es zur Stärkung des Bewußtseins der Gliedschaft im Volke. Unser Passahlamm stellt nicht nur eine äußere Vereinigung her, sondern macht zu Gottes Kindern und einem erlösten Volk des Eigentums (1. Petri 2, 9), indem es alle Sünde nicht nur bedeckt, sondern abtut, davon reinigt. Indem Jesus sich hingibt als unser erstgeborner Bruder, trägt er für uns den Fluch der Sünde. Zur Stärkung dieses Kindschaftbewußtseins genießen wir seinen Leib und sein Blut im heiligen Abendmahl. Es ist also dasselbe ein Zeichen der Vergebung aller unserer Sünden und der Zugehörigkeit zum Volke Gottes. Jesus ist nicht nur Passahlamm, sondern unser Osterlamm; er ist auferstanden. Weil er allen Anforderungen eines Osterlammes vollkommen entsprach, hatte der Tod keine Macht an ihm und mußte ihn wieder zurückgeben.

II. Darum heißt es für einen Christen: Es ist alles neu geworden. Auch seine Osterfeier. Aber nicht so in der Korinther-Gemeinde. Euer Ruhm ist nicht fein. Ein schlechter Geruch verbreitet sich viel schneller als ein gutes Gerücht. Der Heiland vergleicht an einer andern Stelle das Reich Gottes mit einem Sauerteig. Es ist hier der Eigenschaft des Sauerteigs eine andere Wirkung unterlegt: die zerstörende, schädliche. Der Apostel weist darauf hin, wie wenig Sauerteig man gebraucht, um einen Teig zu versäuern, und verurteilt das leichtfertige Verhalten unscheinbaren Sünden gegenüber. Ob groß oder klein, es zeigt immer den verkehrten Zustand des Herzens. Es hängt noch an dem alten Wesen, ist erfüllt mit Selbstgerechtigkeit, verachtet die Warnung des göttlichen Wortes und versucht sich selbst zu entschuldigen. Selbstzucht und Kirchenzucht ist notwendig, da sonst die Gefahr nahe liegt, daß nicht nur die einzelne Seele, sondern leicht ein ganzes Gemeinwesen daran zu grunde geht. „Ausfegen", ohne Rücksicht auf Wirkung, Einfluß, Ansehen rein erhalten, deutet auch hin auf immer sich wiederholende Reinigung und Heiligung. Nicht mit einem Mal ist es getan, sondern so lange man steht in der Welt der Versuchungen, muß man immer im Kampfe der Heiligung stehen. Die doppelte Betonung soll dieses uns besonders ans Herz legen. Wir wandeln mit Christo in einem neuen Leben, im Süßteig der Gnade, „der Lauterkeit und Wahrheit". Unter ersterem verstehen wir die Reinheit der Absichten, des Vornehmens, der völligen Aufrichtigkeit sich selbst, andern, Gott gegenüber, da alles zweifelhafte, unlautere Wesen mit dem Tode Christi abgetan ist. Mit dem letzteren wird bezeichnet die Haupteigenschaft des reinen Lebens, die Uebertragung des Wollens in das Vollbringen, daß, so wie Gott Wahrheit ist, auch die Seinen Wahrheit nicht nur haben, sondern ihrem Wesen nach sind.

Lasset uns Ostern halten!

I. Christen können Ostern halten, denn sie haben ein Osterlamm.

II. Christen sollen Ostern halten, denn dazu sind sie berufen in die Gemeinschaft Jesu Christi.

ad. I. 1. Ostern halten heißt ein Fest der Auferstehung aus dem alten zum neuen Leben feiern.

a. Das alte Sündenleben mit seinen Lüsten und fleischlichen Gesinnung ist der alte Sauerteig, der ausgefegt werden soll.

b. Das neue, von Christo erworbene und geschenkte Lebenselement (= Lebensferment) einer lauteren, wahrhaftigen Gesinnung und des Wandels vor Gott ist der neue Süßteig.

2. Christen können solch Ostern halten, denn sie haben ein Osterlamm. (V. 7.)

a. Christus, unser Osterlamm, ist für uns geopfert, um uns tatsächliche Erlösung zu bringen vom alten Wesen der Sünde und des Todes.

b. Christen sind nur die, welche in Wahrheit Christum ergreifen als den, der von Gott uns gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.

ad. II. 1. Es steht Christen schlecht an, wenn sie auch nach ihrer Bekehrung leichtsinnig sind in ihrem Urteil über die Sünde.

a. Der Einzelne kann darin sich verfehlen. (Cf. Anfang des Kapitels.)

b. Wenn aber eine ganze Gemeinde dabei gleichgiltig bleibt, so ist das ein schlechter Ruhm! (V. 6.)

2. Sie sollen wissen, daß sie durch Gottes Gnade berufen sind, in einem neuen Leben zu wandeln.

a. Es gilt also ein tägliches Ausfegen des alten Sauerteigs.

b. Ein tägliches Wandeln in dem Trieb des Geistes (Röm. 8, 14) als dem neuen Lebensferment.

Quasimodogeniti: 1. Joh. 5, 4—10.

Von P. Jul. Varwig.

Der Glaube ist die Macht, welche die Welt überwindet.

I. Der göttliche Ursprung des Glaubens; II. der tiefgehende Inhalt desselben; III. das dreifache Zeugnis für denselben; IV. der herrliche Sieg desselben.

I. Vergleiche Joh. 3. Jesu Gespräch mit Nikodemus. So lange der Mensch sich auf eigene Hilfskräfte verläßt, um durch sie zum Glauben zu gelangen, wird es ihm nicht gelingen. Thomas, Petrus, Paulus. Nicht vom Höhepunkt des Selbstbewußtseins, sondern aus den Tiefen

der Demut geht der Glaube hervor. Gott stellt den Menschen an den Beginn einer neuen Laufbahn. Alle Verbindung mit dem Vorhergegangenen ist gelöst. So wie ein Kind die Hand des Vaters festumklammert, so umfaßt der Wiedergeborne die Hand des göttlichen Vaters, denn durch Gottes Geist ist er Gottes Kind. Als solcher besitzt er den Glauben als göttliches Gnadengeschenk. Nur von Gott allein kann man ihn erhalten. Die Möglichkeit des Glaubens ist uns erwirkt durch das Werk Jesu, und so ist es selbstverständlich, daß er als Gottessohn der Mittelpunkt des Glaubens ist.

II. Es hält oft schwer, aus all den verschiedenen Dogmen der verschiedenen kirchlichen Benennungen den Kern und Stern des christlichen Glaubens zu finden, doch ist das Bekenntnis: Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, immer noch der Mittelpunkt alles christlichen Glaubens. Es ist die Sonne, um welches sich alles dreht. Das offene Grab verkündet es mit lauter Stimme. Bisher hat es noch niemanden zurückgegeben, ihn konnte das Grab nicht halten. Mit diesem Bekenntnis steht und fällt das Christentum, der christliche Glaube. Es mag einer sonst alles glauben und dieses nicht, so würde er doch kein Christ sein. Seine göttliche und menschliche Natur waren innigst verbunden, so daß man nicht sagen kann, daß ein gewisses Gebiet seiner Wirksamkeit, durch seine göttliche, der Rest durch seine menschliche Natur möglich gewesen sei. Der Apostel wählt den Namen, den er als Mensch erhielt, Jesus; er bezeichnet damit, daß seine ganze irdische Wirksamkeit mit seiner Gottheit verbunden. Es tritt seine Gottessohnschaft zeitweilig zurück, so daß selbst seine Herrlichkeit von den Jüngern nicht wahrgenommen wird; es ist dies aber keine Ursache zur Lehre eines Cerinthus, der behauptete, mit der Taufe sei die Gottessohnschaft von Jesus empfangen, aber mit dem Beginn seines Leidens wieder von ihm genommen. Er kommt mit Wasser und Blut. Mit Wasser beim Antritt seiner Amtswirksamkeit als reinigendem Element, beim Beginn des neuen Lebens in jedem einzelnen Mnschen. Mit Blut als dem sühnenden Elemente, seinem eigenen Blut, das vergossen wird am Stamm des Kreuzes; er macht sich dadurch zum Opferlamm, das alle Sünde hinwegnimmt. Sein Blut ist sein Leben, das er dem Glaubensleben dargiebt zu einer Stärkung im heiligen Abendmahle.

III. Dem natürlichen Herzen sind diese Tatsachen unfaßbar. Der Apostel führt die Zeugen an, die sie beweisen. Es sind drei, die da zeugen und bestätigen, sie weichen nicht von einander ab, dieselbe Wahrheit. Das Zeugnis Gottes wäre genügend. Denn Gott ist nicht ein Mensch, der da lüge. Gott ist selbst die Wahrheit. Schon im Alten Bunde zeugt der Geist von Jesus,—den Propheten, einem Simeon und einer Hanna. Als feuriger Zeuge tritt er auf am ersten Pfingstfest, der die Jünger bringt, also zu reden. Er erfüllt die ganze Christenheit. Er tritt tagtäglich auf in dem Zeugnis der treuen Diener des Herrn in Kirche und Haus. Der Herr weist selbst hin auf ihn in seinen Abschiedsreden. Die Taufe Jesu ist ein Zeuge für Christum, wo aus dem

geöffneten Himmel die Stimme Gottes ertönt: das ist mein lieber Sohn. Sein Blut ist der dritte Zeuge, wegen der außerordentlichen Begleitumstände bei seinem Tode. Aber nicht allein in historischer Beziehung, sondern namentlich in ihren stets fortgehenden Tatzeugnissen, der Erhaltung der Kirche, daß dem Herrn immer neue Kinder aus dem Geist und der Kraft des evangelischen Zeugnisses geboren werden, beweisen sie sich als lebensvolle Zeugen für Jesus, den Sohn Gottes. Wie würde es um die Kirche Christi stehen ohne dieses Zeugnis? Man denke an das Wüten der Hölle, den Haß der Welt, wie sie uns Geschichte und Erfahrung vor Augen stellen!

IV. Aber sie sind überwunden durch den Glauben. Als Ueberwinder stehen die ersten Jünger der Welt gegenüber, als solche, die selbst überwunden waren von Christo und dann die Welt überwunden haben durch den Glauben an den Gekreuzigten. Die Siegesmacht dieses Glaubens hat im Laufe der Jahrhunderte nicht aufgehört. Sie hat sich bewährt im Kampf mit den römischen Cäsaren und Pontifexen, mit allen Anfeindungen der Welt. Mächtiger als je steht die Kirche des Herrn da. Gehören wir auch zu den Siegern in derselben, die sich selbst besiegt haben? Welt ist alles, das im Gegensatz zu Gottes Willen steht. In dem Bewußtsein ihres Ueberwundenseins wird sie nichts unversucht lassen, uns die Früchte zu entreißen. Nichtsdestoweniger muß sie aber selbst als Beweis der überwindenden Macht des Glaubens erscheinen.

Oder:

Das überwindende und das überwundene Christentum.

I. Das sieghaft die Welt überwindende Christentum.
   1. Nichts ist, was von Anfang bis heute von der Welt *mehr* angefeindet wird, als das Bekenntnis, daß Jesus Christus der Gekreuzigte, sei Gottes eingeborner Sohn, unser Heiland, Erlöser und Herr.
   2. Wer solches Bekenntnis in Wahrheit wagt und festhält, und im Glauben an sich als Wahrheit erlebt, der überwindet in solchem Glauben die Welt, er transzendiert sie in sich selbst; erhebt sich über sie und gewinnt somit den Sieg über die Urteile der Welt und alles, was von der Welt stammt.
   3. Solch ein sieghafter Glaube ist ein Beweis und Siegel göttlichen Adels. „Christen sind ein göttlich Volk, aus dem Geist des Herrn gezeuget."

II. Das von der Welt überwundene Christentum. Es kann sein:
   1. Ein starres, totes Festhalten der überlieferten, rechtgläubigen Lehre, das aber nicht zur Erfahrung der Lebenskraft des lebendigen Heilandes führt. Ein solches Christentum bleibt gefangen in der alten fleischlichen Gesinnung und in dem alten Wandel nach väterlicher Weise.
   2. Oder aber es emanzipiert sich im fleischlichen Hochmutsgeist von den göttlichen Zeugnissen für die wahrhaftige Gottessohnschaft

Jesu Christi; es gibt die Gottessohnschaft Christi preis; verwirft die apostolischen Zeugnisse und macht sich ein „Evangelium Jesu“ zurecht, das von der Erlösung durch Christum nichts weiß, die Anbetung Christi verwirft und nur noch den weisen Menschenfündlein moderner Professoren glaubt, die alle paar Jahre ein neues Evangelium erfinden.

3. Was davon die Apostel halten, siehe 1. Joh. 4, 1—3; Gal. 1, 6—10.

Misericordias Domini: 1. Petr. 2, 21—25.

Von P. Jul. Varwig.

Was der Herr während seines 40tägigen Verweilens mit den Jüngern nach seiner Auferstehung alles geredet hat, wird uns nicht ausdrücklich berichtet. Jedenfalls bereitete er sie vor auf die kommenden Zeiten, sie ermutigend und stärkend. Leiden ohne Zahl sind das Los der Seinen, so daß sie vor der Welt erscheinen, als die von Gott besonders Gezüchtigten. Petrus gibt uns in der Epistel eine Erklärung der Leiden.

Des Christen Beruf ist zu leiden.

I. Seine Willigkeit zu leiden; II. sein Vertrauen im Leiden; III. seine Vollendung durch Leiden.

I. Ein Christenleben ohne Leiden ist immer bedenklich, jedenfalls eine Ursache zur Selbstprüfung. Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein. Es gehört zu seiner Lebensaufgabe, seinem Beruf von Gott. Es ist nicht das Leiden, das wir durch eigene Schuld und Ungerechtigkeit auf uns laden, sondern das wir unverdientermaßen zu tragen haben, in dem Bestreben, den göttlichen Willen zu erfüllen. Wir werden im Gegensatz zur Welt stehen, aus dem die Leiden hervorgehen. Willig sollen wir sein zum Leiden, denn auch Christus hat gelitten. Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr. Was hat Christus gelitten? Der Apostel führt es nicht weiter aus. Er trug das volle Maß aller körperlichen, seelischen und geistlichen Leiden. Dadurch, daß Christi Leiden ein stellvertretendes ist, geschehen für uns, wird es zu einer besonderen Aufforderung für uns, willig zu leiden. Sein Leben ist für uns das Ideal, dem wir ähnlich oder gleich zu werden suchen. In diesem schweren Werke ist er unser Führer. Bei beschwerlichen Bergaufstiegen ist die Hauptsache, festen Fuß zu fassen in den Fußstapfen des Führers. Die Fußspuren unseres Führers gehen über Gabbatha und Golgatha. Folge ihm Schritt für Schritt. Sie sind deutlich gekennzeichnet durch seinen Gehorsam, seine Demut, seine Sanftmut und Liebe.

II. a. Die negative Seite. Er vertraute nicht auf sich selbst, wie ihm von den Seinen zugemutet wurde. Mit jeglicher Hinterlist suchte man Jesus zum Sündigen zu bringen, zum Triumph der Hölle. Es blieb die Sünde, einerlei in welcher Gestalt, Wort und Tat sie an ihn herantrat, für ihn etwas Fremdes. Man legte ihm die ärgsten Schimpf-

namen bei, Sünder, Gesetzesübertreter, Teufel, Volksverführer, Gotteslästerer; er ließ es stille über sich ergehen. Er antwortete nicht. Im schwersten Leiden drohte er nicht. Man nahm ihn gefangen, verhöhnte und verspottete ihn, schlug ihn, kreuzigte ihn; er trug alles geduldig, ohne mit Vergeltung zu drohen. Wohl hätte er die Macht zur Ausführung von Drohungen gehabt, aber er wollte nichts aus sich selber tun. Nicht einmal der Gedanke des Drohens stieg in ihm auf, selbst im Tode bittet er: „Vater, vergib ihnen.“ Bei gewissen Gelegenheiten (Matth. 12, 34; 16, 3; 22, 18; 23, 13 ff.) vermochte er in sehr ernster und scharfer Weise mit den Schriftgelehrten, Pharisäern, Hohepriestern, auch mit den Seinen zu reden. Doch waren es nicht bittere Erwiderungen, oder Worte des Zornes oder persönlichen Hasses, sondern Versuche, die Worte der Wahrheit tief in die Herzen seiner Gegner einzuprägen. Es handelt sich in solchen Fällen um ein energisches Verfahren, ihre Seelen vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Selbst in seiner Verteidigung vor dem Hohen Rate droht er nicht mit seiner Wiederkunft als Richter, sondern weist hin auf die Messiashoffnung, auf seine Wiederkunft in den Wolken als König und Richter. Er will ihre Augen öffnen, sie hinweisen auf die Größe ihres Verbrechens. Dadurch wird ihre Verantwortlichkeit noch erhöht.

b. Positive Seite. Er vertraute Gott, sein Leben lag in Gottes Händen. Der Christ muß lernen, alles dem anheimzustellen, der da recht richtet, die richtende Gerechtigkeit Gottes hat schließlich das letzte Wort zu reden. Gottes Urteil über Israel, über die Welt. Es ist nicht unsere Sache Gottes Wege zu beurteilen, ihr Endziel ist unsere Vollendung.

III. Der Grund hier ist gelegt in dem Sühnopfer Christi, vergl. Jes. 53. Wenn jemals einer unschuldig gelitten, so ist es Christus. Wie im Alten Testamente dem Opferlamm die Sünde Israels auf das Haupt gelegt wurde, so ähnlich wurden unsere Sünden auf Christus übertragen. Durch seine Wunden sind wir geheilet. Durch seine Liebe zu uns konnte er das genugtuende Opfer bringen, aber durch seine Tat allein hat das Opfer für uns keine Wirkung, ebenso wenig als wir ein angebotenes Geschenk schon als unser Eigentum betrachten dürfen, es sei denn, daß wir es annehmen. Es bedingt dies für uns eine sittliche Umwandlung, eine Umkehr von dem Bösen, ein Ertöten des alten Adams. „Leben der Gerechtigkeit“, ist eine Betätigung des neuen Lebens. Der Zweck der Wunden Christi war die Heilung unserer Wunden, die uns durch Sünde, Tod und Teufel geschlagen waren. Wenn unser Heiland das alles für uns gelitten hat, so können wir uns nicht beklagen, wenn wir durch Leiden geläutert werden, da wir nicht wissen, inwiefern unser Verhalten zu solchen Leiden Anlaß gegeben hat. Sie sollen uns erinnern, daß wir nicht unser, sondern ein Eigentum unsers Hirten und Bischofs sind. Als solcher hütet und schützt er uns, hält uns bei seiner Herde, und führt uns der ewigen Vollendung entgegen.

Der Kampf um die Schule*)

entbrennt in Deutschland allerorten aufs heftigste. In der vordersten Reihe der Kämpfenden stehen natürlich die Lehrer selbst. Erst in den Pfingsttagen war eine große Schar solcher Kämpfer in Königsberg beisammen: die deutsche Lehrer-versammlung. Etwa 106,000 Lehrer Deutschlands gehören ihr jetzt, nachdem 1902 auch Bayern beigetreten ist, an, und über 4000 waren in Königsberg anwesend, seit dem Hamburger Lehrertag die größte Lehrerversammlung. Der erste Hauptvortrag, gehalten von Guttmann-München, wies die Notwendigkeit der „allgemeinen Volksschule" nach. Es wurden folgende vier Thesen angenommen:

1. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, gegründet auf dem Bewußtsein gleicher Rechte und gemeinsamer Pflichten aller Glieder des Volkes, muß in sämtlichen Gesellschaftsschichten so viel als nur möglich gestärkt werden. Als ein in dieser Richtung bedeutsam wirkendes Mittel erweist sich die allgemeine Volksschule.

2. Ein nach psychologisch-pädagogischen Anforderungen organisierter vierjähriger unentgeltlicher Elementarkursus muß als gemeinsamer Unterbau für alle weiterführenden Bildungsanstalten anerkannt werden.

3. Die Erziehung der Kinder aller Stände leidet in der Volksschule durchaus nicht Not.

4. Die deutsche Lehrerschaft darf in ihrem Kampf gegen die der allgemeinen Volksschule entgegenstehenden Vorurteile nie erlahmen.

Damit wären die Forderungen, sollte man meinen, hoch genug gespannt gewesen. Doch nein, die Kampfesfreudigkeit wurde durch die große Zahl der Teilnehmer und die Einmütigkeit der Gesinnung noch mehr gesteigert, so daß sogar der Zusatzantrag Annahme fand:

Die Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten sind zu ersuchen, dahin zu wirken, daß den Vorschulen die staatlichen Unterstützungen entzogen und die Vorschulen überhaupt aufgehoben werden. Die Forderung: Jedes Kind muß bis zum zehnten Jahre die allgemeine Volksschule besuchen — ist in die schulgesetzlichen Bestimmungen aufzunehmen.

Es ist nur gut, daß nichts so heiß gegessen wird, als man es anrichtet. — Das zweite Hauptthema, über das Mathesius-Weimar redete, war: „Universität und Volksschullehrer." Es wurden folgende Sätze aufgestellt:

1. Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrer-Ausbildung. (?? D. Red. d. L.)

2. Den Volksschullehrern, die einen regelrechten Studiengang an der Universität durchlaufen haben, ist die Möglichkeit zu bieten, ihre Studien durch Ablegung einer wissenschaftlichen Prüfung zum Abschluß

*) Aus dem „Lehrerbote".

zu bringen. Das Bestehen dieser Prüfung gewährt die Anwartschaft auf den Schulaufsichts- und Seminardienst.

Auch die Schulaufsichtsfrage kam zur Besprechung, und es wurden schließlich nachstehende Sätze angenommen:

1. Im Interesse der Schule ist die fachmännische Schulaufsicht einzuführen.

2. Die Volksschulen sind unmittelbar dem Kreisschulinspektor zu unterstellen; die Lokalaufsicht ist zu beseitigen.

3. Die Kreisschulinspektion im Nebenamt ist aufzuheben; zu ständigen Kreisschulinspektoren sind Schulmänner, die sich im Volksschuldienst bewährt haben, zu berufen.

„Die schließliche Lösung der Volksschulfrage," schreibt Tews in der Zeitschrift „Die Nation", „hängt jedoch nicht allein von der zielbewußten Arbeit und der geistigen Energie des Lehrerstandes ab. Nur wenn die Volksschulforderungen in den breitesten Schichten des Volkes Zustimmung finden, kann auf ihre baldige Erfüllung gerechnet werden. Und diese Zustimmung kann nicht ausbleiben. Was es der Volksschule und den Volksschullehrern versagt, versagt ein Volk sich selbst. Seine kulturelle Stellung wird viel mehr durch die Armeekorps, die in den Volksschulen lehren und erziehen, bestimmt, als durch die kleinen Bataillone in den übrigen Lehranstalten. Nur wo jene großen Körper richtig formiert sind, können diese gewissermaßen als Geniekorps zweckmäßig eingreifen. Wenn einmal einem Volke die Verwaltung und Uebermittlung seiner Kulturgüter ebenso wichtig sein wird, wie die Regelung anderer großer Angelegenheiten, so wird man auch den Fragen der Volksschule allgemeine Aufmerksamkeit zuwenden, und dann wird es eine parlamentarische Körperschaft wie das preußische Abgeordnetenhaus nicht wagen dürfen, über die vitalsten Interessen der Volksschule nach den Rezepten von Dunkelmännern und kirchlichen Interessenten zu entscheiden."

Dieser letzte Satz weist hin auf die Kämpfe um die Schule im preußischen Abgeordnetenhaus. Dort wurde jüngst von Dr. Hackenberg (nat.), Freih. v. Zedlitz (freik.) und Dr. von Heydebrand (kons.) ein Kompromißantrag eingebracht, welcher lautete: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die Kgl. Staats-Regierung aufzufordern:

I. ohne Verzug, spätestens in der nächsten Tagung, einen Gesetzentwurf, betr. die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen, auf folgender Grundlage vorzulegen:

1. die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen liegt den bürgerlichen Gemeinden (Gutsbezirken) oder Verbänden solcher unter ergänzungsweiser Beteiligung des Staates an den Kosten ob;
2. in Ausführung des Artikels 24 der Verfassung, wonach bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen sind, werden nachstehende Grundsätze festgelegt: a. in der Regel sollen die Schüler

einer Schule derselben Konfession angehören und von Lehrern ihrer Konfessionen unterrichtet werden; — b. Ausnahmen sind nur aus besondern Gründen, insbesondere aus nationalen Rücksichten oder da, wo dies der historischen Entwicklung entspricht, zulässig. Lehrer, welche zur Erteilung des Religionsunterrichts für konfessionelle Minoritäten an Schulen anderer Konfessionen angestellt sind, dürfen voll beschäftigt werden; — c. erreicht die Zahl der schulpflichtigen Kinder einer konfessionellen Minderheit eine angemessene Höhe, so hat diese Minderheit den Anspruch auf Einrichtung einer Schule ihrer Konfession; — d. es sind zur Verwaltung der Schulangelegenheiten neben den ordentlichen Gemeindebehörden in den Städten Schuldeputationen und auf dem Lande Schulvorstände einzurichten, bei denen der Kirche, der Gemeinde und den Lehrern eine angemessene Vertretung zu gewähren ist;

II. bei Neuregelung der Schulunterhaltungspflicht ist zugleich für die Beseitigung unbilliger Ungleichheiten in der Belastung der verschiedenen Schulverbände und in der Höhe des Diensteinkommens der Volksschullehrer zu sorgen."

Dieser Antrag wird nun in der liberalen Presse aufs heftigste angegriffen und auch ein Teil der nationalliberalen Partei selbst ist nicht mit ihm einig, weil dadurch der konfessionelle Charakter der Volksschule gesetzlich festgelegt und die Simultanschule nur als Ausnahme gestattet werden soll. Die rechtsstehenden Parteien und Kreise freuen sich, daß Aussicht vorhanden ist, auf einer solchen Grundlage ein Schulunterhaltungsgesetz zustande zu bringen. So veröffentlicht „die Zentralstelle für das Evangelische Deutschland" (Lic. Weber-M.-Gladbach und Pasche, Pastor zu Dieskau) folgende Erklärung:

„Die Unterzeichneten erklären ihre volle und freudige Zustimmung zu dem nationalliberal-konservativen Kompromißantrag rücksichtlich des zu vereinbarenden Schulunterhaltungsgesetzes für das Königreich Preußen. Ist doch die Erhaltung der evangelischen Konfessionsschule nach den Erfahrungen einer Geschichte von drei bis vier Jahrhunderten eben so sehr aus erziehlichen wie aus religiösen, sittlichen und vaterländischen Gründen geboten. Insonderheit stimmen wir den Ausführungen des Abg. Dr. Hackenberg zu, daß für die Einrichtung der öffentlichen Volksschulen nicht die Politik, sondern die Pädagogik das entscheidende Wort zu sprechen hat. Die Interessen der Schule und des Lehrerstandes, auch die der Simultanschule, wo sie historisch hergebracht ist, werden durch den Kompromißantrag in vollstem Maße gewahrt. Die gesetzliche Festlegung der evangelischen Volksschule auf dieser Grundlage liegt darum ebenso im Interesse der Schule wie der Kirche und des Staates. Aufs schärfste erklären wir uns gegen den in letzter Zeit gemachten Vermittlungsvorschlag, daß der bürgerlichen Gemeinde ohne Einschränkung das Recht zuerkannt werde, darüber zu befinden, ob die Volksschule in ihrem Verwaltungsbereich konfessionell oder paritätisch sein solle. Das würde

der unerhörtesten Verwirrung und Zersplitterung auf dem Schulgebiet Tür und Tor öffnen."

Die Simultanschulfreunde werfen sich nun freilich gewaltig ins Zeug, um jedermann zu überzeugen, daß ihre Forderungen allein heilbringend für unser Volk und seine Zukunft seien. Sie müssen sich aber gefallen lassen, daß sie gerade aus solchen Ländern und Gegenden, in denen Simultanschulen längst eingeführt sind, eines andern belehrt werden. So schreibt Pfarrer Schowalter aus Bayern:

„Ich habe unter all meinen liberalen Kollegen (in Bayern) noch keinen getroffen, der nicht überzeugt wäre, daß sich in der Praxis die Simultanschule gerade in den konfessionell stark gemischten Gegenden nicht durchführen läßt, außer unter schwerster Schädigung des evangelischen Bewußtseins und ungewollter, aber notwendig sich ergebender Förderung des Katholizismus."

Und der liberale „Rheinische Courier" gibt—wie die „D. Reichsp." berichtet — den Verfechtern des Simultanschulwesens, deren es ja auch unter den württembergischen Lehrern genug gibt, folgendes zu bedenken:

„In Baden hat man seit etwa 30 Jahren die Simultanschule. Als sie eingeführt wurde, gab es kaum einen Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken und im Parlament hatte die klerikale Partei noch nicht ein halbes Dutzend Anhänger. Seit Einführung der Simultanschule haben sich die konfessionellen Verhältnisse fühlbar verschlechtert. Denn heute stehen sich Protestanten und Katholiken in der denkbar schroffsten Form gegenüber und das Zentrum hat beinahe die Majorität in der badischen Volkskammer!

Unbefangene Politiker werden aus den Tatsachen die Schlußfolgerung ziehen, daß die Frage, ob Simultan- oder Konfessionsschulen nicht zu den grundlegenden Kapiteln der (liberalen! Die Red. d. L.) Schulpolitik gehört. Man kann in beiden Formen, wenn tüchtige, überzeugungsvolle Schulkräfte, pädagogische Charaktere, vorhanden sind, Ersprießliches für die Volkserziehung leisten. Es ist Uebertreibung, nichts als Uebertreibung, wenn man jetzt plötzlich so tut, als sei durch den nationalliberalen Antrag (im preußischen Landtag) dem Klerikalismus ein Zugeständnis gemacht worden.

Auch in der Simultanschule — wenigstens in Baden — sind Kautelen (Vorsichtsmaßregeln) geschaffen worden, welche die Rechte der Konfession wahren. Es ist eben nicht wahr, daß es gleichgültig ist, welcher Konfession die Lehrer angehören, welche die Volksschüler unterrichten. Es könnte doch jedenfalls kein wünschenswerter Zustand sein, wenn in einem rein evangelischen Dorfe lauter katholische Lehrer unterrichteten, und diese Lehrer — was ja doch vorkommt! — stramm ultramontan sind; auch wäre es nicht denkbar, daß lauter jüdische Lehrer — die ja doch auch orthodox sein könnten — an einer nur aus Christen bestehenden Volksschule unterrichteten. Auch in der Simultanschule besteht deshalb die Einrichtung, daß die konfessionelle Beschaffenheit der Schule die des Lehrerkollegiums bedingt. Wir erinnern uns sehr wohl der

Kämpfe in Baden, die jedesmal entstehen, wenn in einer gemischten Schule die eine Konfession durch „einen Lehrer zu wenig“ sich benachteiligt sieht! Auch in der Simultanschule ist nicht alles Gold, was glänzt.

Man wird deshalb gut daran tun, die ganze Angelegenheit etwas kaltblütiger zu behandeln; jedenfalls kommt es den Schreiern in der Presse nicht zu, hier das große Wort zu führen, denn sie stehen in der Regel jenseits von allem Religiösen und Konfessionellen. Ihr Eifer für die Simultanschule ist der Eifer für die religionslose oder religionsfeindliche Schule. Von ihnen können sich die ernsten Leute in der nationalliberalen Fraktion, die in der Schule auch ein religiöses Erziehungs-Instrument erblicken, nicht imponieren lassen.“

Die Ausführungen des liberalen Blattes sind so schlagend, daß sie sich die württembergischen Lehrer, die sich von der Simultanschule so viel Gutes versprechen, wohl zu Herzen nehmen dürften. Wir stimmen vollständig mit Hauptlehrer Grünweller überein, wenn er in einem Artikel über „Konfessions- oder Simultanschule?“ in der „Evang. Volksschule“ am Schluß schreibt: „Die ganze Simultanschulwirtschaft ist eine großartige pädagogische Verirrung und Verwirrung. Ebenso wenig wie eine gemischte Ehe als Musterehe, kann auch eine gemischte (paritätische) Schule vom pädagogischen Standpunkt als eine Musterschule gelten.“

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Eine Kritik. In „Evangelische Zeitschrift“ vom 31. Dezember 1904 finden wir einen Artikel mit der Ueberschrift: „Eine Kritik kritisiert“. Der Artikel behandelt unsere Notiz über die „Warte“, Seite 79, in unserm Januarheft 1905. Die Art und Weise, wie der geehrte Bruder unsere Notiz beurteilt, läßt uns schließen, daß er das Heft No. 1 1904 vom „Reich Christi“ nicht kennt oder nicht gelesen hat. Wer jenes Heft wirklich gelesen hat, wird das Urteil, das wir über das Blankenburger Ketzergericht abgegeben haben, nicht zu hart finden. Wenn wir von „Tatsachen“ sprachen, die sonnenklar am Tage liegen für jeden, der offene Augen hat, so meinten wir damit Dr. Lepsius' „Offene Fragen an Professor Ströter“, Seite 47 ff., im angegebenen Heft des „Reich Christi“. Wir sind weit davon entfernt, das dort abgegebene Urteil verallgemeinern und alle in dieses Urteil einschließen zu wollen, die an der Verbalinspiration glauben festhalten zu müssen. Was wir meinten ist jenes Gericht, das Dr. Lepsius beschreibt in seinem Artikel: „Ein menschlicher Tag“. Wir müssen die an unserer Notiz geübte Kritik als ungerechtfertigt erklären, weil sie unserm Wort eine Ausdehnung gibt, die uns nicht entfernt in den Sinn kommt.

Wir werden gewiß keinem Bruder wehren, an die Eingebung der Bibel Wort für Wort zu glauben und ihm dafür keinen unschönen Namen geben, wenn er dazu glaubt in seinem Gewissen gebunden zu sein. Wir halten aber das also gebundene Gewissen für ein irrendes, und werden solchem irrenden Gewissen nie das Recht zugestehen, den Glauben an die Verbalinspiration

zu einem bindenden Glaubensgesetz für alle Christen zu machen, wie es in Blankenburg geschehen ist, das ist's, was wir als „Fanatismus“ gekennzeichnet haben.

Im Uebrigen sei auf die Thesen verwiesen, die wir in nächster Nummer aus „Reformation“ zum Abdruck bringen wollen.

Lutherische Statistik. Dr. Ochsenford veröffentlicht im „Lutheran“ folgende Ziffern über die lutherische Kirche in Amerika: Sie zählt 65 Synoden, 7483 Pastoren, 13,106 Gemeinden und 1,785,799 konfirmierte Glieder, 5522 Gemeindeschulen, 3511 Lehrer und 247,871 Schüler, 7130 Sonntagschulen, 65,356 Lehrer und 624,033 Sonntagschulkinder. Die Beiträge für Mission und andere Werke der Barmherzigkeit betragen $1,664,552.85. Auf die verschiedenen Kirchenkörper verteilt, ergibt sich folgende Zusammenstellung:

Name.	Syn.	Past.	Gem.	Glieder.	Gaben.
General Konzil	12	1376	2170	388,282	$368,954.39
Synodalkonferenz	5	2289	3694	574,010	423,104.14
Verein. Synode	8	212	444	43,184	20,101.38
General Synode	25	1282	1677	216,957	328,735.94
Unabh. Synoden	15	2424	5121	563,366	523,657.00

Die lutherische Kirche unterhält 115 Erziehungsanstalten, darunter 23 Theologische Seminarien mit 88 Professoren und 1046 Studenten; 51 Kolleges mit 599 Professoren und 9740 Schülern; 30 Akademien mit 156 Lehrern und 3061 Schülern, 11 Kolleges für Mädchen mit 123 Lehrern und 1111 Schülerinnen; Summa: 115 Anstalten, 966 Professoren und Lehrer und 14,958 Studenten, von denen 2951 Pastoren werden wollen. Sie hat 107 Anstalten der Barmherzigkeit, nämlich 22 Hospitäler, 48 Waisenhäuser, 16 Altenheime, 12 Emigrantenhäuser, 9 Diakonissenhäuser. Sie publiziert 181 kirchliche Blätter: 80 in englisch, 57 in deutsch, 17 in norwegisch, 8 in schwedisch, 9 in dänisch, 3 für die Isländer, 2 für die Finnen, 2 für die Slowaken, und je 1 in französisch, lettisch und esthnisch. Im Jahre 1883 zählte die lutherische Kirche 56 Synoden, 3351 Pastoren, 6265 Gemeinden und 797,543 Glieder. Wir haben also seitdem ein Wachstum von 9 Synoden, 4132 Pastoren, 6841 Gemeinden und 988,256 Gliedern zu verzeichnen.

Prof. August L. Gräbner, D. D., vom luth. Concordia-Seminar in St. Louis, Mo., ist im Alter von 55 Jahren gestorben. Er galt als frommer und gelehrter Mann, der Gottes Wort auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel mit großer Treue und besonderem Geschick verteidigte und voll und ganz seinem hohen Berufe lebte. Der Tod eines solchen Mannes ist ein Verlust für die Gesamtkirche.

Frl. Eva Booth, Tochter von General William Booth, hat das Oberkommando über die amerikanische Heilsarmee übernommen. Sie hat sich in England und Canada so außerordentlich tüchtig erwiesen, daß der greise General nicht zögerte, sie an die Spitze der gesamten amerikanischen Heilsarmee zu stellen. Ein englisches Parlamentsmitglied nannte sie „den Sturmvogel Englands“. Unter ihrer Führerschaft besiegte die Heilsarmee schließlich jeden Widerstand, mit welchem der Pöbel die Straßenpredigt bekämpfte, und mit ihrer mutigen Schar ist sie in London in solche Straßen vorgedrungen, in denen selbst die Polizei unsicher fühlte. Mehr als 100 Mal

hat der Pöbel sie angegriffen und heute wird ihr Name in eben diesen Stadtteilen verehrt wie derjenige einer Heiligen. Mit Erfolg ist sie bereits auf jedem Posten der Heilsarmee gestanden und sie ist der wichtigen Stellung, die sie jetzt einnimmt, gewachsen. In ihrem Gottvertrauen ist sie ein leuchtendes Beispiel.

In Bridgeport, Conn., hat Rev. Raymond, Prediger der Stratford Methodistenkirche, in dieser ein Telephonsystem eingeführt, welches die schwerhörigen Gemeindemitglieder in den Stand setzt, seinen Worten zu folgen. Er ist es müde, tauben Ohren zu predigen.

Könnten doch die Drähte bis hinunter in die Herzen geleitet werden und dort eine heilsame Erschütterung erzeugen!

Turner gegen Ehescheidungsunfug. Die „Philadelphia Turngemeinde" hat in der vom Nordamerikanischen Turnerbund angeregte Frage, ob Ehescheidungen erleichtert oder erschwert werden sollen, Stellung genommen. Mit überwiegender Mehrheit sprach sie sich für Erschwerung aus und trat für ein einheitliches Scheidungsgesetz im ganzen Lande und dessen strenge Durchführung ein. Hierin sollten vor allem alle christlichen Kirchen sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammenschließen.

Professor Adolf Harnack von Berlin hat am 10. Oktober im „Union Theological Seminary" zu New York eine Rede über „Der historische Christus in der Christologie" gehalten. Ein großer Teil der englischen kirchlichen Presse hat dieser Rede großen Beifall gezollt und damit wieder einmal gezeigt, wie groß in diesem Lager der Abfall von der ewigen Wahrheit des Evangeliums ist. Der berühmte Professor hat in seiner Rede eben doch nur dieselben „Resultate" einer gottentfremdeten „Wissenschaft" vorgetragen, die wir aus seinem „Wesen des Christentums" kennen. Er leugnet zunächst in der Hauptsache die Echtheit der Evangelien, besonders des Johannes-Evangeliums, und konstruiert sich dann ein Bild Jesu Christi zurecht, das mit dem der Heiligen Schrift durchaus nicht übereinstimmt. Ein Korrespondent des "Lutheran", der die Rede mit angehört hat, schließt seinen Bericht also: „Sein (Harnacks) Zeugnis war schließlich völlig unbefriedigend für einen, dessen Herz und Gedanken erfüllt sind mit dem Neuen Testament. Als unser Heiland seine Jünger fragte: „Wer sagen denn die Leute, daß des Menschen Sohn sei?" und nach ihrer Antwort weiter sagte: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel." Mit all seiner Gelehrsamkeit hat Prof. Harnack noch nicht die Offenbarung gefunden, die den ungelehrten Simon, Jonas Sohn, befähigte, ein so gutes Bekenntnis abzulegen und die rechte Antwort auf die Frage aller Fragen zu geben, die Jesus Christus den Pharisäern vorlegte: „Was dünket euch um Christo, wes Sohn ist er?"

Am 18. November ereignete sich in einem Gericht in New York ein seltsamer Vorgang. Ein Araber Namens Ali Achmet wurde nach dem Ritus der Muhamedaner vereidigt, da er sich weigerte einen christlichen Eid zu leisten. Der Araber, der in seinem Nationalkostüm erschienen war, leistete durch Vermittlung eines Dolmetschers folgenden Eid: „Ich schwöre

bei dem Barte des Propheten, bei der Kaaba, bei dem schwarzen Stein und bei der Tugend meines Harems, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit."

Methodistische Erziehungsanstalten. Das Methodistische Jahrbuch macht in seiner letzten Ausgabe folgende ermutigende Angaben über das Erziehungswerk der Bischof. Meth.-Kirche in der Welt: Kollegien und Universitäten 53 mit 34,424 Studenten. Klassische Seminare 52 mit 9089 Studenten. Institute für Frauen 9 mit 1582 Studenten. Missions-Institute 4 mit 485 Studenten. Theologische Schulen 22 mit 920 Studenten. Ausw.-Missionsschulen 23 mit 4267 Studenten. Im ganzen 163 Institute mit 50,768 Studenten.

Der Calvinismus der Presbyterianerkirche muß weichen. Dr. Samuel T. Carter, von der Presbyterianerkirche, welcher eine leitende Rolle in der Bewegung spielte, die in der Revision des presbyterianischen Glaubensbekenntnisses endigte, richtete letzten September einen Brief an das Nassau Presbyterium, in dem er das älteste Mitglied ist, worin das alte Westminster Glaubensbekenntnis in heftigster Weise von ihm angegriffen wurde. Trotzdem, daß ein kürzeres, ergänzendes Glaubensbekenntnis dem Westminster Bekenntnis hinzugefügt worden ist, bleibt das letztere dennoch als eine hehre Urkunde und autoritative Glaubensnorm in Kraft. Das Presbyterium sah sich veranlaßt, Dr. Carter wegen des genannten Briefes zur Rechenschaft zu ziehen, wiewohl ungerne und notgedrungen, weil er auf einem Verhör bestand. In seiner Verteidigung sagte Dr. Carter u. a.:

„Der Haupteinwand gegen das (Westminster) Glaubensbekenntnis besteht nicht so sehr in dem einen oder dem andern Satz darinnen, als vielmehr in dem ganzen Geist und Ton des Bekenntnisses. Kurz gesagt, was in diesem Bekenntnis verkehrt ist, ist der darin zum Ausdruck gelangte Gottesbegriff. Einer der Presbyterien machte den unglücklichen Vorschlag, daß „die Liebe Gottes in einer Fußnote des Bekenntnisses Platz finden sollte". Es ist besser, daß man die Liebe Gottes in einer Fußnote zum Ausdruck bringe, als gar nicht. — Jeder Prediger und jeder Aelteste muß bei dem Eintritt in sein Amt sich immer noch zu der Westminster-Konfession bekennen, als dem in der Heiligen Schrift geoffenbarten Lehrsystem, und jeder Spötter kann der Presbyterianerkirche dieses System zum Vorwurf machen. Ich bin überzeugt, daß es keine Ruhe und keinen Frieden geben wird, bis dieses System von der Kirche ebenso völlig aufgegeben wird, wie das in „der kürzeren Erklärung" geschieht. Wäre Calvin heute am Leben, so würde er selbst Vorsitzer des Revisionskomitees sein. — Es gibt keinen solchen Gott, wie den Gott des Westminster Glaubensbekentnisses. Es gibt keine solche Welt, wie die „Welt" dieses Bekenntnisses. Es gibt keine solche Ewigkeit, wie die „Ewigkeit" dieses Bekenntnisses. Es ist alles unreif, irritierend, und bitterfalsch. Wenn kein anderer es sagen will, so will ich es sagen. Der hartherzige, kalte, strenge Gott dieses Bekenntnisses, in welchem die Liebe keinen Platz findet, ist nicht unser Gott."

Dr. Carter schloß seine Bemerkungen mit der Bitte an das Presbyterium, ihn in seine Setllung wiedereinzusetzen, zum Beweis, daß es in der Presbyterianerkirche ein größeres Maß theologischer Freiheit gebe, als zuvor existierte. Das Presbyterium handelte im Einklang mit dieser Aufforderung, und sprach sich zu Gunsten einer neuen Betonung „des kürzeren Aus-

spruchs", als „die gegenwärtige, lebenskräftige Glaubensstellung der Presbyterianerkirche" aus.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Entscheidung im Einklang mit der allgemeinen Gesinnung, wenn nicht der Prediger, so doch der Laien der amerikanischen Presbyterianerkirche ist.

Eine interessante Entscheidung, die von allen Kirchen Beachtung verdient, hat neulich, wie berichtet wird, das Obergericht des Staates Iowa abgegeben. In Williams, Iowa, bauten vor etlichen Jahren die Katholiken eine Kirche und sammelten dazu Unterschriften. Eine Anzahl der Gemeindeglieder unterschrieb und zahlte gegen $2000.00 unter der Bedingung, daß die Gemeinde einen Priester erhalte, der deutsch und englisch amtiere. Der Erzbischof sandte aber einen Priester, der nur deutsch verstand und antwortete auf die Beschwerde jener Unterschreiber, er habe die Macht, zu senden, wen er wolle und wer nach seinem Urteil der Gemeinde am besten dienen würde. Er weigerte sich deshalb, den deutschen Priester zurückzuziehen und auch die $2000.00 zurückzuzahlen. Da wandten sich die Kläger an die Gerichte und der Prozeß wurde bis vor das Obergericht gebracht, das nun entschieden hat, daß jene Leute ihr Geld zurückerhalten müssen. Der Vertrauensbruch seitens der kirchlichen Behörde ist also gebührend verurteilt und die Anmaßung des Erzbischofs vom höchsten Gericht des Staates zurückgewiesen worden.

Eine Kalamität. Hon. Bourke Cochran, ein bekannter politischer Redner, hielt kürzlich eine Ansprache an die Studenten eines römisch-katholischen Kollegiums über ihre Pflicht, das Volk der Ver. Staaten für Rom zu gewinnen. „Bedenkt, was eine Bekehrung der Ver. Staaten zum katholischen Glauben zu bedeuten haben würde. Bedenkt die Wichtigkeit einer solchen Bekehrung für die Wohlfahrt und Prosperität des Volkes". Urteilend nach dem, was Rom für Irland, Spanien, Italien und die Philippinen getan hat, würde eine solche Bekehrung eine große Kalamität für die Nation und die Welt bedeuten. Sie würde die Zerstörung der Gewissensfreiheit und die Vernichtung unserer Freischulen bedeuten. Sie würde unsere freie Regierung für das Volk und durch das Volk unter die Botmäßigkeit des Papstes bringen. Unwissenheit, Aberglauben und die Inquisition in moderner Auflage würden wiederkehren. Gott bewahre uns in Gnaden vor einer solchen Kalamität!

Am Allerheiligen Tag strömt man in New Orleans zu den Gräbern, und auch besonders zu dem alten St. Roachs-Friedhof mit seiner hohen und doch kleinen Kirche, wo heute noch allerlei katholische Zeremonien vorgenommen werden. Diese Kirche wurde von einem katholischen Priester, Thevis, mit eigenen Händen erbaut, und zwar infolge eines Gelübdes, das er Anno 1867 machte. Um diese Zeit wütete nämlich die Cholera und das gelbe Fieber in New Orleans. Da bat der Priester, so geht die Sage, den heiligen Vater Roach, daß er doch seine Gemeinde vor dieser Epidemie bewahren möge. Sein Gebet wurde erhört. Keins seiner Glieder wurde krank. Zum Dank dafür baute der Priester diese Kapelle. Diese Geschichte ward ruchbar und seitdem pilgern jahraus, jahrein abergläubische Katholiken zu dieser Kirche, um hier zu beten und zu danken für die erhaltene Gesundheit. So wurde dieser Kirchhof zu einem katholischen Wunderkurort. Betritt

man die Kirche, so sieht man gar bald links am Altar eine etwa acht Fuß hohe Säule, die gleich die Aufmerksamkeit fesselt. Denn diese ist mit vielen hölzernen Händen, Beinen, Füßen, Finger, Zehen u. s. w. behangen. Diese sonderbaren Gegenstände sollen nun anzeigen, daß gewisse Personen auf Fürbitte des heiligen Priesters Roach z. B. von Krankheiten an der Hand, am Fuß u. s. w. geheilt wurden. Ja, es heißt, daß sogar Jungfrauen hierher kommen und den Heiligen bitten, daß er ihnen doch einen guten Mann verschaffen möge. Hinter dem Altar liegt eine große Christusfigur, umschlossen von einem gläsernen Behälter. In den vier Ecken dieses katholischen Kirchhofs findet man armselige alte Bretterstationen, etwa acht Fuß breit, vorne ganz offen, in denen ein altes Christusbild hängt. Davor steht ein einfaches hölzernes Gestell, das die Betenden benützen. Der Kirchhof ist angefüllt mit Gräbern, die der Priester jedes Jahr am Allerheiligen=Tag einsegnet. Die ersten Gräber hier wurden für Deutsche gemacht. Am Allerheiligen=Tag wimmelt es von allerlei Menschenkindern auf diesem Kirchhof. Weiß und schwarz, wovon die große Mehrzahl der ärmeren und mittleren Klasse angehört.

Aus dem vernachlässigten Kontinent. In Central=Brasilien gibt es noch 1,300,000 wilde Urbewohner, die von der Zivilisation nur wenig oder gar nicht berührt sind. Sie setzen sich aus 300 Stämmen mit vielen Sprachen und Dialekten zusammen. Eine regelmäßige Missionsarbeit besteht nicht unter ihnen. In Paraguay wohnen gleichfalls viele solcher Stämme, die im ganzen 80,000 Menschen ausmachen und mit Ausnahme von einigen Stämmen noch ohne das Evangelium dahinleben. Auf dem Gebirgszug der Anden, der sich durch Bolivia, einen Teil von Peru und durch Ecuador erstreckt, leben drei Millionen dieser niedrigen Menschenrassen, von denen allerdings der größere Teil nicht mehr so ganz vertiertert ist; aber das Evangelium wird auch unter ihnen noch nicht geboten. Und ähnlich steht es mit den unzähligen Stämmen Wilder oder Halbwilder in den übrigen Staaten Süd=Amerikas. Unter all den Bewohnern des Erdteils leben diese Wilden, unter denen es auch noch Kannibalen gibt, vielfach in durchaus zugänglichen Gegenden, deren Klima erträglich, ja zum Teil auch schön zu nennen ist.

Ausland.

Zwei wichtige kirchliche Gründungen. Bekanntlich strebt man in deutschen protestantischen Kreisen darnach, der protestantischen Kirche aus ihrer Ohnmacht und Zersplitterung aufzuhelfen durch eine mehr einheitliche Zusammenfassung aller protestantischen Sonderkirchen. Da aber in diesen Dingen die Theologen fast immer das große Wort führen, so ist bei allen Theologen streng lutherischer Richtung stets das große Bedenken vorherrschend, sie möchten durch zu engen Zusammenschluß mit der unierten Kirche zu viel von dem lutherischen Bekenntnis preisgeben müssen. So läßt man den einheitlichen Feind, den Ultramontanismus, unter dem günstigen Staatswind munter weiter segeln und zaudert mit dem ernsten Zusammenschluß mit allen andern Protestanten, der nötig ist, um dem frechen Auftreten des Ultramontanismus ein energisches Halt entgegenschleudern zu können.— Doch ist trotz aller Bedenklichkeiten und Hindernisse ja ein „evangelischer Kirchenausschuß“ zu stand gekommen, aber freilich wie? und was für einer? Wir geben hier einem Korrespondenten der „Studierstube“

das Wort, der das Ergebnis der langen Verhandlungen zusammenfaßt in folgende Sätze:

1. Die ganze Angelegenheit, bei der, wenn je, die evangelische Christenheit im weitesten Sinne des Wortes beteiligt war, ist von vornherein mit großer Aengstlichkeit hinter verschlossenen Türen verhandelt worden. Kaum daß hier und da ein Tropfen aus den oberen Gemächern in die untern Regionen der gewöhnlichen Sterblichen sickerte. Es mochte ja Ursache genug dazu vorhanden sein, wenn es bei dem „Einigungswerk“ dem Vernehmen nach etwas uneinig zuging. Aber zu verbergen ist dergleichen ja auf die Dauer heutzutage doch nicht mehr. Auf einem derartigen Betriebe kann jedenfalls kein Segen für die evangelische Gemeinde, für die große evangelische Sache ruhen.

2. Die Kirchenregierungen führten von vornherein einzig und allein das entscheidende Wort oder vielmehr, sie sprachen das einzige Wort. Gemeinden, Synoden, kirchlich verdiente Männer, Vertreter der theologischen Wissenschaft u. s. w., sie kamen nicht zu Worte und sollen nicht zu Worte kommen. Wenigstens nicht in absehbarer Zeit, und dann erst, wenn es den Kirchenregierungen genehm scheint.

3. Aus dem Gesagten folgt unmittelbar, daß die neue Einrichtung, der deutsche evangelische Kirchenausschuß, im grunde nichts weiter als die seit einem halben Jahrhundert bestehende Eisenacher Konferenz mit einem neuen Gewand bekleidet, für das kirchliche Leben als solches so gut wie bedeutungslos sein wird. Sie ist und wird bleiben ein totgeborenes Kind, darüber mache sich niemand ein Hehl. Die Einheit deutscher evangelischer Landeskirchen, dargestellt durch Vertreter von Kirchenregimentern, wenn das nicht auf dem Gebiet der deutschen Reformation eine contradictio in adjiecto ist, dann gibt es wahrlich keine.

Es hieße, um einen trivialen Vergleich anzuwenden, mit Kanonen nach Spatzen schießen, wenn man über eine so unwürdige, unevangelische, unbedeutende Angelegenheit wie dies Ergebnis der Einheitsbestrebungen der deutschen evangelischen Landeskirchn überhaupt noch Worte verlieren wollte.

Also der deutsch-evangelische Kirchenbund, der erstrebt war, ist unter dem ängstlichen Gebahren der Kirchenregierungen zu einem kleinen, lächerlichen Mäuslein zusammen geschrumpft, das von den katholikenfreundlichen Staatsorganen ganz vornehm ignoriert wird, wie man das gewahr wurde, als es sich um den Widerruf von § 2 des Jesuitengesetzes handelte. Der Protest des sog. Kirchenausschusses wurde vom Kanzler von Bülow ganz einfach bei Seite gelegt.

Die Kirchenregierungen liegen ihrerseits ohnmächtig in den Banden des Staates, der schon dafür sorgt, daß die evangelische Kirche nicht zu einer Macht wird, die ihm unbequem werden könnte in seinem Paktieren und Handeln mit Rom. Da ist also nichts zu hoffen, zumal der Kirchenausschuß seinen Sitz in Berlin hat, wo man so lange schon sich auf den Handel mit dem Zentrum eingeübt hat!

Dieses traurige Ergebnis der Einheitsbestrebungen hat nun aber die Wirkung gehabt, daß nur um so mächtiger im Volk der Drang erwachte, was die Kirchenregierungen verdorben, resp. verhindert haben, nun gut zu machen durch freie Vereinigungen, in welchen nicht die regierenden Herren allein das Wort führen.

So sind denn Ende Oktober vorigen Jahres zwei Versammlungen

gehalten worden, über die wir hier ausführlich berichten wollen nach den Berichten, die für's Januarheft uns noch nicht zur Verfügung standen.

1. Die Gründung einer freien deutschen evangelischen Konferenz in Leipzig. Wir geben wörtlich den Bericht der „Reformation":

„Am 25. Oktober v. Js. hat sich in Leipzig unter dem Vorsitz des Geh. Kirchenrats Dr. Pank, nicht im Gegensatz zu dem Wormser Synodaltage, aber neben ihm und mit anderem Arbeitsplan, eine freie deutsche evangelische Konferenz gebildet, die eine Sammlung und Zusammenschließung der ganzen evangelischen Volkskraft zur Wahrung unserer Gesamtinteressen erstrebt. Es waren 60 angesehene und führende evangelische Männer aus allen Teilen des Deutschen Reiches zusammengekommen, darunter als Führer des Evangelischen Bundes, Dr. Mayer-Zwickau, Dr. Nippold-Jena, Dr. von Bamberg-Gotha, auch der Herausgeber der „Christlichen Welt", Dr. Rade, und eine ebenso große Zahl Eingeladener hatte unter dem Ausdruck des Bedauerns, nicht erscheinen zu können, ihre warme und lebhafte Zustimmung ausgesprochen.

Die einleitenden Referate lagen in den Händen der Herren Geheimer Rat Professor Dr. Wach-Leipzig und Generalsuperintendent Dr. Kaftan-Kiel.

Beide Referenten wiesen mit Nachdruck auf das wachsende Fortschreiten des Ultramontanismus und die Ohnmacht der evangelischen Kirchen im öffentlichen und politischen Leben Deutschlands hin, die immer energischer und unaufhaltsamer zum Sammeln und Zusammenschluß hindrängen. Die evangelische Kirche beanspruche durchaus, ein selbständiger Faktor in unserm öffenlichen Leben zu sein. Die Nichtbeachtung, die dem deutschen evangelischen Kirchenausschuß bald nach seinem Inslebentreten seitens der maßgebenden politischen Faktoren widerfuhr, sei zwar mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen, aber sie sei typisch, da die Staatsmänner, auch aufrichtig fromme Staatsmänner, sich gewöhnt haben, die Kirche lediglich als Staatsdepartement zu betrachten. Dem gegenüber gelte es, sich zusammenzuschließen. Zusammenschluß sei die Losung unserer Zeit. Die Vereine für Innere und Aeußere Mission, der Gustav-Adolf-Verein, der evangelische Bund, die Vereine auf dem Gebiete des sozialen Lebens, auch der deutsche evangelische Kirchenausschuß, seien aus diesem Streben geboren, und auch der Frankfurter Arbeitsausschuß mit seinem Rufe nach Worms und ebenso die Zentralstelle für das evangelische Deutschland erstreben nichts anderes als Sammlung der Kräfte.

Diese Sammlung kann entweder in verfassungsmäßiger, gesetzlich organisierter oder in freier, vereinsmäßiger Form sich vollziehen; die erstere ist im evangelischen Kirchenausschuß, die zweite im Evangelischen Bund ausgeprägt. Aber der Kirchenausschuß ist einseitig regimentlich und bedarf daher der synodalen Ergänzung. Jedoch ist die Ergänzung nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht so bald erreichbar, da sie nur auf geordnetem, verfassungsmäßigen Wege herbeigeführt werden kann. Das ist der Grund, daß sich diese freie deutsche evang. Konferenz bilden soll, die bei aller Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen synodalen Ergänzung vielmehr ein Sammelpunkt und ein Bindeglied sein will, in welchem die verschiedenen Gruppen und Vereine unter einander Fühlung gewinnen und zur Verständigung und zum gemeinsamen Vorgehen gelangen, eine Vereinigung aller durch solche Männer, die als führende Persönlichkeiten der verschiedenen Landes-

kirchen oder als Leiter und Vertreter der großen, gesamtdeutschen Korporationen die Sondergruppen hinter sich haben.

Das Gebiet der Tätigkeit der Konferenz ist weder die Theologie, noch das Eigenleben der einzelnen Landeskirchen, sondern das Gesamtleben des deutschen evangelischen Volks als solches in allen seinen Betätigungen.

Die vom Superintendenten Dan. Müller-Rheydt gegebene Anregung, nach Art des ehemaligen evangelischen Kirchentages, durch öffentliche Versammlungen das ganze evangelische Volk für die Interessen der Kirche zu gewinnen, wird von der Versammlung zwar als eine wichtige Aufgabe der Konferenz erachtet, aber späterer Entschließung vorbehalten.

Durch einstimmigen Beschluß wurde alsdann die „Freie deutsche evangelische Konferenz“ mit dem Sitz in Leipzig gegründet und ihr Tätigkeitsgebiet wie oben angegeben, festgestellt. Ein vorläufig auf ein Jahr gewählter Vorstand, mit Dr. Pank als dem Vorsitzenden, wurde mit der Vorbereitung und Einberufung einer neuen Zusammenkunft im Laufe des nächsten Jahres beauftragt.

Dann schritt die Versammlung zur Verhandlung über die Frage einer Kundgebung, betr. einer synodalen Ergänzung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses. Nach längerer, eingehender Debatte wurde ein von Geh. Rat Dr. Wach und Grafen von Hohenthal-Dölkau gemeinsam eingebrachter Antrag nahezu einstimmig, gegen eine dissentierende Stimme, angenommen. Derselbe hat folgenden Wortlaut:

> „Die Versammlung ist erfüllt von der Ueberzeugung, daß der im evangelischen Kirchenausschuß angebahnte verfassungsmäßige Zusammenschluß der deutschen Landeskirchen seine Erweiterung erfahren muß durch eine ergänzende synodale Vertretung.
>
> Aber sie nimmt von einer auf diese Forderung gerichteten Vorstellung an maßgebender Stelle vorerst Abstand in der sicheren Erwartung, daß die Kirchenregierungen und Synoden es an der Initative zur Erreichung dieses Ziels nicht werden fehlen lassen.
>
> Die in der freien deutschen evangelischen Konferenz zu fortgesetzter Arbeitsgemeinschaft vereinigten Männer erachten die Arbeiten zur Erfüllung dieser Forderung als eine ihrer vornehmsten Aufgaben.“

Ein weitergehender Antrag wurde, um keinen Dissens in die Versammlung zu bringen, zurückgezogen.

Die von großem Ernst und erhebender Einmütigkeit getragenen Verhandlungen machten auf alle Versammelten tiefen Eindruck und erfüllten sie mit der freudigen Gewißheit, daß die Leipziger Konferenz ein verheißungsvolles Samenkorn für die kräftige Betätigung des evangelischen Gemeindebewußtseins und für eine segensreiche Entwicklung der evangelischen Kirchen Deutschlands sein wird.

2. Der Wormser Synodaltag. Wenige Tage nach der freien deutschen evangelischen Konferenz in Leipzig trat am 31. Oktober in Worms eine Versammlung ins Leben, die ähnliche Ziele erstrebt, wie die eben genannte Leipziger Konferenz.

Von vornherein war dieser Tagung allerlei Vorurteil entgegengebracht worden, da man den Ausdruck „Synodaltag“ bemängelte, insofern die etwa Zusammentretenden ja gar kein Mandat hätten, und somit nicht den verfassungsmäßigen, kirchenrechtlichen Charakter hätten, um im Namen kirchlicher Synoden zu handeln.

Die Versammlung war aber von dem „Frankfurter Arbeitsausschuß", der sie einberief, so gedacht, daß an ihr Synodalabgeordnete aus verschiedenen Landeskirchen sich frei vereinigen sollten. D. h. die betr. Synodalabgeordneten sollten nicht etwa extra ad hoc gewählt werden. Sondern die Synodalabgeordneten werden für bestimmte Synodalperioden gewählt oder ernannt, einerlei, wie oft innerhalb solch einer Periode, die meist zwischen 3—6 Jahren schwankt, eine wirkliche Tagung stattfindet. Unter allen Umständen ist der für diese Periode gewählte oder ernannte Synodalabgeordnete als solcher Träger eines Synodalmandates, das ihm das Vertrauen des Landesherrn oder seiner Wähler übertragen hat. Genau so, wie Land- und Reichstagsabgeordnete für die Dauer der Legislaturperiode Inhaber eines Mandates sind, auch zu den Zeiten, da Land- oder Reichstag nicht vereinigt sind.

Solche Männer also waren zur Wormser Tagung eingeladen. — Die Versammlung kam denn auch zu stande und nach einem Bericht waren gegen 700 Teilnehmer anwesend. Der weitaus größte Teil der Anwesenden waren — nach einem kritisch gerichteten Berichterstatter — Geistliche aus dem Großherzogtum Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und der Rheinpfalz; während dagegen die preußische Landeskirche nur mit 15 Gästen vertreten war. Das Laienelement, meint der Korrespondent, war so gut wie gar nicht vertreten. Dem widerspricht ein anderer und meint, das Laienelement war recht gut vertreten.

Der Bericht über diese Wormser Tagung ist im Druck erschienen, liegt uns aber nicht vor.*)

Wir müssen uns nun leider kurz fassen über den Verlauf der Tagung selbst, um den Raum nicht zu sehr zu überschreiten.

Den Begrüßungsabend eröffnete General-Direktor Dietze aus Frankfurt a. M., welcher über das Ziel der Vereinigung sich äußerte. In der Hauptversammlung am 31. Oktober kamen drei Referate zur Verlesung. Zuerst sprach Pfr. Cordes aus Hamburg über: „Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche Deutschlands, namentlich im Hinblick auf das öffentliche Leben." Sodann behandelte Prof. v. Kirchenheim-Heidelberg „Die Vereinigung der Synodalen". Pfr. Wahl-Langen redete über: „Die Rückwirkungen der Organisation auf das evangelische Bewußtsein, die Hebung des synodalen Lebens und die Belebung und Vertiefung evangelischer Gemeindearbeit.

Am Nachmittag fand eine Feier am Lutherdenkmal statt, bei welcher Prof. Dr. Lemme Luthers als des gewaltigen Geisteshelden gedachte, welcher den Schäden seiner Zeit furchtlos entgegengetreten war. Er wünschte, daß der evangelischen Kirche kraftvolle Persönlichkeiten mit diesem Geist beschert sein möchten, welche die Schäden der Zeit bekämpften, auf eine freie Kirche im freien Staate hinarbeiteten mit dem Ziele einer starken, geeinten deutsch-evangelischen Volkskirche.

Am Abend sprachen in der öffentlichen Volksversammlung nochmals drei Männer über: „Die Botschaft der evangelischen Kirche an das deutsche Volk", welches Thema dreifach variirt war: „Die evangelische Kirche und das geistige Leben der Nation" (v. Sup. Trümpelmann); „Die evangelische Kirche und das politische Leben" (v. Justizrat Dr. Lucius); „Die evangelische Kirche und das soziale Leben" (v. Pfr. Werner).

*) Der Synodaltag zu Worms am 31. Oktober 1904. Bericht über Verhandlungen und Feiern vom Arbeitsausschuß. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. Gr. Okt. 6 Bogen. Preis: 0.50 M.

Als praktisches Ergebnis der Tagung sind die folgenden Resolutionen und der Antrag anzusehen, welche auch die Bahn des nächsten weiteren Handelns vorschreiben:

I. Resolution. Die in Worms versammelten deutschen Synodalen erklären angesichts der öffentlichen Zustände das Folgende:

Wir beklagen, daß im Heimatland der Reformation die evangelische Kirche nicht den Einfluß im öffentlichen Leben der Nation ausübt, die der geschichtlichen Aufgabe und geistigen Bedeutung des Protestantismus entspricht. Wir finden es unerträglich, daß von der Reichs- und Staatspolitik zur Erlangung äußerer Machtmittel dem Ultramontanismus Zugeständnisse gemacht werden, die dem deutsch-nationalen und protestantischen Volksempfinden widerstreiten.

Eine Hauptursache dieser beklagenswerten Zustände erblicken wir auf unserer Seite im Mangel an Einigkeit zum praktischen Handeln, in der weitverbreiteten Gleichgültigkeit und in dem Mangel an Verständnis für die Aufgaben der evangelischen Kirche im öffentlichen Leben.

Zur Besserung der beklagten Zustände erstreben wir:

1. daß überall evangelisches Gemeindeleben kraftvoll gepflegt werde und namentlich die Männerwelt, die es so vielfach an kirchlichem Interesse fehlen läßt, für die kirchliche Mitarbeit zurückgewonnen werde;

2. daß — ohne uns für eine bestimmte Parteipolitik zu erklären — alle deutsch-evangelischen Männer bei Reichs-, Landtags- und Gemeindewahlen auch auf kraftvolle Vertretung der Lebensinteressen des Protestantismus, die im grunde auch die des deutschen Volkes sind, bedacht seien;

3. daß der deutsch-evangelische Kirchenausschuß durch eine geordnete Vertretung der synodalen Organe ergänzt und dadurch zu einer wahrhaft volkstümlichen Gesamtvertretung der deutsch-evangelischen Kirche ausgebaut wird.

II. Antrag. Der I. deutsche Synodaltag zu Worms am 31. Oktober 1904 beschließt, auf grund der gefaßten Resolution, die Bildung eines freien Verbandes deutscher, evangelischer Synodalen.

Zweck des Verbandes ist, das gemeindliche und synodale Leben zu stärken und die kirchlichen Einheitsbestrebungen auf synodaler Grundlage zu fördern.

1. Mitglied dieses freien Verbandes kann jeder evangelische Synodale werden, der einen Jahresbeitrag von mindestens drei Mark zahlt.

2. Mit der Führung der Geschäfte wird ein Ausschuß beauftragt, der gebildet wird aus dem bestehenden Arbeitsausschuß und den von diesen durch Zuwahl zu bestimmenden Mitgliedern bis zur Mindestzahl von 36.

3. Der Ausschuß wird beauftragt:

a) bei den deutschen Synoden und Kirchenregierungen dahin zu wirken, daß zur Stärkung des Deutsch-evangelischen Kirchenausschusses diesem eine synodale Vertretung an die Seite gestellt werde;

b) sobald es der Zweck des Verbandes erfordert — mindestens aber einmal jährlich — eine Wiederholung des Synodaltages in die Wege zu leiten und die erforderlichen Vorarbeiten zu erledigen.

Wir glauben, daß mit diesem Bericht unsere Leser über diese beiden Neugründungen, resp. deren Zwecke und Ziele, genügend orientiert sind, um später etwaige Berichte über weitere Verhandlungen derselben verstehen zu können.

Bemerkt sei noch, daß nach wie vor die Wormser Tagung allerlei Kri-

tiker findet, sowohl im konfessionell-orthodoxen und überhaupt dem konservativen Lager, als auch in dem des Liberalismus. Namentlich der politische Liberalismus, der lieber mit dem Ultramontanismus konspiriert, als echt evangelisches Glaubensleben fördert, begeifert mit besonderer Feindschaft das neue Unternehmen der Wormser Tagung. — Wir hoffen aber, daß unter Gottes Leitung diese neue Gründung zu einem Segen für das evangelische Volk Deutschlands werden möge.

Der Fall Fischer. Deutsche Kirchenblätter berichten, je nach ihrer Parteistellung über den Fall Fischer in sehr verschiedener Weise. Wir geben die Tatsache, wie sie in „Ref." zu finden ist:

Ein Fall gröbsten Aergernisses liegt vor. — Der landeskirchliche Pfarrer Dr. Max Fischer in Berlin hat nach unwidersprochenen Zeitungsberichten bei Gelegenheit des Protestantentages in einer öffentlichen Versammlung am 5. Oktober in seinem Vortrage: „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittelung an die Gemeinde" neben anderen ärgerniserregenden Aeußerungen auch folgende Sätze gesprochen:

„Scharf abzulehnen ist die Christusanbetung, die offen oder verhüllt vielfach an die Stelle der Gottesanbetung getreten ist. Jesus kann nicht Gegenstand der Religion, nicht Gegenstand der Anbetung sein. Gottes- und Christuslehre ist nicht mehr ineinander zu mischen. Letztere gehört auf die menschliche Seite des religiösen Verhältnisses, in die Lehre vom Menschen; hier hat auch das Bild des geschichtlichen Jesus seine Stelle."

Gegen diese Auslassungen Fischers wird nun in entschiedener Weise im positiven Lager Front gemacht und gefordert, daß die kirchlichen Behörden Lehrzucht eintreten lassen sollen. Im liberalen Lager aber tut man ganz erstaunt, daß dem unschuldigen Knaben so scharf zugesetzt wird. Die kirchlichen Instanzen aber scheinen keinen Finger zu rühren in dieser Sache. Und was wollen sie auch tun? Wenn nicht die Kirche, die Synode als solche, sich in Masse erhebt gegen das freche Gebahren der kirchlichen Neologen, so sind die oberkirchlichen Behörden ohnmächtig. Fischer zieht ja doch bloß die Konsequenzen der Lehren Harnacks. Harnack aber ist wohlbestallter Professor der Theologie in Berlin! Warum soll ein Pastor in Lehrzucht genommen werden, wenn er das lehrt, was ein anerkannter Professor der Theologie selbst ganz offen als seine Lehre im Volk zu popularisieren sucht? Da wird es wohl auch bei Matth. 13, 30 sein Bewenden haben müssen, so lange die Kirche als Magd des Staates ohnmächtig zusehen muß, wie der Staat Professoren anstellt und protegiert, die den evangelischen Glaubensgrund stürzen und ihren rationalistischen Kohl als das „Evangelium Jesu" zu verbreiten suchen.

Die in dem lothringischen Grenzort Spittel unter der Böhmenkolonie stattfindende Uebertrittsbewegung zum Protestantismus nimmt immer größere Dimensionen an. In der in Metz erscheinenden „Volksstimme", dem Organ des Zentrums, waren den Uebergetretenen die verwerflichsten Motive untergeschoben worden. Unter anderm stand zu lesen: Der Vater einer der übergetretenen Böhmenfamilien habe erklärt, er habe Geld bekommen vom evangelischen Pfarrer und bekomme noch im ganzen 50 Mk. pro Kopf. Ferner behauptete die „Volksstimme", die Uebergetretenen seien zur Verbrennung von Bildern angehalten worden; sie hätten die Wassertaufe empfangen u. s. w. Demgegenüber erklären nun die betreffenden

böhmischen Konvertiten in einem an die „Volksstimme" gerichteten Briefe, daß an dem allen kein wahres Wort sei; nicht der evangelische, sondern der katholische Pfarrer habe ihnen Geld angeboten, damit sie katholisch bleiben sollten. Sie würden die unwahren Behauptungen der „Volksstimme" mit einer gerichtlichen Klage beantworten. Die „Metzer Ztg.", die bezüglich der Uebertrittsbewegung an Ort und Stelle nähere Erkundigungen einzog, schildert diesen Bestechungsversuch folgendermaßen: Samstagabend sei der Bergwerksdirektor bei dem evangelischen Pfarrer Karstens gewesen und berichtete, der katholische Kaplan sei eben bei ihm gewesen und habe ihm mitgeteilt, der evangelische Pfarrer hätte jedem Katechumenen eine Summe Geldes für den Uebertritt bezahlt. Die beiden Herren begaben sich nun zu dem betreffenden Böhmen, den der Kaplan als Zeugen angeführt, welcher in feierlicher Weise beteuerte, daß der protestantische Pfarrer ihm weder Geld gegeben noch versprochen habe, „der Kaplan jedoch sei bei ihm gewesen, habe ihm von 50 Mk. geredet, die eventuell gegeben werden könnten, worauf er dann erwidert habe, selbst wenn ihm 500, ja 700 Mk. versprochen würden, würde er von seinem Vorhaben nicht abgehen." Die gerichtliche Verhandlung wird über diese Angelegenheit Klarheit schaffen. Auf die Frage nach dem Grund ihres Uebertritts haben die Böhmen der „Metzer Ztg." zufolge dem evangelischen Pfarrer die Los von Rom-Bewegung in Oestreich angeführt; da ihnen in Lothringen keine Schwierigkeiten erwüchsen, wollten sie jetzt ihr Vorhaben vollenden.

Fiasko des Einzelkelchs. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß für den Einzelkelch in weiteren Kreisen Stimmung zu machen versucht ward. Mehrere Monate hindurch wogte der Kampf heftig für und wider, und nun? wer redet jetzt noch vom „Einzelkelch"? Trotz Spitta und Josephson: Der gesunde Sinn der Gemeinde hat ihn abgelehnt; die wenigen Gemeinden, die ihn übereilig angenommen haben, kommen kaum in Betracht (vielleicht schaffen sie ihn auch schon wieder ab). Die letzte Nummer der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst", die vordem nichts anderes mehr schrieb, sagt kein Sterbenswörtchen mehr davon; selbst Geschäftsleute, wie Jul. Aßmann und Frau Dilloo, die schnell so schöne und billige „Einzelkelche" anpriesen, sparen die Inserationskosten dafür; sie werden die Ware nicht los.

In den letzten Wochen gingen uns noch zwei treffliche Schriften zu: Die moderne Abendmahlsreform, biblisch, dogmatisch und praktisch beleuchtet von (unserm Freunde) Paul Gerhard, Pastor zu St. Elisabeth in Breslau (0.45 Mk.) und eine andere von einem rheinischen Pfarrer „Ist der Einzelkelch eine neutestamentarische Einrichtung?" (Hagen i. W., O. Rippel, 16 S.). Sie lehnen beide den Einzelkelch entschieden ab. Leider (oder auch glücklicherweise) kamen sie fast zu spät. Wer sich aber ein Andenken an die wunderbare Bewegung des letzten Jahres aufheben oder für zukünftige Fälle gerüstet sein will, der lasse sie sich kommen. (Aus „Positive Union".)

Literatur.

Im eigenen Verlag ist erschienen: Geschichten der Bibel. Zum Gebrauch für Wochen- und Sonntagschulen. Mit Sprüchen, Liederversen und Fragen versehen. 330 Seiten nebst 4 farbigen Karten. Preis: 50c.

Es ist das längst erwartete und besprochene neue Buch, das die Stelle

der alten biblischen Geschichte einzunehmen bestimmt ist. Wer das alte Buch bisher gebraucht und kennen gelernt hat, dem werden die Vorzüge des neuen sofort in die Augen fallen. Im Alten Testament sind jetzt 69 Geschichten, die in acht Abschnitte eingeteilt sind. Voran steht dem Alten Testament die ganze Inhaltsangabe; ferner die neuausgearbeitete Zeittafel in zwei Teilen: 1. Von der Schöpfung bis zum Tempelbau. 2. Von der Teilung des Reiches bis zur babylonischen Gefangenschaft. Hier sind die Könige Judas und Israels nebst den Propheten synchronistisch neben einander gestellt; was sehr dankenswert ist. 3. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Geburt Christi.

Zuletzt kommt als Anhang zum Alten Testament: 1. Etliche Psalmen. 2. Die Verkündigung der Propheten vom kommenden Erlöser. 3. Israels Geschichte nach der Rückkehr bis zu Christi Geburt.

Im Neuen Testament sind jetzt 59 Geschichten in fünf Hauptteile eingeteilt. Ferner ein Anhang: 1. Namen der biblischen Bücher. 2. Biblische Münzen, Maße und Gewichte nach unserm Gelde u. s. w. Ferner vier hübsche Karten.

Die werten Synodalen werden ja nicht versäumen, sich dieses neue Buch kommen zu lassen und sich dann bald selbst von dessen Vorzügen gegen das alte Buch zu überzeugen.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu: Kögel, Lic. Dr. Julius: „Der Sohn und die Söhne.“ Eine exegetische Studie zu Hebräer 2, 15—18. Preis: 3 M. „Heft 5/6 des VIII. Jahrg. der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie.“ Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Preis per Jahrgang 10 M.).

Die geschichtliche Methode beginnt, sagt der Verfasser, je länger je mehr auch das Gebiet der Exegese zu beherrschen. D. h. man fragt jetzt wenig mehr danach, genau und exakt heraus zu arbeiten und genau wieder zu geben, was der Verfasser hat sagen wollen. Die neueren Ausleger suchen nur die „geschichtliche Einreihung“ vor allem festzustellen und danach auszulegen. D. h. man konstruiert sich die Religionsgeschichte nach einem gewissen angenommenen Schema und dann fügt man die Schriften ein und läßt sie das sagen, was nach den vorausgesetzten Geschichtskonstruktionen zu erwarten ist. — Im Gegensatz gegen diese Methode hat nun Verfasser sich bemüht, möglichst exakt gerade den Gedanken des Verfassers nachzugehen und sie klar ins Licht zu stellen. Der exegetische Teil gibt die Erklärung des Abschnittes Hebr. 2, 5—18; dann folgt eine Paraphrase desselben. Zuletzt kommen: Ergebnisse und Folgerungen: In Bezug auf die Bedeutung des Abschnittes; — Die Christologie des Briefes; — Die äußern Verhältnisse des Briefes. Verfasser gedenkt in einem zweiten Heft eine eigene Abhandlung über die Bedeutung des Logosbegriffes im Heb. Br. folgen zu lassen.

Obgleich diese kleine Abhandlung von 141 Seiten nur einen ganz kleinen Abschnitt des Heb. Br. behandelt, so ist sie doch eine sehr dankenswerte Arbeit. Sie hat, man möchte sagen, das Herzblatt des christlichen Glaubens zur Behandlung ausgewählt. Sie zeigt, wie sehr der Schreiber des Briefes durchdrungen ist von der gleich zu Anfang aufgestellten These: Gott hat zu uns geredet in einem der Sohn ist. Die Würde des Sohnes, seine Stellung zur Menschheit als Herzog ihrer Seligkeit, die Notwendigkeit seiner Menschwerdung und Erniedrigung bis zum Tod am Kreuz, die sühnende Bedeutung

seines Todes, die aus der Hingabe in den Tod folgende Erhöhung zur Herrscherstellung, seine in die Gegenwart und Zukunft reichende fortgehende Mittlertätigkeit — das alles wird ohne jeden polemischen Seitenblick und Seitenhieb auf die entleerende Exegese der Neologen klar und bestimmt festgestellt als der Sinn des Hebräerbriefes. Wenn die rationalistische Theologie die Sohnschaft Christi auf eine Stufe mit der der Menschheit herabdrückt und mit dem Versöhnungstod und Mittleramt Jesu nichts anzufangen weiß, so stellt dagegen der Verfasser hier fest, daß allerdinge „Der Sohn und die Söhne“ aufs Engste zusammen gehören, aber ganz anders, als die entleerende Theologie das will. Er ist der ewige Sohn, nicht etwa bloß der Idee nach, sondern auch methaphysisch. Wir werden Söhne nur infolge der durch ihn geschaffenen Erlösung und Versöhnung.

Hier steht das alte, feste, unumstößliche Zeugnis: Ein jeder muß wählen und entweder Ja oder Nein dazu sagen. Sagt er nein, wie die Neologen, so sei er so ehrlich und scheide aus einer Kirche aus, die auf das Bekenntnis der ewigen Gottessohnschaft Jesu Christi gegründet ist.

Aus demselben Verlag kam uns zu: „Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600“. Eingeleitet und herausgegeben sowie zusammenfassend dargestellt von Johann Michael Reu, Professor der Theologie am lutherischen Wartburg-Seminar zu Dubuque, Ja. Drei Teile in vier Bänden. 1. Teil: Quellen zur Geschichte des Katechismus-Unterrichts. 1. Band: Süddeutsche Katechismen. Preis: 16 Mk., geb. 18 Mk.

Das ist ein großartig angelegtes Werk; es ist auf vier Bände berechnet. Entsprechend der Tatsache, daß der Katechismus im 16. Jahrhundert an oberster Stelle stand, werden die Quellen des Katechismus-Unterrichts in zwei Bänden gegeben. Der erste von beiden bietet die süddeutschen Katechismen dar, der zweite soll die norddeutschen bringen. Der dritte Band, der auch zunächst erscheinen soll, wird die Quellen zum biblischen Geschichtsunterricht wie zu dem Unterricht in der Heiligen Schrift überhaupt enthalten, während der Schlußband eine zusammenfassende Darstellung des ganzen kirchlichen Unterrichts in der angegebenen Zeit an der Hand der mitgeteilten Quellen darreichen soll.

Wie viel Lust und Liebe zur Sache, wie viel Gelehrsamkeit und wie viel unverdrossener Fleiß in dieser Arbeit zur Erscheinung kommen, kann nur der ermessen, der die Schwierigkeit bei der Durchforschung und Herbeibringung des weit entfernten und zerstreuten Materials erwägt. Bibliotheken, Antiquariate und dafür interessierte Gelehrte haben dazu helfen müssen, die Sammlung möglichst genau und vollständig zu machen. Gewiß ist das Werk zunächst für Fachleute geschrieben, und der geehrte Verfasser wird sich den Dank derselben verdienen. Aber auch jeder Pastor und Lehrer findet in den dargebotenen Quellen eine reiche Fülle erbaulichen katechetischen Materials. Hier kann man auch sehen, wie jene alten Katechismen für das Fassungsvermögen und Heilsbedürfnis der Jugend ein besseres Verständnis hatten, als eine spätere Zeit, da innerhalb der lutherischen Kirche die ganze Theologie der Konkordienformel in die katechetischen Lehrbücher hineingearbeitet wurde. Die süddeutschen Katechismen sind gruppiert in 1. Elsässische Katechismen. 2. Pfälzische und badische Katechismen. 3. Württembergische Katechismen. 4. Bayerische Katechismen. Wen interessiert es nicht, Butzers

Katechismus von 1534, den Heidelberger Katechismus von 1563, Brenzens Katechismus von 1535 und die Nürnberger Katechismuspredigten von 1533 im Urdruck vor sich zu haben? Dazu sind noch 34 andere Katechismen, Auslegungen, Fragstücke u. s. w. in dem dicken Bande enthalten. Wüßte man es sonst nicht schon längst, hier tritt es einem wieder vor Augen, wie die Reformatoren erster und zweiter Generation auf den kirchlichen Unterricht der Jugend das allergrößte Gewicht gelegt haben. Unsere Zeit kann noch viel von ihnen lernen. Wenn der Herausgeber des Werkes neulich eine ganz vortreffliche Erklärung zu Luthers Katechismus herausgab, so hat er ohne Zweifel durch das eindringede Studium dieser alten Quellen viel profitiert. Wir freuen uns, daß ein sonst viel beschäftigter deutscher Professor in Amerika Zeit findet und Interesse genug dafür hat, ein Werk herauszugeben, das der Wissenschaft im besondern und auch der deutschen Kirche für die gegenwärtigen Verhältnisse dienen soll. A. M.

Aus Zeitschriften.

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“ brachte im 11. und 12. Heft des abgeschlossenen Jahres folgende Artikel: Vom Wirken und Wohnen des göttlichen Geistes in der Menschenseele. (Schluß). — Der erste antinomistische Streit. (Schluß). — Geist und Körper. Von Dr. Hoppe. — Die Religionsgeschichte und das Neue Testament. Von Prof. D. Nösgen. — Christus in seinem Verhalten zu den Zwölfen ein Vorbild in der Seelsorge. Von Pastor Schulz. — Die chronologisch-christologische Hauptstelle im Danielbuche. Von Dr. Ed. König.

Das Heft No. 12 von „Reich Christi“, von Dr. J. Lepsius, bringt an erster Stelle einen von Dr. R. Löber in Dresden verfaßten Artikel: Wirklichkeiten, Offenbarungen und Geheimnisse.

Derselbe zeigt, von welcher Wichtigkeit es ist, daß ein Mensch Jesum persönlich als seinen Heiland und Versöhner erfahre, um ein Verständnis zu bekommen für die Wirklichkeiten der göttlichen Offenbarungen und der himmlischen Welt. Von hier aus ergibt sich auch erst die rechte Stellung zur Heiligen Schrift und zur Inspiration derselben. (S. 529).

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Du sollst die Kinder des Volkes schützen. Von Konrad Agahd. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. (Fortsetzung). — Der Weihnachtsmann. Eine Weihnachtsgeschichte für Kinder und Erwachsene von Arthur Sewett. — Wohnungsfrage und Wohnungskongreß. Von Pfarrer a. D. H. Kötschke. — Kunstgeschichten und Bilderkunst. Von Dr. Karl Storck. — Von deutschen Fürsten. Von Hermann von Petersdorff. — Theaterspiegel. Von Felix Poppenberg. — Eine offene Wunde. — Manöver und Paraden. — Ein Kapitel über unsittliche Literatur. — Türmers Tagebuch: Worte und Werte. — Herders Iduna. II. Von F. Lienhard. — Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Von Herder. — Neue Lyrik. — Logaus Sinngedichte. — Der schmale Weg zum Glück. — Billige Ausgaben. — Das geistliche Volkslied und das Kirchenlied der Reformation. Von Dr. Karl Storck. — Kunstbeilagen: Paul Mohn: Die Hirten an der Krippe. (Farbendruck). Rogier van der Weyden: Anbetung der Weisen. Hugo van der Goes: Anbetung. Ernst Rietschel: Pietà. Ernst Rietschel: Goethe-Schiller-Denkmal. — Notenbeilage: Geistliche Lieder des Mittelalters und der Reformationszeit.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. Mai 1905.

Die treibenden Grundprinzipien in der Weltgeschichte.

Es war ein tief wahres Wort, das Göthe, der Weltprophet, einst ausgesprochen, daß der Kampf zwischen Glauben und Unglauben das Thema der Weltgeschichte sei. Dieser Kampf ist heutzutage wieder entbrannt auf der ganzen Linie, wie jeder erkennen wird, der mit den heutigen Weltströmungen genauer bekannt ist.

Blicken wir auf Grund des Wortes Gottes einmal tiefer hinein in diesen Kampf, so erkennen wir bald, welche treibenden Grundkräfte diesem Kampfe zu Grunde liegen und zu welchem Ende und Ziel dieser Kampf hintreiben muß. In hohem Maße belehrend ist hierfür das Gleichnis vom Unkraut im Acker und die vom Herrn dazu gegebene Deutung Matth. 13, 24—30; 36—43. Dieses Gleichnis führt prinzipiell den Gegensatz zwischen Guten und Bösen auf zweierlei Samen zurück.

Der eine Samen wird von Jesus Christus und seinen in die Welt gesandten Boten ausgestreut. Dieser Same ist zunächst nach dem ersten Gleichnis das Wort Gottes (Luk. 8, 11; Mark. 4, 14; cf. Matth. 13, 19). Dieses Wort fordert und wirkt Glauben (Röm. 10, 17). Wo aber es Glauben wirkt und Glauben findet, da erweist es sich als ein göttlicher Lebenssame zur Wiedergeburt (Joh. 1, 12; 1. Pet. 1, 23; Jak. 1, 18). Daher stellt das Gleichnis vom Unkraut im Acker, als das zweite in Matth. 13, einen Fortschritt dar im Vergleich zum ersten Gleichnis vom Säemann. Hier im zweiten Gleichnis heißt's nämlich: der gute Same sind die Kinder des Reichs (Matth. 13, 38), die nämlich dann erwachsen aus dem göttlichen Lebenssamen, wenn derselbe anfängt auf gutem Erdreich Frucht zu bringen 30-, 60- und 100-fältig.

Dieser göttliche Lebenssame wird von dem Lebensfürsten eingestreut in eine Menschheit, in welcher die Sünde geschäftig ist, dem Tode Frucht zu bringen. Dieser Lebenssame bringt göttliche Lebenskräfte in die ersterbende, tief gesunkene Menschheit. Die ganze Geschichte der

christlichen Aera von den ersten Zeiten bis in die Gegenwart liefert den Beweis dafür, welche Lebenskräfte in der Menschheit entfaltet werden, wo das Evangelium in seiner ganzen Kraft ungehindert wirken kann. Es ist bekannt, daß die alten Kulturvölker, die Griechen und Römer am sittlichen und religiösen Bankerott standen, und daß nur durch das Christentum diejenigen gerettet und emporgehoben wurden, die das Evangelium annahmen. Der Gegensatz zwischen den protestantischen germanischen Volksstämmen und den katholischen romanischen ist ferner ein weiterer eklatanter Beweis dafür, wie sehr das Wort Gottes als ein edler Lebenssame die schlummernden edlen Anlagen in der Menschheit weckt, reinigt, veredelt und zur höchsten Entfaltung und Blüte bringt, wo es nur einigermaßen sich frei entfalten kann.

Auch die Missionsgeschichte der Neuzeit ist reich an Beispielen von der veredelnden Kraft des reinen Evangeliums Jesu Christi, namentlich im Gegensatz zu katholischen Missionen, die von dieser Belebungskraft wenig merken lassen.

Dieser Lebenssame also wird wirksam überall da, wo er Glauben erzeugen kann und im Glauben fest gehalten und lauter und rein bewahrt wird. Dieser Glaube ist zugleich ein Gehorsam gegen die Wahrheit; er ist eine innerliche Unterwerfung unter die Zucht des Geistes, die im Wort der Wahrheit sich ausspricht. Und in dem Maße, als der Mensch sich treu dieser Geisteszucht unterstellt, kann er innerlich wachsen, erstarken und ausreifen zur Christusähnlichkeit (Röm. 8, 29). Jeder Same trägt als ein treibendes Prinzip das in sich, daß er das ihm entsprossende Gewächs zur Ausreifung und Vollendung treibt. So muß also notwendig auch der göttliche Lebenssame auf ein solches Ziel hintreiben in der Weltgeschichte: die Gemeinde der Gläubigen muß der inneren, geistigen Reife und Vollendung zugeführt werden, eher kann die Erntezeit nicht kommen. Diese geistige Reife und Vollendung aber scheint nicht zustande kommen zu können, so lange nicht die Hitze der Anfechtung und des Kampfes aufs Höchste steigt.

Daß diese notwendige Kampfeshitze erzeugt werde, dafür sorgt der andere Samen, den der Teufel in die Herzen sät und aus welchem die Kinder der Bosheit erwachsen. Dieser andere Samen ist leider schon sehr früh gesät worden beim Sündenfall, als die Schlange den Glaubensgehorsam im Herzen des Weibes zerstörte, und dafür die Saat des Unglaubens und des Ungehorsams in das Herz hineinwarf. Diese teuflische Saat ist aufgegangen und hat reichlich fruktifiziert und sich ins Ungeheure vermehrt in der Menschheit. Dieser Same war und ist bis heute geschäftig dem Tode Frucht zu bringen. Alle natürlichen Kräfte und Anlagen des Menschen sind nicht imstande, den Zerstörungsprozeß aufzuhalten, sobald ein Mensch oder ein Volk, eine Nation, in ihrer Mehrheit sich definitiv von der in ihr noch vorhandenen Wahrheit abwendet, und dem Zug nach unten sich hingibt. Die Erkenntnis der Wahrheit, der Gehorsam gegen die vorhandene und erkennbare Wahrheit, und wäre es auch nur ein Minimum derselben, ist

ein Lebensferment, das den Fäulnis- und Todesprozeß aufhält. Alles aber, was darauf abzielt, die göttliche Wahrheit zu entwurzeln in dem Herzen eines Menschen oder auch eines Volkes, das muß notwendig zu dem geistlichen und sittlichen Ruin hinführen.

Auch dieser Same der Bosheit treibt zur Reife hin; auch die Kinder des Unglaubens müssen in ihrer Bosheit ausreifen, ehe die Ernte kommen kann. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben immer schärfer und — immer feiner wird, so fein, daß schon ein scharfsichtiges Auge dazu gehört, um Glauben und Unglauben von einander unterscheiden zu können.

Der schärfste und feinste Gegensatz zwischen dem echten Christenglauben und dem unechten zeigt sich in den gegenwärtigen Kämpfen innerhalb der protestantischen Theologie. Da ist eine Richtung, die scheinbar von Hochachtung gegen den Menschen Jesus erfüllt ist und mit ihm einen Heroenkultus treibt nach Art der Welt. Sie gebärdet sich, sie wolle das reine Evangelium Jesu herstellen und ausbreiten. Aber was versteht sie unter diesem reinen Evangelium? Eine solche Verkündigung, in welcher alles das ausgeschieden ist, was von der wesentlichen Gottessohnschaft Jesu zeugt, alles was vom Erlösungstod Jesu, von Auferstehung, Himmelfahrt, Geistesausgießung, Sitzen zur Rechten Gottes, realen Weltregiment Jesu Christi durch die Weltzeiten, Wiederkunft als Weltenrichter zeugt —, das wird entleert, umgedeutet, verflüchtigt, geleugnet; Christus ist nicht der Erlöser, sondern der erste, der die Erlösung an sich selbst erlebt hat. Das ist das Christentum der Modernen!

Bei diesem Christentum fällt der Glaube an den lebendigen Gott, der Wunder tun und auch Neues schaffen kann wann, wo und wie er will dahin. Es fällt der Glaube an die göttliche Offenbarung. Das Christentum ist nicht etwas spezifisch Neues und anders Geartetes als die andern Religionen, sondern es ist nur Naturprodukt der à la Darwin sich aus dem Urschleim entwickelnden Menschheit. Der Sündenfall ist ein Märchen; die Menschheit hat ja nur von unten herauf sich entwickelt; Sünde und Tod sind nicht etwas ursprünglich Gottwidriges und Fremdes in der Menschheit, sondern sie sind unzertrennlich verknüpft mit dem ersten Naturzustand des Menschen. Wie also sollte Gott zürnen über die Sünde, die doch unvermeidlich mit der Unvollkommenheit des Menschen zusammenhängt und nur durch eine Entwicklung, die sich durch viele Jahrmillionen hinzieht, abgestreift werden kann! Daher braucht auch die Menschheit keinen Erlöser und Versöhner! Ob es eine persönliche Fortexistenz nach dem Tode, eine Vergeltung und Gericht, ein ewiges Leben in seliger Gemeinschaft mit Gott gibt, — darüber scheint diese Art von Theologie sich völlig auszuschweigen, mir wenigstens ist nichts bekannt davon.

So etwa sieht das moderne Christentum aus, das die historisch-kritische Schule auf Kanzel und Katheder verkündigt. Daß dieses Christentum nicht das der Apostel und ersten Zeugen Jesu, nicht das des Neuen Testaments ist, das muß auch ein Blinder sehen; das leugnen

auch diese Herren nicht; im Gegenteil, sie halten sich berufen, das dogmatisch verderbte und verunreinigte Christentum zu reinigen und — wie sie meinen — auf die erste von Jesu selbst beabsichtigte Gestalt zurückzuführen.

Dieser Gestalt des Christentums gegenüber muß nun der Kampf geführt werden. Sie führen eine Sprache, die außerordentlich bestechend wirken muß auf den, der nicht imstande ist, das Ganze zu überblicken und in den ganzen Abgrund des Unglaubens hineinzuschauen, der hier sich gähnend auftut vor der modernen Welt. Dieser jetzigen Gestalt des Unglaubens gegenüber — denn nur als Unglaube können wir diese Art von Theologie charakterisieren — ihr gegenüber ist nun nicht mehr aufzukommen mit den ererbten Formen der Rechtgläubigkeit oder mit der bloßen Berufung auf die Schriftautorität. Diese äußern Stützen erweisen sich als morsche Waffen gegen diese Art von Unglauben.

Daher kommen jetzt die Kinder des Reichs ins Gedränge, die Hitze des Kampfes steigert sich, je mehr alle äußeren Autoritäten zusammenbrechen. Da muß jeder sich besinnen, wie er seines Glaubens gewiß und froh werden kann (Matth. 24, 23. 24). Und der einzige Weg wird eben der bleiben, den wir im Vorwort angedeutet haben, als wir von der sieghaften Kampfesweise des geheilten Blinden sprachen. Die persönliche Erfahrung des Sündenruins, der Verderbensmacht, die im Fleisch wohnt, die persönliche Erfahrung der Erlösungsmacht Jesu Christi, der erfahrenen Barmherzigkeit Gottes, sie wird und muß den Menschen zu Christo führen und bei ihm halten, sie wird und muß den Glauben erzeugen: Ein sündiger Mensch, der selbst der Erlösung bedurfte, kann nicht mein Erlöser sein. Ich aber weiß, daß ich die Erlösung durch ihn erfahren habe und durch den Glauben an sein Evangelium, wie es die Apostel verkündigt haben. Also nicht das anererbte und krampfhaft festgehaltene und verteidigte orthodoxe Christentum an sich ist es, das uns zum Sieg gegen diesen Unglauben verhelfen kann, sondern nur das persönlich im Glauben erlebte, ergriffene, angeeignete Christentum, das zur granitenen Glaubensfestigkeit heranreift — das allein vermag allen Stürmen der Anfechtung zu trotzen, am bösen Tage Widerstand zu tun und das Feld zu behalten.

Und in dieser Hitze der Anfechtung sollen nicht nur die einzelnen Gläubigen in ihrem persönlichen Glaubensleben erprobt, geläutert und befestigt werden, so daß sie ihren Glauben auf nichts anderes mehr gründen als auf den von ihnen erfahrenen Fels des Heils.

Nein, auch die Gemeinde der Gläubigen soll und muß unter dieser Hitze der Anfechtung zur Ausreifung kommen. Sie muß einsehen, daß die kleinlichen Plänkeleien und Streitigkeiten der Christen untereinander ihre Position dem Feinde gegenüber nur schwach machen, und diesem Blößen bietet, so daß er leicht Breschen schießen kann in ihre Festung. Sie muß diese Kämpfe gegen Glaubensbrüder aufgeben, sie muß aufhören, Brüder zu verketzern und zu verdammen, die doch mit ihr auf demselben Glaubensgrunde stehen. Fanatische Glaubenseiferer sind

schlechte Streiter Jesu Christi. Nur in dem Maße als wahre Demut und wahre Liebe die Christen eint, werden sie imstande sein, allen Streit unter sich zu vergessen, und vereinigt unter der Fahne ihres großen Herzogs in geschlossener Phalanx in den Kampf ziehen können.

Wenn aber selbst evangelische Glaubensgenossen schwierige theologische Streitfragen, die der einfache Mann gar nicht fassen kann, zu solchen schwerwiegenden Unterschieden aufbauschen, daß sie meinen, mit der Gegenpartei nicht einmal gemeinsam beten zu können um den Geist der Weisheit, der Liebe und des Friedens, so ist leider ein solcher Hochmutsgeist himmelweit entfernt von der wahren Einigkeit der Kinder Gottes, durch welche allein sie stark werden gegen das überhand nehmende Antichristentum.

„Der entleerte Heißhunger der antichristlichen Zeit wird, schreibt E. A. v. Schaden, alles Reale, Positive vom Christentum zu eduzieren suchen, ohne dieses selbst (d. h. den wahrhaften Gottessohn) nur im geringsten haben zu wollen.“ Dieser nicht Christum, sondern nur seine Schätze begehrenden Welt hat die Kirche, nach demselben Autor, nichts anderes entgegenzusetzen als eben diesen Christus in seiner ganzen Unschönheit (Jes. 53). „Denn auf das Verneinendste, was es gibt, gehört als ἀντίδοτον nur das Allerpositivste, was mag gefunden werden. Christus muß aber die personifizierte Positivität genannt werden. Es wird daher der wahren Kirche nichts anderes übrig bleiben, als jede relative Wahrheitsfixierung fallen zu lassen und sich nur der absoluten zuzuwenden. Wahr ist jedoch allein das Ewige. Im Ewigen selbst ist indes keine Substanz, kein Etwas, sondern *nur Persönlichkeit, nur Einer*. Ist nun wahre Religion nichts als Verehrung des Einen κατ' ἐξοχήν, so wird daraus als natürliche Folgerung hervorgehen, daß das Christentum der neuen Weltzeit gegenüber mit nichts siegen wird als mit dem Bekenntnis des in die neue Weltzeit getretenen Einen allein, mit dem Bekenntnis Christi. Denn die Leugnung des Christs in seiner Würde als Christ ist im Geistigen eine so *unermeßliche Uebeltat*, daß ihr gegenüber alle die Gottheit Christi Bejahenden ein so Herrliches und Gutes tun, daß jede übrige Differenz der letzteren unter einander äqual Null wird und deshalb keine Veranlassung zur Spaltung geben *kann* und *darf*.

Alles weitere, was in seinem Gefolge ist, siegt, wie natürlich, mit ihm. Ohne ihn kann es nichts tun. Mit ihm ist es alles, ohne ihn nichts. Wir schließen daher diesen Ueberblick der kirchlichen Geschichte, womit wir alle unsere Betrachtungen begonnen:

Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott. Und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt ge-

höret, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt.

Denket daran, daß in jener letzten Trübsalshitze, die über die Welt kommen wird, ihr Kinder des Höchsten in eurem blutigen Kämpfen und Ringen zu nichts anderem Zeit haben werdet, als sprachlose Blicke hinabzuwerfen in die aufgedeckten Abgrundsschlünde des geringen und heiligen Kindes Jesu!"*)

Acht Kardinalsätze,

der christgläubigen Gemeinde aufs neue zur Prüfung vorgelegt.

Nachfolgende acht Sätze sollten nach E. A. v. Schaden der Konstituierung der wahrhaft christgläubigen Kirche zu Grunde gelegt werden, um sie von allem sie schwächenden und zerteilenden Dogmenstreit zu befreien und sie um die einzige Zentralwahrheit zu konzentrieren: Jesus Christus, Gottes Sohn, der Welt Heiland.

Diese Sätze, deren vorstehende Benennung übrigens nicht v. Schaden selbst geprägt hat, bilden den Schluß seiner kleinen Schrift: „Ueber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen." Erschienen bei J. J. Palm und Ernst Enke, Erlangen 1841.

Zum Schlusse bleibt jetzt nur noch übrig, zu zeigen, in welcher Form eine solche, allein sich um Christum konzentrierende Glaubensgemeinschaft den Geist ihrer nichts wollenden Anspruchslosigkeit zur Erkenntnis und Faßbarkeit bringen wird. Denn niemandem kann es weniger einfallen als ihr, den Geist einer jeden lebensvollen, dem genetischen Strom entnommenen Aeußerung Christi und seiner Apostel in ein abstraktes Wort bannen zu wollen und dadurch am Ende statt des ganzen lebendigen Leibes eine Reliquiensammlung von numerierten Muskeln und Nerven zu haben: — eine Sammlung, aus deren trübseliger Vollständigkeit sogar noch das Ueberflüssige des Leibes (nämlich der Schrift) demonstriert werden könnte, so daß sich der neuere kirchliche Weltfortschritt plötzlich an seinen Anfangspunkt zurückgeführt fände. Die Warnung aber des Apostels Johannes am Ende seiner Apokalypse Kap. 22, 18 und 19) ist zu drohend und gefährlich, als daß nicht zu fürchten wäre, ihr bei einem solchen Excerptenversuch mehr oder weniger — selbst ohne Willen — zu verfallen.

1. Das Erste, worauf eine solche erneute Fassung des protestantischen Kirchenlebens in sich ihr ganzes Augenmerk zu richten hätte, wäre das: Alle Institutionen dabei zu belassen, wobei sie sind†). Denn das

*) Vorstehende Sätze sind derselben Schrift E. A. v. Schadens entnommen, welcher die nachfolgenden „Acht Kardinalsätze" entnommen sind.

†) Jede wahre Evolution, die nicht Revolution ist, beginnt nicht mit Abolition, sondern mit anerkennender Ponierung des Seienden, welche nur, wenn die Anerkennung eine rechte ist, in sich den Keim der Genesis niedergelegt findet. Jede genetische Keim-Entwicklung ist aber so geartet, daß sie nur dann ein Positives negiert oder aboliert, wenn sie an dessen Stelle ein

ist das Edele vor allem des lutherischen Katechismus, daß in ihm ein sieggekröntes Aussprechen der Dinge statt hat, wie sie sind, und nicht, wie sie allenfalls verstanden werden könnten. Bei diesem Belassen der Dinge, wobei sie sind, müßte nun immer und mehr und mehr die Person Christi in den Vordergrund gestellt werden. Er und seine Unerschöpflichkeit wird als der Quell dargestellt werden, aus welchem die wenigen Institutionen und alle die vielen psychologischen Anforderungen hervorgehen, die er uns scheidend als unerläßlich zurückgelassen hat. Indem auf seine Anwesenheit in den Gemütern gedrungen wird, muß er zugleich und wird er als die ratio sufficiens jedes Mysteriösen dastehen, das er für notwendig erachtet hat. Entsteht in irgend einem Gemeindegliede Zweifel und Unruhe über das Wesen der Mysterien, so wird es dahin bedeutet werden, daß seine Schwachheit oder Oberflächlichkeit noch nicht eingedrungen sei in die unergründlichen Schätze der Persönlichkeit Christi, von welcher die Geheimnisse nur natürliche Konsequenzen sind. Der Text solcher Ermahnung wird sein: „So jemand meine Lehre tun wird, der wird inne werden, ob ich von Gott bin, oder ob ich von mir selber rede. Bittet, so wird euch gegeben. Glaubt, so habt ihr. Und wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird auch das noch genommen werden, das er hat.“ Wie tief aber einer eingedrungen sei in die Erkenntnis Jesu Christi, das wird sich ermessen lassen je nach dem Grade, in welchem theoretische und praktische Liebe in ihm wohnt, je nachdem Milde und Strenge dicht neben einander in seinem Wesen existieren, sondern je nachdem die Milde streng und die Strenge mild sein wird, je nachdem er zum Heros der Kirche wird durch eine Höhe der Prüfungskraft, mit welcher er erkennt, ob die Geister aus Gott sind, oder aus sich und dem Bösen quellen. — Die Aufhebung aller Lehren aber als nebeneinanderstehender und ihre organische Gruppierung um den Jesum, welcher der Christ ist, wird die endliche Folge von jenem Belassen bei dem Stande der Gegenwart sein*).

---

noch positiveres zu setzen vermag. Daß solches Positiveres ein Simpeleres, Schlichteres, verborgene Herrlichkeit Besitzendes ist als das vorangehende Positive, tut nicht allein nur nichts zur Sache, sondern ist eben selbst ein Beweis höherer Dignität. So verachtet der wahre und echte König jeden eitlen Prunk, während der roi parvenu (jener König, der als König homo novus ist) sich nicht genug mit Flittern behängen kann, so daß selbst ein solcher Mann, wie Napoleon, sich von dieser Versuchung nicht ganz rein erhalten konnte.

*) Jeder Verständige wird einsehen, daß hier nirgends von einer Transformation die Rede ist, die heute oder morgen oder übermorgen statt haben soll. Nur jener milde Liebesgeist, welcher das Ferment der von uns charakterisierten Vivifizierung ist, kann nicht früh genug in die Herzen einziehen. Ueberhaupt hätten die Männer der Wissenschaft und Kirche (seit Platos in vielen Teilen so überaus herrlicher Republik) doch endlich erkennen sollen, daß alle auf höhere Begriffe begründeten Konstruktionen nicht dazu gegeben werden, eine überstürzte Umkehr der Zustände herbeizuführen, sondern als Ideale, deren letzter Zweck bei jeder kleinsten Modifikation lebendig im Auge behalten werden soll.

2. Die wahre Kirche weiß nichts von Ketzern*), sie kennt nur Christen und Nichtchristen. Das ist ihr offenes Bekenntnis. Sie duldet jede Meinung, die als Meinung auftritt, und deren Besitzer erklärt, daß er sich die Wahrheit der von der extramundanen Persönlichkeit Christi gehaltenen und getragenen Mysterien so oder so vorstelle, für diese seine schwache Erkenntnis aber weiter keine Anerkennung von seinen Brüdern fordere. Diese entsagende Bescheidenheit wird, je nachdem sie da ist, der Messer sein, ob diese oder jene Vorstellung richtig oder falsch sei. Finden andere Brüder in der Denkungsart des einen oder anderen auch für sich einen Ausdruck, auch für ihre Sehnsucht das rechte Wort†), so wird der Besitzer dieser Denkungsart den Geber preisen, aber dabei nur um so demütiger werden. Gegen jeden sich selbst Ueberhebenden wird die Gemeinde argwöhnisch werden. Sie wird ihn zwar dulden, aber erst dann wieder mit dem alten Zutrauen erfreuen, wann er zur Demut zurückgekehrt ist. Die Verleugnung des Christs von Seiten eines Gemeindegliedes macht dies zu einem Geflohenen, eine Abschwörung durch Tat und Wort zu einem Ausgeschiedenen. Seiner Buße kommt die Gemeinde mit wahrer, unendlicher Liebe entgegen, indem sie ihm Willen und Offenheit zutraut, das Gericht aber Gott überläßt (Ev. Luk. 17, 3 und 4). — Zur Ausführung dieser Sätze bedarf es keines Instituts, sondern nur das feste Uebereinkommen der Liebe.

3. Derjenige, welcher der Ordnung wegen zum Verwalter der Geheimnisse Gottes gesetzt ist, wird sich nur für den willenlosen Mund der Gottheit halten, ohne seinem Ausspruch magischere Kraft zuzutrauen, als die in jedem anderen von seiten des geringsten Bruders liegen könnte.

---

*) Der Begriff eines Ketzers ist nur so lange anwendbar, als das Bekenntnis der Gemeinde als eine gewisse Masse juxtaponierter, unter sich gleichstehender Lehren hingestellt wird, die von gleicher Geltung, ohne wechselseitige Abhängigkeit und nicht als um ein alles bestimmendes Zentrum her geordnet betrachtet werden. Denn da in solchem Falle die wichtige Hauptsache und die unwichtigere Nebensache ohne wesentlichen Unterschied nebeneinander stehen und also von dem einzelnen auf den ersten Anblick mit scheinbar gleichem Recht oder Unrecht angegriffen werden können, während näher hingesehen doch in beiden Fällen die Differenz ungeheuer ist, so mußte, so lange derartige Verhältnisse in der Zeit die herrschenden waren, eine allgemeine Kategorie für jegliche Abweichung in den fixierten Lehren vorhanden sein; und solche Kategorie wurde in dem Wort Ketzer gefunden. Nachdem nun die Lehren aus dem Verhältnis der Coordination in das der Subordination getreten sind, ist alles anders geworden. Das Ende dieser Veränderung ist aber, daß das Bekenntnis der Menschwerdung das oberste genus ist, welchem alle übrige Lehrbestimmung subordiniert ist; womit denn der Begriff: Ketzer von selbst wegfällt, weil ihn der Fortschritt der Geschichte überflüssig gemacht hat. So lächerlich es daher wäre, Göthe einen Ketzer zu nennen, so richtig ist es ausgedrückt, wenn er selbst unterm 29. Juli 1782 an Lavater schreibt: „Zwar bin ich kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist.“ Damit man mir indes kein verkehrtes Urteil über Göthe zutraue, cf. Mein System der positiven Logik S. 71.

†) Je verherrlichter, gereinigter und verklärter eine solche Denkungsart, um so mehr Anerkennung wird sie von den Besten — aber auch nur von diesen — zu erwarten haben, zufolge der Worte eines trefflichen Buches: „In den glaubenden, liebenden, hoffenden Kindern der Kirche“ (d. h. der von uns charakterisierten Gemeinde) „steht alles geschrieben.“

Er weiß, daß der Geist Gottes gleichmäßig auf allen Gliedern der Gemeinde ruht, und daß jeder hierin vorhandene Unterschied allein aus der Sünde des einzelnen quillt. Der Geistliche wird der erste der Gemeinde sein, so lange er der Demütigste in ihr ist. — Für den Fortgang seiner Seelsorge wird er erst dann anfangen können, irgend welche Hoffnung zu fassen, wann er Gott die schweigsame und doch so beredte Weise abgelernt haben wird, mit welcher dieser Individuen und Geschichte dem vorherbestimmten Ziel entgegen führt.

4. Die Dreieinigkeit folgt aus der Sohnschaft des Christs, welcher der Erbe des Vaters, also völlige Gleichheit mit ihm ist: — wie schon frühere Auseinandersetzungen gezeigt haben (S. 7, 27). Wie dann die Liebe als ein ewig Teilbares erscheint, ohne daß der Teil schwächer als das Ganze ist, so wird Vater und Sohn dem Geist verbunden, und dieser als durch die ganze Christenheit hin verbreitet von der Gemeinde gedacht werden. Christi Persönlichkeit und sein „Für uns" wie „In uns" erkennend, kann die Gemeinde das Wie der Dreiheit dahn gestellt sen lassen; ihre Existenz wird jedem Glied über allen Zweifel erhaben sein. — Schenkt überdies der Herr da und dort einen Tropfen seines Geistes zu höherer Erkenntnis, so wird jedes Glied dankbar sein, jedoch immer den Grad, wie ihm selbst Christus beiwohnt, zum Maßstab für die Wahrheit solcher Erkenntnis machen, ohne sich jemals zum Richter aufwerfen zu wollen*).

5. Von dem Bösen zu sprechen, wird sich die Gemeinde enthalten. Sie kennt die Anläufe dessen, was nicht aus Gott ist, viel zu gut, um nicht vor ihnen zu zittern. Den, welcher nicht an den διάβολος glauben will oder kann, wird sie auf Christum verweisen, sprechend: daß in ihm alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen†).

6. Die Gemeinde weiß, daß, jemehr sie an Christus glaubt, ihn liebt und in sein Wesen verklärt ist, sie um so mehr Ursache hat, über ihr eigenes tiefes Elend zu seufzen. Sie weiß, daß sie zur Mannheit erwachsen kann, aber nur durch dies stets erneuerte Anerkenntnis des

*) Es läßt sich hier die Frage vorbringen, die freilich für die Demut der Gemeinde als Gemeinde ohne weiteren Einfluß ist, ob die Gottheit nicht völlig zufrieden gestellt wäre, wenn die Denkkraft den Vater, Sohn und Heiligen Geist als ἕν ansähe, ohne weiter zum εἷς fortzuschreiten? Cf. Ev. Joh. 3, 36; 10, 30; 14, 9; 17, 10. 21. 22. 23; 1. Joh. 2, 23; 5, 7.)

†) Die christliche Erkenntniskraft weiß zu gut, daß der διάβολος nur wie der Rahmen zum Gemälde der göttlichen Oekonomie ist, wie ein halber Baum, der noch am Rande einer Zeichnung steht, als daß sie das, was der Teufel ist, tiefer zu erkennen anspricht, als wie ein Etwas, ohne welches, ohne dessen Existenz das Seiende ein ganz anderes vorstellen würde, als es nun wirklich tut. Nirgends wird daher der Geist der Gemeinde lieber verstummen als hier, ohne doch die Freiheit glücklicher Konjektur damit abschneiden zu wollen.

Anmerkung des Herausgebers. Was der Verfasser meint, wenn er sagt, der Teufel sei nur wie der Rahmen zum Gemälde der göttlichen Oekonomie, kann man verstehen, wenn man das Buch von F. Bettex, das Lied der Schöpfung, durchstudiert und sieht, wie dieser Gelehrte durchweg immer wieder auf die Macht des Bösen in der Schöpfung hinweist, welcher Gott zwar Raum gibt, aber nur, um sie in jeder nachfolgenden Evolution um so nachdrücklicher zu überwinden.

Unvermögens. Sie spricht: Je mehr Christus in dir ist, je mehr weißt du, was du nicht bist. Je mehr du selbst nur du selbst bist, desto mehr wirst du aus dir selbst zu machen suchen und wissen. Sie wird daher von der Erbsünde nie wie von einem Verbrechen sprechen. So von ihr sprechen, heißt: Vom Standpunkt der Welt aus über sie sprechen, während ihr Wesen als Erbsünde nur im relativen Verhältnis zum Christ die Stütze seiner Wirklichkeit trägt. Ueber Strafen zu urteilen, wird sie sich durchaus enthalten (Luk. 13, 1—5). Sie weiß, daß seine Strafe Liebe und seine Liebe für sie genug Strafe ist. Sie wird alle Welt nur durch die Verheißung zum Gesetz, nur durch die Milde zur Strenge führen wollen, ohne ihr deshalb Gesetz und Strafe zu schenken. Vor den ewigen Strafen wird die Gemeinde zittern; sie weiß zu gut, wie sehr sie dieselben verdient hat*)

7. Taufe und Abendmahl werden die Christen mit scheuer Devotion begehen. „Das ist das Wasserbad und die sündflutliche Versenkung des alten Adams; das ist der Leib, das ist das Blut des neuen Adams:" — — wird ihr einziger Gedanke beim Genusse sein. Die Adoration, welche sie Christo zollen, wird sie schützen, irgend eine Erklärung über die Sache oder nur der Sache gleichzustellen (cf. fünfte Bibeldeutung).

8. Die Gemeinde hält so fest am Wesentlich-Einen, daß sie die Gedanken über seine Accessorien frei gibt, wenn nur immer Christus über alles geehrt wird. Sie weiß, daß auch die Schwachheiten des guten Willens von ihm aufs überschwänglichste zugedeckt werden. — Die Füllen ihrer glaubenden Hoffnung aber sind so groß, daß es hierüber gar keines Wortes bedarf†).

Wem es mit der Prüfung dieser acht Sätze Ernst ist, der lese die ganze Schrift, vor allem das Evangelium und den ersten Brief des heiligen Johannes. Der Schreiber dieser Zeilen begibt sich dann gerne jedes weiteren Wortes. Nur folgendes hält er noch für seinen gemessenen Beruf hinzuzufügen.

*) Was die Ewigkeit der Strafen betrifft, so sollte niemand darüber zu entscheiden wagen, der nicht, die durchgreifende Differenz zwischen Zeit und Ewigkeit aufs innigste empfindend, sich bewußt ist, infolge dieses seines Gefühls die begriffliche Verschiedenheit beider gründlich erfaßt zu haben. Zu dem kommt noch, daß in der Schrift die Ewigkeit niemals als solch zusammenfassende Abstraktion auftritt, indem sie, wenn derartiges bezeichnet werden soll, sich stets des Ausdrucks *αἰῶνες αἰώνων* bedient oder anderer ähnlicher Kompositionen, durch welche eher die Erfüllung (*πλήρωμα*, Potenzierung) abgeschlossener, vollendeter Prozesse sich bezeichnet, als eine bloß endlose (also auch in dem Ausdruck schon negative) Zeitwährung. Indes ist diese Bemerkung weit entfernt Apodiktik anzusprechen, sondern beruft sich allein auf die mehr erwähnte Freiheit der Untersuchung.

†) Auf diese Weise wird sich einst die merkwürdige Tatsache vollziehen, daß, indem sich die protestantische — ja, was sage ich — indem sich die ganze christliche Kirche einer Umänderung unterstellt, diese Umänderung nicht sowohl eine Aenderung sein wird, sondern eine Amelioration des Bestehenden, durch welche das Gute nur noch besser, das Negative und Böse aber absolut nicht seiend gemacht wird. Diese Umänderung, die keine ist, wird sich daher allein als ein vollkommenes Eingehen in die Intention Christi charakterisieren lassen.

Sollte die protestantische, die ganze Christenheit nicht endlich dahin kommen, nur auf eine solche oder ähnliche harmlose Fixierung der Lehre ihre Gemeinschaft zu gründen, so wird dies zwei traurige Folgen haben: — die eine für die Zeit, die andere für die letzte Entwicklung zur Ewigkeit. Die erste wird sein, daß das Schiff der Kirche in einem steten Schwanken zwischen dem Wermut-Becher der harten und zähen Orthodoxie und dem lauen Wasser der Neologie begriffen bleiben wird. Je ausschließender sich daher eine Partei eine Zeit lang gesetzt haben wird, um so schneidender und härter wird dann immer die Reaktion der anderen sein. Die noch traurigere Folge für die Entfaltung zur Ewigkeit wird aber darin bestehen, daß, wenn zu jener Zeit, zu welcher die Ernte in die ewigen Scheuern eingesammelt werden soll, die Kirche noch nicht eingetreten sein wird in den Zustand des harmlosen Bekenntnisses, der vorausgesagte letzte Abfall nur um so allgemeiner sein wird, als er schon außerdem gewesen wäre.

Bestände diese Doppelgefahr nicht, der Verfasser würde niemals in solcher Angelegenheit zur Feder gegriffen haben.

Das Christusbild der historisch-kritischen Theologie der Gegenwart.

Lic. H. Weinel hielt bekanntlich vor einiger Zeit zurück in Solingen eine Anzahl Vorträge, in welchen er das moderne Christusbild nach historisch-kritischer Auffassung darstellte. Nun wurde im Oktober 1903 Dr. Lepsius eingeladen, in Solingen einige Vorträge zu halten. Dr. Lepsius hat diese Einladung angenommen unter der Bedingung, daß er davon dispensiert würde, sich mit Lic. Weinel zu beschäftigen. Aber am ersten Abend wurde ihm auf dem Wege in das Vortragslokal mitgeteilt, daß Lic. Weinel darum gebeten habe, im Anschluß an seinen Vortrag persönlich auch seine Anschauung zu vertreten. Um nicht unhöflich gegen Lic. Weinel zu erscheinen, stimmte Dr. Lepsius zu. Und so kam es nach dem ersten Vortrag zwischen Dr. Lepsius und Lic. Weinel zu einer Debatte, „die sich in den loyalsten Formen einer Unterhaltung“ zwischen den beiden Herren bewegte. Am zweiten und dritten Vortragsabend fehlte Lic. Weinel. Die drei Vorträge hatten folgende Themata: 1. Wer war Christus? 2. Warum starb Jesus? 3. Ist Jesus auferstanden?

Dr. Lepsius zeichnete im ersten Vortrage das Bild, wie es die neueste Theologie zu entwerfen sucht und Lic. Weinel mußte zugestehen, daß er nichts Wesentliches gegen die von Dr. Lepsius gegebene Darstellung einzuwenden habe. Dagegen erschien über den ersten Vortrag im Solinger Kreis- und Intelligenzblatt ein Bericht, auf welchen Dr. Lepsius sich veranlaßt sah, in seiner Einleitung am 3. Vortragsabend Rücksicht zu nehmen. Was er da sagte ist auch für uns wichtig genug, um hier davon Notiz zu nehmen*). Er stellte nämlich fest, daß zwischen den

*) Siehe „Reich Christi.“ 7. Jahrg., No. 8 u. 9. Seite 428 ff.

älteren Vertretern der Ritschlschen Schule und den heutigen Vertretern der historisch-kritischen Theologie ein tief einschneidender Gegensatz bestehe. Er sagte, er habe mit Absicht in allen seinen Ausführungen den Ausdruck „moderne“ Theologie vermieden, weil er viel zu weit sei für die Darstellung, die er von dem Christusbild der neuesten Theologie gegeben habe. Den Unterschied zeichnete Dr. Lepsius kurz mit folgenden Worten: Wir halten es alle für die Stärke der neuesten Theologie der religionsgeschichtlichen Schule, der Herr Lic. Weinel angehört, daß sie den Mut hat, *das Kind beim richtigen Namen zu nennen*. Man hat es den Dogmatikern der Ritschlschen Schule oftmals zum Vorwurf gemacht, daß sie, um ihre von der Lehre der Apostel und Jesu stark abweichenden Gedanken darzustellen, sich dennoch der Ausdrucksweise der Schrift und der Kirche bedienten, und ihre völlig andersartigen Gedanken in eine ihnen innerlich fremde Terminologie einzukleiden für erlaubt hielten. (Vorwurf der Falschmünzerei!) Warum taten sie es? Sie wollten nicht anstoßen bei der Gemeinde. Die in der Ritschlschen Schule übliche Umprägung von metaphysischen Urteilen der Schrift in ethische Werturteile ist nun von der jüngsten Schule der modernen Theologie aufgegeben worden. Unseres Erachtens mit Recht. Wir haben die größte Achtung vor solchen Gegnern, die mit ganzer Rücksichtslosigkeit die Dinge aussprechen, so wie sie sie meinen. Wir achten sie weit höher, als ihre Vorgänger, weil sie sich keiner zweideutigen Ausdrucksweise bedienen, sondern rund heraus ihre Meinung sagen. So verschmäht es, um das markanteste Beispiel zu geben, die religions-geschichtliche Schule grundsätzlich, noch länger auf die Person Jesu das Prädikat der *Gottheit* in irgend einem Sinne anzuwenden, sie findet es nicht ehrlich, das zu tun und sie verlangt darum von der Christenheit, daß sie auf dies Prädikat der Gottheit für die Person Jesu verzichte. Sie selbst kann sich ehrlicherweise nicht mehr zur Gottheit Jesu bekennen, da sie Jesus *schlechterdings nur für einen Menschen hält, wie wir es sind*.

„Nun stehen hier (fuhr Dr. Lepsius fort an seinem dritten Vortragsabend in Solingen) im Solinger Kreis- und Intelligenzblatt zur Rechtfertigung der Theologie des Herrn Lic. Weinel gegenüber dem „Zerrbild“, das ich von der Person Jesu entworfen haben soll, eine Reihe von Zitaten aus den Werken älterer Theologen, die *alle noch* ausdrücklich *von „Gottheit“ Jesu reden*, um damit zu beweisen, *daß auch Herr Lic. Weinel und seine Solinger Freunde das Bekenntnis zur Gottheit Jesu durchaus festhalten*. Der Verfasser des Intelligenzblattartikels bekennt sich selbst *ausdrücklich zum Glauben an die Gottheit Jesu* und zwar in dem Sinne, daß in Jesu *„die Fülle der Gottheit leibhaftig wohne.“* Der Verfasser eignet sich also die Ausdrucksweise des Apostels Paulus (Kol. 2, 9), die nach der religionsgeschichtlichen Schule durchaus mythologischer Natur ist, bedingungslos an. *Herr Lic. Weinel* wird

mir bestätigen, wenn er hier ist (er war nicht da), daß die religionsgeschichtliche Schule es nicht für richtig hält, sich dieser Ausdrucksweise noch weiter zu bedienen und länger in irgend einem Sinne von Gottheit Jesu zu reden. Herr Lic. Weinel kann unsres Erachtens nicht mit Wahrhaftigkeit den Satz unterschreiben, daß „in Christus die Fülle der Gottheit leibhaftig wohne," und ich bin dankbar für die Klarheit, die der Artikel des Intelligenzblattes in dieser Beziehung geschaffen hat.

Die Kirche war in einer gewissen Verlegenheit gegenüber einer Theologie, welche sich beständig der dogmatischen Ausdrucksweise der Kirche und der Apostel des Herrn bediente und doch dies in einem Sinne tat, die der Meinung der Apostel nicht entsprach. Denn so lange noch irgend jemand sagt, ich glaube an die Gottheit Christi, ich bin überzeugt, daß in Christo die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, so lange sich jemand so starker Ausdrücke bedient — er meine damit, was er wolle — ist niemand ohne weiteres berechtigt, ihm zu sagen: Lieber Freund, meinst du damit nicht etwas ganz anderes als diese Worte sagen? sondern wir müssen zu ihm sagen: Im Bekenntnis zur Gottheit Christi sind wir einig. Die religionsgeschichtliche Schule erleichtert uns diese Situation, denn sie sagt rund heraus: Jesus war durchaus nur ein Mensch wie wir; an die Gottheit Christi glauben wir in keinem Sinne mehr!"

„Für mich ist es eine Freude, solchen Gegnern gegenüberzustehen. Die einzige Aufgabe, die uns hier bleibt, ist, aufs neue zu versuchen, unsern Glauben so zu bezeugen, daß wir von seiner Wahrheit überzeugen. Es ist ganz vergeblich, durch irgendwelche Zwangsmittel, durch staatliche Polizeimittel in unserer Kirche „Ordnung schaffen" zu wollen. denn auch Gott selbst wendet kein anderes Mittel an, um die Erkenntnis Jesu in die Herzen der Menschen zu bringen, als daß er die Menschen durch seinen Geist überzeugt. Halten auch wir uns an diese Grenze und wir werden sicherlich gut dabei fahren."

Nun knüpfte sich aber an diese Vortragsabende von Dr. Lepsius lange nachher noch eine kleine literarische Fehde. Erst im Mai 1904 erschien nämlich in der „Chronik der Christl. Welt" eine Darstellung der zwischen Dr. Lepsius und Lic. Weinel erfolgten Debatte. Nach dem dortigen Bericht soll Lic. Weinel gesagt haben: „Ich freue mich über Lepsius' warmes Bekenntnis zu Jesu und fühle mich trotz aller theologischen Gegensätze darin mit ihm einig. Auch ich wollte und will in Solingen nur Menschen zu Jesu führen. Lepsius' modern theologisches Bild Jesu kann ich cum grano salis unterschreiben. Aber es ist in hämischer Weise gewertet."

An diesen letzten Satz knüpfte sich nun die literarische Fehde, indem Dr. Lepsius und seine Freunde behaupten, Lic. Weinel habe diese Worte nicht gesprochen, er hätte sonst sofort darauf geantwortet. Das veranlaßte verschiedene Schreiben hin und her und zuletzt sandte Lic. Weinel an Dr. Lepsius einen Brief mit der Bitte, denselben im „Reich

Christi" zu veröffentlichen. Das ist geschehen in No. 12, Jahrg. 7, fand aber natürlich von Dr. Lepsius ebendort auch die entsprechende Beantwortung. Es interessiert uns nun wenig, ob Weinel obige Bemerkung machte oder nicht. Dr. Lepsius stellt im ersten Teil seiner Antwort fest, daß er sie nicht gemacht habe.

Hingegen ist der zweite Teil seiner Antwort um so interessanter auch für uns, den wir hiermit folgen lassen.

Dr. Lepsius an Prof. H. Weinel.

Der materielle Sinn dieses Widerspruches, ob Sie ihn nun damals erhoben zu haben glauben, oder erst jetzt erheben, bleibt natürlich bestehen.

Sie werfen mir vor, von dem Jesus der modernen Theologie ein Bild entworfen zu haben, das zwar im Ganzen den Anschauungen der „historisch-kritischen" Theologen entsprach, das ich aber von vornherein in eine Beleuchtung gerückt hätte, die das Bild als ein peinliches, ja widerwärtiges erscheinen ließ, bis hin zu dem vermodernden Knochenhaufen im Grabe Jesu, „den Sie uns nicht ersparten."

Selbstverständlich ist bei jeder auch der sachlichsten Wiedergabe eines Stoffes „die Beleuchtung" das Entscheidende; denn „die Beleuchtung" ist das Urteil, welches der Darsteller über den Stoff ausspricht, den er darstellt. Schon die Auswahl des Stoffes ist eine Beleuchtung desselben.

Sie selbst und Ihre theologischen Gesinnungsgenossen tragen nun durchaus kein Bedenken, uns die Person Jesu in einer Beleuchtung darzustellen, welche, wie Sie selbst zugestehen, nicht nur dem bisherigen zweitausendjährigen Glauben der christlichen Kirche, sondern auch der nach Ihrer Meinung schiefen und entstellenden Beleuchtung entgegentreten soll, in die ein Paulus sowohl als ein Johannes, in die sogar schon die Synoptiker die Person Jesu gerückt haben. Sie verneinen mit unmißverständlicher Deutlichkeit die Gottheit Jesu in jedem Sinne, schildern ihn als einen Menschen, der geboren ist wie jeder andere Mensch, der von menschlichen Charaktermängeln behaftet, verhängnisvollen Selbsttäuschungen unterworfen war, der selbstverständlich keinerlei Macht besaß, Wunder zu tun, der mit dem Irrtum in den Tod ging, daß er vom Himmel auf die Erde wiederkehren werde, der tatsächlich nicht auferstanden und nicht gen Himmel gefahren ist, der einen Befehl zur Weltevangelisation nicht gegeben, der weder eine Taufe noch eine Feier des Abendmahles angeordnet hat, der weder zur Rechten Gottes sitzt noch wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, — „dies alles ersparen Sie uns nicht." Sie tragen durchaus kein Bedenken, in unbeschränkter Oeffentlichkeit den ganzen modernen Knochenhaufen des bisherigen Christenglaubens mit eisernem Besen auszufegen, zugleich aber empfinden Sie es als peinlich und monieren es, daß ich meinen Zuhörern „den modernden Knochenhaufen im Grabe Jesu", den Ihre Kritik nach Beseitigung der Auferstehung unberührt läßt, „nicht erspare."

Sie zertrümmern vor den Augen der christlichen Gemeinde den synoptischen und den johanneischen Christus, den Rechtfertigungsglauben und die Versöhnungsbotschaft, sie schlagen alles kurz und klein, was bisher der Christenheit Erkenntnis Gottes und Grund der Seligkeit war, Sie verfahren mit dem Glauben der Gemeinde wie ein Mann, der mit einer Keule einen Stoß Blumentöpfe zerhämmert, bis nichts als ein Haufe Scherben davon übrig bleibt, — allerdings Sie versichern dabei mit sanften Reden, daß Sie niemanden damit weh zu tun wünschen — und zugleich beklagen Sie sich über die schmerzlichen Empfindungen, die wir Ihnen verursachen, weil wir Ihre wohltätigen Absichten verkennen und Ihnen zu friedfertig gemeinsamer „Arbeit für Jesus" die Hand nicht reichen.

Wenn Sie den Gedanken nahelegen, daß ich das Jesusbild der modernen Theologie durch die „Beleuchtung", die ich ihm habe zuteil werden lassen, in ein falsches Licht gerückt habe, so bin ich weit davon entfernt, dies zuzugeben. Die Ergebnisse der sogenannten historisch-kritischen Forschung oder, richtiger gesagt, der Anwendung der modernen Popularphilosophie auf die literarhistorische Untersuchung des Alten und Neuen Testaments wirken meines Erachtens am peinlichsten, wenn sie durch sich selbst wirken.

Ein Beispiel. (Ich wähle dasselbe, das ich meinen Zuhörern nicht ersparte, jetzt mit den eigenen Worten des Autors.)

Dr. Oskar Holtzmann schreibt in seinem „Leben Jesu" (Mohr, Tübingen und Leipzig 1901, S. 392) über die vermutliche Ursache des „leeren Grabes" und die Entstehung des Auferstehungsglaubens:

„Ein Raub der Leiche durch die Jünger ist völlig ausgeschlossen... Eher möchte man glauben, die Jünger hätten bei ihrer Flucht aus Jerusalem die Leiche Jesu wie ein Heiligtum mitgenommen, um sie nicht in der Hand ihrer Feinde zu lassen. Aber wahrscheinlich ist auch das nicht. Denn einmal haben die Frauen davon nichts gewußt; dann wäre ein solches Zeichen treuer Anhänglichkeit schwerlich der späteren Ueberlieferung ganz verloren gegangen... Also nicht die Jünger haben Jesu Leiche aus dem Grabe entfernt; das ist von anderer Seite geschehen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der vornehme Ratsherr, der die erste Bergung des Leichnams in seinem Felsengrabe gestattet hatte, doch einen Gekreuzigten nicht auf die Dauer bei den Toten seiner eigenen Familie liegen lassen wollte. Er dürfte dafür gesorgt haben, daß nach Sabbatausgang die Leiche Jesu irgendwo sonst in der Stille begraben wurde."

— —

„Es ist ferner gar kein Grund, daran zu zweifeln, daß die Frauen ihre Absicht (die Leiche Jesu zu salben) nicht ausführen konnten, weil sie das Grab leer fanden. Nun erwarteten sie sicher die Auferstehung Jesu, die er immer zugleich mit seinem Tode vorhergeschaut hatte. Da mochte sie die überraschende Tatsache des leeren Grabes wohl in eine

Erregung bringen, in der sie den Engel schauen und seine Botschaft vernehmen konnten. Dieses Schauen und Hören hat genau denselben Grad tatsächlicher Richtigkeit*) wie die Erscheinung, die Jesus bei seiner Taufe sah, und wie die nun rasch aufeinander folgenden Erscheinungen Jesu selbst. Wer meint, solche Gesichte könnten immer nur einem Einzelnen zuteil werden, der mag sich vorhalten, daß der auferstandene Jesus nach dem unabweisbaren Zeugnis des Paulus einmal gleichzeitig von über fünfhundert Personen geschaut wurde....

Der innerlich wohl vorbereitete plötzliche Umschlag von Schrecken zur Freude vollzieht sich aber nicht in verständig nüchterner Denkarbeit, sondern in einer lebendigen Anschauung. Der Engel tritt in das leere Grab**) und verkündigt, was man nach Jesu Wort erwarten muß und was das leere Grab zu beweisen scheint. Die Frauen sind also noch voll Schmerz über Jesu Tod an das Grab gekommen; sie haben es offen und leer gefunden; aber was ihnen beim ersten Anblick ein Schrecken war, ist ihnen auch sofort eine Bürgschaft dafür geworden, daß Jesus auferstanden ist, daß in Galiläa seine Jünger ihn sehen werden.

Die Engelerscheinung vermittelt den Uebergang von Schrecken zur Freude. Das ist die Tatsache des Ostersonntags."

Ich halte es für unmöglich, die peinliche Wirkung einer solchen Begründung des Auferstehungsglaubens noch durch irgend eine „Beleuchtung" zu verstärken. Eine Religion, die ihren Ursprung einem verhängnisvollen Zusammentreffen von Zufall und Illusion verdankt, einem unglückseligen Mißverständnis nervös überreizter Frauengemüter, deren visionäre Erlebnisse dann durch suggestive Ansteckungskraft im Jüngerkreise epidemisch wurden, — eine Religion, die auf so tönernen Füßen steht, muß endlich in sich zusammenbrechen. Das ist der unmittelbare Eindruck, den jeder Nichttheologe empfängt, sobald er in die Geheimnisse der modernen Theologie eingeweiht und über die peinlichen Mißverständnisse der Zeugen der Auferstehung aufgeklärt wird. Die Popularisierung der Erlebnisse der modernen Theologie ist tötlich — entweder für das Christentum oder für die moderne Theologie.

Ich halte es auch für gänzlich hoffnungslos, wenn die Jünger der religionsgeschichtlichen Schule, nach gründlichster Reinigung des Jesusbildes von allem Wunderbaren und Göttlichen das von ihnen neugeschaffene, erbarmungswürdig dürftige Charakterbild des Menschen Jesus mit all seinen psychologischen Defekten auf den Goldgrund ihrer eignen enthusiastischen Frömmigkeitsgefühle aufmalen; es wird ihnen

*) D. h. gar keinen! Denn „man kann beweisen, daß sich das alles nur im Seelenleben Jesu ereignet hat"; S. 105, auch ist zu betonen, „daß eine Religion noch niemals von einer Persönlichkeit gestiftet worden ist, die sich nicht durch ihre Phantasie über das ABC des Weltlaufs erheben konnte". S. 106. L.

**) Ich brauche nicht erst zu sagen, daß der Engel nach der Meinung von O. Holtzmann nur in der Phantasie der Frauen existiert. L.

niemals gelingen, das literarhistorische Kunstprodukt, das mit dem Jesus des Neuen Testamentes und der Christenheit nur noch den Namen gemein hat, auf den Thron der Weltgeschichte zu setzen. Mit literarkritischen Schularbeiten wird man weder Reformator noch Religionsstifter.

Denn eine neue Religion ist es, die Sie zu schaffen versuchen. Die geschichtliche christliche Religion ist der Glaube an den Gott, der die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn für sie gab, der im Opfertode seines Sohnes die Welt mit ihm selbst versöhnte.

Ihre Religion dagegen: der „gründliche und immer mehr wachsende hero-worship," wie sich einer der Ihren ausgedrückt hat, die „Heldenverehrung" des frommen Ekstatikers Jesus ist eine ebenso phantastische als groteske Karrikatur des Christentums.

Religionsgeschichtlich könnte sie nur als eine Spielart des Islam gewürdigt werden, mit dem sie den deistischen Gottesbegriff, die sentimentale Auffassung von der Sündenvergebung und die Ausschaltung des Todes Christi als die Versöhnung der Sünde der Welt gemein hat.

Gewiß kann auch bei dieser Beurteilung Ihrer Theologie immer noch etwas bestehen, was uns eint.

Wir hören auch als Anhänger verschiedener religiöser Ueberzeugungen nicht auf, Menschen zu sein, und können und sollen die menschlichen Empfindungen und Interessen, die uns verbinden, nicht aufgeben. Wir sollen auch nicht aufhören, Verständnis für einander zu suchen. Sie glauben mich zu verstehen, weil sie früher ähnlich gedacht haben wie ich. Auch ich glaube Sie zu verstehen; denn es gab eine Zeit, wo ich dachte wie Sie. Es fragt sich daher für uns, welche Umkehr der Ueberzeugungen diejenige ist, welche uns mit Gott in Uebereinstimmung bringt. Einen Gott, der „jenseits von gerecht und ungerecht" ist, habe ich in meinem Leben nicht kennen gelernt. Er ist mir ein unbekannter Gott. Ich werde diesen Gott auch niemals kennen lernen; denn der wahrhaftige Gott, den ich kenne, seit ich den Gottes Sohn erkannt habe, ist der Gott, „der allein gerecht ist und gerecht macht den, der des Glaubens ist an Jesum."

In der Hoffnung, uns in der Erkenntnis dieses Gottes noch einmal zusammenzufinden, bleibe ich

Ihr ergebener

J. Lepsius.

In gleiche Linie gehört nun auch das folgende, das wir am besten hier gleich anschließen. Es ist ein Ausschnitt aus „Reformation", worin dieselbe über Pastor Fischer in Berlin schreibt:

Die theologische und kirchliche Stellung von Pastor Dr. M. Fischer*) mag aus folgenden Stellen seines Vortrags noch schärfere Beleuchtung empfangen. Es heißt da:

*) Ueber D. M. Fischer brachte die Rundschau im Märzheft eine kurze Notiz S. 156.

Es sind Gotteslehre und Christuslehre in der christlichen Lehre nicht mehr ineinander zu mischen, sondern die Christuslehre gehört auf die andere, die menschliche Seite des religiösen Verhältnisses, in die Lehre vom Menschen, und wenn man sagen will: dadurch wird Christus herabgezogen, so antworte ich: nein, sondern die Lehre vom Menschen wird dadurch erhöht, wohin schon Paulus und Johannes mit dem „himmlischen Menschen“ und dem „fleischgewordenen Wort“ den Weg weisen.

Und das ist die andere Hauptrichtung und Hauptaufgabe der gegenwärtigen Theologie.

Es ist also die Menschheit in höchster Idee zu erfassen. Kann in Jesus nichts über die Linie der Menschennatur hinausgehen, seine Gotteskenntnis so wenig, wie sein Gottesverhältnis, nicht seine Reinheit und nicht sein Enthusiasmus, seine Selbstverleugnung nicht und seine Menschenliebe nicht, nun, so ist eben die Menschheit ein so herrliches Gebilde des großen und guten Gottes und dieser Christusglaube, der das Menschentum erfaßt als den „eingeborenen Sohn, der in des Vaters Schoße sitzt“, ist die höchste Entfaltung des uralten Wortes vom Odem Gottes, der die Menschen zur lebendigen Seele macht.

..... Hier hat das Jesusbild seine Stelle. Denn Jesus wird das Haupt dieser Gemeinschaft bleiben, nicht das fingierte, aber auch nicht das realiter und persönlich vom Himmel her regierende, wohl aber das ideale Haupt.

Daß in dieser Richtung Vorträge in freier, aber mehr zufälliger Weise gehalten werden, etwa von Vereinen veranstaltet oder von einzelnen persönlich unternommen, reicht nicht aus. Die Sache gehört amtlich vor die Gemeinde, d. h. sie muß aus ihrer eigenen Veranstaltung hervorgehen. Wie weit es gelingen wird, neben den Gottesdiensten öffentliche Lehrvorträge, Disputationen und dergleichen nicht nur einzurichten, sondern wirklich einzuführen, steht noch dahin, ich kann aber nicht einsehen, warum nicht auch die Kanzel benutzt werden soll. Ich meine, Luther hat kräftig und frei genug auf der Kanzel nicht nur gepredigt, sondern auch gelehrt. Natürlich hat das didaktische, wie lehrhafte Element seine Stätte von vornherein im Religions- und Konfirmandenunterricht — selbstverständlich, ohne diese auszufüllen — ; auch die Fortbildungsschule wird sich seinerzeit ihm auftun. — Aber die Kanzel ist doch der Mittelpunkt der Religionslehre, und sie soll und darf der Lehrhaftigkeit nicht verschlossen sein.....

.... Luther wollte auch die Schwachen schonen, aber bei Abschaffung der Mißbräuche, bei Einführung neuer kultischer Sitten nicht auf der Kanzel; hier sollte vielmehr gerade das freie Wort jene notwendige Erneuerung des Brauches vorbereiten. „Aergernis hin, Aergernis her,“ sagt er, „im Kriege fallen Leute, darüber soll man sich nicht wundern.“

Denn sind wir die Hierarchen los, die über der Gemeinde stehen wollen, auch die Pastoren, die mit ihrer Bibel und mit ihrem Bekenntnisse der Gemeinde gegenüberstehen — dann haben wir protestantische

Prediger, die, mitten in der Gemeinde stehend, mit ihr für sie sich vom Geiste in alle Wahrheit führen lassen, um durch die Wahrheit frei zu sein.

Wir vermögen in dem Christusbild der kritisch-historischen" Schule nur das dezidierte Antichristentum, die Leugnung des Christs zu erkennen und können dazu keine andere Stellung einnehmen als die in den acht Kardinalsätzen gezeichnete. Ja und nein neben einander als gleichberechtigt zu erklären, ist nur dann möglich, wenn Gott und der Teufel gleiche Rechte in der Schöpfung haben.

Fr. Vetter sagt in seinem Buch: „Die Bibel, das Wort Gottes", S. 205, ein deutscher Theologe habe auf die Frage: Welche Resultate hat die (radikale) Bibelkritik gezeitigt? geantwortet: „Nun, von Resultaten läßt sich zur Zeit noch nicht sprechen; es ist alles noch im Fluß." Aber, meint Vetter, diese Antwort ist wohl zu bescheiden; denn mit verneinenden Resultaten kann diese Kritik, wie wir gesehen, reichlich aufwarten. — Bibelinspiration? — Nein. — Dreieinigkeit? — Nein. — Sündenfall? — Nein. — Teufel, Engel? — Nein. — Wunder? — Nein. — Gesetz von Sinai? — Nein. — Zorn Gottes? — Nein. — Weissagung? — Nein. — Christus Gott? — Nein. — Versöhnungstod Jesu? — Nein. — Ist Jesus auferstanden? — Nein. — (Geistesausgießung? — Nein. D. R.). — Auferstehung aller Toten und jüngstes Gericht? — Nein. — Das heißt aufräumen. Die Kritik, dieses Kind des Geistes, der stets verneint, nimmt uns vieles, fast alles; aber sie gibt uns nichts. Man steht da auf dem Lebenswege wie ein gänzlich beraubter, nur noch mit dünnem, moralischem Hemd bekleideter Wanderer, der auch nicht mehr weiß, wohin seine Schritte richten."

Was hat dieses Christentum der historisch-kritischen Schule noch gemein mit dem echten apostolischen Christentum der Bibel? Und was kann es antworten auf die Frage: Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Welche Kraft zum Kampf und welchen Sterbenstrost kann sie dem unter die Mörder gefallenen Menschengeschlecht darreichen? Und was gibt's denn da noch zu predigen? Welche moralische Wassersuppen mögen diese Herren ihren Gemeinden darbieten? — Besser, man schließt die Gotteshäuser, die dem Volk nichts mehr zu bieten haben.

Sage oder Geschichte?

P. Karl Kißling.

Im Novemberheft des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift erschien ein Artikel von Rektor Heinrich Spanuth in Eldagsen, Hannover, betitelt: „Die Urgeschichte nach historisch-kritischer Auffassung." Wäre dieser Artikel nur einer der zahlreichen Aufsätze, die wir in den letzten Jahrzehnten bis zum Ueberdruß zu lesen bekommen haben, in denen die vermeintlichen Resultate der historisch-kritischen Auffassung der Heiligen Schrift von einem aus der Reihe derer, die sich mit Vorliebe „Forscher" nennen, besprochen werden, so brauchten wir an dieser Stelle kein Wort

darüber zu verlieren. Diese „Forschungen“ mag ein jeder verdauen, so gut er kann. Es gibt ja Leute, die in dieser Beziehung einen sehr starken Magen haben. Und mit diesen „Resultaten“, die längst „Gemeingut aller Forschung“ sind, mag er sich mit seinem mehr oder weniger wissenschaftlichen Gewissen auseinandersetzen. Aber da der in Rede stehende Artikel eine Stimme aus dem positiven Lager sein will und ausdrücklich zu dem Zweck geschrieben worden ist, zu zeigen, daß und wie dieses „Gemeingut“ auch den Kindern in der Schule beigebracht werden kann und soll, so werden es die Leser des „Magazins“ wohl kaum für überflüssig halten, dieses „Gemeingut“ und seine Verwertung im Religionsunterricht etwas näher anzusehen.

Der Verfasser zeigt an etlichen ausführlichen Entwürfen, wie er in der Oberstufe seiner Schule (den Kindern der letzten beiden Schuljahre) die zwei ersten Kapitel der Genesis erklärt. Das Neue besteht darin, daß er den Inhalt dieser Kapitel als „Sage“ bezeichnet und behandelt. Aber der Schluß seiner Vorbemerkung zeigt, daß ihm auch der Turmbau zu Babel und die Sintflut Sagen sind.

Wie unsicher und bedenklich die ganze Sache ist, geht von vornherein schon daraus hervor, daß der Herrr Verfasser da, wo er zum erstenmal den Kindern gegenüber den Schöpfungsbericht als Sage bezeichnet, in einer Fußnote beifügt: „Dieser Begriff (der Sage) deckt sich nicht mit dem des „Mythus“, doch ist er der einzige, der den Kindern gegeben werden kann.“ Also der Gewissenspflicht, den Kindern „die biblischen Stoffe in einer der Wahrheit entsprechenden Auffassung“ zugänglich zu machen, stellen sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Die Sprache besitzt nicht einmal ein Wort, das die Kinder verstehen und begreifen, wenn man ihnen über die Geschichten der Bibel das rechte Licht aufstecken will. Es ist doch ein schweres Ding um die Wahrheit! Nur dem reifen Geist, dem entwickelten Verständnis, dem „Forscher“ erschließt sie sich. Das Kind muß einstweilen mit einem Wort abgespeist werden, das sich mit dem dem Sachverhalt entsprechenden nicht deckt. Später, wenn die Kinder die nötige geistige Reife erlangt haben, können sie wieder umlernen! Warum wartet man dann nicht lieber bis zu diesem Zeitpunkt, um ihnen die vermeintliche Wahrheit zu enthüllen? Ist es weise, ist es recht, Kindern etwas als Wahrheit mit Worten mitzuteilen, die nach des Verfassers eignem Geständnis der Wahrheit doch nicht entsprechen? Doch wir wollen nicht mit Worten spielen.

Was ist eine Sage? Eine Sage ist eine, der dichterischen Phantasie entsprungene, einen Gedanken, eine Wahrheit, eine Idee zum Ausdruck bringende Erzählung. Die Erzählung ist nicht wahr, sondern nur der Gedanke, dessen Einkleidung sie bildet, kann wahr und wertvoll sein. Sie ist, um mit Rektor Spanuth zu reden, die Schale, die den Kern umschließt. Aber jeder weiß, wie leicht beim Oeffnen einer Nuß, beim Herausschälen des Kerns aus der Schale, der Kern verletzt wird. Wohl haben wir schon von Schiller gelernt: Der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser Hand zur rechten Zeit. Aber wer darf sich diese

Meisterschaft zuschreiben? Jeder, der mit plumper Hand zutappt, glaubt diese weise Hand zu besitzen und den rechten Zeitpunkt ausfindig gemacht zu haben. Und er macht sich, um bei dem Schillerschen Beispiel von der Glocke zu bleiben, an dieses Zerbrechen der Form ohne Zittern, das den echten Meister ergreift bei dem Gedanken, ob sich auch aus der zerbrochenen Form der metallne Kern schön und vollendet und tadellos hebe. — Also eine Sage! Eine Hülle, die erst beseitigt werden muß, ehe man sich des Wahrheitsgehaltes freuen kann! Dagegen verschlägt es nichts, wenn gesagt wird: „Wie armselig sind dagegen die Schöpfungssagen anderer Völker." Sage ist Sage. Die eine etwas poetischer ausgeschmückt, tiefsinniger ausgedrückt, mit sittlicherem Inhalt, aber ohne Wahrheit, Wirklichkeit. Der poetische Schmuck ist leider nur Schmuck, die Erzählung, so sinnig, so innerlich wahr und unnachahmlich sie sein mag, doch ohne Realität. Aber eine derartige Auffassung der Biblischen Geschichte ist nur möglich, weil der Begriff der Offenbarung darin keinen Raum hat. Von Offenbarung ist in dem ganzen Artikel keine Rede, sondern nur davon: „Welche Gedanken sich israelitische Schriftgelehrte über die Entstehung der Welt gemacht haben, wie sie sich den äußern Verlauf der Weltbildung vorgestellt, und welches Bild sie sich von Himmel und Erde gemacht haben." Also nur eigene Gedanken und Spekulationen der betreffenden Verfasser, nur Menschengedanken, Menschenfündlein kommen hier zur Sprache, aber keine Gottesgedanken. Und Gott läßt sie ruhig in diesem Wahn. Das ist aber eine Betrachtungsweise, der jeder religiöse Charakter fehlt. Die Schrift wird damit einfach ihres Offenbarungscharakters entkleidet. Die Schrift ist uns jetzt kein Führer mehr aus dem Irrtum in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit, sondern sie führt uns erst recht im Nebel herum und unser eignes Lampenlicht Vernunft ist nötig, um aus diesem Nebel den rechten Weg zu finden. Denn ist der Anfang sagenhaft, warum sollte es der Fortgang weniger sein? Die Patriarchen — Sagengestalten, in deren Lebensführungen, in deren Tun und Treiben, Ringen und Kämpfen, in deren Sünden und Torheiten die Eigenart ihres Stammes zum Ausdruck gebracht wird. Was die Urgeschichte betrifft, so kann sie gar keiner historischen Betrachtung unterliegen. Vorhistorische Ereignisse und Begebenheiten können gar nicht historisch untersucht werden. Nicht eine Sage, sondern eine auf göttliche Offenbarung beruhende Erzählung und Schilderung haben wir hier vor uns.

Warum soll denn die Urgeschichte nicht eine wirkliche Geschichte, sondern eine Sage sein? „Weil," heißt es in dem Artikel, „ohne weiteres klar ist, daß die Israeliten in vielem ganz andere Gedanken über die Schöpfung und ein ganz anderes Weltbild gehabt haben als wir. Manche richtige Gedanken haben sich die israelitischen Schriftgelehrten über die Entstehung und Gestalt der Erde und Welt gemacht. Aber mehr noch haben die Menschen inzwischen besser erkannt." (In Parenthese will ich bemerken, daß es sich bei dieser bessern Erkenntnis merkwürdig, um nicht zu sagen komisch, ausnimmt, wenn

diese Forscher mit ihrer bessern Erkenntnis gestehen müssen: „Man nimmt an; Gewisses ist darüber nicht zu sagen.“ Es will mir scheinen, als ob diese gerühmte bessere Erkenntnis in manchen Stücken auch eine „Sage“ sei.) Wodurch unterscheidet sich das Weltbild in Gen. 1 von dem unsern? „In der biblischen Erzählung ist die Erdoberfläche eine „Tiefe“, ein „Wasserschwall“, nach heutiger Annahme zuerst eine Feuerkugel gewesen.“ Nach heutiger Annahme, d. h. wie einige, meinetwegen auch die Mehrzahl der Naturforscher annehmen, während andere Forscher dieser Annahme direkt widersprechen. Der Verfasser sagt selbst, daß das nur eine Annahme sei, über die sich nichts Gewisses sagen lasse. Und ist dieser Unterschied so groß? Die Erde war dem biblischen Schöpfungsbericht zufolge anfänglich eine ungeordnete, durcheinander wogende, weiche, flüssige Masse. Spanuth sagt ja selbst: „Ihre jetzt festen Bestandteile waren damals glühend und flüssig, und das Wasser umgab den Erdball in Form einer dicken Dunstschicht, die mehrere tausend Meilen dick war.“ Er kann sich ja die “tehom” und die “majim” nach seiner fortgeschrittenen, naturwissenschaftlichen Erkenntnis vorstellen. Das verwehren ihm diese Ausdrücke nicht im geringsten. In Meyers Konversationslexikon ist zu lesen: „Einst überflutete wohl der Ozean die ganze Erde, alles Feste war einst Meeresgrund; aber schon früh, vor Entstehung der organischen Welt, stiegen einzelne Teile über seinen Spiegel empor.“ — „Dort ist das All in sechs Tagen erschaffen, hier in ungezählten Jahren.“ Wie lange diese sechs Tage waren, steht nirgends geschrieben. Der Gott, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind, braucht nicht auf 24 Stunden eingeschränkt zu werden. Da die Tage schon vor der Zeiteinteilung durch die Sonne erwähnt werden, so steht nichts der Annahme im Wege, daß hier Zeiträume, Perioden von unbestimmter Dauer zu verstehen sind. Aber selbst wenn man Tage von 24stündiger Dauer annimmt, so braucht doch hier von keiner unübersteiglichen Schwierigkeit die Rede zu sein. Vers 1 erzählt die Weltschöpfung. Von Vers 2 an wird die Ausbildung der Erde geschildert. Welcher Zeitraum zwischen Vers 1 und 2 liegt, ist nicht gesagt. Da hat die ganze Geologie Platz. — „Dort war zuerst Finsternis, diesen Zustand können wir uns nicht denken.“ Aber darauf kommt's auch gar nicht an. Es existiert gewiß manches, was sich unsere Gelehrten nicht denken können, weil ihnen ihre Gelehrsamkeit im Wege steht. Ich muß gestehen, daß ich mir recht wohl denken kann, daß es, ehe die Lichtstrahlen zur Erde drangen, finster gewesen ist. Das scheint mir sogar sehr natürlich. Uebrigens wenn selbst Vilmar sagt: „Finsternis ist im Reiche Gottes nichts Ursprüngliches,“ so möchte ich darauf hinweisen, daß es sich hier nicht um das Reich Gottes, sondern um die Bildung der Erde handelt. Ebenso stelle ich dem Worte Vilmars: „Finsternis ist die physische Seite des Bösen,“ das Wort Gottes beim Propheten Jes. 45, 7: „Ich schaffe die Finsternis,“ gegenüber. Allerdings ist die Finsternis ein passendes Bild für die Sünde, das Böse. Aber darum braucht die natürliche Finsternis selbst nicht böse zu sein. — „Die Erde

die Mitte, die Basis des Weltganzen. Ueber ihr, die als Fläche, als Scheibe gedacht ist, ist der Himmel als Feste, als eine Art von Kuppelgewölbe erbaut; an diesem festen Himmelszelt sind wie Lichter die Gestirne befestigt. Wir nehmen dagegen an, daß die Erde nur ein geringer Teil des Weltalls ist, daß die Gestirne auch Welten sind, zum Teil unendlich größer als die Erde. Was wir Himmel nennen, das ist keine Kuppel, sondern blaue Luft — weit, weit dahinter der unermeßliche Weltraum." Das Pathos, mit dem hier das „wir" der Schrift gegenübergestellt wird (zu dem das „wir nehmen an" in kläglichem Verhältnis steht, also doch kein Wissen, keine wirkliche Erkenntnis), ist durchaus nicht am Platz. Was hier als unrichtig hingestellt wird, trifft durchaus nicht den Bericht in Gen. 1. Es handelt sich hier nicht um das Verhältnis der Erde zum Weltall. Für die Schöpfungsakte, von denen hier die Rede ist, ist die Erde wirklich Mittelpunkt der ganzen Schöpfung. Die Größe der Gestirne und die Unermeßlichkeit des Weltenraums interessiert den Verfasser dieser Stelle nicht. Damit hat er es nicht zu tun. Uebrigens steht in diesem ganzen Kapitel nirgends, daß die Erde eine Scheibe und daß sie der Mittelpunkt der Welt sei. Ebenso ist die Vorstellung von der Kuppel über der Erde und von den daran befestigten Lichtern von Spanuth in den Schöpfungsbericht hineingetragen, aber nicht aus ihm herausgelesen. Davon gleich mehr. — „Licht kann schwerlich vor der Sonne dagewesen sein." Die richtige Naturerkenntnis hat längst gezeigt, daß das Licht durchaus nicht von der Sonne abhängig ist, daß es auch Licht ohne die Sonne, andere Lichtträger und Lichtspender gibt. Aber wenn auch der Verfasser recht hätte, so könnte er deswegen doch den biblischen Bericht keiner rückständigen Anschauungsweise zeihen. Der Schöpfungsbericht streitet nicht gegen die Vorstellung, daß Sonne, Mond und Sterne gleich anfangs erschaffen wurden. V. 14—18 redet nur davon, welche Bedeutung diese Leuchten für die Erde haben. „Sie erscheinen hier nicht als an und für sich existierende Weltkörper; nicht von ihrer Natur, sondern von ihrer Bestimmung für die Erde ist die Rede." In Hiob 38, 7 wird die Erschaffung der Morgensterne in die Urzeit hinein verlegt. — „Die 'Wale' gehören nicht zu den Fischen." Das sagt auch die Schrift nicht. Die "tanninim" bedeuten langgestreckte Ungeheuer. — „Kriechtiere nicht zu den den Säugetieren." Wenn wir Vers 25 lesen: Und Gott machte die Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art, so heißt das doch nicht, daß die Schrift die Kriechtiere zu den Säugetieren rechne. Oder wenn es im 21. Vers heißt: Und Gott schuf große Walfische und allerlei Tier, das da lebt und webt, davon das Wasser sich erregte, ein jegliches nach seiner Art, und allerlei gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach seiner Art, soll damit gesagt sein, daß der oder die Verfasser der Genesis die Vögel für Fische oder umgekehrt die Wassertiere für Vögel gehalten haben? Vers 26 mit seinem immer wiederkehrenden „und" zeigt deutlich, daß hier immer wieder neue Arten von Tieren gemeint sind.

Es ist eine beliebte Kampfesweise, Ungereimtheiten in die Schrift hinein zu legen, um dann sagen zu können: „Welcher vernünftige Mensch kann das glauben!“ Nicht die Bibel ist ungereimt, sondern die Menschen, die die weisheitsvolle Bibel zur Närrin machen, damit sie in ihrer überlegenen Weisheit glänzen können. — „Und Gott ruhte am siebenten Tage. Aber Gott braucht nicht zu ruhen.“ Gewiß nicht. Aber Gott ruht nicht aus Ermüdung und Erschöpfung. Auch ist dieses Ruhen nicht gleichbedeutend mit Nichtstun. Es bezeichnet das Ende der Schöpfung. Er hörte auf, Neues hervorzubringen. — „Gott sprach. Gottes Wort dürfen wir uns nicht vorstellen wie ein wirkliches Sprechen. Das bedeuten diese Ausdrücke niemals in der Bibel. Es ist nur ein Bild für Gottes Willen: Gott wollte es.“ Woher weiß Spanuth das so genau? Ich maße mir nicht an, dieses Sprechen Gottes erklären zu wollen. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß im Alten Testament sehr viel vom Sprechen Gottes die Rede ist, wo man mit einer bloßen bildlichen Erklärung nicht auskommt. Gottes Unterredung mit den Menschen nach dem Fall, mit Kain, mit Abraham wegen Sodom und wegen Isaaks Opferung, die Gesetzgebung auf Sinai. 2. Mose 19, 19 heißt es geradezu: Mose redete und Gott antwortete ihm laut, und viele andere Stellen, wo es eine Torheit ist zu erklären: Gott wollte es. Uebrigens sollte der, der dem Menschen den Mund geschaffen hat, Ex. 4, 11, nicht reden können? Wem das zu anthropomorphisch ist, der hat kein Verständnis für die Persönlichkeit Gottes oder gibt sie auf Kosten der Geistigkeit Gottes preis.

Endlich sagt Rektor Spanuth: „Daß wir die Schöpfungssage nicht als eine wirkliche Geschichte ansehen dürfen, sehen wir am deutlichsten aus der Bibel selbst. (Wir sind begierig, da müssen doch alle Bedenken schweigen). Diese enthält nämlich noch eine zweite Erzählung von der Schöpfung, wie viele, die die Bibel zu kennen glauben, gar nicht wissen: 1. Mose 2, 4—7. Vers 5 zeigt deutlich, daß hier die Schöpfung noch nicht geschehen sein soll. Es gab also bei den Israeliten zwei Sagen über den Ursprung der Welt. Wodurch unterscheidet sich diese zweite Sage besonders von der ersten? Es wird hauptsächlich die Erschaffung des Menschen erzählt. Auch klingt die Geschichte noch mehr sagenhaft.“ Ich lasse über diesen sogenannten zweiten Schöpfungsbericht Dr. Green für mich reden, der in seiner „Einheit der Genesis“ sich folgendermaßen ausspricht: „Alle angestellten Vergleiche und alle Versuche, den Kontrast zwischen Kap. 1 und Kap. 2 hervorzuheben, nur auf die Annahme hin, daß beide verschiedene und unabhängige Schöpfungsberichte seien, ist reine Sophisterei: In dem einen Bericht umfaßt die Scene die ganze Welt mit allem, was darinnen ist, in dem andern dagegen ist der Schauplatz auf den Garten Eden beschränkt, der zur Wohnung des Menschen gepflanzt und eingerichtet wurde. Der erste beginnt mit der Schöpfung der leblosen Dinge, des materiellen Weltalls, in fortschreitender Stufenfolge durch das allmächtige Schöpferwort und erreicht mit der Erschaffung des

Menschen nach Gottes Ebenbild den Kulminationspunkt des großartigen Prozesses. Der zweite Bericht handelt ausschließlich vom Urzustand des Menschen, wobei alle Einzelheiten genau erklärt werden, mit spezieller Vorbereitung auf die Versuchung und den Fall des Menschen. Alles bewegt sich auf der Ebene des individuellen Lebens vorwärts, um endlich in jene erste Uebertretung auszumünden, durch welche der Mensch seine ursprüngliche Heiligkeit und Gemeinschaft mit Gott verlor. Daher bildet das zweite Kapitel in keiner Hinsicht einen Parallelbericht, sondern die natürliche Ergänzung zum ersten Kapitel. Es bildet die zweite Scene in der heiligen Geschichte, so zu sagen den zweiten Akt in dem göttlichen Drama, das hier über die Bühne geht. Es führt den Leser in eine neue und verschiedene Stufe der Entfaltung des göttlichen Planes ein, dessen fortschreitende Ausgestaltung zu berichten der Zweck der Genesis ist." „Kap. 1 handelt von der Schöpfung der Welt im allgemeinen. Die detaillierte Beschreibung des Gartens Eden mit Anordnungen über die Stellung, die der Mensch in demselben einnehmen soll, würde in Kap. 1 ganz unangemessen sein. Plan und Absicht von Kap. 1 erforderten die Aufsparung dieser Details für den zweiten Abschnitt, und daher werden dieselben in Kap. 2 erzählt."

Der Verfasser des besprochenen Artikels läßt sich dann noch des weitern über die „Paradiesessage" aus. Doch wollen wir ihm nicht in weitere Einzelheiten folgen. Das Gesagte genügt, um gegen die Sagenhypothese zu protestieren. Nur möchte ich noch betonen, daß man gegen eine derartige Auffassung der Urgeschichte energisch Verwahrung einlegen kann, ohne ein Anhänger der Verbalinspiration zu sein. Ich kann mich durch verschiedene Gründe gezwungen sehen, eine buchstäbliche Eingebung der Schrift abzulehnen, und doch die biblischen Berichte als unter göttlicher Leitung und Providenz geschrieben, im großen und ganzen als Wahrheit anzuerkennen. Geoffenbart ist die Schrift, aber nicht diktiert.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über den Punkt, um deswillen mir der Artikel besonders anstößig erscheint, nämlich daß die biblischen Geschichten in solcher Weise den Kindern in der Schule erklärt und mitgeteilt werden sollen. Ich halte das geradezu für ein Verbrechen. Es ist wahr, es gibt keine doppelte Wahrheit, eine für Theologen und eine für Laien. Aber so lange eine solche neue Wahrheit nicht über jeden Zweifel erhaben ist, so lange sie nur eine Hypothese, und eben darum keine unangezweifelte Wahrheit ist, soll man die Gewissen nicht damit verwirren und beunruhigen, am wenigsten die Gewissen der Kinder. Wenn man doch schließlich nicht über ein: „Etwas Gewisses läßt sich nicht darüber sagen," hinauskommt, wenn man den biblischen Berichten doch nur Meinungen und keine Gewißheit gegenüberstellen kann, so wollen wir unsere Kinder bei den einfachen, prächtigen, dem kindlichen Verständnis einleuchtendsten biblischen Geschichten erhalten und sie daraus Gottes Größe, Herrlichkeit, Macht und Güte erkennen lassen. Schließlich bleibt doch Gottes Wort in seiner Herrlichkeit stehen, wäh-

rend Menschengedanken immer wieder in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit offenbar werden.

Nachschrift. Das Vorstehende war bereits geschrieben, als mir die in der vorletzten Nummer abgedruckte Entgegnung von Dr. Hoppe zu Gesicht kam. Ich freue mich, konstatieren zu können, wie mein Urteil in so manchen Punkten von ihm bestätigt wird. Es ist eine wahre Herz- und Glaubensstärkung zu sehen, wie glänzend durch diese offenbar auf Sachkunde beruhenden Bemerkungen die so gern als wissenschaftlich sich spreizenden antibiblischen Ansichten ad absurdum geführt werden, und daß die rechtverstandene Bibel doch schließlich immer wieder recht behält, und so wird's wohl auch ferner trotz aller „bessern Erkenntnis" dabei bleiben: Dei verbum manet in aeternum.

Anmerkung der Redaktion. Zur Steuer der Wahrheit muß betreff des Artikels von Spanuth gesagt werden, daß der Herausgeber der kat. Zeitschr. im 12. Heft noch eine Erklärung gegeben hat, worin er sagt: „Es sei hier betont, daß weder mir noch auch dem Verfasser diese Bezeichnung (Sage) sympathisch ist. Ja, wir sind uns beiderseits bewußt, daß die Berichte mit dem Begriff „Sage" sich nicht decken. Wir haben überlegt, welche Bezeichnung am besten zu wählen sei. Vielleicht würden wir heute namentlich für Gen. 1 die Ueberschrift wählen: „Das Lied der Schöpfung," denn anerkanntermaßen haben wir es hier mit hebräischer Poesie grandioser Art zu tun."

Aber auch hier vermissen wir, was vorstehender Aufsatz mit Recht tadelt, den Begriff der „Offenbarung". Denn so viel ist gewiß, daß der Mensch nicht aus sich selbst zur rechten Erkenntnis der Wahrheit kommen konnte in dieser wichtigen Sache.

Zur Lehre von der Verbalinspiration.

Pastor Anderson-Flensburg, bis vor kurzem Herausgeber des „Schlesw.-Holst. Kirchen- und Schulblattes", einer der Führer unter den positiven Lutheranern seiner Heimat, hat auf eine Empfehlung der Lehre von der wörtlichen göttlichen Eingebung unserer Bibel mit folgenden Leitsätzen in dem genannten Blatt geantwortet, die sich durch Klarheit auszeichnen und uns daher zur Wiedergabe sehr geeignet erscheinen.

1. Die Lehre von der Verbalinspiration ist kein unveräußerlicher Bestandteil des Gemeindeglaubens, sondern ein zwar wohlgemeintes, aber im Grunde unbiblisches Theologenfündlein.

2. Sie stammt zum teil aus dem Talmud-judentum, zum teil auch aus heidnischen (hellenistischen) Vorstellungen, die durch Philo in die christliche Theologie übergegangen sind.

3. In der lutherischen Theologie ist sie zuerst durch Calov heimisch geworden, denn sowohl Quenstedt wie Joh. Gerhard haben sie noch nicht, geschweige denn Luther.

4. Ihr Aufkommen hängt zusammen mit der Versuchung, welcher die altprotestantischen Dogmatiker nicht widerstanden haben, nämlich der katholischen Polemik, die sich auf eine bequeme und massive Instanz berufen konnte, gleichfalls eine bequeme und massive Instanz als ultimum refugium (letzte Zuflucht) gegenüberzustellen.

5. Zu ihrer ferneren Verbreitung hat dann namentlich beigetragen die reformierte Auffassung von der Bibel, wonach diese zu einer bloßen Sammlung von dicta probantia (Beweisstellen) bezw. einem christlichen Gesetzeskodex wird, in dem sogar der Unterschied zwischen A. und N. Testament sich wieder verwischt.

6. Von diesen Ursprüngen aus ist die Lehre von der Verbalinspiration freilich in den heutigen Gemeindeglauben mehr oder weniger übergegangen, hat aber denselben auch dementsprechend veräußerlicht, d. h. mechanisch und gesetzlich gemacht.

7. Um dieser Gefahr, die allmählich dem evangelischen Christentum droht, zu begegnen, müssen wir zunächst wieder zurück zu den Ursprüngen des Protestantismus, vor allem zur freien und genialen Auffassung Luthers, dem die Inspiration der Schrift mit der von ihm erfahrenen Tatsache zusammenfällt, daß sie Christum treibt.

8. Luther hat auch einen ganz andern Begriff von „Gottes Wort“ gehabt, als er im heutigen Gemeindeglauben durchweg gebräuchlich ist, der unter „Gottes Wort“ nur die Bibel versteht. Aus diesem Mißverständnis kommt hauptsächlich die große Verwirrung in der Inspirationsfrage.

9. Luther versteht unter „Gottes Wort“ etwas Lebendiges, Persönliches, Organisches, nämlich das Evangelium, das in Christo verkörpert ist und zunächst mündlich die Kirche erfüllt.

10. Daneben steht die Bibel als schriftliches Gotteswort, ein Buch, dessen Bedeutung als einzige Richtschnur und lauterster Quell (unica norma et limpidissimus fons, Konkordienformel) für die Kirche unersetzlich und dessen Zusammensetzung nur durch ein Wunder göttlicher Weltregierung und Heilsführung erklärbar ist.

11. Sagen aber, daß die Verbindung zwischen Gott und den Menschen hergestellt sei durch ein Buch, oder die christliche Offenbarung allein auf die Schrift reduzieren, ist weder biblisch noch evangelisch, sondern rationalistisch (vgl. Hebr. 1, 1 u. 2).

12. Der eigentliche „Logos“, in dem Gott sich geoffenbart hat, ist und bleibt Christus selbst (vgl. Joh. 1). Nach ihm heißt unsere Kirche die „evangelische“, nicht so sehr, weil sie sein schriftliches, als weil sie sein mündliches Wort hat.

13. Wir sind nicht gläubig, weil die Bibel a priori (= von vornherein) Gottes Wort ist, sondern wir sehen die Bibel als Gottes Wort an, weil wir an Christum gläubig sind.

14. Die Inspiration der Heiligen Schrift kann der allein nur erkennen, der selbst vom Heiligen Geist inspiriert, d. h. an Christum gläubig geworden ist.

15. Unabhängig hiervon ist die kritisch-wissenschaftliche Betrachtung der Heiligen Schrift, die aber doch für den Glauben das Gute gehabt hat, die Lehre von der Verbalinspiration (nicht der Inspiration als solcher, denn das kann sie auf keine Weise) als völlig unhaltbar zu beweisen.

16. Die Lehre von der Verbalinspiration wird widerlegt durch zwei unleugbare Tatsachen: erstens, daß wir den biblischen Text in einer Gestalt haben, die Tausende von verschiedenen Lesarten zuläßt; zweitens, daß der Sinn einzelner Schriftsätze oft so verborgen ist, daß fünf, zehn, zwanzig verschiedene Auslegungen sich an seinem Verständnis versuchen. (Rothe.)

17. Sagen, daß „trotz Varianten und Irrtümer" die Heilige Schrift nicht aufhöre, Gottes verbalinspiriertes, irrtumsfreies Wort zu sein, ist darum weder eine ehrliche, noch logische, zum mindesten höchst mißverständliche Rede.

18. Für den Gemeindeglauben ist die Lehre von der Verbalinspiration nicht nur irreleitend, sondern auch solange gänzlich belanglos, als man nicht zu der (theoretisch bisher selten, aber praktisch oft gezogenen) Konsequenz übergeht, daß auch die Bibelübersetzung unfehlbar ist.

19. Man soll die Gebeine der altprotestantischen Dogmatiker nicht heraufbeschwören, sondern lieber helfen, daß Luther bei uns lebendig werde, aber nicht der mißverstandene.

20. Mißverstanden nämlich wird Luther, wenn man sein Verfahren bei dem Marburger Religionsgespräch ausbeutet für die Lehre von der Verbalinspiration. Seine Berufung auf Jesu Wort: „Das ist mein Leib" ist nicht ein Festhalten des äußeren Schriftbuchstabens, sondern eines einzelnen, besonders wichtigen Ausspruches des geschichtlichen Christus.

21. Hinter Luther stehen als höhere Instanzen die Apostel, als höchste der Heiland selbst. Weder die Auffassung jener, noch des Herrn selbst geben Recht zur Lehre von der Verbalinspiration.

22. Die Apostel müßten ganz anders (vgl. die 23,000 und 24,000 1. Kor. 10, 8 und 4. Mose 25, 9) das Alte Testament zitiert, die Evangelisten ganz anders (vgl. z. B. der eine bezw. die zwei Blinden bei Jericho, Mark. 10, 46 und Matth. 20, 30) die heilige Geschichte geschrieben haben, wenn sie für das Alte Testament, geschweige für ihre Schriften die Verbalinspiration beansprucht hätten.

23. Vor allem aber zeigt die Schriftbehandlung Jesu selbst das äußerste Gegenteil einer Auffassung im Sinne der Verbalinspiration, deren Vertreter zu seiner Zeit vielmehr die Pharisäer und Schriftgelehrten waren.

24. Der Konflikt mit diesen entsteht zum großen teil auch daraus, daß diese gerade einen Messias haben wollten nach dem Buchstaben der Schrift, während Jesus ein solcher war nach dem Geist der Schrift.

25. Zu dieser, nicht zu der ersten Schriftauffassung hat aber Jesus auch seine Jünger angeleitet (vgl. Matth. 17, 10—13).

26. Außerdem ist besonders lehrreich das Verfahren Jesu bei der Versuchung in der Wüste (Matth. 4, 1—10).

27. Bei der ersten Versuchung scheint der Herr 5. Mose 8, 3 im Sinne einer registermäßig gezogenen Beweisstelle aus der Schrift zu gebrauchen.

30. Bei der dritten Versuchung wird es endlich ganz besonders klar, daß der Herr mit dem scheinbar wenig sagenden Wort 5. Mose 6, 13 dennoch den ganzen Geist der Heiligen Schrift zusammenfaßt, indem er es durch das hinzugesetzte Wörtlein „allein" pointiert (vgl. das sola fide bei Luther, Röm. 3, 28).

31. Hiernach ist es klar, welcher Gebrauch der Heiligen Schrift der höchste ist. Für gewöhnliche Fälle genügt das Operieren mit dicta probantia (Beweisstellen). Geht es aber in die Tiefe, tritt namentlich ein dictum der Schrift scheinbar gegen das andere (wie bei der zweiten Versuchung), so hilft nur das immer tiefere Erfassen der Schrift, und zwar nicht nach dem Buchstaben, sondern dem Geist. So meint auch Jesus sein Wort: Suchet in der Schrift (Joh. 5, 39).

32. Zur Lehre der Verbalinspiration zurücklenken heißt in die Buchstabentheologie der jüdischen Schriftgelehrten zurücksinken und der Gemeinde Steine statt Brot bieten.

33. Auf diesem Wege bringt man die Seelen auch nicht zur Gewißheit, sondern zur Sicherheit, welche doch keine ist, weil sie fleischlicher Art ist (vgl. Joh. 6, 63).

34. Solch eine bequeme und massive Instanz, zu welcher die Lehre von der Verbalinspiration die Bibel veräußerlicht, führt ganz von selbst zum katholischen Amtsbegriff, weil dadurch eine Gemeinde erzogen wird, die gar nicht mehr glaubt, denken und forschen zu dürfen, und schließlich die Bibel vor lauter Angst, anders als die Pastoren zu glauben, gar nicht mehr liest.

35. Anderseits werden die, welche sich innerlich aus unbewußt lutherischem Empfinden gegen das gesetzliche Joch einer dem wahren evangelischen und biblischen Geiste fremden, in Wahrheit vielmehr reformierten bezw. talmudjüdischen Lehre von der Verbalinspiration sträuben, in schwere Gewissenskonflikte gestürzt.

37. Es ist ein völliger Irrtum, zu meinen, daß die Lehre von der Verbalinspiration die Volkskirche erst ermöglicht bezw. begünstigt. Im Gegenteil beweist die Geschichte der englischen Sekten, welche sämtlich aus der reformierten Kirche hervorgegangen sind, und der neuen separiert-lutherischen Gemeinschaften, die sich die Lehre von der Verbalinspiration haben aufdrängen lassen, daß diese verhängnisvolle Lehre gerade die Zersplitterung der Kirchen in steigendem Maße gefördert hat.

(Aus „Reformation" No. 44.)

Geologische Bestätigung der Sintflut.

Aus Homiletic Review von Prof. G. F. Wright, Oberlin, O.
Uebersetzt von P. E. Otto.

Von vorn herein muß darauf hingewiesen werden, daß die Aufgabe des Apologeten nicht eine positive sondern negativ ist. Der positive Nachweis vom Faktum der Flut ist in einem historischen Dokumente enthalten. Von wissenschaftlicher Seite sind diesem Nachweise gegenüber Einwürfe erhoben worden auf den Grund hin, daß derselbe Vorgänge als Tatsachen berichte, die unmöglich oder doch so unwahrscheinlich seien, daß es viel näher liege, den Bericht für unglaublich zu halten, als an die Wirklichkeit der Tatsache zu glauben. Unsere Aufgabe ist hier nur die, die in Frage kommenden physikalischen Sachlagen zu prüfen und zu sehen, ob die von den Kritikern behauptete Unmöglichkeit oder äußerste Unwahrscheinlichkeit, die, wenn bewiesen, den biblischen Bericht unglaublich machen würde, wirklich vorhanden ist.

In Verfolgung dieses Zieles wollen wir zunächst die Tatsachen von allgemeiner Bedeutung in Betracht ziehen, deren Tragweite doch erst in der Neuzeit völlig geschätzt worden ist, und die zu dem Schlusse führen, daß vor verhältnismäßig wenig Tausenden von Jahren die Erdrinde im Vergleich zu ihrem heutigen Zustande eine unsere gewohnten Vorstellungen weit überschreitende Unfestigkeit und größere Bewegbarkeit gehabt haben muß. Wenn dies festgestellt ist, dann reicht es eigentlich schon allein zur Beantwortung aller Einwürfe hin; denn es geht daraus hervor, daß, wenn wir nur wenige Jahrtausende zurückgehn, das Gebiet unseres Nichtwissens sich so erweitert, daß Einwürfe allgemeiner Art, die auf der Annahme beständiger Gleichförmigkeit der Natur basieren, einem, wenn auch nur gering gestützten positiven Nachweise gegenüber, eigentlich wenig ins Gewicht fallen.

Die Beweise für die Instabilität der Erdrinde sind unzählige und von jedermann anerkannt. Die allein noch streitige Frage bezieht sich auf den Grad der Unfestigkeit und auf die Regelmäßigkeit und Gewaltsamkeit, mit der die Veränderungen der Oberfläche stattgefunden haben. Die Oberfläche der Erde, auf der wir leben, ist eine dünne Schale in schwankendem Gleichgewichte auf einer geschmolzenen Masse ruhend. Bei den zahllosen Tiefbohrungen, welche ins Innere der Erde vorgenommen worden sind, hat man beobachtet, daß im Durchschnitt mit einer Zunahme der Tiefe von je 50 bis 60 Fuß die Wärme um einen Grad steigt. In diesem Verhältnisse würde die Hitze bei einer Tiefe von 50 Meilen auf 5000° F. steigen, ausreichend, um alle uns bekannten Substanzen zu schmelzen; Eisen schmilzt bei weniger als der Hälfte dieser Temperatur. Diese unermeßlich heiße Masse muß natürlich bestrebt sein, sich ins Maß- und Gestaltlose auszudehnen, und ob sie in bestimmter Gestalt zusammengehalten werden kann, hängt allein von dem Grade des Gegendruckes ab; der Gegendruck mag so stark sein, daß die Masse festbleibt, auch wenn sie bis zum denkbar höchsten Grade erhitzt wird. Es läßt sich aber nachweisen, daß die Hitze mit ihrer

Expansivkraft in schnellerem Maße steigt, als die Wirkung des Gegendrucks durch die Gravitation, so daß von einer Tiefe von ungefähr 50 Meilen an bis weiter zum Mittelpunkte das Innere der Erde sich in einem halb oder ganz flüssigen Zustande befinden muß. Zu den direkten Beweisen für diesen geschmolzenen Zustand des Erdinnern gehören bekanntlich die Vulkane. So eindrucksvoll aber auch die vulkanischen Erscheinungen der Jetztzeit sein müssen, so sind sie doch unbedeutend im Vergleich zu dem, was sie in der Vergangenheit gewesen sind. Während wir z. B. gegenwärtig in den Ver. Staaten nur vereinzelte Vulkane an der pacifischen Küste haben, hat es in verhältnismäßig junger geologischer Epoche über das ganze Gebiet der Felsengebirge hin gewaltige Oeffnungen gegeben, aus denen Lava ausgespieen worden ist, ausreichend, um tausende von Quadratmeilen mit Basaltschichten von tausend Fuß Dicke zu bedecken.

Es ist ersichtlich, daß bei dem halbflüssig biegsamen Zustande des Erdinnern die Stabilität der Erdrinde auf der Gleichmäßigkeit der Verteilung ihres Materials beruht. Jeder Abschnitt der Erdkugel bildet gewissermaßen ein Gewölbe, aber bei der Größe der Kugel ist der Bogen des Gewölbes überall so flach, daß er in sich selber keine tragende Kraft besitzt; die Stütze, von der die Erdoberfläche getragen wird, beruht also allein auf der Widerstandskraft der darunter liegenden flüssigen Masse. Um ein Bild zu gebrauchen, die Stabilität der Erdoberfläche ist gleich der einer Pontonbrücke, welche eben liegt, so lange die Last auf ihr auf allen Punkten gleich verteilt ist. Wenn ein Teil überladen wird, so sinkt derselbe hinab, und der entlastete Teil hebt sich in die Höhe, bis das Gleichgewicht zwischen Druck und Gegendruck hergestellt ist.

Hieraus ist ersichtlich, daß jede große Verschiebung von Masse von einem Teile der Erdrinde zum andern einen entsprechenden Einfluß auf die Höhenlage der davon betroffenen Teile der Erdoberfläche haben muß, und hieraus ergiebt sich die große Bedeutung, welche in verhältnismäßig jungen Zeiten die Eisperiode als ein die Stabilität der Erdkruste störender Faktor gehabt haben muß. Die gewaltige Großartigkeit der Hergänge in dieser Periode ist bis jetzt nur in geringem Maße zu allgemeiner Kenntnis gekommen. In Bausch und Bogen summiert sind sechs Millionen Quadratmeilen (vier in Amerika, zwei in Europa) durchschnittlich eine Meile tief mit Gletschereis bedeckt gewesen, macht sechs Millionen Kubikmeilen, aufgestaut über Landstrecken, über denen jetzt kein Eis lagert. Dies Eis müssen wir uns doch entstanden denken als eine übermäßige Anhäufung von Schnee, hergenommen von Wolken, die die Verdunstungen des Ozeans einherführten. Auf diese Weise ward aus dem Ozean eine Wassermasse hinweggeführt, deren Verschwinden seine Oberfläche wohl um dreihundert Fuß niedriger machte, so den Druck dieser ungeheuren Wassermasse von den drunter liegenden Teilen der Erdrinde und darunter des Erdinnerns hinwegnehmend. Was die Ueberragung einer solchen Gewichtsmasse vom Meere

aufs Land zu bedeuten gehabt haben muß, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß dieselbe zweimal so groß ist als der ganze Kontinent von Nordamerika über dem Seespiegel, und beinahe gleich dem Gesamtgewicht des asiatischen Kontinents. Wenn demnach dem Erdinnern nur irgendwelche Plastizität eigen ist, so liegt auf der Hand, daß solche Gewichtsübertragung die größten Veränderungen der Oberfläche hervorgerufen haben muß; um das Gleichgewicht herzustellen, mußten die Kontinente hinabsinken, der Meeresboden sich heben.

Und das ist gerade, was, wie die Geologen finden, in verhältnismäßig junger Zeit geschehen sein muß. Die Veränderung der Höhenlage in den zentralen und nördlichen Teilen von Nordamerika laufen hinaus auf eine Herabsinkung des Landes um eintausend bis dreitausend Fuß. Vor der Eisperiode stand die Gegend der großen Seen und des ganzen nördlichen Teils von Nordamerika ungefähr zweitausend Fuß höher als gegenwärtig. Das ist erkennbar aus den zahlreichen begrabenen und überdeckten Flußbetten, welche die Flüsse jener Zeit sich gewühlt haben. So z. B. der Hudson Fluß hat früher seinen Ausfluß ins Tiefwasser des atlantischen Ozeans gehabt, ungefähr hundert Meilen südwestlich von New York, durch ein tiefes und enges Bett, vergleichbar dem großen Colorado Cannon, zweitausend Fuß tief an seiner Mündung.

Infolge des durch die Eisanhäufung ausgeübten Druckes sank der nördliche Teil des Kontinents hinab zu einer Tiefe um tausend Fuß niedriger als die gegenwärtige durchschnittliche Höhenlage, und in Montreal sicherlich zu einer Tiefe von fünfhundert Fuß unter dem gegenwärtigen Meeresspiegel. Das sind Fakta, die von allen Geologen, welche der Sache Aufmerksamkeit geschenkt haben, anerkannt werden. Sie mögen allerdings nur eine indirekte Beweiskraft für die Tatsächlichkeit des biblischen Flutberichtes besitzen, da derselbe sich ja auf ein Gebiet des mittlern und innern Asiens bezieht, aber sie bahnen den Weg, Schlußfolgerungen annehmbar erscheinen zu lassen, die aus dem sich immer mehr häufenden Material der Forschungen in der östlichen Hemisphäre sich ziehen lassen.

Die Europa betreffenden geologischen Tatsachen sind in ausgezeichneter Weise gesammelt, gesichtet und in ihrer Bedeutung gewürdigt durch den verstorbenen Professor der Geologie zu Oxford, Sir Joseph Prestwich, dessen Ansehen als Beobachter keinem andern nachsteht. Nach einem die Lebenszeit umfassenden Studium publizierte er die Ergebnisse desselben vor zehn Jahren im „Quarterly Journal of the Geological Society", und in 1895 in einer kleinen Schrift, betitelt: "A possible cause for the origin of the tradition of the Flood." In diesen Schriften ist eine merkwürdige Sammlung von Beobachtungen an einander gereiht, bezüglich der hie und da aufgefundenen Anhäufungen von Kies, rauhen Steinfragmenten und feinem Schlamm, die nicht anders erklärt werden können, als unter Annahme der Theorie, daß einst das ganze westliche Europa und die Küstenländer des Mittelmeeres

auf eine verhältnismäßig kurze Zeit mit einer Wassermasse bis zweitausend Fuß tief bedeckt gewesen sei, daß darauf schnelle und stoßweise Wiedererhebungen des Landes erfolgt seien, die dann stoffübertragende Ueberschwemmungen (waves of translation) verursachten, durch welche jene merkwürdigen Anhäufungen zurückgelassen wurden.

Zum Beispiel rings um die Höhenzüge des südlichen Englands und des nördlichen Frankreich sind Anhäufungen von Kies, von Steinbruchstücken, gemischt mit Sand und Ton, ohne Schichtenbildung von den Hügeln herabgeschwemmt, mit solcher Regelmäßigkeit und in solcher Entfernung von ihrem Ursprungsorte, daß es unmöglich ist, ihre Bildung bloß lokalen Wasserläufen zuzuschreiben, während sie zugleich außerhalb des Wirkungsgebiets der Eisperiode liegen. Der erwähnte feine Schlamm entspricht dem sogenannten „Löß", der in Deutschland, im Missouri Tale und in Zentral Asien gefunden wird. Das merkwürdigste Beispiel von einem solchen Niederschlage, der auf eine solche Ueberflutung des westlichen Europa schließen läßt, findet sich auf der Insel Guernsey im Kanal. Diese Insel ist bis zu einer Höhe von dreihundert und fünfzig Fuß vollständig von „Löß" eingehüllt, welches allein in einer Periode des Niederschlags abgelagert sein konnte, als die ganze Insel mit von Schlamm durchsättigtem Wasser bedeckt war. Ein bemerkenswerter Umstand bei diesen Ablagerungen von "rubble drift" oder „Löß" ist, daß sie augenscheinlich verhältnismäßig jungen Ursprunges sind; das geht hervor aus dem geringen Grade der Erosion, der Verwitterung, welche stattgefunden hat, wie auch daraus, daß unter ihnen oder in ihnen Werkzeuge von Menschenhand und Ueberbleibsel untergegangener Tiere gefunden werden, die mit dem Menschen gemeinschaftlich lebten.

Eine weitere Reihe von Beweismitteln, die von Prof. Prestwich angeführt werden, findet sich in der großen Anzahl von Felsspalten in Süd-England, in Frankreich, auf der Halbinsel von Gibraltar. Dieselben sind angefüllt mit rauhen unabgeschliffenen Steinfragmenten, eingebettet in eine Masse feinen Sediments. Darin finden sich untermischt Bruchstücke von Knochen zahlreicher Tiere, manche davon untergegangenen Arten angehörend, dazu auch vereinzelt Werkzeuge von Menschenhand. Auf der Insel vor Gibraltar sind mehrere dieser Felsspalten dreihundert Fuß tief, uned sie liegen so hoch oben im Gebirge, daß die Annahme ausgeschlossen erscheint, diese Tiere hätten alle dort oben dauernd gelebt oder seien zufällig aus eigenem Antriebe dort oben hinauf verirrt. Finden sich doch hier ordnungslos unter einander gemischt die Knochen von Bären, Hyänen, Panthern, Pferden, Nashörnern, Elephanten, Ziegen, Ochsen, Schweinen, Hasen und Wölfen, von Tieren, die sich doch im gewöhnlichen Naturlauf nicht zusammen zu gesellen pflegen. „Nur eine große gemeinsame Gefahr, so wie sie das unaufhaltsame Vordringen der See aufs Land hervorrief, konnte die natürlichen Instinkte dieser Tiere so paralysieren, daß sie einen gemein-

samen Zufluchtsort vor der ihnen gemeinsam drohenden Katastrophe suchten. Unter solchen Umständen mußten die Bewohner der Ebene naturgemäß nach den Höhen flüchten, und wenn dort Bergesspitzen isoliert standen und schließlich auch vom Wasser überdeckt wurden, dann ertranken sie und ihre Gebeine wurden verstreut und schließlich durch dieselben Wogen, die den Schlamm und Schutt mit sich führten, in die Felsspalten hinabgespült.

Der Raum fehlt, mehr als dies einzelne Beispiel von Tatsachen anzuführen, auf die Prof. Prestwich seine Beweisführung basiert; nur eins sei noch erwähnt, die merkwürdige Höhle von San Ciro in der Nähe von Palermo auf Sicilien. Dort am Fuße des merkwürdigen Amphitheaters von Bergen, welche die Ebene einschließen, auf der die Stadt erbaut ist, fand man vor etlichen Jahren eine Anhäufung von Knochen, meist von Flußpferden, untermischt mit etlichen Knochen von Hirschen, Füchsen, Elephanten. Augenscheinlich waren diese Tiere in diesen Zufluchtsort durch steigende Wasserfluten zusammengedrängt, die ihnen jeden andern Rettungsweg abgeschnitten hatten. In diesem Falle bestand die Knochenmasse aus vollständigen Skeletten alter und junger Tiere, und dieselben waren so massenhaft aufgehäuft, daß binnen sechs Monaten von der Entdeckungszeit an zwanzig Tonnen Knochen zu Handelszwecken verschifft wurden.

Eine kürzlich vom Verfasser unternommene Reise durch Asien hat zur Auffindung und Zusammenstellung einer Reihe interessanter und wichtiger Tatsachen gedient, die zu zeigen scheinen, daß beinahe der ganze Kontinent innerhalb der Periode des Menschendaseins eine zeitweise Ueberflutung erlitten hat, die wenigstens in den zentralen Gegenden eine Höhe von zwei bis dreitausend Fuß erreicht haben muß. Wenn wir vom Westen her beginnen und sie in der umgekehrten Reihenfolge ihrer Auffindung aufzählen, sind folgende Tatsachen von besonderer Bedeutung:

1. Zu Kiew am Dnieper in Südrußland hat Prof. Armachewsky neuerlich Gebrauchsgegenstände von Menschenhand zusammen mit gebrannten Steinen und mit Knochen untergegangener Tierarten aufgefunden, fünfzig Fuß tief unter dem Löß, welches die ganze Gegend bedeckt. Dieser alte Lagerplatz des vorsintflutlichen Menschen liegt 250 Fuß über dem Dnieperflusse, so daß bloß lokale Steigungen der Flußhöhe das Sediment unmöglich dort oben haben zurücklassen können, und er liegt, wie die ganze Ebene des südlichen Rußlands, 600 Fuß über dem gegenwärtigen Meeresspiegel.

2. Die Küsten des Schwarzen Meeres zeigen unbestreitbaren Nachweis, daß das ganze Küstenland ringsum in nicht zu weit entlegener Vorzeit eine Herabsenkung von mindestens 750 Fuß Tiefe erfahren hat. Den Beweis hierfür liefern die Bänke von Strandkies von der angegebenen Höhe, die sich an der Nordseite des Meeres ringsum die Krimea finden und auf der Südseite bei Lamsun und Trapezunt. Des Verfassers eigene Beobachtungen beziehen sich besonders auf die Umgegend

von Trapezunt. Dort schmiegt sich auf eine Strecke von einer halben Meile oder mehr eine deutlich erkennbar sich abzeichnende Terasse von Strandkies, an etlichen Stellen über hundert Fuß dick, an die Seite des steilen Berges von vulkanischem Gestein, der im Hintergrunde der Stadt sich erhebt. Dieser Kies ist von verschiedenem Material, wie das Gestein des Berges, und muß durch ausgedehnte und gewaltsame Aktion von Meereswogen dort abgelagert worden sein. Die ganze Beschaffenheit zeigt, daß es eine Ablagerung jüngeren Ursprungs sei, vor nicht vielen Jahrtausenden gebildet. Die Oberfläche dieser Kiesbank liegt 750 Fuß über der See. Eine Depression, welche diese Oberfläche auf gleiches Niveau mit dem Meeresspiegel herabdrücken würde, würde das ganze Südrußland und Westsibirien unter Wasser setzen und nur eine schmale Linie von Gebirgsmassen hervorragen lassen.

3. Ablagerungen von vergleichsweise frischem sedimentärem Material wurden auf der Nordseite des Kaukasus in einer Höhe von etwa 200 Fuß aufgefunden; dieselben können nicht wohl der Wirkung der Gletscherperiode zugeschrieben werden, sondern scheinen auf eine jüngerer Zeit angehörige ausgedehnte Depression der ganzen Gebirgsgegend schließen zu lassen.

4. Auf der Südseite des Kaukasus bis hinab zum Fuße des Berges Ararat, in einer Höhenlage von etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, finden sich Ablagerungen von Löß in solcher Tiefe und Ausdehnung, daß das längere Vorhandensein von stehendem Wasser als notwendiger Erklärungsgrund erscheint.

5. Aehnliche Deposite von Löß begrenzen in einer Ausdehnung von mehreren hundert Meilen den nördlichen Rand der gewaltigen Bergkette, die Mittelasien durchzieht. Sie sind besonders bemerkenswert auf der Strecke von Samarkand aus durch Taschkent und am Fuße des Altangebirges entlang, südlich vom See Balkasch; sie bilden in dieser Gegend eine Terasse fruchtbaren Erdreichs, die in der Geschichte des Menschengeschlechts ein so wichtige Rolle gespielt hat. Im Norden und Westen begrenzt von den dürren Steppen Turkestans, bewässert durch die zahlreichen Flüsse, welche die im Süden gelegenen Bergeshöhen entsanden, hat die Gegend von jeher einen der begehrenswertesten Wohnsitze des Menschengeschlechts gebildet. Hier haben zweifellos die Arischen Rassen ihren Ursitz, und von hier als einem Zentrum aus sind Bevölkerungszüge nach allen Richtungen hin gewandert, während Tatarenhorden vom Osten her wiederholt auf das reiche Gebiet herniedergefegt sind und Beute geholt haben.

6. Die ganze Beschaffenheit der Gegend liefert den klarsten Nachweis, daß hier seit dem wahrscheinlichen Auftreten des Menschen große klimatische Veränderungen stattgefunden haben müssen. Die verlassenen Bewässerungsgräben und unzählige Grabhügel (mounds) geben Zeugnis davon, daß die Gegend in früherer Zeit dicht besiedelt gewesen sein und einen reichlichen Regenfall genossen haben muß. Ein fernerer Beweis hierfür liegt in der Tatsache, daß der Aralsee in früherer Zeit

bedeutend größeren Wasserzufluß erhalten haben muß, als er jetzt vom Oxus und Jaxartes empfängt, so daß von ihm aus ein ansehnlicher Ausfluß nach dem kaspischen See entsendet ward; nach der Größe und dem Charakter des ehemaligen Flußbettes zu schließen, muß der Ausfluß völlig so groß gewesen sein als der St. Lawrence Strom. Und so gibt es in der ganzen Gegend Anzeichen, daß alle Flüsse in früheren Zeiten größer waren, als sie jetzt sind, und daß die Seen, welche jetzt ringsgeschlossene Becken bilden, Ausflüsse hatten, durch welche große Wassermengen entsendet wurden. Die Schlußfolgerungen empfangen eine Bestätigung durch die bemerkenswerte Tatsache, daß der Balkasch- und der Aralsee und das kaspische Meer bedeutend weniger salzhaltig sind als der Ozean, während in der Regel solche eingeschlossene Becken, wie das Tote Meer und der große Salzsee, Wasser von bedeutend höherem Salzgehalt in sich schließen.

Die von uns angenommene Theorie, daß einmal ein Herabsinken der Erdrinde stattgefunden habe, würde alle diese Erscheinungen erklären. Eine solche Depression mußte nicht allein zwei oder drei Millionen Quadratmeilen in Nord-Europa und West-Sibirien unter Wasser setzen, sondern auch durch die Sungarische Vertiefung eine Wassermasse in die Wüste Gobi entsenden, ausreichend um ein Meer zu bilden, gleich groß und tief wie das Mittelmeer, und so eine Verdunstungsfläche für Zentral-Asien liefern, wie sie notwendig war, um jenen reichlichen Regenfall zu ermöglichen, der augenscheinlich bis in historische Zeiten hinabgereicht hat. Bei der Wiedererhebung des Landes nach der Flut mußte das Meer über der Wüste Gobi zu Binnenseebecken zusammenschwinden, das durch allmähliche Verdunstung austrocknen mußte.

7. Diese Theorie empfängt eine starke Stütze durch die wohlbekannte aber rätselhafte Tatsache, daß im Baikalsee, zweitausend Meilen vom Meer entfernt und 1680 Fuß über dem Spiegel desselben eine sonst nur dem nördlichen Eismeere angehörige Species von Robben lebt; eine ähnliche Art findet sich auch im kaspischen Meere, das gleichfalls seit undenkbarer Zeit vom Ozean abgeschlossen gewesen ist. Eine allgemeine Ueberflutung, wie wir sie angenommen haben, gibt die einzige haltbare Erklärung für diese merkwürdige Tierverteilung.

8. Diese Theorie empfängt noch Bestätigung durch eine große Mannigfaltigkeit von Tatsachen, welche darauf hinzudeuten scheinen, daß zur Zeit der Gletscherperiode die Erdrinde sich in einem von ihrer heutigen Beschaffenheit durchaus abweichenden Zustande befunden haben muß, der in der Erhebung aller der höchsten Gebirge der Erde resultiert hat. Es gibt spezielle Beweisgründe dafür, daß die Gebirge Mittel-Asiens sehr späten geologischen Ursprungs sind. Der Baikalsee z. B. liegt in einer Senkung der Erdrinde ähnlich der in der Gegend des Toten Meeres, in eine Tiefe von 4180 Fuß. Der Salangefluß hat diese Vertiefung durch seine Ueberschwemmungsniederschläge etwas aufgefüllt, aber in so geringem Maße, daß das Alter der Depression dieser Gegend sicher nur nach Zehntausenden und nicht nach Hunderttausenden

von Jahren zu berechnen ist. Kurz, die Instabilität der Erdrinde, wie sie der Tertiärperiode zugeschrieben wird, ist bei weitem jüngeren Datums, als man gemeinhin angenommen hat.

Diese kurze Aufzählung von Beweisgründen ist wohl an sich nicht ausreichend, die Tatsächlichkeit der Noachischen Flut sicherzustellen; das ist aber auch nicht beabsichtigt und nicht nötig. Der Beweis für das Stattfinden derselben liegt, wie schon bemerkt, in dem vorliegenden historischen Berichte, der unbeanstandet bleiben kann, so lange bis genügend Material zu seiner Widerlegung gefunden ist. Der gegebene Ueberblick über Tatsachen scheint ausreichend zu sein, jeden aufmerksamen Beobachter zu überzeugen, daß der Bericht weit davon entfernt ist, von vornherein unglaubhaft zu sein. Im Gegenteil erscheint der Bericht über die Noachische Flut, unter Voraussetzung einer verständigen Auslegung (under a reasonable interpretation) in solcher Uebereinstimmung mit geologischen Tatsachen, die nach übereinstimmendem Urteil wissenschaftlicher Beobachter in jüngeren geologischen Zeiten und sicherlich seit dem Auftreten des Menschen stattgefunden haben, daß in dieser Uebereinstimmung eine starke Bestätigung ihrer Glaubwürdigkeit liegt. Von theologischem Standpunkte aus betrachtet, erscheint das Geheimnis eines nach ausgesprochenem göttlichen Ratschluß ausgeübten Strafverhängnisses allerdings eindrucksvoller, aber doch nicht größer als das, welches unzählige Akte der Zerstörung umgibt, die durch Naturkräfte verursacht sind. W.

Anmerkung des Uebersetzers. Es bleibt allerdings dahingestellt, was der Verfasser unter "resaonable interpretation" versteht; wahrscheinlich doch die Forderung, daß man es mit der Darstellung des Berichtes nicht allzu genau nehmen dürfe und sich mit dem Kerne der Tatsache begnügen müsse, daß eine Flut von unermeßlicher Ausdehnung stattgefunden hat. Dieser Kern des Berichtes mag allerdings durch geologische Tatsachen beglaubigt werden, die erst in neuerer Zeit mehr in Betracht gezogen und gewürdigt worden sind. Aber genau und ehrlich gesagt, kann man doch nicht behaupten, daß gerade der biblische Flutbericht durch die geologischen Tatsachen bestätigt werde; man könnte ebensogut sagen, der babylonische oder der griechische Flutbericht finde durch dieselben seine Bestätigung, denn weiter als bis zur Erhärtung dieses allen Flutsagen der Völker zugrunde liegenden Kernes geht die Tragweite der aus geologischen Tatsachen zu folgernden Schlüsse nicht. Daß der biblische Flutbericht im Vergleich mit allen vorhandenen Flutsagen der Völker unendlich würdiger, schlichter, unphantastischer (sit venia verbo) ist, ist eine andere Sache; aber daß gerade er, der die Entstehung der Flut auf einen vierzigtägigen Regen zurückführt, durch die geologischen Entdeckungen bestätigt werde, kann man nicht sagen.

Predigtentwürfe zu den altkirchlichen Episteln.

Von P. Th. Merbach.

Jubilate. — 1. Petr. 2, 11—20.

Als Fremdlinge und Pilgrime redet Petrus seine christlichen Brüder an. Damit sagt er ihnen nichts neues, sondern drückt nur aus, was das eigene Bewußtsein ihnen bezeugte. In einer Welt, die im schroffsten Gegensatz zu allem stand, was den Grund ihres Glaubens, den Inhalt ihrer Liebe, das Ziel ihrer Hoffnung bildete, konnte die Christen nichts anderes beseelen, als dieses Fremdlingsgefühl. Von dem Hasse des Judentums wider den Gekreuzigten geächtet, stand das Christentum dem Heidentum als die Religion des Geistes und des Jenseits der Religion des Diesseits, des Fleisches und der Sünde gegenüber. Das ganze Leben des Heidentums, die geselligen Freuden des Hauses, das öffentliche Leben, Kunst und Literatur, alles war durchtränkt mit dieser Religion der Fleischeslust und Sinnenglut. Wie hätten die Christen in dieser Welt sich heimisch fühlen sollen?

Doch es ward anders! Der lebendige Christus erwies sich stärker, als die Götter der alten Welt. Der Gang seiner Gemeinde führte nicht in die Enge einer die Welt meidenden und von der Welt gemiedenen Sekte. Weltdurchdringung, Weltüberwindung war ihre Bestimmung. Die Welt ging ein in die Kirche und die Kirche in die Welt. Was den Christen der ersten Zeit wegen seiner Vermischung mit dem Dienst der Abgötterei ein Greuel gewesen war, Glanz und Reichtum, die freudige Schönheit der Künste, das strömte ein in die Hallen der Kirche. Die Stellung des Christentums zur Welt ward eine andere, eine freundlichere. Und so ist es geblieben bis heute. Wir leben in einer christlichen Welt.

Dürfen wir darum aufhören, uns als Fremdlinge und Pilgrime in dieser Welt zu fühlen? — Wenn in einer Zeit, wo die Welt sich den Christen als eine feindliche erwies, der Apostel es für nötig hielt, seine Brüder daran zu mahnen, wie vielmehr wird das nötig sein, in einer Zeit, wo die Kluft zweischen Welt und Christentum überbrückt zu sein scheint, wo man von christlicher Kultur, christlichem Geistesleben u. s. w. redet? Stürbe dieses Gefühl ab in der Gemeinde Jesu Christi, so würde die Welt uns, aber nicht wir die Welt überwinden. Dies aber wäre das Ende der Kirche. Darum

„Vergeßt nicht, daß wir Fremdlinge und Pilger sind!“

Denn nur das

1. bewahrt uns vor den Lüsten dieser Welt,
2. verleiht uns die Herrschaft über die Welt und
3. macht uns tüchtig in allen Ordnungen dieser Welt.

I. a. Fremdlinge und Pilgrime! Eins folgt aus dem andern. Der Christ weiß: diese Welt ist nicht mein Vaterland, meine Heimat. Darum richtet er sich nicht in ihr so ein, als ob er immer in ihr bliebe. Daran hindert ihn seine Sehnsucht nach dem Vaterlande, das droben ist. Er ist nicht im Ruhen, sondern im Wandern. Er sucht die zukünftige Statt; er weiß sich als Pilgrim auf Erden.

b. Doch aber leben wir in der Welt und hängen nach allen Verhältnissen des natürlichen Lebens mit ihr zusammen. So haben wir eine Doppelstellung: Himmelsbürger und Erdenbürger. Jenes aber ist das Höhere, das Unvergängliche, dieses das Niedere, das Vergängliche. Mit hohen Namen bezeichnet Petrus die himmlische Würde der Christen: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht . . . .“ Und dieses Bewußtsein darf uns kein irdisches Interesse, keine Schönheit, Weisheit, Freude der Welt verdunkeln. Da Israel in Aegypten war, vergaß es seines Gottes und seiner Väter. Es verlor das hohe Selbstgefühl, Gottes Volk zu sein, es verlernte das Heimweh der Pilgrime nach dem Lande der Verheißung. Es ward heimisch im üppigen Nillande und sank darum herab zum Knechtesvolke. So dürfen auch Christen nicht ihrer himmlischen Erwählung und Bestimmung vergessen, nicht das niedere Wesen der Welt in sich einströmen lassen. Sonst wird die Welt mächtig über sie und sie zu Knechten des Weltgeistes. Das Wesen dieser Welt aber vergehet!

c. Aber laßt uns beherzigen: Die Welt ist nicht bloß um uns, wir tragen sie in uns. „Enthaltet euch von den fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten!“ Die Lüste des Fleisches sind in uns. Das mußten jene alten Einsiedler erfahren, die, um den Gefahren des Weltlebens zu entfliehen, in die Einöde der Wüste sich flüchteten; sie flohen aus der Welt, aber die Welt ging mit ihnen. Darum schreibt Jakobus: „Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust . . . .“ Darum klagt Paulus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Das ist der Schmerz des Christen, nicht nur in den ersten Anfängen des neuen Lebens, sondern erst recht, wenn der Glaube sich voll und kräftig entfaltet hat. „Je größer euer Glaube ist, sagt Luther, je größer werden auch die Anstöße sein. Denn wenn der Glaube da ist, so kommen hundert böse Gedanken, hundert mehr Anfechtungen, denn zuvor.“ Da gilt es wachen, beten, kämpfen, daß nicht die Seele verdorre in dem Feuer der Lüste, das von der Hölle entzündet ist. Nur keinen faulen Frieden mit dem Fleische! Vergeßt nicht, daß ihr Fremdlinge und Pilgrime seid, die nichts in sich und über sich mächtig werden lassen dürfen, was sie hinabzieht von der Höhe ihrer himmlischen Berufung. Die Welt hat Frieden mit dem Fleisch; sie kennt keinen Kampf wider die Lüste. An diesem Frieden geht sie zu grunde. Darum stellt euch nicht dieser Welt gleich.

II. a. Fremdlinge und Pilgrime! Christen sind wol in der Welt, aber nicht von der Welt. Unser Wandel ist im Himmel! Dies stellt uns in Gegensatz zur Welt. Christenwandel ist ein tatsächlicher Pro-

test gegen der Welt Weise. Das aber kann sie nicht ertragen. Das Niedere, Gemeine hat immer einen instinktiven Widerwillen gegen das Reine und Edle. In den scheußlichen Verleumdungen, mit denen die Heiden von den Christen „afterredeten als von Uebeltätern" (Atheisten, Abendmahlsfeiern Orgien der Unzucht, Auswurf und Abschaum der Menschheit u. s. w.) und in den blutigen Verfolgungen der ersten Jahrhunderte haben sie diesen Haß der Finsternis wider das Licht erfahren müssen.

Und dieses Verhältnis hat sich nicht geändert. Zwar zündet die Welt keine Scheiterhaufen mehr an. Aber versuche es nur, ein Christ zu sein, dem Herrn nicht bloß in der Stille zu dienen, sondern ihn mit Wort und Wandel vor aller Welt zu bekennen, und die Pfeile der Lästerung, der Verleumdung werden dich sicher umschwirren. Bist du etwa einer, der selbst früher auf dem breiten Weg des Fleisches gewandelt ist, dann aber von dem starken Arm der Gnade wie ein Brand aus dem Feuer gerissen worden ist, sei gewiß, du entgehst dem Hasse der Welt nicht!

b. Wie dem begegnen? Das Bewußtsein festhalten, Fremdlinge und Pilgrime zu sein! Darin liegt das doppelte: 1. Im fremden Lande muß ich wohl die Eigenart meiner Abkunft und meines Wesens fest behaupten, aber weder schroff mich abschließen, noch mit leidenschaftlichem Eifer meine Art geltend zu machen suchen. 2. Aber noch weniger darf ich durch charakterlose Nachgiebigkeit und Anbequemung an das Weltwesen, an Zeitsünden, Modetorheiten u. s. w. den Gegensatz zwischen mir und der Welt mir weniger fühlbar zu machen suchen. Es bleibt nur 3. der vom Apostel vorgeschriebene Weg: „Das ist der Wille Gottes, daß ihr durch Wohltun (Wohltun nicht im engeren Sinne=Barmherzigkeit üben, sondern=wohl, gut, sittlich, recht handeln) verstopfet die Unwissenheit der törichten Leute." Der gute Wandel der Christen ist die beste Apologie des Christentums! Durch ihn wird der Widerspruch der Welt nicht bloß zum Schweigen gebracht, sondern in Lobpreis Gottes verwandelt, „auf daß die . . . . , eure guten Werke sehen und Gott preisen." Bei allem Wüten und Toben wider die Gemeinde des Herrn bekannten doch die Heiden: „Sehet, wie sie fromm leben und einander lieb haben!" Justinus, der Märtyrer, sagt, daß er, als er noch ein Heide war, durch den guten Wandel der Christen gewonnen worden sei; denn, sprach er, so leben keine Uebeltäter!

So sind die Fremdlinge und Pilgrime das Licht der Welt, das Salz der Erde. Der stille Wandel der Christen ist die Macht, die die Welt überwindet, erneuert, läutert. Das ist die geistige Beherrschung der Welt.

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel;
Sie bleiben ohnmächtig und schützen die Welt.

III. a. Als Fremdlinge und Pilger sind Christen freie Leute; aber ihre Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, Gesetzlosigkeit. Ihr himmlischer Stand entbindet sie nicht vom Gehorsam gegen die Ordnungen

des irdischen Lebens. Ihre „Freiheit nicht Deckmantel der Bosheit“, sondern sie sind Gottes Knechte, als solche untadelig in allen Verhältnissen dieses Lebens.

b. Die Himmelsbürgschaft macht nicht unpraktische, widerharige, egoistische, für das irdische Leben unbrauchbare Leute, sondern gibt die rechte Treue in allen Dingen. Rechte Christen sind auch die besten Bürger, Untertanen, Dienstleute. Sie sind untertan nicht aus Zwang oder Ueberlegung, Zweckmäßigkeitsgründen, politischen Grundsätzen, sondern um des Herrn willen. Luther: Ein Christ im Glauben ein Freiherr über alle Dinge und in der Liebe ein Knecht aller Dinge. Frei im Dienen, in der Treue, in der Liebe, der wahren, weiten, edlen Menschlichkeit, untadelig in allen Dingen. Nicht schöner kann der Zusammenhang zwischen beiden dargelegt werden, als in dem Zeugnis, das Kaiser Ferdinand I. den übel verlästerten Lutheranern gab: „Sie haben zwei schöne, herrliche Dinge aufzuweisen. Für's erste, daß sie so freudig Christum bekennen und auf dessen Verdienst ihre Seligkeit bauen. Zum andern, daß sie den Stand der Obrigkeit nicht so schlecht und gering achten, wie der Papst, sondern Gottes Ordnung darin erkennen.“

So wandeln sie, nicht verstrickt in die Lüste des Fleisches, der Welt Feindschaft überwindend durch ihren guten Wandel, fest und treu, klar und wahr in allen Dingen, das Angesicht gewendet nach Jerusalem.

O Brüder, haltet das Fremdlings- und Pilgrimsgefühl hell und warm in euern Herzen! Selig sind die Heimweh haben; sie sollen heim kommen!

Cantate. — Jakobi 1, 17—21.

Jubilate, Cantate, Jubilieret, singet dem Herrn ein neues Lied; denn er tut Wunder. Warum denn solche Sonntagsnamen in dieser Zeit? Es ist die Freudenzeit der Kirche. Der auferstandene Lebensfürst wandelt unter den Seinen. Sein Sieg ist unser Sieg, seine Verklärung ist unsere Verklärung. Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner.... Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten! Doch das Siegen und Segnen, das Erretten und Bewahren, das Stärken, Gründen, Vollbereiten ist nicht abgeschlossen mit dem Ostersiege. Die Lebensbrünnlein müssen fortrauschen.

Die Jünger stehen unter der Verheißung: Ihr sollt angetan werden mit Kraft aus der Höhe. Sie freuen sich in dem Siege des Herrn, aber sind selig in Hoffnung. Ihre Freude ist Siegesfreude und Freude in Hoffnung auf das Kommen der Kraft des Heiligen Geistes. Sie danken für das, was sie erwarten. Wir auch wollen singen, danken, jauchzen dem Gott unsers Heils. Zum Vater des Lichtes, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, weist uns das Schriftwort hinauf. Darum:

Danksaget dem Vater des Lichtes.

1. Alles, was von ihm kommt, ist gut.
2. Darum soll auch alles, was von uns kommt, gut sein.

I. a. Alles was von Gott kommt, ist gut. Denn er ist der schlechthin Gute, Quell und Schöpfer, Vater des Lichts. Wie seiner Allmacht Wort in das lichtlose Chaos des Anfangs das Licht hat hineinleuchten lassen, so ist Licht, was sein heiliger Wille in das Menschenleben hineingibt. Blicket hinein in die Frühlingswelt, all das Blühen und Treiben, all das Wehen und Weben, all das Klingen und Singen, all das liebliche Spiel der Farben und Lichter und drüber das duftige, strahlende Himmelsblau — Licht ist dein Kleid, das du anhast! Und was nur das Menschenleben Gutes und Schönes, Erquickung und Freude und Segen in sich birgt, das kommt von oben herab vom Vater des Lichtes.

b. Doch wie viel schwarze Schatten liegen auf dem Bilde dieses Lebens! Leiden ohne Zahl ängsten den Sterblichen. Auf jedem Fußtritt liegen die Fallstricke der Versuchung und Anfechtung. Und nicht bloß im Leiden, in der Not und Sorge, sondern erst recht im leidlosen, leichten Dasein liegen die Reizungen zum Bösen, zur Sünde.

Leiden und Sünde! Sie hängen zusammen. Gäbe es keine Sünde, so gäbe es keine Leiden, kein Uebel in der Welt. Das heißt nicht in jedem Einzelfalle das Leiden aus besonderer, persönlicher Schuld ableiten (Hiob; Luk. 13, 1—4; Joh. 9, 2). Doch um der Sünde willen ist das Leiden da (Strafe, Züchtigung zur Gerechtigkeit, Läuterung). Gottes Kinder brauchen das Leiden.

c. Der Leiden schlimmstes aber ist das Versuchtwerden. Es kommt aus der Versuchlichkeit unserer Natur, Temperament, individuelle Veranlagung, die wieder unter dem Einfluß der äußern Lebensumstände, Erziehung, Umgebung, wirtschaftlichen Verhältnisse u. s. w. stehen. Weil nun dies alles Fügung göttlicher Providenz ist, liegt da nicht schließlich der Ursprung des Uebels, ja der Sünde selbst in Gott?

Halt, irret euch nicht, lieben Brüder! Nicht in Gott, sondern in der eigenen Lust liegt der Anfang; diese gebieret die Sünde und die Sünde den Tod! Gott versucht niemand. Von ihm kommt nichts Böses, sondern nur gute, vollkommene Gabe. Und da ist kein Wechsel des Lichts und der Finsternis, daß er es jetzt so und jetzt so, bei diesem so und bei jenem anders machte. Es fragt sich nur, was gut ist! Von wem soll das entschieden werden? Nicht von dem blinden Urteil menschlichen Denkens und Begehrens, sondern von dem ewigen Liebeswillen aus, der alles uns zum Heile, zur Rettung und Läuterung unserer Seele dienen lassen will. Keine Fügung, oder Lage ist an und für sich ein Uebel. Nach der göttlichen Gnadenabsicht ist jede gut; durch die Sünde aber kann jede böse für uns werden. Liebe Gott! Die Liebe gibt das Verständnis der göttlichen Gedanken, daß du still hältst, die Züchtigung in Demut annimmst, auf die Wege der göttlichen Pädagogie willig eingehst. Alle Dinge dienen dir dann zum besten.

Ja, Vater, ja von Herzensgrund,
Leg's auf, ich will's gern leiden.

Dann danksagest du dem Vater des Lichtes auch für die Trübsal; denn auch sie ist seine gute, vollkommene Gabe.

d. Also nicht den Weg des Todes, sondern des Lebens führt uns die Vaterhand Gottes. Darum ist die beste und größte seiner Gaben die aus seinem Willen, durch das Wort der Wahrheit gewirkte Geburt zum neuen Leben: „Er hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit.“ Wiedergeburt! Wunderbarer, geheimnisvoller Vorgang, in den ewigen Tiefen des göttlichen Gnadenwillens begründet; Wunder unsers neuen Lebens, im Sakrament der Taufe begonnen, durch das Wort der Wahrheit genährt, tägliches Sterben und Auferstehen, tägliches Begraben und Verklärtwerden, tägliches Kämpfen und Ueberwinden! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! Danksaget dem Vater des Lichtes!

II. a. Dazu hat uns Gott gezeuget, daß wir wären Erstlinge seiner Kreaturen; Erstlinge nicht im Sinne des Ranges, Krone und Herr der Schöpfung, sondern im ethischen, sakrifiziellen Sinne. Wie in Israel alle Erstgeburt dem Herrn geheiligt war und die Erstlingsgaben der Ernte vor dem Herrn gewebt werden sollten (2. Mose 13, 2; 3. Mose 23, 10. 11), so sollen Christen als Gottes Erstgeborene ihm zum geistlichen Dienst geheiligt sein und als seine Erstlingsgarben ihm zum geistlichen Opfer sich darbringen. „Ihr habt die Salbung von dem, der da heilig ist (1. Joh. 2, 20), gesalbt mit dem Heiligen Geist, ausgesondert zum priesterlichen Volk, sich selbst an Leib und Seele Gott darstellend, ein Opfer zum süßen Geruch. Christenleben ist ein göttlich gezeugtes und darum Gott geheiligtes Leben.

b. So stellt Jakobus uns vor die höchsten Gedanken und Ziele Gottes; aber er führt uns von der Höhe sofort herunter in das praktische Leben. Seid ihr durch die Wiedergeburt Gottes Erstlinge, so muß auch alles, was von euch kommt, gut sein. Was nützt es, über Wiedergeburt und Heiligung in hohen Worten und Empfindungen schwärmen? Beweist es im Leben; kommt herunter aus den Wolken, heraus aus euern Verzückungen; sehet, daß ihr gewisse Tritte tut mit euern Füßen. Das Wort der Wahrheit ist die Kraft, durch die ihr gezeugt seid, in der ihr lebet. Darum seid „schnell zu hören.“ Höre gern, höre begierig, höre nie auf, ein Schüler des Wortes zu sein. Laßt die Herzen brennen, die heiligen Lehren von Jesu, dem göttlichen Meister, zu hören! Im Worte kommt der Geist, strömen die Kräfte des neuen Lebens immerfort in die Seele. — Dagegen seid „langsam, behutsam zum Reden.“ Es gibt viel Reden über geistliche, kirchliche Dinge und ist doch oft nur „ungeistliches und loses Geschwätz, welches hilft zum ungöttlichen Wesen“ (2. Tim. 2, 16). Davor hütet euch, hütet die Zunge, laßt sie regiert werden von geistlicher Nüchternheit, Keuschheit und von der Liebe. Ist die Zunge

entzündet von fleischlichem Eifer, von der Leidenschaft, so wird sie zur Flamme, die einen großen Wald anzündet, sie wird zum Werkzeug des Zorns, und dieser tut nicht, was vor Gott recht ist. Nicht die Zornmütigen, sondern die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. Aus der Weisheit, die von oben ist, aus der Liebe, die dem Nächsten nichts Böses tut, aus der Wahrheit sei unsere Rede geboren. Aus heiligem Quell ströme reines Wasser, im Wort und Wandel: „Leget ab alle Unsauberkeit und Bosheit." Dazu aber geht immer zurück zum Heilsbrunnen, zum Wort, welches kann eure Seelen selig machen. Nehmt es an, meistert es nicht, geht ihm nicht aus dem Wege. Wenn es die Sünden trifft, flammt nicht ungeduldig auf. Die Empfindung: „Du bist der Mann," reize euch nicht zum Zorn. Nehmt es an mit Sanftmut, die sich lässet sagen. Dies unser vernünftiger Gottesdienst, dies unser Dank gegen den Vater des Lichts:

In Wort und Werk, in allem Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

Rogate. — Jakobi 1, 22—27.

Das war ein ernster Augenblick, als einst der Herr seine Jünger fragte: „Wollet ihr auch weggehen?" Viele, die sich stießen an seinem Wort, hatten ihn wiederum verlassen; würden seine auserwählten Jünger auch von ihm gehen? Da antworteten sie durch den Mund Petri: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." Ja, wohin? Das hatten sie erkannt, daß ohne das Wort Gottes kein Mensch leben kann. Wer hat dieses Wort? Jesus allein; denn er selbst ist das Wort und das Leben. Wer ihn hat, hat das ewige Leben. So gibt es auch für uns keine andere Losung, als: Bei dir, Jesu, will ich bleiben; du allein kannst mich speisen mit dem Wort des ewigen Lebens. Damit es sich aber auch an unsern Seelen erweise als Wort des ewigen Lebens, als Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, so lasset uns beherzigen, was heute Jakobus uns sagt:

Vom rechten Gebrauch des göttlichen Wortes.

1. Seid Hörer des Wortes;
2. aber auch Täter desselben.

I. a. Seid aber Täter des Wortes! So beginnt die Epistel. „Ei, sagen da viele, der Jakobus ist unser Mann, der spricht uns aus der Seele. Nur auf das Tun kommt's an, nicht auf das Glauben." Praktisches Christentum. Gut, sagt eben derselbe Jakobus und wir mit ihm: ein Glaube, der nicht Werke hat, ist tot, ein Baum ohne Frucht. Praktisches Christentum, aber eben doch Christentum. Seid Täter! aber des Wortes! Und um das Wort zu tun, muß man's kennen, hören. Alles Tun hat einen geistigen Quell, Gedanken und Willensbewegung. Was ist die Quell der guten Werke? Das Herz? Von ihm sagt der heilige Herzenskenner: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken." Das Wort Gottes macht erst den Boden gut, daß er gute Saat hervorbringen kann. Doch gibt es nicht

auch Menschen, die ohne Gottes Wort leben und doch recht und gut handeln (justitia civilis, Werke der Humanität)? Gewiß. Doch Sünde ist auch den besten natürlichen Werken beigemischt in den Beweggründen des Tuns und daneben ungebrochene Sünde im Herzen. Die guten Werke machen uns nicht gut. Der Grund muß gut sein: aus dem Glauben kommen die guten Werke, der Glaube aber aus dem Worte Gottes. Und dieses muß man hören. Seid Hörer des Wortes!

b. Wie nötig ist diese Mahnung! Denkt an die Menge derer, die das Wort überhaupt gar nicht hören, oder die, wenn sie es hören, kaum auf der Oberfläche des Herzens von ihm berührt werden, die dem Wege gleichen, in den der Same nicht eindringt. Bei Manchen ist die Wirkung des Gottesdienstes ähnlich der reinen schönen Musik, oder eines Schauspiels. Angenehme, flüchtige Erregung des Gefühls. Aber das Wort muß bleiben, nachklingen. Wie aber, wenn sofort nach dem letzten Liede unter den lieben Kirchengängern ein Geschwätz über allerlei nichtige, seichte Dinge anhebt? Da kommen die Vögel und fressen den Samen weg. Oder das Wort hat in einen versteckten Winkel des Gewissens hineingeleuchtet; da kommt gleich der Trotz, der Hochmut des Fleisches — und der ist vom Teufel — und bäumt sich dagegen auf. Das Saatkorn wird zertreten. Ist das ein Annehmen des Wortes mit Sanftmut? Man nennt unsere Kirche die Bibelkirche. Aber sind wir auch Bibelchristen? Ach, die meisten hören die Bibel wohl nur noch in der Altarlektion und dem Predigttexte. Wie wenig ist dies! Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.

c. Es gilt aber das Wort nicht bloß fleißig zu hören, sondern auch bewahren. Wo wird es bewahrt? Im Gedächtnis. Aber dieses nimmt das Wort gar nicht auf, wenn es nicht mit dem Herzen ergriffen wird. O, es ist schön, wenn die Alten den reichen Schatz an Sprüchen und Liedern aus der Kindheit Tagen sich bewahrt haben; wenn das Auge trübe wird und die stillen, müßigen Stunden des Alters kommen, alsdann von diesem Schatze leben und zehren zu können. Wollte Gott, daß die Zeit käme, wo wir unsern Kindern solche Mitgift reichlicher spenden könnten, als es unter den jetzigen Verhältnissen möglich ist. Aber da muß eben die Lust am Worte des Herrn das Herz erfüllen; sonst bleibt das, was im Gedächtnis liegt, ein toter Schatz. Nur dann bekommt das Wort eine Bedeutung für das Leben, wird uns eine Kraft aus dem Leben zum Leben.

II. Seid aber Täter des Wortes. a. Es darf kein Zwiespalt sein zwischen Hören und Tun, zwischen Glauben und Werken. Der Glaube muß die Werke gut und schön machen und die Werke des Glaubens Art bezeugen. Einen Spiegel nennt Jakobus das Wort Gottes. Was hilft ein flüchtiges Hineinsehen? Du vergißt ja wieder, was dir der Spiegel gezeigt hat. Du betrügst dich selbst; meinst, es sei genug mit dem Hören, dem Kirchengehen, und bleibst doch blind für deine große Seelennot, kommst mit deinem ungebrochenen

Herzen nicht zum Verlangen nach der Gnade deines Gottes. Du mußt durchschauen in das vollkommene Gesetz der Freiheit, also genannt, weil das Wort Gottes uns frei macht von uns selbst und von der Welt. „So euch der Sohn frei machet, so seid ihr recht frei." Durchschauen! Und wenn es bitter wehe tut, was das Wort vom Kreuz dich in deinem eigenen Wesen schauen läßt, je größer der Schmerz, je bitterer die Not, desto gewisser die Hilfe. Das geängstete und zerschlagene Herz wird Gott nicht verwerfen. Schaue hindurch, hinein in die Wundertiefen des Erbarmens, das alles Denken übersteigt, hinein in das Geheimnis des Kreuzes. Dann treibt dich der Geist Gottes, und dieser senkt dich nicht in den Schlaf des Selbstbetrugs, sondern treibt dich in das tätige, kraftvolle Leben; du wirst zum Täter des Wortes.

b. Sind wir das, nicht vergeßliche Hörer, sondern Täter? Frage dich: Wie oft ist dir in der Predigt die Pflicht der Liebe vorgehalten worden, dem Feinde zu vergeben. Hast du denn wirklich schon einmal nach der Predigt, oder dem heiligen Abendmahl deinem Bruder Hand und Herz zur Versöhnung dargeboten? Jakobus führt uns wieder hinein in das praktische Leben. Gott dienen ist nicht bloß sein Wort hören, sondern es betätigen. „Seid langsam zum Reden und zum Zorn," rief er uns am letzten Sonntage zu, heute wieder: Haltet die Zunge im Zaum. Durch die Zunge loben wir Gott den Vater und durch sie fluchen wir den Menschen, die nach dem Bilde Gottes gemacht sind. So soll es nicht sein. Dein Beten und Bekennen ist totes Werk, wenn du deine Zunge nicht regieren lässest von der Liebe, die dem Nächsten nichts Böses tut, die nicht flucht, sondern segnet. Und ist es recht, daß es trotz aller Werke und Anstalten der Barmherzigkeit unter uns Witwen und Waisen, Schwache und Bedrängte gibt, deren einsame Stunden niemand mit lindem Trostwort erhellt, deren Tränen keine Bruderliebe trocknet? Ungetröstetes Elend dürfte es unter uns nicht geben. Seid Täter des Wortes! Gott dienen im Geist und in der Wahrheit, im Hören und im Tun! „Was ihr getan habt...." „Es werden nicht alle, die Herr Herr zu mir sagen.... Himmel."

Eröffne, Herr, uns Ohr und Herz,
Dein Zeugnis recht zu fassen. (206, 7.)

Himmelfahrt. — Apostg. 1, 1—11.

Jesus Christus ist aufgefahren gen Himmel! Das ist der Kirche triumphierendes Bekenntnis am heutigen Fest. Was ist der Himmel? Dem Auge ein luftiges, hohes Zelt, in seinem Sonnenglanz und Sternenschmuck eine Predigt von der Herrlichkeit seines unsichtbaren Schöpfers (Psalm 19); in Wirklichkeit eine unmeßbare Unendlichkeit. Was aber ist er uns im Lichte der Himmelfahrt des Herrn? Der Thron Gottes, des Vaters unsers Herrn Jesu Christi, der nahe ist denen, die ihn anrufen: „Unser Vater, der du bist im Himmel." Und zur Rechten seiner Majestät hat er seinen eingebornen Sohn er-

höht, gleicher Gott von Macht und Ehren, Haupt und König seiner Gemeinde auf Erden. So ist uns der Himmel das Allerheiligste unsers Glaubens und Hoffens. Unser Hoherpriester ist eingegangen in das Allerheiligste des Himmels, leiblich uns entrückt, aber den Seinen gegenwärtig alle Tage bis an der Welt Ende, im Leben unser Licht, im Sterben unser Trost, in der Ewigkeit unser seligster Besitz.

Was ist uns die Himmelfahrt des Herrn Jesu Christi?

1. a. Der verklärende Abschluß seines Erdenlebens. Abgeschlossen ist das wunderbare Erdenleben des Erlösers. Wunderbar sein Anfang, wunderbar sein Ende. Vom Himmel hoch da kam es her. Wie sollte es enden? In der Nacht des Todes und der Verwesung? Ein Strom, der mit Gewalt an den Bergen herabstürzt, mag endlich doch zerteilt, in seiner Kraft gebrochen, durch sumpfige Niederung schleichen, oder im Sande der Wüste vertrocknen. Dieser Lebensstrom aber, aus den ewigen Gründen der Gottheit hervorgebrochen, konnte nicht versiegen. 33 Jahre hatte er, der vom Vater in Ewigkeit geboren ist, in der Knechtsgestalt des Menschen gewandelt, in seinem Tun und Lehren (V. 1), in seinem Leiden und Sterben sein Mittlerwerk treibend und vollendend. Der Tod hatte den Todesüberwinder nicht halten können. Auferstanden durch die Herrlichkeit des Vaters hat er seinen Jüngern „vierzig Tage lang sich lebendig erzeiget und mit ihnen geredet vom Reiche Gottes." Konnte er nun ein zweites Mal sterben? Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Ueber den, der einmal um unserer Sünde willen gestorben, hat der Tod keine Macht mehr. Konnte er in seiner verklärten Leiblichkeit auf Erden bleiben? Dann wäre sein Reich ein Reich dieser Welt geworden (Rom!), die Gemeinschaft zwischen ihm und den Seinen nicht auf das Glauben, sondern auf das Schauen gegründet, die Seligkeit des einzelnen von der räumlichen Entfernung von ihm abhängig gewesen. Ein verklärter Gottessohn auf Erden ist undenkbar! Sein Reich kommt nicht in äußerlichen Gebärden, sondern es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. Nicht der auf Erden Sichtbare, sondern der zur Rechten Gottes Erhöhte konnte den Heiligen Geist senden und das Reich des Geistes bauen. Denn nur ihm, dem Erhöhten, ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

b. Aber wie der Schluß im Lichte der Verklärung strahlt, so fällt dies Licht zurück auf sein abgeschlossenes Erdenleben. Jene Krippe im Stall, jenes Gethsemane dort unten am Oelberg, jenes Kreuz auf Golgatha, jenes Grab im Felsen, wie leuchten sie im Siegesglanze seiner Himmelfahrt, ohne die sein Ostersieg eine unvollendete Gottestat geblieben wäre. Einst ward er auf dem Tabor vor seinen Jüngern verklärt, daß sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. Doch nur für Augenblicke. Aus dem entzückten Anschauen des Verklärten ging der Jünger Weg mit ihm hinab in das Tal der Leiden und des Todes. Nun erhebt er sich vor ihren Augen. Nun ist erfüllt Psalm 110, 1: Setze dich zu

meiner Rechten . . . Nach deinem Sieg wird dir dein Volk opfern im heiligen Schmuck. Der Herr hat sein Reich eingenommen ewiglich.

2. Daraus aber strömt den Seinen die Kraft ihres Lebens.

„Ihr sollt in Jerusalem bleiben," das ist der Kampf, und „sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde," das ist die Arbeit ihres Lebens. Beides drückt ihrem Leben die Signatur des Leidens um seines Namens willen auf. Warum gehen sie da nicht gebeugt, wie verlassene Waisen, sondern fröhlich, Gott lobend und preisend herunter von der heiligen Höhe der Verklärung?" Sie haben die Verheißung ihres Meisters: „Wenn sie euch überantworten werden . . ." Matth. 10, 19. „Ich will euch nicht Waisen lassen. Ueber ein Kleines . . ." Joh. 16, 16, u. a. In der Kraft des Heiligen Geistes will er wieder zu ihnen kommen. Das Geisteswehen brauset vom Himmel. In den Erweisungen seiner Kraft, in den wunderbaren Gnadengaben, im Wort und Sakrament wird er bei ihnen sein alle Tage bis an der Welt Ende. Was zagest du, du Gemeinde des Herrn, du bedrängte, verspottete, angefochtene Herde? Dein Gang wird sein ein Kreuzesweg, Nägelmale mußt du tragen. Aber dein Haupt hat triumphiert. Dein Leben ist nicht zu töten. Den Geist kann niemand töten. Sei nur, wie jene Jünger, allezeit eine betende, wartende Gemeinde, blicke glaubensvoll hinauf zur offenen Himmelspforte, so werden dich die Pforten der Hölle nicht überwältigen. Die Kraft des Ueberwindens ist nicht dein, sondern deines Gottes. Die Stadt Gottes mag fein lustig bleiben. Die Lebensbrünnlein fließen in ihr. Gott ist bei dir drinnen; er hilft dir frühe! Aus Kampf, Leid und Arbeit führt sie ihr Herr zur Herrlichkeit. Das verbürgt ihr seine Himmelfahrt.

3. So aber ist die Himmelfahrt des Herrn auch für den einzelnen die Bürgschaft seiner einstigen Himmelfahrt.

Das Herz der Jünger ist nun an den Himmel gebunden. „Aller Gläubigen Sammelplatz ist da, wo ihr Herz und Schatz, wo ihr Heiland Jesus Christus und ihr Leben hier schon ist." Der Himmel ist nicht verschlossen. Die Gnadenströme rauschen herunter in das arme Erdenleben. Darum ist auch ihr Wandel im Himmel. Des Lebens Aufgabe, Inhalt und Ziel ist nicht in den Dingen der Erde, sondern aufwärts gerichtet. Himmelssehnsucht, Himmelshoffnung. Jetzt im Glauben, ein Besitz im Geiste, einst aber ein Schauen in Herrlichkeit: „Dieser Jesus wird wiederkommen!" Komme er heute, oder morgen; er muß uns wachend finden, im Geiste lebend, trachtend nach dem, das droben ist. Seine Himmelfahrt verbürgt unsere Himmelfahrt.

Ich hang und bleib auch hangen
An Christo als ein Glied.
Wo mein Haupt hingegangen,
Da nimmt er mich auch mit.

Exaudi. — 1. Petr. 4, 8—11.

Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten stehen wir. Gottes Sohn ist aufgefahren in die Höhe und hat sich gesetzt zur Rechten Gottes. Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes worden und die Macht seines Christus. Offen steht die Pforte des Himmels über seiner Gemeinde, welche wartet auf das Kommen seines Geistes. Eine lobende, freudige, betende Gemeinde war es (Luk. 24, 52. 53), die vom Oelberg nach Jerusalem herabstieg. Das verherrlichte Haupt bindet sie fest zusammen zur innigsten Gemeinschaft. Unter ihnen war keine Absonderung (Thomas), keine Zertrennung; sie waren stets einmütig beieinander mit Beten und Flehen, himmelwärts schauend, von dort ihres Lebens Kraft, ihrer Herzen Trost, ihres Bundes Weihe und Vollendung erwartend. Ach, daß wir jenem Bilde glichen. Gemeinde nennen wir uns; Gemeinschaft des Gebetes, der Liebe, des Lebens müßten wir haben und pflegen. Pfingsten ist nahe, das Fest der Kirchengründung. Lasset uns auf Pfingsten uns rüsten, indem wir beherzigen:

Des Apostels Mahnungen für das christliche Gemeinschaftsleben.

1. a. Was ist das Christenleben ohne Gebet? Kein Leben, sondern Tod. Gebetsarme Zeiten sind trübe, gefährliche Zeiten. Die Lebensbäche der Seele vertrocknen; der Satan freut sich. Die Sprache des Fleisches wird lauter, der Glanz der Welt lockender; die Stimme des Vaters aber wird immer leiser gehört und verhallt endlich ganz. Der Tod ist zu allen Fenstern hereingedrungen. Wir sind gebetsträge Leute. Und wenn wir bestimmte Gebetssitte (Hausandacht, Tischgebet, Kirchengebet) festhalten, so ist es mehr ein gesetzlicher Dienst, denn ein freier, freudiger Verkehr der Seele mit Gott. Im besten Falle nur Gehorsam, aber nicht Bedürfnis und Lust des Herzens.

b. Wie aber soll das Herz zum Gebet, zum Reden mit Gott gestimmt sein, wenn wir des Apostels Mahnung nicht beherzigen: „Seid mäßig und nüchtern?“ Wohl keine Mahnung ist so häufig, als diese. Das ist natürlich. Die, welche der Sohn Gottes rein gemacht hat mit seinem Blute, dürfen sich selbst nicht unrein machen mit dem Dienst des Fleisches, mit „Fressen und Saufen, Kammern und Unzucht.“ Die des Herrn vom Himmel warten und selbst nach dem Himmel wandern, dürfen sich nicht beschweren. Wer da kämpft, enthält sich jeglichen Dinges, betäubt seinen Leib und zähmet ihn. Kann ein Trunkener, oder Unzüchtiger *beten*?

c. O, daß wir rechte, himmelandringende, brünstige Beter würden! Von der ersten Christengemeinde heißt es: „Da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren und wurden alle ...“ Ach, daß doch eine Bewegung der Gemüter, ein Geisteswehen durch die betende Gemeinde ginge, daß die Herzen brenneten und die Zungen übergingen von Lob und Preis!

d. Es sei aber unser Gebet selbst *nüchtern*! Es gibt eine

trunkene Ueberspannung des Betens, einen Gebetsrausch, Schwärmerei mit Andacht, Aufregung mit Erhebung verwechselnd. Das heißt nicht beten in Jesu Geist und Namen. Inbrünstig, aber klar, von der Glut des Glaubens durchdrungen, aber von keuscher Einfalt in Schranken gehalten, so sei das Gebet der einzelnen, so das Gebet der Gemeinschaft. Solches Beten schließt die Herzen zusammen.

2. Darum seid brünstig in der Liebe!

a. Ohne Bruderliebe kein Christentum. „Das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes und lieben uns untereinander." Der Glaube, der zum Beten treibt, die Liebe, die dem Gebet seinen Inhalt gibt, gehören zusammen. Die nun durch die Liebe Gottes in Christo leben, von ihr zehren, ohne sie nichts sind, die Kinder Gottes sein wollen, die sollten die Liebe, des Vaters Wesen, den Brüdern gegenüber verleugnen? Dann wird das ganze Christentum zur Lüge. Seid brünstig, d. h. glühend, nicht lau und matt in der Liebe; denn die Liebe decket auch der Sünden Menge. Dies nicht im Sinne der Verdienstlichkeit der in Werken sich betätigenden Liebe, als würde Gott, wenn wir in der Liebe eifrig sind, uns deshalb unsere Sünden bedecken. Solcher Liebe wäre ein selbstsüchtiges Motiv beigemischt, und Selbstsucht hebt die Liebe auf. Sondern im Gegensatz zur Lieblosigkeit, die die Sünden anderer aufsucht, aufdeckt, aber nicht bedeckt. Deshalb sollst du nicht die Sünden gut heißen, Schwarz Weiß, Böses Gut nennen. Das wäre die ärgste Lieblosigkeit, nicht Seelen rettend, sondern betrügend. Nein, im Gegenteil, die Sünden der Brüder seien dir nicht gleichgültig. Warne, strafe den fehlenden Bruder mit lindem, sanftem Geiste. Dann hilfst du ihm von seinen Sünden und tilgest seiner Sünden Menge. Aber vor andern decke sie nicht auf, entschuldige den Irrenden. Bei der eignen Sünde bist du so gewandt, sie dir selbst in mildem Lichte darzustellen; aber sei vielmehr unnachsichtig mit dir selbst, nachsichtig mit den Brüdern, langsam im Verklagen und Richten, eifrig im Verteidigen und Bedecken. Verdamme nicht, beklage den Fehlenden.

b. Und weil der Apostel nicht allgemeine Lehrweisheit aussprechen will, sondern das praktische Leben seiner Gemeinde im Auge hat, fügt er hinzu: „Seid gastfrei ohne Murmeln." Reisende Brüder, durch Verfolgung von der Heimat vertrieben, oder in Berufsgeschäften, oder als Boten des Evangeliums reisend, klopften an die Tür der Brüder. Da mahnt der Apostel: Keiner sei dir ein Fremder, um Jesu willen nehmt sie gern und willig auf. „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt." Haben aber die Verhältnisse sich geändert, hat die Gastfreundschaft nicht mehr die Bedeutung wie zu der Apostel Zeit, so vergeßt nicht: es gibt auch heute, in diesem Lande genug Heimatlose, Schutzlose, Einwanderer, Waisen, Kranke u. s. w. Kannst du sie nicht unter dein Dach nehmen, so gedenke der Gemeinschaft der Evangelischen Kirche, ihrer Anstalten, die die Liebe Christi

errichtet hat, und jedem Glied Gelegenheit bieten, brünstig zu sein in der Liebe, gastfrei ohne Murmeln.

Ihr Kinder des Höchsten, wie steht's um die Liebe?
Wie folgt man dem wahren Vereinigungstriebe?
Bleibt ihr auch im Bunde der Einigkeit stehn?
Ist keine Zertrennung der Geister geschehn?

Der geehrte Verfasser war leider verhindert, die noch ausstehenden Sonntage, bis 2. Sonntag nach Trin., rechtzeitig für den Druck zu bearbeiten. Als Ersatz dafür die nachstehende Pfingstpredigt.

Pfingsten.

Predigt über die Epistel: Apostg. 2, 1—13.

Von P. Em. Stech.

In dem Herrn geliebte Pfingstgemeinde!

Es ist nicht ohne Bedeutung, sondern sinnreich und bezeichnend, daß das Pfingstfest gerade in die Zeit fällt, wo der Frühling mit Blätterpracht und Blütenduft, mit den wechselvollen Melodien der buntgefiederten Sänger und dem Summen und Brummen der Insekten ins Land eingezogen ist; wo überall in der Natur und unter den Menschen neues Leben bemerkbar ist. Für die Kirche Jesu Christi war das erste Pfingstfest der Frühling, der mit belebendem Hauch seinen Einzug bei den Jüngern Jesu hielt, sie mit göttlicher Kraft und unerschrockenem Mut ausrüstete. Das Fest an und für sich war kein neues Fest, eben so wenig wie das Osterfest ein neues Fest war, sondern wir finden die Anordnung und Einsetzung dieses Festes schon im dritten Buche Moses.

Pfingsten kommt her von dem griechischen Pentekoste und heißt auf deutsch: der 50. Tag. Am 50. Tag nach Ostern oder dem Passahfest feierten die Juden ein Fest zum Gedächtnis an die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, welche 50 Tage nach dem Auszug aus Aegypten stattfand. Auch war dies das Fest der ersten Ernte, die im heißen Morgenland um diese Zeit schon eingetan wurde. Hatte nun das Passahfest dazu dienen müssen, um den vielen zu Jerusalem versammelten Juden Jesum als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, zu zeigen, so sollte jetzt das Pfingstfest, da wiederum viel Volks in Jerusalem versammelt war, der Tag sein, an welchem Christus als der auferstandene Heiland aller Welt, den Menschen bezeugt wurde.

Jedes Pfingstfest, das wir feiern, liebe Christen, soll uns darum auch heute noch daran erinnern und dessen eingedenk werden lassen, daß unser zur Rechten Gottes erhöhter Heiland Jesus Christus, auch jetzt noch durch seinen Heiligen Geist seine Kirche insonderheit die Seinigen regiert, erleuchtet und ihnen ewiges, göttliches Leben verleihen will. Unsere heutige Epistel führt die geschichtliche Tatsache des Kommens des Heiligen Geistes so deutlich vor Augen, daß wir darum auch bei dieser geschichtlichen Tatsache verweilen wollen und heute Morgen miteinander betrachten:

Pfingsten, das Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes.

1. Einzigartig ist der Einzug des Heiligen Geistes für die um sein Kommen Betenden.
2. Verschieden ist der Eindruck dieses wunderbaren Kommens auf die versammelte Menge.

Komm, Heilger Geist, Herre Gott, erfüll mit deiner Gnaden Gut der Gläubigen Herz, Mut und Sinn, dein brünstig Lieb entzünd in ihn'n! O, Herr, durch deines Lichtes Glanz zu dem Glauben versammelt hast, das Volk aus aller Welt Zungen. Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen. Halleluja!

1.

Im 14. Vers des ersten Kapitels wird uns schon erzählt, daß nicht nur die zwölf, sondern auch die andern Jünger und Jüngerinnen des Herrn (120 Seelen) alle Tage einmütig beieinander waren mit Bitten und Flehen. Wie jeden Tag, so waren sie auch am Pfingstfest alle einmütig beieinander, nicht ahnend, daß die Verheißung des Meisters an jenem Tag sich erfüllen würde. Als nun der Tag der Pfingsten erfüllt war (völlig angebrochen war), morgens um die dritte Stunde, um 9 Uhr nach unserer Rechnung, welche als Gebetsstunde beobachtet wurde, waren die 120 alle einmütig beieinander. Da — plötzlich, ganz unangemeldet, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, vernehmen sie das Brausen eines gewaltigen Windes und ehe sie sich vergewissern können, was es etwa sein mochte, erbebt und erzittert schon das Haus, in welchem sie sich befinden. Während sonst ein Sturmwind alles vor sich her niederreißt, so hat dieses „Brausen als eines gewaltigen Windes" nur dieses eine Haus zum Ziel, aber nicht um es niederzureißen, sondern um es zu „erfüllen". Unter diesen äußern, sinnlich wahrnehmbaren Zeichen kam der Heilige Geist zu den betenden Jüngern. Wie Blitzesstrahlen zuckte es durch das Haus, immer näher über den Häuptern der Versammelten, bis man deutlich kleine feurige Zungen unterscheiden konnte, die sich auf alle Anwesenden verteilten und sie merkten, daß auch diese kleinen feurigen Zungen Sinnbilder des Heiligen Geistes waren, der über einen jeden von ihnen kam.

Wie glücklich mögen die Jünger gewesen sein, als sie sahen und erkannten, daß jetzt der verheißene Tröster gekommen war und sie alle des Heiligen Geistes voll wurden. Gleich jetzt konnte man schon den Unterschied und die Umgestaltung, welche mit ihnen vor sich gegangen war, an den Jüngern wahrnehmen. Anstatt wie früher scheu und schüchtern, sich nicht in die Oeffentlichkeit wagend — treten sie jetzt mutig, furchtlos und *begeistert* auf, fangen an zu reden, und siehe da! unter dem Beistand des Heiligen Geistes predigen sie in andern Zungen oder Mundarten „nachdem ihnen der Geist gab auszusprechen." Es werden uns hier fünfzehn verschiedene Sprachdialekte genannt, in denen sich die Jünger kraft des Heiligen Geistes verständlich machten.

Nun dürfen wir uns das aber nicht so denken, als hätten jene 120

alle durcheinander geschrien und gerufen. Gott ist ein Gott der Ordnung. Und es werden auch hier die Jünger, einer nach dem andern in kurzen Worten und Sätzen (lange Reden haben sie wahrscheinlich nicht gehalten) Aufklärung über dieses Ereignis gegeben und Zeugnis von Jesu Christo, der für uns gestorben und auferstanden ist, sterben und auferstehen *mußte*, abgelegt haben, wie ihnen eben der Geist gab auszusprechen. Einzigartig war also dieser Einzug des Heiligen Geistes, für die um sein Kommen Betenden. Nicht als ob der Heilige Geist bis dahin noch nicht wirken konnte oder gewirkt hätte unter den Menschen, sondern es war dieses Kommen des Heiligen Geistes am Pfingstfest eine besondere *Art seiner Wirksamkeit*.

Einzigartig war dieser Einzug des Heiligen Geistes ferner noch insofern, als derselbe *nur* dieses *eine Mal* zu Pfingsten unter diesen *äußern Zeichen* gekommen ist, und die Jünger auch nur dieses eine Mal so fließend, ohne vorhergehendes Studium in verschiedenen Zungen predigten. Damit soll und will nicht etwa gesagt sein, daß der Heilige Geist deshalb überhaupt nicht mehr auf Erden komme. Nein, sondern er kommt auch noch zu denen, die um sein Kommen bitten und ihm ihre Herzen zubereiten. Von den Jüngern am Pfingstfest lernen wir, daß die Vorbereitung und Bedingung zum Empfang des Heiligen Geistes auch heute noch *einmal* darin besteht, daß wir uns im Glauben und im Gebet *demütig vor Gott beugen*; wie auch der Heiland sagt: „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel seinen Geist geben denen die ihn bitten." Also nicht bei den Fleischlichgesinnten, die nur an irdischen Dingen kleben und darauf trotzen, nicht bei den Hochmütigen und Hoffärtigen, die sich auf ihren eignen Geist verlassen, kann der himmlische Gast, der gute, Heilige Geist bleiben; denn nur dem *Demütigen* gibt Gott die Gnade des Heiligen Geistes. *Zum andern* besteht die rechte Zurüstung und Vorbedingung zum Empfang des Heiligen Geistes, was wir auch von den Jüngern am Pfingstfest lernen, darin: daß man sich *einmütig zur Gemeinde des Herrn halte*. Wo man in hochmütiger Weise die Kirche verachtet, sich absondert von der „Gemeinschaft der Heiligen", eigensinnig seine besondern Wege geht und sich seinen Gottesdienst selbst zurecht macht, da hat von jeher anstatt des Heiligen Geistes ein unheiliger Geist: „Der unsaubere Geist des Hochmuts" — Wohnung gemacht. Wo man aber in herzlicher Liebe sich *anschließt* an die Gemeinde des Herrn, da fühlt man sich als ein Glied am großen Leibe der Kirche Jesu Christi und als solches „beseelt und getragen von dem Geiste, der vom Haupte aus alle Glieder durchströmt."

Können wir nun nicht mit „andern Zungen", d. h. in verschiedenen Sprachdialekten reden, so bekommt doch derjenige, dem auf sein Beten hin der Heilige Geist geschenkt worden ist, „zum neuen Herzen auch eine neue Zunge." Wer Gottes Namen entheiligt hat, lernt beten, Gott loben, Christum bekennen durch Wort und Tat, den Nächsten lie-

ben, wie sich selbst, nicht mit Worten allein, sondern mit der Tat und Wahrheit. Neue Herzen und neue Zungen laßt deshalb auch das Pfingstgeschenk sein, das wir uns vom guten, Heiligen Geist erbitten wollen! Denn ein solcher Einzug des Heiligen Geistes in einem armen, friedlosen Menschenherzen ist das einzige Mittel es dahin zu bringen, daß es bekennen darf: „Das alte ist vergangen, siehe! es ist alles neu geworden!" Ob auch der Einzug des Heiligen Geistes am ersten Pfingstfest einzigartig ist, so

2.

ist doch der Eindruck dieses wunderbaren Kommens auf die versammelte Menge verschieden.

Eine große Menge Juden war in Jerusalem versammelt. „Gottesfürchtige Männer aus allerlei Volk," werden sie im 5. Vers genannt. Es waren solche, die auf das Kommen des Messias warteten, die darauf warteten, daß der Messias sein irdisches Königreich bald aufrichten würde, und die nun teilhaben wollten an seiner Herrlichkeit. „Juden und Judengenossen," d. h. geborene Juden und übergetretene Proselyten. Als sie nun an dem Vormittag des Pfingstfestes diese Stimme, d. i. jenes Brausen vom Himmel vernahmen, liefen sie alle zusammen; dorthin, wo eben dieser gewaltige Wind sich, ohne Schaden anzurichten, auf das Haus warf und sich in demselben verwehte. Und als sie nun an die Stätte kamen, da wurde ihr Staunen noch größer; nicht nur darüber, daß sie ihre Muttersprache aus dem Munde der Jünger vernahmen, sondern besonders darüber, daß die Jünger, ungelehrte Leute, diese ihre Sprache redeten: „Und sprachen, einer zum andern: sind diese alle, die da reden, nicht aus Galiläa? Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Taten Gottes reden." Aus den angeführten Namen, die so geordnet sind, daß man in der Aufzählung ganz deutlich die Himmelsrichtung erkennen kann, sehen wir aus Osten, Süden, Westen, Norden, überall her waren diese Leute gekommen, und überall hin drang das Zeugnis des Heiligen Geistes von den großen Taten Gottes.

Das war ein Vorbild davon, daß Gottes Wort, das Evangelium von Jesu Christo, dem Gottes- und Menschensohn, in alle Länder und zu allen Völkern bringen werde. Und waren es damals fünfzehn Mundarten oder „Zungen", in denen die Apostel sich äußerten, so wird heute Gottes Wort in fast 400 Sprachen gelesen und verkündet.

Während nun aber Staunen und Entsetzen die einen ergriff, so Spott und Hohn einige andere. „Sie entsetzten sich aber alle und wurden irre und sprachen, einer zum andern: Was will das werden? — oder: Was hat das zu bedeuten? — die andern — jedenfalls die Pharisäer und Obersten des Volkes — hatten es ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weins." Dieses letztere war ebenso dumm wie falsch, was auch Petrus hernach bezeugt; denn trunkene Leute können

nicht fremde Sprachen sprechen, sonst könnte ja ein Betrunkener heutzutage auch vielleicht griechisch, lateinisch und französisch sprechen.

Ja, verschieden war der Eindruck dieses wunderbaren Kommens des Heiligen Geistes auf die versammelte Menge. Das ist auch nur ein Vorbild von der verschiedenartigen Aufnahme des Wortes Gottes in unserer Zeit. „Staunen," so bemerkt ein Ausleger, „ja, das ist das erste, was die Welt empfindet und heute noch empfinden muß bei den Wunderwirkungen des Heiligen Geistes. Konnten's die Leute damals nicht begreifen, wie die Apostel, diese ungelehrten Galiläer, auf einmal zu so begeisterten Predigern geworden waren, so kann's die Welt heute noch nicht begreifen, wie durch die Kraft des Heiligen Geistes ein Mensch bekehrt, ein Herz verwandelt, aus einem Ungläubigen ein Gläubiger, aus einem Sünder ein Gotteskind wird. War es den Leuten damals ein Wunder, in den Sprachen von allerlei Völkern die großen Taten Gottes predigen zu hören, so ist es heute noch ein Wunder, wie von jenem kleinen Anfang am Pfingstfest an, das Evangelium sich ausgebreitet hat über alle Völker und in hundertfünfzig (1868) Sprachen nun der Name Gottes gepriesen wird. Ach, wenn wir dann nur von solchem Verwundern auch weiter kämen zum Bewundern der heiligen Wege Gottes, vom ersten Staunen zum demütigen Anbeten und zum ernsten Fragen und Forschen! Aber leider heißt's auch heute noch bei so vielen: „Sie hatten's ihren Spott." Ja, wo der Heilige Geist sich recht spüren läßt, da gibt es immer gemeine Seelen, die haben's ihren Spott. Haben ihren Spott über einen Prediger, dem der Heilige Geist die Zunge gelöst und entflammt hat und sprechen wie Festus zu Paulo: „Paule du rasest!" Haben ihren Spott über einen ernsten Christen, dem der Geist des Herrn das Herz angefaßt und umgewandelt hat und sagen: Er ist ein Schwärmer, wo nicht gar ein Heuchler! Sie spotten noch heute über Gottes Wort als über eine „veraltete Fabel" und über den Geist Gottes als über einen „Taumelwein".

Aber, meine Freunde, uns soll solcher Spott und Hohn der Welt nicht irre machen; wir wollen uns des Evangeliums von Christo nicht schämen, denn es ist ja eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Laßt sie spotten, laßt sie lachen! Die Ewigkeit wird's schon ausweisen. Möchten wir doch weder zu den bloßen Staunern, noch viel weniger zu den Spöttern, sondern zu jenen 3000 gehören, die am Pfingstfest durch die Predigt Petri gläubig und hinzugetan wurden zu der Gemeinde Jesu Christi. Möchten wir alle doch auch heute dem Heiligen Geist unsere Herzen und Häuser öffnen, denn es ist unser eigner Schade, wenn wir's nicht tun und unser Heil, wenn wir's tun. Darum, laßt uns heute und alle Tage immer mehr und dringender beten:

„O Heilger Geist, kehr bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein,
O komm, du Herzenssonne;
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns kräftig sein,
Zu steter Freud und Wonne.
Sonne, Wonne, himmlisch Leben
Willst du geben, wenn wir beten,
Zu dir kommen wir getreten."

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Das Kirchenjahr. Allmählig findet doch die schöne Einrichtung des altkirchlichen Kirchenjahrs auch hier in Amerika Anerkennung. Wenn nur auch die Herren, welche die internationalen Sonntagsschullektionen feststellen, allmählig Sinn und Verständnis dafür bekämen und bei den Lektionen die Kirchenzeit berücksichtigten. Der „Christl. Apologete" schreibt unter der Ueberschrift:

Eine schöne kirchliche Sitte: Die Feier der besonderen kirchlichen Feste ist eine empfehlenswerte altkirchliche Sitte, die sich auch in der amerikanischen Kirche immer mehr einbürgert. Darüber kann man sich nur freuen. Wenn man auch nicht gerade alles empfehlenswert findet, was mit dem Kirchenjahr, wie es in den europäischen Staatskirchen beobachtet wird, im Zusammenhang steht, so kann doch nicht zu viel Nachdruck darauf gelegt werden, daß die großen biblisch-kirchlichen Ereignisse: Weihnachten, Palmsonntag, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten — in besonders festlicher Weise beobachtet werden sollten. Warum sollte die Gemeinde des Herrn nicht immer wieder an die großen Taten Christi erinnert werden? Besonders die Sonntage, die der Passionswoche unmittelbar vorangehen, sollten dazu benützt werden, die Zuhörer stufenweise zur Leidensgeschichte hinzuführen. Sind die Herzen also vorbereitet, dann wird die stille Woche den Höhepunkt in der allabendlichen Betrachtung der Leidensgeschichte bilden. Es wäre zu wünschen, daß jeder Prediger die Zeit von Palmsonntag bis Ostern dazu benützen möchte, seiner Gemende die tiefbewegenden Ereignisse, die zwischen dem Einzug Jesu in Jerusalem und der Auferstehung am Ostermorgen liegen, vor die Augen zu führen. Eine passendere und ergreifendere Gelegenheit ist für eine verlängerte Versammlung kaum denkbar, als die heilige Woche sie bietet.

Noch eine wichtige Erkenntnis, die den amerikanischen Kirchen endlich aufzugehen scheint. Der „Chr. Apol." schreibt: Einer der Hilfssekretäre unserer Missions-Gesellschaft predigte kürzlich in einer unserer deutschen Kirchen. Er freute sich zu hören, daß der Prediger die Katechismusklasse auf Samstagnachmittag einlud und der Gemeinde die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Unterrichts auseinandersetzte. „Da ging mir ein Licht auf," sagte er, und mit einemmal wurde mir klar, warum die deutschen Methodisten kirchlich besser erzogen, in den Lehren der Bibel gründlicher unterrichtet, anhänglicher an die Kirche und konsequenter in ihrem Wandel sind. Gründlicher Religionsunterricht läßt sich weder durch die Sonntagschule noch durch „Revivals" ersetzen. Wo die Jugend gründlich im Worte Gottes unterrichtet wird, da bleiben die herrlichen Resultate nicht aus." — Wer wüßte nicht, wie wahr das Gesagte ist? Es war uns aber befremdend, von demselben Prediger zu erfahren, daß er nur höchst selten in einer englisch redenden Gemeinde eine Katechismusklasse antreffe, obschon die Kirchenordnung jedem Prediger die Erteilung dieses Unterrichts zur Pflicht macht. Das heutige seichte Christentum ist vielfach auf diese Pflichtversäumnis zurückzuführen. Das gründliche Studium des Katechismus ist für die Jugend ebenso wichtig, wie für den Predigtamtskandidaten das Studium der Dogmatik. Die Sonntagschule ist nicht imstande, den Katechismusunterricht zu ersetzen, noch kann diese Grundlage christlicher Erkenntnis durch die Predigt

erlangt werden. Der Katechismus liefert eine kurzgefaßte und übersichtliche Darstellung der biblischen Heilslehren, durch Schriftstellen begründet, und wenn die Jugend das Büchlein auswendig gelernt hat, wird sie allezeit imstande sein, Grund zu geben von der Hoffnung, die in ihr ist. Die Bekehrung kann und soll der Unterricht freilich nicht ersetzen, aber wo beides zusammentrifft, da findet man den gegründeten und überzeugungstreuen Christen, der sich weder von seinen Gefühlen leiten, noch von jedem Wind der Lehre hin- und herbewegen läßt. Christliche Eltern brechen ihr Taufgelübde, wenn sie versäumen, dazu zu sehen, daß ihre Kinder im Katechismus unterrichtet werden, und der Prediger des Evangeliums macht sich eines schweren Versäumnisses schuldig, wenn er der ihm anvertrauten Jugend den Katechismusunterricht vorenthält. Dieses Versäumnis rächt sich heute schwer an der amerikanischen Kirche. Es ist jedenfalls wichtiger, guten Katechismusunterricht zu geben, als sich nur auf das bißchen Sonntagschule zu verlassen.

Mormonismus in Utah. In einem editoriellen Artikel der „Salt Lake Tribune", dem Organ der Nicht-Mormonen in Salt Lake City, wird berichtet, daß auf Einladung eines der hervorragendsten Bürger der Stadt zwölf andere mit ihm zu einer Privatkonferenz zusammen kamen, um die Lage der Nicht-Mormonen in Utah zu besprechen. Ein freier und offener Gedankenaustausch fand statt, und ein Dokument wurde aufgesetzt, dessen Hauptpunkte wir hier im Auszug wiedergeben: Die Staatsgewalt, wie dieselbe in Utah ausgeübt wird, dient einzig und allein zum Schutz der Mormonen-Hierarchie, die über dem Gesetz und der Konstitution steht, und die nach wie vor die Vielweiberei unter den Gliedern ihrer Kirche fördert. Durch ihre Agenten dominiert sie die Politik des Staates und jeder Grafschaft und Stadt im Staate. Sie übt einen solchen Einfluß auf die Gesetzesvollstrecker aus, daß kein Günstling derselben durch die Hand des Gesetzes angefaßt werden kann. Die Hierarchie ist der Meister der Staats-Legislatur und des Gouverneurs. Sie beherrscht das ganze Geschäft in Utah, mit Ausnahme der Bergwerke und Eisenbahnen. Sie hält ihre Hand über fast jedem Kaufmann oder Professionellen durch ihren Einfluß auf die Kundschaft, welchen sie haben müssen, um existieren zu können. Sie sucht jeden Nicht-Mormonen entweder durch Furcht oder Bestechung zu beeinflussen. Kein Nicht-Mormone darf gegen sie als Zeuge auftreten, als auf seine eigene Gefahr hin; diejenigen, welche nach Washington gegangen sind, um im Smoot-Fall zu zeugen, sind sich dieser Tatsache wohl bewußt. Schließlich: Es sei denn, daß die Nicht-Mormonen in Utah in Bälde durch die Ver. Staaten in Schutz genommen werden, so droht ihnen Ruin oder Verbannung durch die Mormonen-Hierarchie. — Die „Tribune" bemerkt dazu: „Dieser Fall enthält alle Elemente einer Schreckensherrschaft. Freiheit ist ein leerer Schall, wo solche Dinge geschehen können. Die Mormonenkirche übt ihre Macht mit einem so beharrlichen Absolutismus aus, daß niemand es wagen darf, ihr Mißfallen zu erregen, auf die Gefahr des Verlustes seines Besitzes und Lebensunterhalts hin. Utahs Staatswesen ist eine Tyrannei für alle, welche nicht der Mormonenkirche dienstbar sind. Will die Regierung der Ver. Staaten uns nicht hilfreiche Hand leisten in unserer schweren Notlage? Will das amerikanische Volk sich nicht unserer annehmen und verlangen, daß uns Gerechtigkeit widerfahre? Im Namen unserer vergangenen Geschichte, im Namen der Menschlichkeit appellieren wir um Hilfe!" („Chr. Apol.")

Es wird Zeit, daß unser Kongreß dem Mormonengreuel ein Ende bereitet.

Eine schöne Neuerung. Die Legislatur von Kansas hat bei ihrer diesjährigen Sessionseröffnung eine Neuerung eingeführt. Anstatt des sonst üblichen Eröffnungs-Gebetes durch einen Geistlichen haben die Mitglieder beider Häuser in gemeinschaftlicher Sitzung im Chore laut das Vaterunser gebetet. Das dürfte mehr die gemeinsame Unterordnung unter Gott und Verantwortung zum Bewußtsein bringen, als das sonst übliche Vorbeten durch den Kaplan.

Katholische Indianerschulen. Die Römlinge wissen allerlei Schleichwege auszufinden, um das Gesetz zu umgehen. So hat das katholische Indianerbureau in Washington es verstanden, im gegenwärtigen Fiskaljahre sich $98,460 aus gewissen „Indianer-Trust-Fonds" zum Unterhalt ihrer Missionsschulen unter den Indianern bewilligen zu lassen.

Im Jahr 1892 hat unser Kongreß gesetzlich bestimmt, daß keine Regierungsgelder für kirchliche Schulen unter den Indianern verwandt werden dürfen. Sämtliche protestantische Denominationen haben sich mit diesem Gesetz vollständig einverstanden erklärt. Unsere Regierung sorgte in ausreichender Weise für die Schulbildung der Indianerjugend, ohne Rücksicht auf irgend eine der kirchlichen Denominationen. Kirchenschulen durften fortbestehen, sie mußten aber auf jegliche Unterstützung seitens unserer Regierung verzichten. Das katholische Indianer-Bureau in Washington machte nun die Entdeckung, daß unsere Regierung seiner Zeit mehrere Millionen für Indianererziehung auf die Seite setzte und die Zinsen dieser Fonds haben die jesuitischen Herren, die dem katholischen Bureau vorstehen, in ihre Hände bekommen. Es verhält sich damit folgenderweise: Ein von den Indianern selbst erwähltes Tribunal hat das Recht zu bestimmen, wie die Zinsen des erwähnten Fonds verwandt werden sollen. Die Beschlüsse des Tribunals müssen dem Minister des Innern in Washington schriftlich vorgelegt und von demselben sanktioniert werden. Das Geld dürfte indessen nicht einmal durch das besagte Tribunal den katholischen Schulen zugewandt werden. Nun ist aber außerdem nachgewiesen worden, daß die Indianer das Tribunal nicht einmal ernannt haben, daß es folglich auch nie zusammengetreten ist und darum gewiß nie einen Cent für katholische Schulen verwilligt hat. Ganz in der Stille wurde von den Katholiken eine Bittschrift unter den Indianern zirkuliert und von einem 5000 Mitgliedern zählenden Indianerstamm haben 150 unterzeichnet — die meisten davon durch ein Zeichen irgend welcher Art, weil sie weder lesen noch ihren Namen schreiben können. Aus guter Quelle wird mitgeteilt, daß jeder Indianer, der unterschrieb, einen Laib Brot erhalten hat. Nur wenige haben von der Petition je etwas gehört und als die Sache später herauskam, haben die Indianer allgemein protestiert. Diese Tatsachen hat die katholische Presse bis heute nicht geleugnet. In dieser Weise also ist es dem katholischen Indianer-Bureau in Washington gelungen, sich $98,460 anzueignen und niemand weiß, was mit dem Geld geschehen ist. Die 935 Indianerkinder in den acht katholischen Schulen haben solche Summen sicherlich nicht gekostet.

Es ist gut, daß diese Schleichwege der Römlinge so gründlich aufgedeckt wurden, dadurch wird hoffentlich einer Wiederholung vorgebeugt werden.

Was die Römischen sich hierzulande wünschen. Wer katholische Zeitungen liest, dem muß es auffallen, daß diese neuerdings so oft und nachdrücklich die Pflicht der Römischen betonen, zusammenzuhalten

und die Macht ihrer Kirche fühlbar zu machen. Zu dem Ende wünschen sich viele eine besondere katholische Partei, ähnlich wie in Deutschland das Zentrum. Das „Katholische Wochenblatt“ von Chicago schreibt z. B. unter anderm: „Warum sind wir Katholiken in den Ver. Staaten, obgleich wir die bedeutendste Denomination und im Glauben ganz einig sind, dennoch im öffentlichen Leben so bedeutungslos? Einfach aus dem Grunde, weil uns die Organisation fehlt; weil die Katholiken der verschiedenen Sprachen und Nationalitäten nicht organisiert sind, um ihre bürgerlichen und religiösen Rechte zu verteidigen. Die katholische Organisation in Pfarreien und Diözesen reicht nicht hin, um uns Einfluß im öffentlichen Leben zu verschaffen. Dazu ist eine politische Organisation oder Vereinigung aller Nationalitäten erforderlich, die an der Wahlurne ein Gewicht in die Wagschale werfen kann.“ Die katholische Kirche hat von jeher nach Macht und Herrschaft gestrebt. So auch in unserm Lande. Wenn es ihr je gelingen sollte, eine politische Partei, wie oben vorgeschlagen, zu gründen, so werden die Römischen noch in ganz anderer Weise, als bisher, auf ihren Forderungen bestehen, z. B. Auszahlung von Schulgeldern aus den öffentlichen Fonds an ihre Schulen u. dgl. m. Vorderhand lassen die Häupter der römischen Kirche noch wenig über die Sache verlauten, wohl aus politischen Rücksichten, weil sie meinen, der passende Zeitpunkt dafür sei noch nicht gekommen. (Luth. Kirchenztg.)

Im Februar wurde die vierzehnte Neger-Konferenz im „Tuskegee Normal and Industrial Institute“ unter dem Vorsitz des Leiters der Anstalt Booker T. Washington abgehalten. Hunderte von Bauern und Vertretern der meisten südlichen Staaten waren anwesend. Folgende Punkte wurden von der Konferenz als besonders wichtige hervorgehoben:

1. Wir haben viel Grund zur Dankbarkeit. In vierzig Jahren haben sich die Neger Eigentum im Wert von über 300 Millionen Dollars erworben. Sie haben 28,000 Kirchen gegründet und bis zur Stunde erhalten. Eine große, immer noch zunehmende Zahl von öffentlichen und Privatschulen steht den Kindern mehrere Monate im Jahre offen. Dies wird durch die Besteurung, die persönlichen Bemühungen einzelner und die Hilfe von Menschenfreunden ermöglicht. Erziehung aber trägt offenbar nicht dazu bei, die Verbrechen zu vermehren. Die Tatsachen zeigen an, was die Neger zu leisten vermögen.

2. Besondern Anlaß zum Dank gibt die Tatsache, daß während der letzten vier Monate fast keine Lynchmorde vorgekommen sind.

3. Besondere Erwähnung verdienen folgende Punkte, weil sie von einem gesunden Fortschrtt zeugen: der Ankauf von Land, der Viehzucht wird mehr Aufmerksamkeit geschenkt, man zieht Geflügel und Obst und immer mehr verschiedene Fruchtarten, man kommt immer mehr von den Hütten los, die nur einen Raum enthalten, vermeidet es, Anleihen auf die künftige Ernte zu machen und sein Geld unnütz auszugeben und beginnt, Geld auf die Bank zu tragen.

4. Vertreter der Rasse sollten allerdings auf Colleges, Industrieschulen und andern höhern Anstalten ausgebildet werden, aber für die großen Massen bleibt die öffentliche Schule die Hauptsache. Die Schulen auf dem Land sind in vieler Hinsicht der Verbesserung noch sehr bedürftig.

5. Soll es hierin besser werden, so müssen wir mit der Schulbehörde in

Fühlung bleiben, die Steuern zahlen, Schulhäuser bauen und die Dauer der dem Unterricht gewidmeten Zeit ausdehnen.

6. Es sollte eine gemeinsame Anstrengung gemacht werden, um die Zahl der Faulenzer und Landstreicher, besonders in den Städten, zu vermindern. Wir müssen in sittlicher und religiöser Hinsicht große Ansprüche an uns stellen, einen schandbaren Lebenswandel verurteilen und zu einem gottesfürchtigen Wandel ermuntern. Die stete Pflege des Stolzes unserer Rasse ist ein Hauptpunkt in der Erziehung unserer Kinder, der nie aus dem Auge verloren werden sollte. Wir sind überzeugt, daß Geduld, gemeinsame angestrengte Arbeit und gegenseitige Nachsicht Erfolge erzielen werden.

Man ersieht aus dem Vorstehenden, daß die Neger nicht geringe Fortschritte gemacht haben und daß man sich auf der Tuskegee Konferenz allerlei erstrebenswerte Ziele gesetzt hat. Wird dies Streben nach Fortschritt in materieller und sittlicher Beziehung durch die Pflege eines gesunden Christentums gefördert, so dürften in den nächsten zehn Jahren noch größere Erfolge zu verzeichnen sein und vielleicht auch die Beziehungen zwischen den Weißen und der farbigen Bevölkerung angenehmere werden. (Wechselbl.)

Erfreulicher Fortschritt. In dem Jahresbericht des Sekretärs des Innern, der vor einiger Zeit veröffentlicht wurde, befindet sich ein Abschnitt, welcher den Bericht des Erziehungskommissärs enthält. Die Funktion derselben beschränkt sich bekanntlich auf Beobachung, Einsammeln, Registrieren und wissenschaftliches Vorarbeiten der mit dem Unterrichtswesen zusammenhängenden Tatsachen und Ereignisse. Der Bericht ist von großem Interesse, und wir teilen aus demselben für unsere Leser einige der wichtigsten Angaben mit. Nach demselben wurde die Volksschule in den Ver. Staaten von etwas über 16 Millionen Kinder besucht; das wären ungefähr 20 Prozent der Gesamtbevölkerung, wenn man letztere nach Vorschlag des Zensus-Amtes zur Zeit des Fiskaljahrs, das am 30. Juni 1904 endete, auf nahezu 80 Millionen schätzt. Obwohl nun aber 16 Millionen Kinder in die Schullisten eingetragen sind, betrug der tägliche Durchschnittsbesuch nur etwas über 11 Millionen, oder 69 Prozent — der stärkste, bisher gemeldete Prozentsatz, beiläufig. Neben jenen 16 Millionen Zöglingen der öffentlichen „Volksschule“ sind 1,262,000 in Privat- und Kirchenschulen (davon 168,000 in Anstalten höhern Grades) zu berücksichtigen. Rechnet man hierzu noch die Abendschulen, die Institute für kaufmännische Unterrichtsfächer (Business-Schools), Privat-Kindergärten, Indianer-Schulen, mit Wohltätigkeits-Anstalten verknüpfte Staatsschulen, so kommt eine Totalsumme von 18,188,000 Unterricht empfangenden Personen heraus. Die Zahl der Zöglinge in öffentlichen „Hochschulen“ betrug 608,000 — doppelt so viel wie im Jahre 1890. Von den 627 höhern Lehranstalten, wie Colleges, Universitäten u. s. w., welche dem Kommissär Bericht erstatteten, sind 129 für weibliche und 132 für männliche Zöglinge ausschließlich bestimmt. Die Gesamtzahl der Studenten belief sich auf 114,136; davon Damen in den 129 „höhern Töchterschulen“: 5749, in Colleges und Universitäten (für beiderlei Geschlecht): 24,863, in technologischen Instituten: 1124. Die männliche Ziffer verteilt sich wie folgt: auf Colleges und Universitäten 69,178, auf technologische Anstalten 13,216. Nur sieben jener höhern Schulen besitzen einen Fonds von zwei bis fünf Millionen Dollars, sieben aber einen höhern als fünf Millionen Dollars. Die Gesamtschenkungen des letzten Jahres für Unterrichtszwecke beliefen sich auf nahezu 15 Millionen Dollars. Auf die ein-

zelnen Berufe verteilen sich die höhern Lehranstalten und Studenten wie folgt: Theologie: 153 mit 7372 Hörern und 1545 Graduierten; Jurisprudenz: 99, mit 14,057 und 3432; Medizin: 1461 mit 27,062 und 5611; Zahnarznei: 54, mit 8298 und 2182; Pharmacie: 61, mit 4411 und 1572; Tierarznei: 11, mit 671 Hörern und 137 Graduierten. — Von Lehrer- und Lehrerinnenseminaren („Normal Schools“) haben 286 (teils öffentliche, teils private) Bericht eingereicht; sie umfassen 64,114 Hörer; außerdem aber bereiten sich in Universitäten und Colleges 23,889 fürs Lehrfach vor. Handfertigkeitsschulen haben in Anzahl von 186 berichtet; sie zählen 32,872 Knaben und 23,560 Mädchen. Die kaufmännischen Unterrichtsfächer werden gelehrt in 170 Universitäten und Colleges, 50 Lehrerseminaren, 978 sogenannten „Academies“, 3673 öffentlichen „High Schools“ und 516 „Business Schools“; an diesem Unterricht nahmen 243,521 Personen teil. Es gibt 38 Blindenschulen (4363 Kinder), 127 für Taube (11,932), 20 Staatsschulen für Schwachsinnige (12,714 Zöglinge) und 96 „Reform-Schulen“ mit 31,408 Kindern und jungen Leuten, von denen 21,603 dort ein Handwerk erlernen. Das sind höchst wertvolle Angaben, die einen erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiet des Erziehungswesens aufweisen.

Wie ein römischer Kirchenfürst seinen Luxus und Reichtum verteidigte. Der Bischof von Santiago in Chile hatte sich auf eine Anklage zu verteidigen gehabt. Die Anklage lautete unter anderm: er sei zu reich und führe ein zu weltliches Leben. Darauf hatte der Edle seinem Vorgesetzten folgendes zu seiner Rechtfertigung erwidert: „Unsere Lebensweise ist nach Art anderer Kirchenfürsten. Fast alle Kardinäle entfalten größere Pracht, mehr Pomp und Schaugepräge als wir. Die Erzbischöfe von Paris, Madrid, Berlin und Irland wohnen in prachtvollen Palästen mit jeglichem Luxus und Komfort, den moderne Kunst und Verfeinerung gewährt, und ihre glänzenden Equipagen sind von den herrlichsten Pferden edelster Rasse gezogen. Ueberdies übertrifft die Prachtentfaltung des Vatikans bei weitem die irgend eines europäischen Hofstaates. Als wir vor einigen Jahren die Ehre hatten, in die Residenz der Nachfolger Petri zugelassen zu werden, waren wir völlig überwältigt von der Entfaltung von orientalischem Luxus, der uns überall entgegentrat, und der Kardinal-Schatzmeister prägte uns aufs Schärfste ein, doch ja große Summen als Verpflichtungsgelder an den heiligen Vater einzusenden. Im Vertrauen berichtete er uns, daß der jährliche Unterhalt des päpstlichen Hofes die ungeheure Summe von 800 Millionen Franken verschlinge. Man muß das Land kennen, in dem wir wohnen. In Chile ist niemand geachtet, der nicht bedeutenden Reichtum aufzuweisen vermag. Rang gilt nichts ohne Geld. Der Niedrigste, wenn er Geld hat, gilt mehr, als der Beste und Edelste ohne Geld. Deshalb ist es wesentlich, daß der oberste Repräsentant der Kirche große Ausgaben macht, damit unsere Religion reichen Glanz entfalte und dementsprechend von den Leuten geachtet werde. Und doch, unglaublich wie es erscheinen mag, trotz all unserer Anstrengungen in dieser Richtung, macht der böse Geist so rasche Fortschritte, daß die Jetztzeit eher als Satanszeit bezeichnet werden kann, denn als die Zeit der Ordnung und der Furcht. Unsere Lebensweise ist nicht weltlicher als die der großen Kirchenfürsten anderwärts, und wir hegen die Absicht, sie so weiter zu führen, zur Zunahme des Glanzes unserer Kirche und Religion und zu größerem Gottesruhm!“ Die achte Anklage ist die, daß er unermeßlich reich sei, dank seiner hohen Stellung, und daß er nichts hergebe

zur Milderung des Unglücks seines Nächsten. „Ein Metrapolitan kann nicht für reich gehalten werden, dessen Einkommen nur zwischen 12 und 13,000,000 beträgt. Auf derselben Erwägung fußend verlangt und erhält ja auch der heilige Stuhl ein Prozent, um den päpstlichen Thron zur größeren Ehre Gottes zu unterhalten. Alles Geld jedoch, welches wir erhalten, ist nötig, um die Feinde der Kirche zu bekämpfen und unsere Gottesdienste mit dem gehörigen Prunk auszuführen." — Was wohl der Herr, der auf Erden nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, einst dem in Luxus und Reichtum lebenden Kirchenfürsten sagen wird? Und ob wohl die, welche des reichen Bischofs Ankläger und Richter sind, fühlen, daß sie ebenso in Widerspruch mit dem Geiste Christi stehen, wie der Bischof von Santiago selbst? (Z. u. A.))

Ausland.

Schillers Todestag. Das deutsche Volk schickt sich an im Monat Mai die 100jährige Gedenkfeier an Schillers Todestag zu feiern. — Schiller war nicht ein vom Glück verwöhntes Kind wie Göthe. Eine herbe Jugend unter der strengen Fuchtel in der Militärakademie des Herzogs Karl Eugen von Württemberg hat ihm frühe schon trübe Tage bereitet. Schiller ist zehn Jahre nach Göthe geboren im Jahr 1759 und von einer christlichen Mutter erzogen. Daß er aber durch Gunst des Herzogs kostenlos in der genannten Schule erzogen wurde, hat ihm nachher das Leben verbittert. Um der Gewalttätigkeit des Herzogs zu entgehen, mußte er heimlich entfliehen und mittellos in der Fremde sich umtreiben. Es kostete schwere Kämpfe, Nöten und Entbehrungen, ehe er es endlich zu einer einigermaßen ruhigen Existenz brachte. Seine Dichtungen hier anzuführen, ist überflüssig. Er steht uns menschlich näher als der unnahbare Olympier Göthe. Schwere Krankheiten brachten ihn öfters dem Tode nahe. Mit zunehmenden Jahren besserten sich seine ökonomischen Verhältnisse, obgleich er im Verhältnis zu Göthe doch stets kümmerlich gestellt war. Hat Göthe im Eheleben nach einer frivolen Herrenmoral gelebt, so hat dagegen Schiller ein liebliches Familienleben gehabt. Im Sommer 1804 waren Göthe und Schiller gleichzeitig krank. Der junge Heinr. Voß, der abwechselnd bei den Dichtern wachte, erzählt: Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich das erste Mal bei ihm wachte, und wie heiter und männlich ertrug er es. Er hatte lange zu leiden. Als aber das Frühjahr 1805 heranrückte, schrieb er noch am 25. April an Körner, er wolle zufrieden sein, wenn er sein Leben auf 50 Jahre bringe. Am 9. Mai starb er schon im Alter von 45½ Jahren. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde sein Leib zur Gruft getragen. Ein kleines Leichengeleite. Kein Abschiedswort. Am folgenden Tag eine Totenfeier mit dem Requiem Mozarts. Schiller hinterließ seine Witwe und vier Kinder. So ist ein Großer im Reich des Geistes dahingeschieden.

Der Fall Fischer. Im Märzheft brachten wir Seite 156 eine Notiz über das von Dr. Fischer gegebene Aergernis und es schien ungewiß, ob die Kirchenbehörde dagegen einschreiten würde. Indessen haben die Laienmitglieder des Gemeindekirchenrats von St. Markus gegen ihren Pastor Dr. Fischer protestiert. Ihre zu Protokoll gegebene Erklärung in der Sitzung am 28 November 1904 hat etwas Rührendes und Beschämendes zugleich. Wir geben sie im Wortlaute wieder: „Wir haben mit tiefem Bedauern davon Kenntnis genommen, daß unser Vorsitzender, Herr Pfarrer Dr. Fischer, auf

dem 22. Protestantentage Ansichten ausgesprochen hat, die alles, was nach den Lehren unserer evangelischen Kirche als Christentum gilt, und worauf wir unser Gelübde in die Hand dieses Vorsitzenden abgelegt haben, umstoßen und untergraben müssen. Wenn Herr Dr. Fischer sagt, daß die Offenbarung Gottes für das moderne Bewußtsein versunken sei, — daß protestantischer Lehrgrund nicht die Bibel, sondern nur die religiöse Vernunft sein könne, — daß die Christusanbetung scharf abzulehnen sei, — dann zerstört er damit das Fundament des Christentums. Wir verstehen nicht, wie ein Geistlicher solche Anschauungen mit seinem Amte und mit seinem Ordinationsgelübde in Einklang bringen kann. Nach den Ausführungen des Herrn Dr. Fischer ist der Glaube, auf den wir getauft und konfirmiert sind, und aus dem wir Kraft im Leben und Sterben ziehen wollen, ein eitler Wahn. Um unseres Aeltestengelübdes, um unseres Gewissens und um unserer Gemeinde willen können wir Herrn Pfarrer Dr. Fischer unsere tiefste Mißbilligung nicht verschweigen."

Dieses Protokoll wurde an das königliche Konsistorium in Berlin abgegeben und diese Behörde hat an Dr. Fischer ein Schreiben erlassen, das folgenden Wortlaut hat: „Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrage das religiöse Gefühl aller bekenntnistreuen Gemeindeglieder auf das tiefste verletzen und ein weithin gehendes Aergernis verursachen würden. Da dieselben aber den Eindruck nicht nur mangelhafter Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwicklungsstadium befinden, aus welchen es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten. — Sollten Sie im Gegenteil sich endgültig auf dem gegenwärtigen Standpunkt befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntnis Sie nicht nur nicht teilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen. Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen es Ihnen zur Pflicht, alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der im kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen."

Fischer ist freilich ein 58jähriger Mann und sollte über das Entwicklungsstadium hinaus sein; einem Manne in seinem Alter, noch dazu einem Dr. D. solches zumuten, scheint fast zu viel. Aber diese Sprache des Konsistoriums mag auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß die preußischen Konsistorien jeglicher Macht über die untergebene Pastorenwelt beraubt sind. Die Regierungsgewalt ist auf den Oberkirchenrat konzentriert, die Konsistorien haben nur das Recht zu tadeln. Es kommt also jetzt alles auf den Oberkirchenrat an, an welchen Dr. Fischer appelliert hat. Dieser ist in seinem Appell von 30 gleichgesinnten Geistlichen unterstützt und der ganze liberale Heerbann sekundiert dabei. Dazu kommt, daß der preußische Oberkirchenrat in deutschen Landen nicht gerade als ein Hort des Evangeliums und mutiger Verteidiger des Bekenntnisses gilt. — Es wäre schmählich, wenn der Oberkirchenrat das Urteil des Konsistoriums sistieren würde.

Wir können von diesem traurigen „Fall Fischer" nicht ablassen, ohne doch auch unseren Lesern Proben von dem frechen Gebahren des kirch-

lichen Liberalismus zu geben. 30 Berliner liberale Geistliche haben eine Erklärung ergehen lassen, deren Wortlaut in „Reformation“ No. 5 a. c. Seite 78 gegeben ist. Hier beklagen die Herren das Urteil des Brandenburger Konsistoriums als einen Versuch, den Pastoren die Unabhängigkeit ihrer wissenschaftlichen Forschung und die Möglichkeit der öffentlichen Aussprache zu nehmen. „Ist doch keine Theologie, weder die sogenannte liberale noch die sogenannte positive, etwas wert, wenn sie als befohlen erscheint. Sie muß in der Freiheit geboren und erhalten werden. Und niemals war der Schutz der geistigen Unabhängigkeit des Pfarrerstandes nötiger als heutzutage. Wie ein Fluch lastet auf unserm Stande der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit. Ein gut Teil der Entfremdung gegen die Kirche ist begründet in dem Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit ihrer Pastoren. Wir wahren uns das Recht, als evangelische Prediger unserer wissenschaftlichen Erkenntnis des Evangeliums in Predigt und Konfirmandenunterricht zu folgen.“ U. s. w.

Eine andere Protestversammlung, in welcher sogar das Wort fiel: „Stöcker ist kein Christ, sondern ein Heide“ — nahm folgende Entschließung an: „Wir erklären, daß durch die maßlose Agitation der Positiven und die Entscheidung des königl. Konsistoriums dem Pfarrer Dr Fischer schweres, völlig unverdientes Unrecht angetan ist. Wir fordern für die ebenso fromme wie freie Auffassung des Christentums, wie sie Dr Fischer in seinem Vortrage vertreten hat, volles Recht in der evangelischen Kirche. Wir verlangen vom Kirchenregiment, daß es die kirchlich-liberalen Glieder der Gemeinde in gleicher Weise schütze und fördere, wie die orthodoxen. Wir fordern, daß den evangelischen Geistlichen in ihrem Amte volle Freiheit auf dem Grunde des Evangeliums gegeben werde. Wir bitten Dr. Fischer, im Vertrauen auf die allgemeine hohe Anerkennung, die er in den großen Kreisen freigesinnter evangelischer Christen findet, festzuhalten an seinem Amte, das er zum Segen seiner Gemeinde verwaltet hat und in dem er hoffentlich noch lange stehen wird.“

„Wie ein Fluch lastet auf unserem Stande der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit,“ so klagen die Herren Liberalen. Wer ladet denn mehr den Verdacht der Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit auf sich, als eben diese Liberalen? Man höre doch, wie die Gemeindeglieder über Dr. F. urteilen, die sich wirklich um Christentum und Kirche kümmern. Ein Ohrenzeuge berichtete, daß beim Ausgange aus dem Gottesdienste, den Dr. Fischer gehalten hatte, ein altes Mütterlein erklärte: „Wie kann man denn unseren Pastor des Unglaubens beschuldigen? Er hat ja eben vom Altar das Glaubensbekenntnis hergesagt.“ Was verstehen denn die schlichten Christen von dem „geheimen Vorbehalt“ der liberalen Geistlichen, den sie beim Apostolikum durch Weglassung der einleitenden Bekenntnisformel machen? Wenn es durch die Aeußerung von Dr. Fischer offenbar geworden ist, daß er ganz andere Ueberzeugungen vertritt, als sie aus der Liturgie heraustönen, die er liest, dann wird allerdings der Pfarrerstand als solcher in der Oeffentlichkeit herabgesetzt und die leider schon weit verbreitete Ueberzeugung befestigt: „Die Pastoren reden mit den Worten der Schrift und Agende nur, weil sie das bezahlte Amt haben.“ Die ehrliche Aussprache Dr. Fischers ist die schwerste Anklage gegen die sonstige Unehrlichkeit seiner Gesinnungsgenossen.

Vor Jahren zurück hat ein bekannter Berliner Professor den Studenten, die vor dem „Fluch der Unwahrhaftigkeit“ im Amte bangten, den Rat gegeben: sie sollten über ihre Zweifel an gewissen Sätzen des Apostolikums schwei-

gen, aber wenn sie im Amte wären, auf seine Beseitigung hinarbeiten. Das war Erziehung zur Unehrlichkeit. Der Name des Mannes tut nichts zur Sache. Er ist ohnehin bekannt genug. Er ist nur einer von den vielen, welche auf dem Wege der Unwahrhaftigkeit die Macht in der Kirche zu erobern empfehlen.

Jetzt scheint der Liberalismus sich schon stark genug zu fühlen, um polternd gleiche Rechte für den Unglauben fordern zu können, wie für den Glauben.

Pastor Bunke hat recht, wenn er sagt: Kein Mensch würde die Ehrlichkeit und das Pflichtbewußtsein liberaler Geistlicher antasten, wenn sie es einfach hielten, wie ihre Gesinnungsgenossen in England und Amerika. Diese haben aus ihren Anhängern Unitariergemeinden gebildet und jedermann hat vor den Menschen Achtung, die für ihre Ueberzeugung eintreten und Opfer bringen. Die preußische Landeskirche hat so wie so darunter zu leiden, daß die lutherischen Schwesterkirchen rund um sie her ihren Ernst anzweifeln, über dem Evangelium und dem reformatorischen Bekenntnis zu wachen. Es würde nur heißen, an der Vernichtung der preußischen Landeskirche zu arbeiten, wenn man auf die Geltendmachung der kirchlichen Lehrordnung verzichten wollte. Graf Zieten hat unlängst erklärt, daß der Vizepräsident des Evang. Oberkirchenrates nicht die Torheit besitzen würde, auf die Disziplinierung von Geistlichen gegen Irrlehre zu verzichten.

Leider sind wir mit traurigen Berichten über den Verfall der Kirche noch nicht am Ende. Aus Bremen, das als das Eldorado des kirchlichen Freisinns bekannt ist, kommt die Kunde, daß dort Pastor Burgdorf Schillerpredigten hält. „Die „Christliche Welt" bringt in No. 7 d. J. eine Predigt, gehalten am 3. Sonntag n. Epiph. in der St. Ansgariikirche zu Bremen über Schillers Räuber. Die „A. E. L. K. Z." schreibt dazu: „Es ist uns beim Lesen die Schamröte ins Gesicht gestiegen, nicht sowohl über den Mißbrauch der Kanzel, als über diese Blamage für den evangelischen Pastorenstand. Eine Schauspielfigur Gegenstand einer Predigt! „Sehet, das ist Karl Moor!" ruft der Prediger erhaben aus, indem er dessen oculi truces schildert. Und die Betrachtung über Moor abschließend: „Das ist das gewaltige Lied von den oculi truces der Schillerschen Räuberdichtung, das so erhebende und tief ergreifende Lied von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Steht es auch nicht in der Bibel, so ist es dennoch eine Christustat, eine Geistesoffenbarung des Herrn, der der Lebendige ist in der Seele unseres Volkes..... Und nun im Namen deines Schillers frage ich dich, Jugend der Gegenwart, willst du dich von diesem Geiste überwältigen lassen? Im Namen Schillers, des Dichters deiner Liebe und Verehrung, rufe ich dir zu: Besinne dich auf dein Bestes, auf jenen Idealismus, den heute sein Jugendwerk dir in die Seele sprach." Am Schluß kommt noch ein Hymnus auf den „deutschen Christus"; dieser wird als „Herzog des Lebens" angerufen, daß er seinen „guten, heiligen Christusgeist" geben möge, damit der Idealismus wieder im Volke herrschend werde. Was soll man dazu sagen? Uns dünkt es ein pathologischer Fall zu sein; der christliche Aufputz ändert nichts daran, ja er macht das Ganze noch geschmackloser. Die christliche Gemeinde aber nennt es schlankweg Blasphemie, die Verquickung von Christus und Karl Moor und Schiller.

Und im Dom zu Bremen hat man vor kurzem folgende Predigt von

Pastor Mauritz hören können, die als Text das Goethesche Wort behandelte: „Frage nicht, durch welches Tor du in die Gottesstadt gekommen bist!“ Ein Ohrenzeuge schreibt darüber dem „Reichsboten“ folgendes: „Die Religion ist diesem Prediger das Leben, das glücklich macht. Er sagte wörtlich: Wie sind wir zum Leben gekommen? Nicht durch die Kirche; die war uns von Jugend auf ein Greuel. Und doch stehe ich hier? Weil ich zum Leben geboren bin! Vom Christentum her sind wir zum Leben gekommen. Nicht das Christentum ist das Leben. Weg mit dem Christentum! Das ist für uns eine abgetane Sache. Weg mit dieser Jenseitsreligion, weg mit diesen Jenseitsromanen! Dem Christentum haben wir den Rücken gekehrt. Wir haben unsere eigene Religion, das Leben! Was ist Leben? Das Leben um uns und unsere Verbindung mit diesem ist unser Leben, und das macht uns glücklich. Vom Christentum haben wir noch einiges Gute mitgenommen, das Zartgefühl und das Lieben der Feinde. Aber auch manche alte Tapete haben wir mitgenommen. Eine solche alte Tapete ist das Vaterunser. Wir wissen längst, daß dieses Gebet nicht mehr unser Gebet ist. Es stammt vom Idealmenschen her, aber für uns ist es nur ein schönes Gedicht! Wir werden es gleich beten, aber jeder kann sich dabei denken, was er will! Er plapperte es denn auch nur so hin.“

Das sind die ausgereiften, faulen Früchte an dem faulen Baume des kirchlichen Liberalismus! Man muß zugestehen: dieser Mann ist ehrlich genug, um ganz reinen Tisch zu machen, er glaubt an nichts mehr. Der „Wächter“, dem wir diese Notiz entnehmen, hätte nur den einen Wunsch, daß auch die liberalen Pastoren in unserer preußischen Landeskirche, Fischer und Genossen, so ehrlich wären, diese Schlußfolgerung klipp und klar zu ziehen. Dann könnte man uns wenigstens nicht mehr mit dem „Auch-Christentum“ kommen. Denn auf solchem radikalen Standpunkt völliger Christentumslosigkeit stehen und sich doch noch „Christ“ nennen wollen, das trauen wir keinem ehrlichen Menschen, selbst nicht dem liberalsten „Pastor“ zu.

Ferner bringt der „Reichsbote“ vom 23. Februar einen Bericht über eine Passionspredigt desselben Geistlichen, gehalten im Dom am 27. Februar 1903 über die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Der Berichterstatter schreibt:

„Etwa eine Viertelstunde lang redete er über das „religiöse Gefühl“, das „Werden“ und andere unklare Dinge. Dann kam der übliche Protest gegen die Einrichtung der Passionsgottesdienste, endlich die Textverlesung. Nun redete er von vergilbten alten Briefen, wie sie unser Gefühl berühren. Die Berichte der Evangelien seien auch solche vergilbte Briefe, und so wollen wir jetzt einen Bericht aus grauer Vergangenheit auf uns wirken lassen. Nun schildert er Jesus, der so begeistert von einer herrlichen Zukunft, von einem Paradies, „in das er sich hineingeträumt“, zu reden wußte, daß er einen kleinen Kreis von Männern und Frauen um sich scharte, die mit ihm träumten und schwärmten. Wo soll aber der paradiesische Glückzustand verwirklicht werden? Doch in der Hauptstadt! Darum auf nach Jerusalem. Unterwegs macht Jesus Andeutungen über sein Leiden, kam aber damit nicht an. Gastmahl bei Simon mit Salbung der Maria, Einzug in Jerusalem. Aber immer stiller und trauriger wird der Meister: „O wäre ich doch nicht nach Jerusalem gekommen. Wäre ich doch in Galiläa geblieben.“ Doch nun ist's geschehen. So kommt der Abend des jüdischen Passahs heran, und im Kreis der Treuen wird ihm wieder wohl. Er bricht ihnen das Brot, er (mit

gellender Stimme gerufen) ergreift den Becher und läßt ihn herumgehen bei seinen Freunden, die ihn leuchtenden Auges anschauen. Ja, wie oft geht man auch unter Gleichgesinnten lange Zeit unverstanden und traurig dahin, man findet nicht das rechte Wort, aber (wieder mit gellender Stimme) beim Becherklange, Auge in Auge, da wird das Wort gefunden und noch lange spürt man das in solcher Stunde Gefundene nach. Das ist die Bedeutung des Abendmahls. Das allein! Es ist eine katholische Einrichtung unserer Domgemeinde, es ist einfach fürchterlich, daraus eine kirchliche Feier zu gestalten, da ein Priester am Altar steht und „herdenweise" die Menschen anzieht, um ihnen Brot und Wein zu reichen. „Es ist fürchterlich."

Zur Kritik dieses Berichts fehlen die Worte. An seiner Richtigkeit ist kaum zu zweifeln. Zwar jene schändliche Bezeichnung des Vaterunsers als „alte Tapete" ist inzwischen abgestritten, und zwar mit der Behauptung, es sei eine „freche Lüge". Ob das zutrifft? Und wenn Einzelheiten wirklich falsch wären, bleibt nicht der Gesamteindruck? (Reform.)

Das sind Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, — die Gerichtsadler Gottes werden wohl nicht allzulange auf sich warten lassen, wenn es so noch ferner weiter geht in den Kirchen Deutschlands.

Unseren badischen Landsleuten in unserem Leserkreis mag folgende Notiz interessant sein: Entsprechend einem Beschluß der letzten Generalsynode wird nun der 6. Januar, wenn er ein Sonntag ist, oder der Sonntag darauf in allen evangelischen Gemeinden als Missionssonntag gefeiert. Dieses Jahr geschah dies zum erstenmale. Mit dieser Einrichtung ist anerkannt, daß die Kirche die Verpflichtung hat, an der Mission mitzuarbeiten, und es ist der praktische Erfolg damit verbunden, daß die Mission nun keiner evangelischen Gemeinde Badens mehr unbekannt bleiben kann; und da gleichzeitig eine Kollekte für die evangelische Mission in den deutschen Kolonien erhoben werden muß, wird es künftighin in Baden auch keine evangelische Gemeinde mehr geben, die nicht ihren Beitrag zur Mission leistete. Dem geistigen Urheber dieser Einrichtung, dem gegenwärtigen Redakteur des „Korrespondenzblattes für die Evangelische Konferenz in Baden", dem Landeskassierer des „Evangelischen Vereins für Aeußere Mission in Baden", Pfarrer Wurth in Liedolsheim, gebührt hierfür Dank.

Das deutsche Ev. Institut für Altertumswissenschaft im heiligen Lande. Die Anregung zur Begründung eines solchen Instituts hatte nach der durch den Kaiser vollzogenen Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem am 31. Okt. 1898 der Präsident des bayerischen protest. Oberkonsistoriums von Schneider im Einverständnis mit den andern dort anwesenden Vertretern der deutsch-evangelischen Landeskirchen gegeben. Die Stiftungsurkunde wurde von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz zu Eisenach am 19. Juni vollzogen und am 13. Dezember 1901 durch den Kaiser bestätigt. Danach war in Aussicht genommen worden, in Jerusalem ein archäologisches Institut zu errichten, dessen Vorsteher für mehrere Jahre vom Kaiser zu berufen ist. Ihm sollten jüngere evangelische Theologen beigeordnet werden, welche auf Grund dargetaner Befähigung für archäologische Forschung als Mitarbeiter wirksam zu sein imstande wären. Neben diesen aber könnten als Stipendiaten auch tüchtige junge Theologen entsandt werden, die dort ihre Kenntnisse abrunden und später den Ertrag ihrer Studien für das heimische Kirchenleben fruchtbar machen könnten. Es wurde bestimmt, daß der Zweck des Instituts „die Pflege evangelischer

Altertumswissenschaft des heiligen Landes" sein sollte; doch wurden Ausgrabungen von der Arbeitssphäre des Instituts ausgeschlossen.

Zum Leiter des Instituts wurde Prof. Dr. Dalman aus Leipzig berufen, der im Herbst 1902 nach Jerusalem zog und dort in einem gemieteten Haus in der Nähe des deutschen Pfarrhauses das Institut einrichtete. Es erhielt eine Bibliothek, die jetzt schon eine stattliche Reihe wertvoller Werke aufweist, und ein Museum, in dem alle für die Landes- und Volkskunde Palästinas wichtigen Gegenstände, die zu bekommen sind, Aufnahme finden sollen. Im Herbst 1903 war die Einrichtung so weit beendet, daß die Eröffnung des Instituts erfolgen konnte. Als Mitarbeiter war Professor Dr. Löhr aus Breslau berufen. Der erste Kurs dauerte vom 15. Oktober 1903 bis 15. Januar 1904, der zweite vom 15. Februar bis 15. Mai 1904. Dem ersten Kurs wohnten zwei, dem andern drei Stipendiaten bei, auch mehrere Herren und Damen aus Jerusalem. Gelesen wurde über „Palästinisch-arabische Volkssitte mit biblischen Parallelen", „Jerusalem in biblischer Zeit" (Dr. Dalmann); „Geographie Palästinas", „Episoden aus der Geschichte Israels und ihr Schauplatz" (Dr. Löhr). Um Land und Leute kennen zu lernen, wurden in der Regel am Samstag Ausflüge in die Umgegend von Jerusalem gemacht. Außerdem wurde in jedem Kursus eine größere Landreise, das eine Mal zum Nordende des Sees Genezareth, das andere Mal nach der alten Edomiter-Hauptstadt Petra unternommen.

Wer an diesem Institut studieren will, muß eine kräftige Konstitution besitzen und darf vor körperlichen Anstrengungen nicht zurückschrecken. Auch sind gute Vorkenntnisse, namentlich in semitischen Dialekten und dergleichen nötig. — Es dürfte da manchem Theologen ein Weg geöffnet sein, unter sachkundiger Anleitung sich gründliche Kenntnisse in biblischen Altertümern aus eigener Anschauung zu erwerben. (Nach „Stud. St.")

Das evangelische Pfarrhaus. Es ist interessant, in einem Feuilleton der „Nationalzeitung", die einst „außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben" wünschte, folgendes Loblied auf das evangelische Pfarrhaus zu finden: „Unter den Segnungen der Reformation in Deutschland dürfte keine von größerer Bedeutung für unsere Kultur und besonders unsere Literatur geworden sein, als die Segnung des deutschen protestantischen Pfarrhauses. Kein Volk hat auch nur entfernt eine solche Pflanzstätte der Bildung und der Tüchtigkeit des Charakters aufzuweisen. Seine Wirkungen in den drei Jahrhunderten, die dem Auftreten Luthers folgten, auf das sittliche Leben in Deutschland sind in ihrem Zusammenhang noch viel zu wenig gewürdigt worden. Wohl ist es weltbekannt, wie viele unserer größten Schriftsteller in dem ländlichen Pfarrhause das Licht der Welt erblickt haben. Aber auch die weniger begabten Landgeistlichen haben nach oben und nach unten mehr an dem Aufbau des deutschen Volkes gearbeitet und ihm seinen eigentümlichen Charakter aufgedrückt, als irgend eine andere Klasse der Bevölkerung. Die auf der Schule, dem Seminar, der Universität erlangte gelehrte Bildung stieß in dem Pfarramt, in den kleinen Städten und Dörfern, mit dem praktischen, rauhen und egoistischen Wesen des Landbewohners zusammen. Der Idealismus mußte sich notgedrungen mit dem Realismus, wenn auch nicht verschmelzen, doch abfinden. Die Abwechslung, die das Studierstübchen mit Gottes freier Natur, die geistige Beschäftigung mit mühseliger Handarbeit gab, bildete in der Regel einen kernigen und zu gleicher Zeit nach dem Höchsten strebenden Stand. Schon durch

die Not zur Mäßigkeit angehalten, wurde diese eine erbliche Eigenschaft, die auf Kind und Kindeskinder, selbst wenn sie eine andere Laufbahn einschlugen, ihre Wirkung äußerte. Und die Mäßigkeit wurde die Mutter vieler anderer Tugenden. Die protestantischen Pfarrhäuser, in denen die verständige und liebevolle Hausmutter selten fehlte, säten Kultur in Millionen von Landbauern und Arbeitern und steuerten der Roheit und der Verwilderung, die wir selbst heute noch in den Ländern sehen, deren Geistlichkeit familienlos und infolge davon auch vaterlandslos ist. Es ist deshalb kein unwahres Wort, wenn Gustav Freytag behauptet, daß in Deutschland selten ein bedeutender Mann aufgetreten sei, der nicht unter seinen Vorfahren einen Geistlichen zählte. Das Wunderbare ist, daß auch auf dem Gebiet der empirischen Wissenschaft (Naturforschung, Physik, Astronomie, Medizin, Chemie u. s. w.) das evangelische Pfarrhaus eine Reihe der glänzendsten Vertreter hervorgebracht hat, mehr im Verhältnis als irgend ein anderer Stand. Das Licht des Christentums fällt Leben erweckend in alle Verhälnisse, auch die irdischsten. (Aus der „Ref.-Kztg." 1904, No. 47.)

Ein Sittenbild vom Berliner Hoftheater. Einen höchst peinlichen und befremdenden Eindruck macht die Kunde, die über die Erstaufführung von Leoncavallos „Roland von Berlin" berichtet wird. Den Damen war nämlich nur dann der Zutritt zu dieser Oper gestattet, wenn sie der strengen Vorschrift der Theaterdirektion genügten, in weit und tiefgehender „Dekolletage" zu erscheinen. Also es war nicht etwa den Damen freigestellt, ob sie mit entblößten Schultern und Busen und entblößten Armen kommen wollten oder nicht. Nein, jede Dame wurde zurückgewiesen, die nicht hinten und vornen sich tief genug entblößt hatte! Die „Zeit am Montag" sagt davon u. a.: „Was im Einzelfalle noch schön ist und beim Beschauer künstlerische Wirkungen auszulösen vermag, denen jede Beimischung von Sinnlichkeit abgeht — hier in der massenhaften Ausstellung warmen Menschenfleisches geht es jeglichen ästhetischen Reizes verlustig und wirkt nur noch auf die Sinnlichkeit. Die lüsternen Blicke der Herren, ihr faunisch-behagliches Grinsen sind dessen beredte Zeugen.

In der Premiere des „Roland von Berlin" lagerte der brünstige Atem männlicher Begierden über dem Zuschauerraum und der Gesamtanblick bot eine verfängliche Aehnlichkeit dar mit derjenigen des Konversationssaales der Maison Fredy in Budapest..... Mit diesem berüchtigten Lupanar, in dem die raffiniertesten Orgien an der Tagesordnung sind, haben an hochfestlichen Tagen die königlichen Schauspielhäuser eine bedenkliche Aehnlichkeit. Selbst ohne auch nur im geringsten Mucker zu sein, kann man sich zu der Ansicht bekennen, daß eine derartige Schaustellung des tief entblößten weiblichen Körpers nicht nur unästhetisch wirkt, sondern auch direkt unzüchtig ist. Wie wäre es, wenn die Mitglieder der unterschiedlichen Sittlichkeitsvereine, die erst jüngst in Köln so bewegliche Klagen über den durch die „unzüchtige Literatur und Kunst" herbeigeführten Verfall der Sittlichkeit anstimmten, sich einmal mit diesen heillosen Zuständen befassen wollten? Auch für den Verein fürstlicher Damen zur Hebung der Sittlichkeit würde sich hier ein weites Arbeitsfeld bieten." U. s. w.

„In einem öffentlichen Ballokal würde eine so weit und tiefgehende „Dekolletage" kaum geduldet werden, die Polizei würde da mit nerviger Faust zupacken. Dort wäre unzüchtig, was hier unumgängliches Gebot einer königlichen Behörde ist." (Türmer.)

Wenn sich heute ein Prophet im Geist und Kraft eines Elias erheben und gegen die von Berlin ausgehende sittliche Pest zeugen, auch hindeuten würde, welche heillosen Folgen für das ganze deutsche Volk erwachsen aus dem ekelhaften Kultus, der mit der Person des Kaisers getrieben wird: — der Türmer meint, „ob es nicht Zeit wäre, in unsere Byzantinersprache das gute alte Wort Proskynesis wieder einzuführen? Anhündeln: das wäre vielleicht die beste Uebersetzung," — wie würde es wohl einem solchen Propheten ergehen? Vielleicht nicht ganz so schlimm, als Johannes dem Täufer, aber für ein paar Jahre Zuchthaus würde jeder Staatsanwalt ihm schon sorgen.

Das religiöse und das politische Papsttum. Ueber dieses Thema hat der bekannte Graf Paul von Hoensbroech am 27. Oktober 1904 in Freiburg im Br. eine Rede gehalten, die uns in extenso vorliegt. Dieselbe würde in unserem Magazin 24 volle Seiten füllen. Wir beschränken uns kurz die Hauptgedanken zu skizzieren. Redner versteht unter dem religiösen Papsttum jene erste Gestalt desselben, als der Papst nur in religiösen Dingen die entscheidende Obergewalt beanspruchte und auch gutwillig zugestanden erhielt. Er wies nach, daß Christus sich ferne hielt von allen politischen Machtansprüchen. Auch Papst Gregor der Große (590—604) habe noch bereitwillig die Oberhoheit des Kaisers in allen weltlichen Dingen anerkannt, selbst im Falle eines vom Kaiser erlassenen Gesetzes, das er als gottlos verdammen mußte. Genau anzugeben, wann das politische Papsttum begonnen, sei zwar unmöglich. Aber voll und ganz steht es vor uns in der Bulle Unam sanctam Bonifazius XIII. vom November 1302. In dieser Bulle lehrt er klipp und klar: Der Papst, als Stellvertreter Christi, hat nicht nur die höchste religiöse Gewalt, sondern gleichzeitig die höchste weltlich-politische Gewalt. Er kann Kaiser absetzen und einsetzen, wenn er es will. Er steht über den Staaten und Regierungen, er kann Staatsgesetze annullieren u. s. w. Er berief sich dafür auf die zwei Schwerter Petri, welche die weltliche und die geistliche Gewalt bedeuteten. Diesen Anspruch der Oberhoheit über alle weltliche Gewalt hat Rom bis heute nicht aufgegeben. H. erinnert an jene famose Aufteilung der Welt, welche Alexander VI. kraft päpstlicher Machtvollkommenheit unternahm, als derselbe die östliche und die westliche Hemisphäre unter Spanien und Portugal verteilte. H. bringt nun reichliche Zitate aus katholischen Kundgebungen aller Art bis in die allerneueste Zeit herein, aus welchen klar hervorgeht, wie zäh der Ultramontanismus an der Lehre der politischen Oberhoheit des Papstes über alle weltlichen Fürsten und Staatsrechte festhält. Besonders reichlich zitiert er das große Werk von fünf Bänden, das von der Görresgesellschaft letztes Jahr erst vollendete Staatslexikon, das in Freiburg i. Br. bei Herder erschienen ist. Da steht ganz offen der Anspruch des Papsttums, daß der Staat, — alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität unterstehen. Pius IX., Leo XIII. und Pius X., der gegenwärtige Papst, sie alle beanspruchten das Recht der Oberhoheit über weltliche Fürsten und Staaten. Die Konkordate, die Rom mit den Staaten schließt, sind nach ultramontaner Lehre für den Papst selbst nicht bindend; sie sind nur ein Privileg, das er jederzeit widerrufen kann.

Zuletzt geht Redner darauf über nachzuweisen, wie gefährlich das politische Papsttum zu allen Zeiten bis heute für den Frieden der Völker war. Wie nötig der Kampf gegen den Ultramontanismus sei, der keinem Land und keinem Volk das Hausrecht zugesteht, im eigenen Land zu regieren ohne

Rücksicht auf eine ausländische politische Gewalt, die die Oberhoheit über die ganze Welt beansprucht. Dieser Feind sei gefährlicher als die Sozialdemokratie, die wenigstens in vielen Punkten die Rechte einer unterdrückten Menschenklasse vertritt. Der größte Umsturz komme von den maßlosen Ansprüchen des Ultramontanismus, der absolut alles beherrschen und im Sinne des politischen Papsttums ummodeln will. Und vielleicht könnte Deutschland von diesem Fluch ultramontaner Vorherrschaft befreit werden, wenn die andern politischen Parteien sich einigten in der Bekämpfung des Zentrums, das dann zur Minorität herabgedrückt würde.

Freilich, mit der Bekämpfung des politischen Papsttums allein ist es doch noch nicht getan. Sie mag genügen vom politischen Standpunkt aus im Blick auf das Deutsche Reich. Allein die evangelische Kirche hat als solche doch eine andere Aufgabe, als nur das politische Papsttum zu bekämpfen. Sie muß die Wahrheit des Evangeliums wieder mehr zur sieghaften Geltung zu bringen suchen in dem Herzen des deutschen Volkes. Und je mehr die Wahrheit siegt, und sie muß siegen, um so sicherer stürzt das ganze Lügengebäude nicht bloß des politischen, sondern auch des religiösen Papsttums in nichts zusammen. Das allein wäre das entsprechende Gericht über dieses Lügensystem, das die Herzen in zauberhaftem Bann gehalten hat so viele Jahrhunderte lang. (Offb. 17, 2.)

Der preußische Buß- und Bettag in sozialdemokratischer Beleuchtung. Unter der Ueberschrift „Fidele Bußtage“ registriert die „Zeit am Montag“ mit cynischem Behagen die frechen Auslassungen hessischer sozialdemokratischer Blätter zum Buß- und Bettage.

Wir registrieren diese Auslassungen nicht in pharisäischer Selbstüberhebung. Hat doch bei uns in Amerika der Danksagungstag z. B. ähnliche Giftblüten aufzuweisen.

Die „Zeit am Montag“ schreibt: Die offiziellen Bußtage sind ein Ausfluß jener Gesinnung, die es für die Pflicht der Regierenden hält, statt für des Volkes materielles Wohl zu sorgen, sich seines Seelenheils besonders anzunehmen. Leider will aber das Volk von solcher väterlichen Fürsorge nichts wissen. Für sein Seelenheil zu sorgen, falls dies überhaupt eine Sache ist, die ernstlich für es in Frage kommt, fühlt es sich allein stark genug. Von der aufgezwungenen Frömmigkeit hält es nichts. Das führt zu höchst pikanten Erscheinungen, wenigstens dort, wo die Gelegenheit sich bietet, der aufgezwungenen Muckerei aus dem Wege zu gehen. Dies ist vornehmlich in den deutschen Grenzgebieten der Fall. Die blinden Hessen z. B. sind noch derartig in der Finsternis befangen, daß sie nicht einmal einen Buß- und Bettag besitzen. Diesen unchristlichen Mangel benutzt alljährlich die preußische Nachbarschaft, um am Buß- und Bettage die Buß- und Betübungen ins Hessische zu verlegen. Dies war auch dieses Jahr wieder der Fall. Das „Offenbacher Abendblatt“ schreibt in einer Buß- und Bettagbetrachtung:

„Buß- und Bettag hatten gestern unsere preußischen Nachbarn. Wer aber gestern nachmittag die Frankfurter Straße in der Richtung zum Lokalbahnhof passierte, sah an den vielfach herumgetragenen Reklameschildern einer Reihe hiesiger Bierpaläste und Tempel, in denen man der Göttin Terpsichore huldigt, daß die Frankfurter sich unser rotes Offenbach wiederum als Wallfahrtsort erkoren hatten. Von 3 bis 5 Uhr war jeder Zug überfüllt, in drangvollfürchterlicher Enge waren die Bußfertigen zusammengepfercht, jede Plattform war sogar von 8 bis 10 Personen besetzt. „Nur mit!“

lautete in Sachsenhausen die Parole, und, in Offenbach angekommen, ergoß der Menschenstrom sich in die Hauptstraßen und dann in die Lokalitäten, woselbst beim Schoppen Bier und Äpfelwein ganz gehörig gekneipt—pardon, Buße getan wurde. Hoffen wir, daß unsere Wirte mit der Bußfertigkeit der Frankfurter zufrieden gewesen sind. — Nachträglich erfahren wir, daß am Lokalbahnhof Sachsenhausen nicht weniger als 10,000 Fahrkarten nach Offenbach gelöst wurden."

Literatur.

Cecil, der moderne Faust. Tragödie in fünf Akten von Friedr. Meyer. Verlag von H. Walter, Berlin, 1905. Zu beziehen durch das Eden Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 70 Cts.

Ausnahmsweise einmal wagt sich unser Magazin auf ein Gebiet, auf dem es sich sonst nicht heimisch fühlt, auf das der Kunstkritik. Das genannte Drama ist aus mehrfachen Gründen für uns von besonderem Interesse. Einmal weil, wie von Berlin aus behauptet wird, dasselbe das erste Drama sein soll, das ein Deutsch-Amerikaner gedichtet, und weil dieser Deutsch-Amerikaner den Lesern unsers Magazins besonders nahe steht als unser Amtsgenosse in Detroit. Sodann um seines Stoffes willen. Der moderne Faust ist niemand anders als Cecil Rhodes, der Hauptanstifter jenes tragischen Waffenganges, den wir vor wenig Jahren mit erregter Teilnahme begleitet haben. Wohl mag es den äußeren Erfolg der Dichtung benachteiligen, daß sie so zu sagen post festum erscheint; sie ist entstanden während des Burenkrieges selbst, und der Verfasser mag gehofft haben, durch dieselbe etwas Tatsächliches zu erreichen, auf die Stimmung des deutschen Volkes kräftig einzuwirken; das haben äußere Umstände verhindert, aber eine besondere Anziehungskraft besitzt trotzdem der Stoff auch jetzt noch, die Empfindungen, welche das weltgeschichtliche Drama in den Gemütern der Miterlebenden, namentlich im deutschen Volke, erweckt hat, sind noch nicht geschwunden, und gerne empfindet der Leser noch einmal mit, wenn ihm die Einzelmomente jenes geschichtlichen Ereignisses in künstlerischem Gesamtbilde zusammengedrängt vorgeführt werden, was er so, wie der Dichter fühlt und urteilt, selber schon einmal gefühlt, geurteilt und gehofft hat. Und endlich ist es der künstlerische und sittlich religiöse Standpunkt des Dramas, der dasselbe für uns aller Beachtung wert macht.

Künstlerisch und glücklich gewählt ist es, wenn die zeitlich verstreuten Einzelmomente der Geschichte einheitlich um einen Mittelpunkt, um eine Person gruppiert werden, deren Charakterentwicklung in ihren Taten, in den durch sie hervorgerufenen Ereignissen sich spiegelt. Die Darstellung des Boer-War auf der Worlds Fair ist zwar sehr effektvoll gewesen, eine technisch brillant ausgedachte Darstellung, aber doch wohl kein Kunstwerk; unser Drama ist wohl nicht so effektvoll, aber voll geistigen Gehalts; mag darum sein Erfolg auf der Bühne sein wie er will, es kann schon als Lektüre Genuß bereiten.

Der erste Akt führt in die bescheidene Heimat des dramatischen Helden. Der Vater Cecils ist ein englischer Landpfarrer, ein schlichter, stiller Mann, dessen Wünsche über den engen Kreis seines Lebens nicht hinausgehen; die Mutter, wohl in die engen Verhältnisse sich fügend, ist doch im stillen darin unbefriedigt und trachtet nach hohen Dingen, nach Ehre und reichem Besitz. Die erste Scene ein idyllisches Bild, eine ländliche Kirchenfeier am Sylvester-

abend, Nachklänge des Weihnachtsfestes. Die Pfarrfamilie nimmt an der Feier teil, für sie ist die Festfreude noch erhöht durch die Heimkehr des ältesten Sohnes, unseres Cecil, der auf der Hochschule seine Studien beendet und die höchste akademische Ehre, den Doktortitel erworben hat. Begrüßend umdrängen Geschwister und Braut den Heimgekehrten, der Vater, aufs höchste befriedigt, sieht seine Wünsche erfüllt und seine Hoffnung, daß der Sohn einst sein würdiger Nachfolger werde, nahe der Erfüllung; wie er von Dankesstimmung erfüllt ist, fordert er auch den Sohn auf, ein Dankeswort zu sprechen. Cecil ist der einzige, der an der befriedigten Stimmung keinen Teil hat, er weist alle zudringende Zärtlichkeit kalt zurück, schützt Ermüdung vor und entfernt sich, „ich muß mit mir allein sein, laßt mich gehn."

Zweite Scene, Anklang an Götz von Berlichingen, Zigeunerlager. Die Glieder der Bande, von ihren Streifzügen heimkehrend, berichten der Mutter, was sie erbeutet und erlebt haben. Ein Mädchen hat bei einem Tanzgelage den Cecil gesehen, der von weitem zugeschaut hat, hat seinen Namen erkundet und weiß, daß er den Doktortitel hat. Cecil tritt beim Spaziergang unter die Bande, die ihn ehrfürchtig begrüßt, die Mutter weissagt ihm: „Doktor nennt dich das Volk; doch diese Hand ist nicht zum Schreiben geschaffen, Herrscher wirst du werden."

Die dritte Scene ist die bedeutendste, am meisten an Göthes Faust erinnernd, keine Nachahmung, sondern aus tiefster Empfindung geschaffen. Cecil ist allein in einer Kirche, die innere Aufregung im Selbstgespräche kundgebend. Er zieht das Fazit seines Lebens; „die Jugendzeit verbracht ich in strenger, rastloser Arbeit," meinem Blick verschloß der Himmel seine Pracht, mir lachte nicht die Flur im goldnen Sonnenschein; nur Schulstaub war die Luft, die mich umgab. Wozu nun das alles? was hab ich davon? Der Vater meint, ich sei am Ziele, ein würdiger Beruf im Dienste des Volkes warte mein. O heilige Einfalt; was ist denn dies Volk? Was ist seine Religion, wozu kommt es zur Kirche? „Sind das die Menschen, für welche ich entsagt der Jugend Freuden?" So hat der Predigerstand keinen Reiz für ihn; vielleicht aber die Wissenschaft? „Ja, wenn nur Wissen Selbstzweck wäre, wenn Frieden gäbe die Erkenntnis!" Was hat man davon, wenn man die höchsten Stufen in der geistigen Hierarchie erklommen hat, welchen Wert hat so ein Doktortitel, der einst so begehrenswert erschien? — Oder ist's die Liebe, in der dauernde Befriedigung gefunden werden kann? Eine Zeitlang hat er geglaubt, im Bunde mit seiner Alma winke ihm das Glück. Umsonst, das ist vorbei. „Versperre meinen Weg nicht," ruft er ihr zu. „Fromm sein und mächtig werden wandern nimmermehr zusammen; mein Beruf geht in die Weite, verwünscht die Enge, die Entsagung!" So kommt Cecil zu jener schlechten Erkenntnis seiner selbst, er ist sich darüber klar, daß er jeglichen höheren Antriebes bar, nur vom „Willen zur Macht" von schrankenloser Selbstsucht erfüllt ist, und daß ihm Befriedigung seines einzig maßgebenden Triebes nur vom absoluten Bösen verschafft werden kann. In mitternächtger Stunde ruft er den bösen Geist an und schließt mit ihm den Bund: „Ich will nicht Knecht sein, möchte Herrscher werden; darum gib mir deine Kraft, erhabner Geist. Bezahlen will ich dir den teuren Preis." Einen Becher Lethetrankes reicht ihm Satan, er trinkt und verschwört damit alles Höhere und Edlere, das je in seiner Seele sich geregt haben mag, Glaube, Hoffnung, Liebe, alles preisgegeben für die vom Satan ihm verheißene Macht. In der alten Heimat allerdings ist alle Macht vergeben, aber die neuste Welt steht

noch zur Verfügung. „Dort," verheißt ihm Satan, „ist dein Zukunftsreich." Stimme des Geisterchores hinter dem Altare: „Zerstört, zerstört um Erdenlust in seiner Brust das Ebenbild des Höchsten. Kommt, folgt mit Klagegesang jetzt seinem Gang durch Sturm und Schlachtgetöse."

Nun folgen in den drei mittleren Akten die uns aus der Geschichte bekannten Hergänge. Cecil ist der große in den Augen der Welt verdienstvolle Mann geworden, unzivilisierten Stämmen hat er ohne wesentlichen Widerstand ein mächtiges Gebiet abgenommen, eine Provinz ist ihm zu Ehren nach seinem Namen genannt, nirgends hat sein Wille zur Macht Hemmung erfahren; da begegnet seiner vorwärtsdringenden Habgier ein friedliches aber freiheitliebendes Volk. Vorgeführt werden in raschem Wechsel der Scenerie die gewalttätige Besitznahme der Goldfelder bei Kimberley, die Verschwörung Cecils mit Jameson, die Burenversammlung in Pretoria, die Ratsitzung des englischen Ministeriums, Scenen aus dem greuelvollen Vernichtungskriege.

Cecil ist von seiner Reise nach England zurückgekehrt, hat seine Mutter, seinen Bruder und seine Braut nach Afrika mitgenommen, er feuert im Kriegsrate die entmutigten englischen Generäle an, den Krieg bis zur Vernichtung fortzusetzen. Da treffen ihn Gottes Schläge. Zwei Jahre schon hat der Krieg gewütet, und noch kein Gelingen in Aussicht. General Methune ist gefangen, aber von Delarey edelmütig freigelassen, Cecils Bruder ist im Kampfe gefallen, seine Mutter sucht Trost bei ihm, umsonst, bei dieser kalten, eigensüchtigen Seele ist kein Trost zu holen, kalt weist er die Mutter zurück, er hat wichtigere Geschäfte. Empört über des Sohnes Herzlosigkeit spricht die Mutter, der nun die Augen aufgegangen sind, über ihn den Fluch aus: „Du bist nicht mein, bist Satans Sohn, ein zweiter Kain, ich hasse dich, durch mich verflucht dich England." Wohl nennt Cecil seine Mutter eine Rasende, aber ihr Fluch hat ihn doch erschüttert, er besinnt sich über seine Lage und erkennt das Mißliche derselben. „Der Teufel ist ein Lügner und Betrüger; mir jedoch wird Wort er halten; schon lange ist's, daß unser Pakt geschlossen, ich will ihn rufen, mich mit ihm befragen.

Und nun kommt die Katastrophe im fünften Akte. Cecil zitiert in mitternächtger Stunde abermals den bösen Geist und mahnt ihn an den geschlossenen Vertrag. Höhnisch erwidert ihm der Böse: „Ich habe getan, was ich dir versprochen. Macht hast du aus meiner Hand empfangen, bist zum Beherrscher ganzer Völker geworden, mehr versprach ich nicht, selbst Satans Macht hat ihre Grenze. Cecil aber ist damit nicht zufrieden: „Rhodesia hätt ich von dir empfangen? Kaffernstämme zu unterwerfen genügte m e i n e Kraft, dazu braucht ich d i c h nicht. Jetzt aber will ich, daß dies trotzge Burenvolk sich unterwerfe, und rasch muß jetzt gehandelt werden." Satan erwidert: „Das geht über meine Macht, ich habe keine Macht über die, die sich an ihren Gott halten; je mehr ihr brennt, je mehr sie beten, je mehr ihr mordet, desto mehr vertraut dies Volk dem höchsten Gott." In ohnmächtiger Wut will nun Cecil vom Teufel, der ihn im Stiche läßt, sich lossagen: „Der Kontrakt ist nichtig; wer mir den Dienst versagt, dem dien ich gleichfalls nicht." Aber das geht nicht. „Wer einmal dem Teufel sich ergab, den behalten wir als sicheren Besitz. Dem Pflasterstein entsprießt kein Gras und keine Blume; wer aus der Flasche trinkt, an der du hast gesogen, ist ewiglich verdammt, es fehlen ihm die Tränen." — So scheiden sie, einander zurufend: „Betrüger, du!" „Betrogner Betrüger, du!" Der Geist

verschwindet und Cecil sinkt nieder, um auf dem Krankenbette, seinem Sterbebette, wieder zu erwachen. Verzweiflung umgibt ihn, die Gestalten unschuldig gemordeter Frauen und Kinder umdrängen ihn, Reue kann er nicht finden, vergeblich sucht er, sich selbst täuschend durch ein gutes Werk, sein Testament, etwas wieder gut zu machen, aber die Gnade sucht und den Trost findet er nicht. Alma, sein guter Engel, steht am Sterbebette und bittet für ihn. Buren, Krüger und Steyn an der Spitze, stürmen ins Haus, sie finden nur noch seine Leiche. Sie entblößen in Ehrfurcht vor Gottes Gericht die Häupter. „Wir führen Krieg mit Lebenden, nicht mit Toten." Der große Feind des Burenvolks ist tot, doch lebt die Freiheit noch, sie stammt von Gott; er wird nicht stürzen; was stürzt, ist nur der Mensch in seinen Lüsten." Das Drama schließt mit den Worten Krügers:

Gerechtigkeit allein erhält ein Land,
Gerechtigkeit herrscht in der Weltgeschichte,
Gerechtigkeit muß unserm Volk noch werden.
Verweigern sie die Völker uns, die Fürsten,
Dann sendet sie gewiß herab zur Erde
Der Gott des Himmels, dessen starke Kraft
Das Böse stürzt und stets das Gute schafft.

Ob es nun menschlich, d. i. sittlich berechtigt ist, eine noch im Fluß befindliche, nicht zum Abschluß gekommene geschichtliche Begebenheit in ein Ganzes zusammenzufassen und ihr einen Abschluß zu geben, wie ihn das eigne persönliche Urteil oder das der Mehrzahl der Zeitgenossen für angemessen hält, ob es ferner berechtigt ist, einen Mitlebenden bis auf die innersten Motive seiner Handlungen dem Verwerfungsurteile zu unterstellen, d. h. in diesem Falle, ob der geschichtliche C. Rhodes wirklich der fast allein verantwortliche Urheber der Greuel des Burenkrieges ist, ist eine andere Frage, und die Dichtung trägt infolgedessen immerhin einen den reinen ästhetischen Genuß störenden ans Pamphletartige streifenden Charakter; aber abgesehen davon ist, wie gesagt, gerade diese Konzentration der Ereignisse um eine Person ein künstlerisch glücklich gewählter Griff, und wegen der künstlerischen Schönheit des Entwurfs und der das Ganze durchdringenden ernsten und reinen sittlichen Grundanschauungen ist das Drama bestens zu empfehlen. E. Otto.

Aus dem Verlag von A. Deichert, Leipzig, 1905, ging uns zu: Der Brief des Paulus an die Galater, ausgelegt von Dr. Theo. Zahn. 299 Seiten. Preis —— Dies Werk ist Band 9 des von Zahn in Verbindung mit andern namhaften Gelehrten herausgegebenen Kommentars zum N. T. und reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Dieser Band teilt alle Vorzüge der Schriften Zahns, eine durchaus positive, pietätvolle Stellung zur Heil. Schrift, dabei ehrliche, wissenschaftliche Forschung und ein von Gelehrtenwust freier, schöner deutscher Stil. Rezensent bekennt aus diesem Bande nicht nur manche wissenschaftliche Anregung, sondern auch z. B. in 3, 20 erst recht ein eindringendes Verständnis in den Bibeltext gewonnen zu haben. In den Einleitungsfragen nimmt Zahn die aus seiner großen zweibändigen Einleitung bekannte Stellung ein, nach der der Brief im April oder Mai 53 von Korinth geschrieben ist an die Gemeinden der ersten Missionsreise als Antwort auf eine durch eine Deputation überbrachte Schilderung der Gemeindeverhältnisse. Zum Schluß gibt Zahn zwei text-

kritische Exkurse zu 2, 5 und 4, 24—26, die dem tiefer forschenden Leser sicher manches Neue bieten werden. Alles in allem: eine neue Perle aus Zahns Feder. S.

Verlag von C. Bertelsmann n Gütersloh. Brandt, Wiih., Aus dem Leben eines „Unbekehrten". Eine Erzählung. 4. Tausend, mit einem Nachwort an die Kritiker. 50 Pf.; 10 Ex. 4 Mark. Diese Broschüre hat in weiten Kreisen Beachtung gefunden. Zahlreiche Blätter haben zum Teil in längeren Artikeln zu ihr Stellung genommen. Sie ist frisch geschrieben und sowohl deshalb als wegen des wichtigen Gegenstandes fesselnd. Eine glücklichere Behandlung des heute viele beschäftigenden Problems kann man sich nicht leicht denken. Dem Büchlein wünschen wir viel dankbare Leser und den Erfolg, den es verdient. Wir haben schon im Novemberheft des vorigen Jahrganges (Seite 477) auf die damals in erster Auflage erschienene Schrift hingewiesen und wollen auch heute sie in empfehlende Erinnerung bringen.

Im Inland ist eine neue theologische Zeitschrift erschienen, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen wollen: Der Sprechsaal. Eine intersynodale Vierteljahrsschrift zur Erörterung von Zeitfragen der Lutherischen Kirche Amerikas, in Verbindung mit Pastor Dr. H. A. Allwardt in Lebanon, Wis., Pastor Dr. G. C. Berkemeier in Mt. Vernon, N. Y., Pastor Dr. F. Richter in Clinton, Ia., Prof. Dr. J. L. Neve in Atchison, Kans. Herausgegeben von R. Neumann, evang.-luth. Pastor in Burlington, Ia. Das erste Heft erschien schon im letzten Jahr, das zweite Heft Januar 1905. Preis $1.25 jährlich. Vier Bogen in jedem Heft.

Das Blatt will also hauptsächlich der noch nicht zum Austrag gebrachten Debatte zwischen den Missouriern und deren Gegnern dienen. Es bringt daher hauptsächlich Artikel über die neuerdings zum Hauptthema erhobene Frage von der Analogie des Glaubens.

So lange freilich Missouri unfehlbar ist und bleibt, so lange wird auch die Debatte über die Streitfragen, wie wir fürchten, nutzloses Theologengezänk bleiben und kaum ein praktisches Resultat zu zeitigen vermögen. — Das einfachste wäre doch, daß man Missouri seine eignen Wege gehen ließe und nur den Frieden zwischen echt evangelischen Glaubensgenossen suchte. In dem schweren Kampf der Kirche gegen papistischen Aberglauben und rationalistischen Unglauben gibt es brennendere Fragen zu verhandeln, als die hier verhandelt werden.

Auf ein in englischer Sprache erscheinendes Blatt möchten wir schließlich unsere Leser noch hinweisen: "The Bible Student and Teacher." Das Blatt erscheint unter den Auspizien der "American Bible League", 39 Bible House, New York. Office of Publication 53 Seneca St., Geneva, N. Y. Preis $1.00 jährlich. Es bringt gediegene Artikel über brennende Fragen der Gegenwart, z. B.: "The Colapse of Evolution"; "Scientific Criticism falsely so called"; "The Four Gospels, their Origin and Relations" etc. Vom positiv gläubigen Standpunkt werden hier diese Fragen abgehandelt; ob in jedem Artikel das Gewicht der Gründe für andere Auffassung genügend abgewogen ist, lassen wir dahingestellt.

Vom Verlag von Schäfer und Koradi, Philadelphia, kam uns zu: „Die evangelischen Missionen." Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Jul. Richter. 11. Jahrg. 1905. Jährlich (mit

ca. 150 Bildern) 3 Mk., mit Porto 3,60 Mk. Erstes Heft, Januar 1905. Dasselbe ist ein fein ausgestattetes und reich illustriertes Missionsblatt, das den Leser auf dem großen Arbeitsfelde der evangelischen Heidenmission zu orientieren sucht. Das uns vorliegende Heft hat folgende Artikel: Die Mission, eine Großmacht; mit 8 Bildern. Die Geschichte der Toromission in Uganda. Vom großen Arbeitsfelde; mit 2 Bildern. Der Abbruch der Mission auf Tanna; mit 4 Bildern. Neueste Nachrichten; mit 3 Bildern. Das Blatt erscheint in Heftform, groß Quarto, 24 Seiten stark und ist allen Freunden der Mission bestens zu empfehlen.

Die „Neue kirchliche Zeitschrift", welche in Monatsheften im Verlag von A. Deicherts Nachfolger, Geo. Böhme, erscheint, zum Preis von 10 Mark jährlich, hat mit dem Januar dieses Jahres den 16. Jahrgang angefangen. Dieselbe hat namhafte Gelehrte von gutem Rufe zu ihren Mitarbeitern und vertritt die Sache des positiven Christentums gegenüber den modernen Entleerern der evangelischen Wahrheit.

Das soeben ausgegebene Februarheft der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" enthält außer hervorragenden Beiträgen der Herren Professor Dr. Ihmels, Leipzig; Dr. Zahn, Erlangen, und Dr. Knoke, Göttingen, einen ebenso wichtigen wie zeitgemäßen Artikel des Herrn Professor D. Sellin, Wien: „Der Ertrag der Ausgrabungen auf den Trümmerfeldern des alten Orients, insbesondere Palästinas, für die Erkenntnis der Religion Israels."

Welches sind die Ergebnisse der bisherigen Ausgrabungen in Palästina selbst für die Erkenntnis der religiösen Entwicklung Israels? Es gibt wohl Tausende und Abertausende, die durch die lärmende Behandlung des Themas „Babel und Bibel" in der Tagespresse wissen, daß es ein derartiges Problem gibt, die aber keine Ahnung davon haben, daß seit 20 Jahren fast unausgesetzt und unter viel Mühe auch in Palästina ausgegraben wird. Und die letzte Entscheidung über die geschichtliche Entwicklung der Religion Israels wird, soweit sie überhaupt von der Arbeit mit Hacke und Spaten, von dem Schutt vergangener Jahrtausende erwartet werden kann, doch unmöglich an den Wassern Babels fallen, sondern nur da, wo einst Siloahs Wasser flossen, in dem Lande, in dem ein kleines Volk eine etwa 1400jährige Geschichte durchlebt hat, durch die es seinen Gott, der zugleich der Gott Himmels und der Erde sei, kennen lernte. Hat diese Geschichte keinerlei für unsere Erkenntnis der Religion bedeutungsvolle Spuren in diesem Lande hinterlassen? Der Herr Verfasser, der Jahre lang in diesem Lande weilte und zwar die größte Zeit selbst ausgrabend, darf sich wohl als Führer auf diesem Gebiete anbieten.

Der große Beifall, den der von dem Verfasser über dasselbe Thema in Berlin gehaltene Vortrag gefunden hatte, gab Anlaß, eine Separatausgabe unter dem Titel „Der Ertrag der Ausgrabungen auf den Trümmerfeldern des alten Orients für die Kenntnis der Religion Israels" binnen kurzem im vorgenannten Verlag erscheinen zu lassen.

Die soeben veröffentlichte 3. Schrift des Herrn Prof. Dr. Delitzsch über „Bibel und Babel" wird es sicher weitesten Kreisen sehr erwünscht erscheinen lassen, auch einen selbst grabenden Forscher und Gelehrten zu hören.

So können wir denn vorgenannte Zeitschrift allen unsern Lesern, die mit den großen theologischen Streitfragen der Gegenwart auf dem Laufenden bleiben wollen, nur aufs beste empfehlen.

Mit gleichem Recht und Nachdruck dürfen wir aber auch hinweisen auf „Die Studierstube", eine theologische und kirchliche Monatsschrift, herausgegeben von Lic. theol. Dr. phil. Julius Boehmer, Pfarrer in Raben bei Wiesenburg (Bez. Potsdam). Dieselbe hat im Januar d. J. ihren dritten Jahrgang begonnen und bittet um Einlaß in die Studierstube aller Pfarrer und der Theologen insgemein.

Die Studierstube ist nicht das Organ einer theologischen Richtung oder kirchlichen Partei, sondern will allen Pfarrern und Theologen zur Herbeiführung einer Geistes-, Arbeits- und Gebetsgemeinschaft dienstbar werden. Sie bringt daher Aufsätze aus dem Gesamtgebiete der Theologie und kirchlichen Praxis sowie Belehrung über alles Bedeutsame, was den Pfarrer angeht, und zwar so, daß daraus Anregung und Vertiefung gewonnen werde.

Die Studierstube ist nicht eine Zeitschrift wie viele andere, vielmehr faßt sie solche Leser ins Auge, die den Bewegungen in Theologie und Kirche Interesse, Teilnahme entgegenbringen, die es für der Mühe wert halten, ja eine ihnen amtlich und persönlich auferlegte Notwendigkeit darin erkennen, die Zeichen der Zeit zu verfolgen, die aber nicht imstande sind, infolge der ihnen durch Amt und andere Pflichten zufallenden Lasten, zu hören, wo sie hören möchten, mitzugehen, wo sie mitgehen möchten, zu gewinnen, wo sie gewinnen möchten. Theologisch und kirchlich interessierte Pfarrer unserer Zeit können heutzutage in den allerseltensten Fällen mit ihrer Zeit fortschreiten, und wenn sie es tausendmal möchten. Nicht einmal einen Ueberblick können sie erhalten, wenn sie sich auch viel Mühe darum geben.

Was soll nun werden, wenn die Pfarrer nicht, kurz gesagt, untheologisch werden wollen? wenn sie einen Ueberblick wenigstens über das Gesamtgebiet der Theologie behalten möchten? wenn sie lernen und wissen möchten, was sie davon für ihr praktisches Amt haben? Ihnen, die das empfinden, den Dienst zu leisten, dessen sie bedürfen, das ist die Absicht der Studierstube. Daß sie bisher erreicht wäre, daß sie je vollkommen erreicht werden könnte, meinen wir nicht. Aber wir bemühen uns darum und sind der Ueberzeugung, daß dabei manche erfreuliche Frucht geerntet werden könne.

Es sei uns gestattet, unter dem genannten Gesichtspunkt in Kürze daran zu erinnern, was das Jahr 1904 gebracht hat. Mancherlei Nachklänge der Predigt-Debatte des ersten Jahrgangs wurden vernommen: nicht minder mittelbare (soziale Predigt von Rudolf Boehmer, praktische Predigt von Pilgram, Heiligungspredigt von Schenk) als mittelbare, d. h. ernsthafte Fortsetzung der Debatte (Predigtprobleme von Rogge, modernes Predigen von Scheele). Beendet ist diese Erörterung noch nicht.

Ins Zentrum theologischer und kirchlicher Fragen haben geführt Dr. Dorner und Kuhnke, indem sie das Charakteristische der christlichen Religion beleuchteten; ferner Dr. Lobstein und Dr. Schmidt, die den Zwiespalt zwischen überlieferungsgemäßer und geschichtlicher Auslegung der Heiligen Schrift deuteten.

Das religionsgeschichtliche Problem, das zur Zeit im Vordergrunde steht, ist von mannigfacher Auffassung teils vorbereitend, teils grundsätzlich erörtert worden.

Zentrale Bedeutung in irgend einem Sinn wollten auch Darstellungen wie Grützmacher, zeitgemäße Gestaltung des Christentums, ferner: Lemme, Bekehrung, Heiligung, Wiedergeburt und Heudück, Recht und Sinn der Bekenntnisse haben.

Wichtige Zeitfragen von mancherlei Art kamen zur Sprache. Römisches wurde beleuchtet von Rieks, Denifle, ferner von Dr. Meyer, der Hirtenbrief böhmischer Bischöfe, und zum Evangelium weisend sprach Rouanet, die evangelische Bewegung in Frankreich. Die Kelchbewegung, die vor Jahresfrist so lebhaft einsetzte, besprach Josephson, Kelch oder Kelche? Evangelisation und Gemeinschaft kamen zur Sprache u. s. w.

Die schöngeistige Literatur, für die der Raum sehr beschränkt ist, hat einiges Charakteristische gezeigt.

In dem Abschnitt: für den Arbeitstisch sind etwa 80 theologische Zeitschriften und führende Tagesblätter in wichtigen Fragen zu Worte gekommen, so daß eine größere Mannigfaltigkeit der Meinungen nicht leicht geboten werden dürfte. Dazu sind reichlich 500 größere und kleinere literarische Erscheinungen in teils ausführlicher, teils knapper Fassung, je nach ihrer Bedeutung für die Aufgabe der Studierstube, besprochen worden.

Nehmen wir hinzu, daß eine Reihe akademischer Dozenten nicht minder als eine stattliche Zahl von praktischen Pfarrern das Ziel und die Arbeit der Studierstube anerkennen und durch eifrige Mitarbeit fördern. Stellen wir dazu in Aussicht, daß der neue Jahrgang mancherlei, was für jeden Theologen anziehend und lehrreich sein muß, bringen soll, z. B.: Zur Theologie Seebergs von Magister Girgensohn in Dorpat, Lic. Dr. Schian in Görlitz, Prof. Dr. R. Seeberg in Berlin. — Die Taufe des Herrn von Pfarrer Lic. Dr. Bönhoff in Annaberg. — Die Theologie als Wissenschaft von Prof. Lic. Dr. Daxer. — Geschichte der Heilandsnamen im biblischen und kirchlichen Sprachgebrauch. Von Julius Boehmer. — Neues zum Verständnis des Menschensohnes von Pfarrv. R. Boehmer in Immigrath. — Neues zum Verständnis des Reiches Gottes. Von Jul. Boehmer. — Die Hauptfehler der gegenwärtigen Predigtweise von Pfarrer Reyländer. — Unsere Vorbereitung auf die Verkündigung des göttlichen Wortes von Pfarrer Dr. Jaeger in Amberg (Bay.) — Zur Reform der Konfirmation von Rektor Spanuth in Eldagsen. — Kirchbaufragen von Pfarrer Spieß in Bötenhorn und Dekan Jung in Zweibrücken. — Vom Domkandidatenstift in Berlin von Pfarrer Lic. Dr. Mayer in Jüterbog. — Reformation im Diakonissen-Mutterhauswesen von Pfarrer Schmidt. — Der evangelische Geistliche und die sozialen Probleme der Gegenwart von Pfarrer Dr. Jaeger. — Die evangelische Kirche, Jesuitismus und Katholizismus von Pfarrer Lic. Dr. Stier, usw.

Alle Pfarrer und Theologen, die noch nicht regelmäßige Bezieher der „Studierstube" sind, können es mit einer Probebestellung zunächst auf ein Vierteljahr (Preis 2 Mk.) für drei Hefte im Umfang von je vier sehr umfassenden Bogen) versuchen. Wir sind überzeugt, daß sie Freunde der „Studierstube" werden und ihre Leser bleiben.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.)

„Der Türmer" ist ja kein spezifisch religiöses Blatt; aber ein Blatt, das echte Bildung, und ebenso echte Religion und Sittlichkeit, mannhafte Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit vertritt und zu verbreiten sucht. Freilich es bringt auch Spiegelbilder aus dem deutschen Vaterland, die beschämend wirken auf den echten Freund des Vaterlandes. Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Mannhaftigkeit liegen gar sehr darnieder; man möchte das Haupt

in Scham verhüllen. Auf zwei Artikel im Januarheft sei besonders aufmerksam gemacht: den ersten, der von Häckels Angriffen auf das Christentum handelt, und den: Wieder einmal Oberflächenkultur. Im letztgenannten Artikel sucht der Verfasser eine sich lange hinziehende Fehde zwischen ihm und dem Herausgeber des „Kunstwarts" Avenarius zum endgültigen Austrag zu bringen. Im übrigen verweisen wir auf die nachfolgende Inhaltsanzeige.

Aus dem Inhalt des Januarheftes: Religion und Christentum in Haeckels „Lebenswundern". Betrachtungen von Dr. Fr. Foerster-Zürich. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose (Fortsetzung). — Gedanken einer Frau über Frauen. Von Augusta Bender. — Pastor Jespersens Weihnachtsabend. Erzählung von Karl Ewald. — Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Von D. Dr. A. Freybe. — Vollkommene und unvollkommene Maschinisten. Von Felix Poppenberg. — Michel, wo ist dein Bruder? Von G. — Pharisäertum. Von G. — Mildernde Umstände für das „deutsche Nationalgefühl". Von G. — Aesthetische Erziehung. Von G. — Selbstverständlich oder wunderbar? Von G. — Die angebliche Unvermeidlichkeit des Kriegs. Von O. Umfried. — Zur Frage des Kreisblattwesens. Von Hassiacus. — Türmers Tagebuch: Ereignisse und Begeisterungen. Deutschland, ein Rechtsstaat? Militärjustiz. Luther. — Die homerische Welt. Von Prof. Dr. L. Gurlitt. — Helen Keller. Von L. — In Schweigen versunken. Gedicht von Walt Whitman. — Umschau (Auch Einer. Wieder einmal: Oberflächenkultur). — Aus „Auch Einer" von Fr. Th. Vischer. — Beruf des Dichters. Gedicht von Rückert. — Die Vorherrschaft der Fremde im deutschen Liede. Von Dr. K. Storck. — Leoncavallos „Roland von Berlin". Von St. — Neue Musikalien. — Kunstbeilagen: Hans am Ende: Erster Schnee. (Photogravüre.) Ernst Müller-Braunschweig: Wilhelm Raabe. J. van Ruysdael: Winterlandschaft. — Notenbeilage: "Luce negl' occhi." („Hütet euch, Männer!") Fünfstimmiges Madrigal von Hans Leo Haßler. Tanzlied. Von Melchior Frank.

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Die gelbe Gefahr. Von Paul Dehn. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. (Fortsetzung.) — Montesquieu. Von Eduard Engel. — Pastor Jespersens Weihnachtsabend. Erzählung von Karl Ewald. (Schluß.) — Philosophie der Volkswirtschaft? — Albrecht von Stosch. Von Hermann von Petersdorff. — Erbauliches und Beschauliches. Von Christ. Rogge. — Das Kind und der Alkohol. — Schicksalsdrama. Von Felix Poppenberg. — Auf Festung. — Krieg und Sittlichkeit. — Geselligkeit oder Gesellschaftlichkeit? — Vom Prügeln. — Unser Reichsstrafgesetzbuch. Ein bescheidener Beitrag zu seiner Reform von auch Einem. — Türmers Tagebuch: Die Königsberger Blamage. Gotteslästerung? Sozialdemokratische Landpartien. Strafen. Strafvollzug. Kehre zurück, heiliger Wöllner! Herrentrutz und Arbeiterfron. Ruhstrat-Heldentum. — Ein Festspiel im alten Eisenach. Von Fritz Lienhard. — Neue Literaturgeschichten. Von Harry Maync. — Umschau („Stunden mit Göthe." Schillerbiographien. Die Vertreter des Jahrhunderts. Peter Hille.) — An einen blinden Knaben. Gedichte von F. Lienhard. — Peter Cornelius. (Autobiographische Skizze.) — Kunstbeilagen: Viktor Müller: Romeo und Julia. (Photogravüre.) A. von Donndorf: Lessing-Denkmal. — Notenbeilage: Aus den Liedern an Bertha. Gedichtet und in Musik gesetzt von Peter Cornelius. 1. Sei mein! 2. Wie lieb ich dich hab. 3. Dein Bildnis.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. Juli 1905.

„Eine neue Religion?"

Unter dieser Ueberschrift hat Dr. Rade in „Christl. Welt" No. 5 d. J. einen Artikel veröffentlicht, in welchem er sich darüber beschwert, daß man anfängt, das Christentum der neuesten Entleerungstheologen eine „neue Religion" zu nennen. Er behauptet, diese Formel beruht „entweder auf einer großen Gedankenlosigkeit, oder bedeutet, wenn durchdacht und klug berechnet, eine Gewissenlosigkeit." Er sagt dann ferner: „Nicht einmal Katholizismus und Protestantismus unterscheidet man als zwei verschiedene Religionen."

Zunächst muß gegen das „klug berechnet" energisch protestiert werden. Es ist keine kluge Berechnung, und es ist auch keine Gedankenlosigkeit, wenn man die offenen und prinzipiellen Leugner der Gottheit Christi nicht mehr als Christen gelten läßt. Die Herren führen immer Luther im Munde und wollen sich aufspielen als die echten Fortsetzer des Werkes Luthers. Luther war mit seinem Gewissen „gefangen in Gottes Wort", und das war das Zeugnis der Evangelisten und Apostel. Auf das klare, geschriebene Zeugnis hat Luther sich berufen für seine Lehre. Diese Herren wagen es nun, es eine „Gewissenlosigkeit" zu nennen, wenn jemand unter gleichen Umständen wie Luther sich in seinem Gewissen gebunden fühlt, und unter Berufung auf Gal. 1, 8. 9; 1. Joh. 2, 22. 23; 4, 1—3 ihr „Christentum" eine „neue Religion" zu nennen wagt. Wahrlich, es gehört keine große Gelehrsamkeit dazu, um zu erkennen, daß sich dieses neue Christentum vom alten unterscheidet wie Tag und Nacht! Man fühlt sich genötigt an Jesaja 5, 20 zu denken: Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen u. s. w.....

Wenn ein Dr. D. es wagt, einen Menschen, der in seinem Gewissen gebunden ist an das Zeugnis der Schrift g e w i s s e n l o s zu nennen, so ist das selbst eine völlige Umkehrung der Begriffe! So wie Satan in Byron's Kain spricht:

"He, as a conqueror, will call the conquer'd Evil; but what will be the good he gives? Were I the victor, his works would be deem'd the only evil ones!" Und wenn Dr. Rade sich beruft auf das Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus, so müssen wir sagen: Ja, zwischen einem gläubigen Katholiken, der an den Heiland der Bibel glaubt, und einem gläubigen Protestanten, da ist noch ein gemeinsamer Grund und Boden, auf dem beide stehen. Das Zentrum der christlichen Wahrheit ist und bleibt die Gottessohnschaft Jesu Christi: Darauf können sie sich die Bruderhand reichen. Mit einem Apostaten aber, der nur noch an den purifizierten „historischen Christus" der Neueren glaubt, kann ein echter Bibelchrist keine Gemeinschaft haben, sondern da gilt das Wort Pauli 2. Kor. 6, 14. 15. Es ist uns sehr wohl bewußt, daß Paulus an dieser Stelle unter „Ungläubigen" Heiden versteht. Aber jene Heiden waren in einer Hinsicht weniger schuldig als unsere modernen Christusleugner, die bewußterweise die Wahrheit des Evangeliums der Apostel leugnen und dabei vorgeben, ein reineres Evangelium, „das Evangelium Jesu", wie sie es nennen, zu verkündigen. Ist es nicht vielmehr eine unbegreifliche Gewissenlosigkeit, wenn die Herren das Amt in einer Kirche behalten, die unleugbar als Grundpfeiler der ganzen christlichen Wahrheit den Glauben an den Dreieinigen Gott, und speziell den Glauben an die Gottheit Jesu Christi hat? Wie ein moderner Simson wollen die modernen Theologen diese Grundpfeiler der christlichen Kirche stürzen, und das können sie mit ihrem Gewissen vereinigen? Die christliche Kirche kann in Liebe und Geduld Gemeindeglieder tragen, die nicht völlig mit ihrem Bekenntnis harmonieren. Pastoren und Lehrer aber, die nicht aus freier Herzens- und Gewissensüberzeugung den Glauben der Kirche verkündigen können, sollen es auch nicht wagen, ein Lehr- und Predigtamt in der Kirche bekleiden zu wollen.

Die Herren erklären auch ganz frischweg: „in unserer Kirche bleiben wir." Sie wollen nicht weichen, außer wenn sie gezwungen werden zu weichen, d. h. wenn der gläubige Teil der Christenheit so viel Mut und Kraft besäße, um ein absterbendes Glied zu amputieren. Sie wollen den Ruhm des Märtyriums für sich haben und die Altgläubigen in den Nachteil setzen, als fanatische Verfolger unschuldiger Leute verschrien zu werden. Wem die christliche Wahrheit, wie sie die Schrift uns überliefert hat, noch etwas gilt, der wird nolens volens das Odium auf sich nehmen müssen, von den Apostaten als unwissenschaftlicher Fanatiker gebrandmarkt zu werden. Es wird der in den Banden der Staatsknechtschaft liegenden Deutschen Evangelischen Kirche anders nicht gelingen, die Apostaten los zu werden, als indem sie das Tischtuch zwischen sich und jenen definitiv zerschneidet und erklärt: Wir erkennen euch nicht mehr als Christen an und wollen mit dezidierten Leugnern der Gottheit Christi keinerlei kirchlichen Verkehr und Verbindung mehr haben. Dann weiß das Volk, woran es ist und kann sich entscheiden entweder für das alte Christentum oder für das mo-

derne — Antichristentum! Dann kommt die Scheidung von selbst, ohne Gewalt durch das Zeugnis der **Wahrheit**, die siegen wird.

Dr. Rade spottet, die kirchlichen Gegner möchten es einmal ernstlich überlegen, ob sie es fertig bringen, die neueren Theologen und Leugner Christi aus der Kirche hinaus zu drängen. „Ob sie die Macht dazu haben, die Macht dazu sind." Nein, sie sind nicht die Macht dazu! „Mit unsrer Macht ist nichts getan." Rade rechnet offenbar darauf, daß der Liberalismus im Staate die Vorherrschaft hat und den Liberalismus in der Kirche mit dem Schilde des Staates decken werde. Doch, ein Blick in das Reformationszeitalter könnte den Herrn Dr. belehren, daß wenn ein Volk erst lebenskräftig von der Wahrheit des Evangeliums (N. B. des biblischen, nicht des purifizierten, entleerten Evangeiiums) durchdrungen ist, daß dann Kaiser und Papst und alle Macht der Hölle nicht bestehen vor der Gotteskraft des Evangeliums (Römer 1, 16.) Wie wollen da die Liberalen mit ihrem armseligen „Menschen Jesus" bestehen, wenn der weltbeherrschende, wahre Gottmensch Jesus Christus anfängt, seine Tenne zu fegen und den Weizen von der Spreu zu sondern?

Aber freilich, so lange das Gewissen der gläubigen Christen, Pastoren und Gemeinden nicht erwacht, so lange sie sich nicht aufraffen zu entscheidender **Tat**, so lange noch immer ein höfliches Komplimentieren und Kompromittieren den Verkehr zwischen hüben und drüben vermittelt, so lange wird die gläubige Kirche weder Mut noch Kraft gewinnen, den Heerscharen des Unglaubens kühn gegenüber zu treten und ihnen zu erklären, daß sie in der christgläubigen Kirche keinen Raum mehr haben, so lange sie an ihren grundstürzenden Lehren festhalten. Der Herr bekennt sich nur zu denen, die sich entschieden zu ihm bekennen und nicht auf beiden Seiten hinken. Möchte es bald wahr werden: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" und fegt hinweg alle Geister der Verneinung.

Ist noch etwas Gemeinsames vorhanden, ist noch eine Verständigung möglich zwischen der altgläubigen evang. Kirche und der radikal-modernen Theologie?*)

(Ein Brief an den Herausgeber.)

Hochgeehrter Herr Doktor!

Als ich, leider verspätet, im Lesezirkel Ihre frommen Bedenken zum Bescheide des Brandenburger Konsistoriums gegen Pfarrer Dr. Fischer gelesen hatte, zwang mir innerste Erregung die Feder in die Hand, Ihnen einige Fragen zu stellen, die seit langer Zeit mein Herz bewegen. Sie haben mir Beantwortung zugesagt, jedoch mit der An-

*) Nachfolgender Artikel ist ein Abdruck aus „Christl. Welt" No. 11; er enthält einen Brief an Dr. Rade und dessen Antwort darauf. Wir drucken beides ab, um unsern Lesern Gelegenheit zu geben, selbst zu beurteilen, wie die „Modernen" sich aus ernsten Gewissensfragen hinaus zu winden suchen.

heimgabe, einen inzwischen erschienenen zweiten Artikel über den Fall Fischer zu berücksichtigen, welchen Sie mir in No. 5 Ihres geschätzten Blattes freundlich zur Verfügung stellten. Nachdem ich Ihre Worte sorgfältig gelesen habe, finde ich jene bescheidenen Fragen doch nicht beantwortet. Darf ich sie kurz wiederholen?

1.

Ich erlaubte mir, zu fragen: Wie ist es möglich, daß jemand die Gottheit Christi leugnet und dabei doch in einer Kirche zu bleiben beansprucht, welche diese Gottheit Christi bekennt?

Ihr neuester Artikel erwidert schon im voraus: „Mit der Tatsache, daß wir in unserer Kirche bleiben, sollen die Gegner rechnen." Und auf Spalte 115 derselben Nummer sagen Sie ausdrücklich in Bezug auf Dr. Fischer: „Nicht identifizieren wir uns mit der Lehre des Gemaßregelten."

Danach wage ich noch auf eine Antwort zu hoffen, welche mit meinem Wahrhaftigkeitsgefühl übereinstimmt. Sie gestehen freilich selbst, daß man bei den Freunden der Christlichen Welt nicht von einer irgend einheitlichen Schule reden könne, sondern nur von einer gemeinsamen Gesinnung. Aber Sie persönlich, hoffe ich, werden es mir zugeben, es ist weniger eine Frage des Kirchenrechts als eine Frage der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, ob ein radikal-moderner Theologe, der die Gottheit Christi leugnet, noch das Lehramt in einer evangelischen Kirche verwalten könne, welche zu dieser Gottheit sich bekennt. Von jungen Leuten, die noch in der Entwicklung stehen, wird jeder vernünftige Mensch, zumal bei den jetzt herrschenden trostlosen Verhältnissen, nicht mehr erwarten, als daß sie möglichst nur bekennen und lehren, was sie selbst im Glauben erfaßt haben, und das Uebrige entweder verschweigen oder doch wenigstens nicht bekämpfen. Wenn jedoch ausgereifte Persönlichkeiten zu einer Anschauung durchgedrungen sind, welche derjenigen der sie berufenden Kirchengemeinde diametral entgegengesetzt ist, dann vermag ich nur das Verfahren Robert Elsmeres in dem bekannten englischen Roman und Schrempfs im wirklichen Leben als das einzig folgerichtige anzuerkennen.

Muß denn nicht einem Diener der Wahrheit die Schamröte in das Antlitz steigen, so oft er vor dem Altar Gottes den zweiten Artikel als seinen Glauben bekennt, während er doch von dem allen höchstens die Worte: „Jesus Christus geboren, gelitten, gestorben und begraben" für geschichtlich wahr hält? Hat nicht die altgläubige Gemeinde, zumal wenn die Predigt klar und deutlich leugnet, was in der Liturgie bekannt wurde, volles Recht, sich von den Predigern abzuwenden, die selbst nicht glauben, was sie sagen?

Sie behaupten in Ihrem Artikel „Eine neue Religion?", daß eine Tendenz auf Scheidung in zwei Religionen oder auch nur Konfessionen bei unsern Altgläubigen nicht besteht. Sie weisen dafür auf die neueren Einigungsbestrebungen hin. Aber ich glaube erwidern zu dürfen:

diese nach staatlichen und kirchlichen Opportunitätsgründen richtenden Kirchenregimente sind nicht die Vertreter der altgläubigen Gemeinde. In den Gemeinden herrscht noch der alte Unwille gegen alle, „die Jesum Christum, Gottes Sohn, wollen stürzen von seinem Thron.“ Ihnen ist es nicht ein subjektiv erdachtes Theologumen des Paulus und Johannes, ihnen ist es objektiv göttliche Offenbarung, was sie von Jesu glauben. Sie können es deshalb nie verstehen, sie müssen den Vorwurf der Unehrlichkeit erheben, wenn ihre Diener am Wort scheinbar bekennen, was sie selbst nicht mehr glauben, oder gar offen leugnen, was die Gemeinde als ihres Christenglaubens wesentlichen Grund ansieht, und wenn dieselben Theologen dennoch in derselben Kirche weiter wirken wollen, in welcher dieser Glaubensgrund noch zu Recht besteht.

Es freut mich deshalb aufrichtig, daß auch Sie in besagtem Artikel Ihren Freunden empfehlen, den alten Weg der Anpassung und Umdeutung aufzugeben und den Weg rücksichtsloser Offenheit einzuschlagen. Ich glaube nicht, daß die Vertreter der modernen Theologie mit solcher Ehrlichkeit die konservativen Kirchenchristen aufregen und es ihnen nicht recht machen. Tatsächlich kann für die doch notwendige Scheidung der Geister nichts erwünschter sein, als offene Aussprache. Was den Altgläubigen nicht recht und völlig unverständlich bleibt, ist nur dies, daß die Kirchenregierungen solch kühnen, rücksichtslosen Angriffen gegenüber sich nur zu so schwächlichen, halbherzigen Maßregeln aufzuraffen vermögen, wie im Fall Fischer, und ferner, — daß die Angreifer solche grundstürzende Angriffe mit ihrem durch Amtsgelübde und Verpflichtung auf die Bekenntnisse gebundenen Gewissen vereinen, daß sie trotz solcher Angriffe auch nur einen Augenblick noch Diener der offiziell altgläubigen evangelischen Kirche bleiben können.

2.

Aber Sie identifizieren sich nicht mit der Lehre Dr. Fischers. Um so mehr muß ich bei der andern Frage beharren: Wie ist es möglich, daß Sie und Ihre Freunde Freiheit und Gleichberechtigung in der Kirche für solche Anschauungen fordern können, die doch das Fundament stürzen, auf welchem die Kirche ruht? Wie ist es möglich, daß Sie schreiben: „Es ist das nächste gegebene Ziel: der kirchlichen Rede muß vor aller Welt der Charakter eines durch keine äußere Rücksichtnahme und Schranke eingeengten Zeugnisses erobert werden?“

Offen gestanden, solche Gedanken sind einem im alten Glauben und in kirchlicher Ordnung stehenden Pfarrer, ja jedem Christen, der einen in einer Kirchengemeinschaft zu Recht bestehenden Gemeindeglauben anerkennt, einfach unbegreiflich. Wie denken Sie sich die Zukunft der Kirche? Soll wirklich eine Gemeinde, deren kirchliche Glieder noch zu Jesu beten, stillschweigend dulden müssen, daß ihre Gebete von ihrer Kanzel herab durch Schüler Weinels und Boussets als Götzendienst verurteilt werden? Soll solche Gemeinde wirklich jeder Willkür ihres hochgelehrten, wissenschaftlichen Pastors ausgeliefert sein? Darf etwa

am Ostermorgen ein Altgläubiger der Gemeinde predigen: „Christus ist wahrhaftig auferstanden," am Osterabend aber ein Mann wie Schwalb, durch keine äußere Rücksicht und Schranke eingeengt, in dieselbe Kirche hineinrufen, wie er es in Bremen getan haben soll: „Das ist eine infame Lüge!"?

Wenn Sie dieses herrliche Ziel erreicht haben, dann kann ich wirklich den Jesuiten nur raten, sich auf einer protestantischen Universität immatrikulieren zu lassen, die vorgeschriebenen Examina zu bestehen und danach, weil es ja eine Verpflichtung auf evangelische Bekenntnisse nicht mehr geben wird, einfach ihre katholische Ueberzeugung den Gemeinden möglichst vorsichtig zunächst und dann immer offener aufzudrängen. Es gäbe auch kein Mittel, die Irvingianer und andere Sekten, die sich von der Landeskirche nicht äußerlich scheiden wollen, fern zu halten. Was wäre das anders als die reine Anarchie auf kirchlichem Gebiete?

Doch nein, Sie schreiben: „Es hat wirklich niemand das Amt, die göttliche Wahrheit mit menschlichem Arm zu schützen. Gott schützt seine Wahrheit schon selbst. Auch gegen uns. Er ist wirklich stärker als wir und braucht euch nicht zur Hilfe gegen uns. Worin wir irren, darin wird er uns nicht siegen lassen."

Das klingt herrlich. Aber wäre es nicht türkischer Fatalismus, wenn staatliche Behörden sich durch Anarchisten und Nihilisten einreden lassen sollten: „Gott schützt schon die Menschheit auch gegen uns. Wenn wir irren, werden wir nicht hoch kommen?" Oder dürften sanitäre Behörden ebenso allen Epidemien oder gar boshaften Brunnenvergiftern ruhig Einlaß gewähren in dem Gedanken: schließlich siegt doch die gesunde Menschennatur? Verzeihen Sie den Vergleich. Weil Sie sich nicht mit der Lehre Dr. Fischers identifizieren, darf ichs ja wohl sagen. Die altgläubigen Gemeinden müssen wirklich schon von Professor Dr. Kaftans Standpunkt aus alle diejenigen als Nihilisten und Brunnenvergifter auf kirchlichem Gebiete ansehen, welche die Gottheit Christi leugnen. Aber um so weniger kann ich verstehen, daß Sie die letzteren in Schutz nehmen und für ihre Gleichberechtigung in der Kirche kämpfen.

Oder irre ich mich? Bezieht sich eben auf Dr. Fischer Ihre Einschränkung: „Denn daß dann, wenn die Gewissensfreiheit für unsere Kirche vollkommen aufgerichtet ist, alles gelehrt und gepredigt werden dürfe, was den Menschen einfällt, davon kann keine Rede sein. Man würde denen, die als christlich ausgeben, was dem Christentum zuwider ist, das Gewissen schärfen?"

Sie versuchen das jetzt schon an Pastor Mauritz zu tun. Aber müssen Sie dann nicht gerecht sein gegen das Konsistorium, welches auf seine Weise eben dem Dr. Fischer das Gewissen zu schärfen sucht?

Und wie verstehe ich das? Erst wenn volle Redefreiheit trotzdem für Weinel und Bousset und Fischer errungen sein wird, erst dann soll hervortreten, wie konservativ Sie sind? Erst dann soll die Gemeinde

über ihre Hirten wachen? Jetzt etwa nicht? Erst dann darf grobem Unfug gewehrt werden und jetzt nicht?

Entschuldigen Sie, aber ich kann den Vergleich nicht unterdrücken. Ebenso sagen die Sozialdemokraten: „Gebt uns Freiheit! Laßt uns den Zukunftsstaat herbeiführen!“ Wir fragen: „Wie wird denn das sein?“ Die Antwort lautet: „Laßt nur erst das Alte fallen und uns siegen, dann sollt ihr schon sehen, wie herrlich das wird.“ Genau so sagen Sie der jetzt bestehenden kirchlichen Ordnung gegenüber: „Gebt sie auf!“ Wir fragen: „Ja, aber was soll dann werden?“ Sie antworten: „Nur erst fort mit aller Bekenntnisverpflichtung und Kirchenordnung! Gebt nur erst einmal volle Freiheit, zu denken nicht nur, sondern auch zu reden ohne äußere Rücksicht und Schranken alles, was unsere ehrliche Ueberzeugung ist, dann findet sich von selbst die rechte christliche Ordnung, in der nur geredet wird, was dem Christentum entspricht.“

Nun, in Bremen ist ja wohl schon jede kirchliche Ordnung abgeschafft. Wenn da, wie es heißt, der eine Pastor nicht mehr christlich tauft, der andere das Christentum auf der Kanzel lächerlich macht, der dritte über Schillers Werke predigt, der vierte überhaupt die Existenz Christi leugnet, so läßt solch ein Zustand Ihr Ziel vollkommener Gewissens- und Redefreiheit wahrlich nicht begehrenswert erscheinen.

3.

Ich kann mir denken, was Sie auf das bisher Gesagte, vielleicht mitleidig lächelnd, erwidern werden. „Ja“, werden Sie sagen, „das eben ist das Unglück, daß ihr Altgläubigen als ein unentbehrliches Fundament der Kirche ansehe, was keins ist, die Lehre von der Gottheit Christi oder irgend ein anderes Dogma des Bekenntnisses. Wir haben eben erkannt, daß dieses Fundament dem modernen naturgesetzmäßigen Welterkennen gegenüber nicht mehr zu halten ist. Wir wissen, daß wir mit diesem alten Evangelium den weiten Schichten unseres Volkes, die eine Weltanschauung ohne Wunder fordern, nicht mehr nahe kommen können. Darum haben wir uns einen neuen Glauben ohne die wunderbaren Dogmen der Kirche errungen. Wir wollen mit diesem Glauben auch fromm, auch christlich sein. Unsere Frömmigkeit verzehrt sich im Kampfe um diesen Glauben. Wir wollen durch diesen Glauben die der Kirche entfremdete Menschen wiedergewinnen, und nur durch ihn können wir sie gewinnen. Darum, wie wir euch ruhig bei eurem alten Glauben lassen, so lange es euch beliebt, gebt uns den neuen Glauben frei, welcher der alten morschen Fundamente nicht mehr bedarf, und laßt uns mit ihm an unserm Volk arbeiten.“

Von diesem Standpunkt aus bitten Sie denn auch die Altgläubigen, das nicht zu verkennen, was Sie an innerstem, heiligstem Gut mit ihnen gemein haben. Aber hier eben tut sich nach meiner Ansicht die Kluft auf, welche nicht mehr zu überbrücken ist. Hier verstehe ich, wie übereifrige (?) Leute von zwei verschiedenen Religionen reden können.

Ueber den Ausdruck will ich nicht streiten, auch, die ihn gebrauchen, nicht gegen Ihre Anklage auf Gedankenlosigkeit oder Gewissenlosigkeit in Schutz nehmen! Aber das werden Sie mir zugeben müssen: der neue Glaube wenigstens der radikal=modernen Theologen ist ein ganz anderer als der alte. Jene können ehrlicher Weise nicht mehr a n Christus glauben, — die Altgläubigen setzen ihre ganze Zuversicht im Leben und im Sterben auf ihn als ihren Herrn und ihren Gott. Jene können ehrlicher Weise nicht mehr zu Christo beten, ja sie müßten eigentlich die Anbetung Jesu genau so als Götzendienst verurteilen, wie Luther und die ganze evangelische Kirche die Anbetung der Heiligen verurteilt. Die Altgläubigen aber empfinden die Leugnung der Gottheit Christi als eine Gotteslästerung. Jene haben, um die gebidete Welt wiederzugewinnen, die eigentliche, von Alters her fundamentale Position des Christentums aufgegeben. Die Altgläubigen aber behaupten so gerade im Bekenntnis zu der Gottheit Christi, mag sie der Vernunft tausendmal unfaßlich erscheinen, das Salz der Erde und das Licht der Welt zu sein, sie behaupten, in diesem Bekenntnis die Säule und Grundveste der Wahrheit zu besitzen, die bestehen wird, wenn alle Weltweisheit der Naturforscher und Philosophen unserer Zeit längst verschollen ist.

All mein Fragen verdichtet sich deshalb zu dem Einen: Ist denn überhaupt noch etwas Gemeinsames vorhanden, gibt es noch eine Verständigung zwischen der altgläubigen evangelischen Kirche und den radikal=modernen Theologen?

Ja, gewiß, persönlichen Glauben, Frömmigkeit, Ueberzeugungstreue, Christentum wird den letzteren ein besonnener Mensch nicht absprechen. Aber das alles haben ehrliche Katholiken, Sektierer, ja, abgesehen vom Christentum, aufrichtige Muhamedaner und Buddhisten auch. Eine Kirche jedoch, die sich das Fundament des Glaubens an die Gottheit Christi nicht rauben lassen will und kann, wird nimmermehr zugeben dürfen, daß in ihr Ja und Nein, das Bekennen und das Leugnen gleichberechtigt sei. Sie würde sich damit selbst aufgeben.

Darum bleibe ich bei der letzten schmerzlichsten Frage: Warum wirkt die radikal=moderne Theologie noch in einer Kirchengemeinschaft, in welcher für ihre ehrliche Ueberzeugung kein Raum mehr ist? Warum gründet sie nicht eine neue unitarische Kirchengemeinschaft, welche die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit, die objektive Erlösung durch Christi Tod und seine leibliche Auferstehung ehrlich leugnet? Dann hätten wir Klarheit und Wahrheit auf allen Seiten. Dann könnten die Orthodoxen und Liberalen schiedlich friedlich neben einander hergehen, wohl gar jeder des andern ehrliche Ueberzeugung achten. Dann könnten wir sehen, ob wirklich die neue Verkündigung des Evangeliums mehr ausrichtete als die altkirchliche.

Mit vorzüglicher Hochachtung euer Hochwürden ergebenster

Hermann Crome, Pastor.

Celle, 1. Februar 1905.

* * *

Unsere religiöse Abhängigkeit von Christus.

(Antwort auf den vorstehenden Brief.)

Sehr verehrter Herr Pastor!

Dank, daß Sie diesen Brief geschrieben haben! Es tut ungemein wohl, von einem Gegner so angefaßt zu werden, daß es einen innerlich bewegt. Das, was in der kirchlichen Presse zu lesen ist, trifft diese Wirkung so selten; man hat bei der dort leider noch immer gewöhnlichen Polemik den Eindruck, als könnte dem Gegner gegenüber höchstens die Absicht bestehn, ihn zu verstocken: so unmöglich gemacht wird Antwort und Auseinandersetzung durch den Mangel an Ernst und Verständnis.

Sie fassen auch kräftig zu, aber wie Sie es tun, ist es recht. Ich freue mich, Ihnen antworten zu dürfen. Nicht auf alles gehe ich ein, aber ich hoffe Sie werden mir zugestehen, auf das, was Ihnen die Hauptsache ist. In der Ueberschrift habe ich mir schon mein Thema gesetzt.

1.

Vorher nur einiges Unumgängliche. Sie sprechen so viel von Kirche. Von der altgläubigen evangelischen Kirche, von der Kirche, die auf dem Fundament der Gottheit Christi ruht, auch von altgläubigen Kirchgemeinden. Es ist ganz klar, daß Sie da nicht die sogenannte unsichtbare Kirche meinen, die Gemeinschaft der durch alle äußern Kirchen hin Zerstreuten, die Gott als seine Kinder kennt. Zu dieser scheinen Sie sogar unsereinen zuzulassen, vorausgesetzt, daß man persönlichen Glauben, Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue besitzt, ebenso wie ehrliche Katholiken und Sektierer, denn nur dies kann es bedeuten, wenn Sie uns, bei Erfüllung jener Voraussetzungen, Christentum nicht absprechen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn Sie härter urteilen würden: nämlich daß nur Bekenner der wahren Gottheit Christi zur ewigen Gemeinde der Gotteskinder gehören. Ihre und unsere orthodoxen Väter würden so geurteilt haben. Eine Anwandlung moderner Weichheit hält Sie ab, hier die strenge Konsequenz Ihrer Position zu ziehn. Aber indem Sie dieses Zugeständnis machen, wollen Sie umsomehr die äußere, sichtbare, irdisch verfaßte Kirche für die Bekenner der Gottheit Christi ausschließlich vorbehalten.

Da muß ich Ihnen gestehen, daß ich eine solche sichtbare Kirche, die auf dem Fundament der Gottheit Christi ruht, nicht kenne. Ich weiß sehr wohl, daß unsere Landeskirchen ihre Bekenntnisschriften haben. Aber die enthalten, wenn ihr Inhalt einmal als „Fundament" der Kirchgemeinschaft betrachtet werden soll, außerordentlich viel mehr als die Lehre von der Gottheit Christi. Es ist wieder eine moderne subjektive Anwandlung, der Sie nachgeben, wenn Sie von all dem dogmatischen Inhalt der Bekenntnisse so entschlossen nur den einen Punkt der Gottheit Christi herausheben. Ich verstehe das ja persönlich ganz gut und werde auf diese Ihre Vorliebe mit meiner eigenen Antwort eingehen. Sofern aber die Rechtslage der Landeskirchen in Betracht

kommt — und an die rühren Sie wiederholt —, weshalb halten Sie uns nicht das Trinitätsdogma vor (etwa nach der durchaus rechtskräftigen Lehre des dritten ökumenischen Symbols), oder die Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift, oder als guter Hannoveraner die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl? Ihre und unsere orthodoxen Väter würden mit Ihrer einseitigen Hervorhebung der Gottheit Christi nicht zufrieden sein, ich fürchte diese würde Sie geradezu der Ketzerei verdächtig gemacht haben.

Aber um mit dem Kirchenbegriff zu Ende zu kommen. Die sichtbaren und greifbaren Kirchen, die wir haben, Ihre hannoversche Landeskirche z. B., sind mir in erster Linie nichts weiter als der Rahmen für eine bestimmte Geschichte. Es ist nicht so, daß diese Kirchenkörper sich einmal auf den Glauben an die Gottheit Christi hin zusammengeschlossen und seitdem in treuer Wahrung ihrer Satzungen ein immer identisches, fertiges Gebilde geblieben wären. Welch eine bunte Vergangenheit, wie viel Kampf und Irrtum, wie viel Entwickelung ist in solcher Kirche dagewesen! Ihre hannoversche Landeskirche z. B. hat ja gewiß vor andern einen konservativen Zug, aber auch da! Hat an der Universität Göttingen seit ihrer Gründung 1737 immer die Gottheit Christi triumphiert? Hatten und haben Sie lauter altgläubige Gemeinden? Wie stand doch das Volk fast Ihres ganzen Landes im berühmten Katechismusstreit? Und kurzum, man kann unsere Landeskirchen nicht einfach als alten Besitz der Orthodoxie in Anspruch nehmen, dem widerspricht die Geschichte von mindestens zwei Jahrhunderten. Und unsere lutherischen Reformatoren wußten sehr wohl, daß in diesen Kirchen allerlei Volks wohnt, auch Heuchler und Ungläubige, und daß die Hoffnung auf ihren segensreichen Bestand nur darauf beruht, daß Gott sein Evangelium immer wird drin predigen und seine Sakramente austeilen lassen.

Kurz, diese rein altgläubigen Kirchen, von denen Sie sprechen, existieren nicht, sondern nur Kirchen, die eine sehr kampf- und wechselvolle Geschichte durchgemacht haben und weiterhin durchmachen werden, auf die alle die Menschen einen Anspruch besitzen, welche ihren Anteil an dieser Geschichte nachweisen können.

2.

Ich muß Sie noch weiter betrüben. Ich muß versuchen Ihnen klar zu machen, wie man sich in diesen Kirchen existenzberechtigt fühlen kann, auch wenn man gegen den Lehrinhalt ihrer Bekenntnisse immer kritischer wird.

Schon bei der Vorbemerkung über Ihre „Kirche" konnte ich die geschichtliche Betrachtungsweise nicht vermeiden. Und das ists nun überhaupt, womit die moderne theologische Wissenschaft einsetzt. Es handelt sich da zunächst gar nicht um eine neue religiöse Stimmung, um spekulative Voraussetzungen, um Darwinismus oder Evolution. Sondern einfach um die Erkenntnis der geschichtlichen Bedingtheit von allem,

was ist und geschieht. Frühere Zeitalter, die Menschen, die das Dogma schufen und in der mittelalterlichen und protestantischen Scholastik zu großartigen Systemen zusammenschmiedeten, kannten die geschichtliche Betrachtungsweise nicht. Diese tut den Tatsachen keinen Abbruch, im Gegenteil, sie sucht hinter der kritisch gesicherten Ueberlieferung die Tatsachen. Und sie sieht diese Tatsachen, weil sie nicht anders kann, in einem Zusammenhang aller mit allen; sowohl im Zusammenhang mit dem, was vorher war, als mit dem, was gleichzeitig ist. Nicht daß sie überall den Kausalnexus feststellen, die Motive aufdecken könnte. Das war der naive Irrtum der pragmatischen Geschichtsschreibung. Wir wissen uns heut zu bescheiden vor dem Dunkel, das aus Mangel an Licht einfach nicht zu erhellen ist, und vor der Größe, die im Exempel des Milieus und seiner Kräfte nicht aufgeht. Immerhin unterwerfen wir alles, was aus der Vergangenheit überliefert ist, ausnahmslos dieser historisch-kritischen Bearbeitung, und machen also auch mit der Kirchengeschichte, mit der biblischen Geschichte keine Ausnahme.

Solange das orthodoxe Dogma herrschte und wo es noch herrscht, da berichtet es von einem Drama, das sich jenseits alles irdischen Geschehens abgespielt hat. Im Himmel verläuft es der Hauptsache nach, und Gott selbst ist's, den es in erster Linie angeht. Gott, der ewige heilige Gott, der zugleich die Liebe ist, kann, obwohl er allmächtig ist, nur Eines nicht: die schuldig gewordenen Menschen aus freiem Entschluß lossprechen von ihrer Schuld. Da hat er zum Glück ein ihm nahestehendes Wesen, das an seiner Gottheit teilnimmt, aber doch auch die Fähigkeit besitzt in die Welt einzugehen, die er, der Vater, nicht hat: den Logos. Dieser entschließt sich zu tun, was allein helfen kann: er nimmt Menschengestalt an und leistet den Gehorsam, den die Menschen nicht aufbrachten, und nimmt am Kreuze die Strafe auf sich, die sie verdienten. Nachdem er das vollbracht hat, steigt er zu Gott, dem Vater, wieder empor: nun kann und darf der Allmächtige den sündigen Menschen gnädig sein. Er selber, der Logos, setzt sich zur Rechten des Vaters und vollendet fürbittend sein Heilswerk an denen, die an ihn glauben. — Dieses Drama ist uns nach altorthodoxer Lehre in der Bibel offenbart. Der unfehlbare Charakter der Bibel verbürgt seine Wahrheit. Auf die Autorität der Bibel hin nimmt man die Erzählung hin, ohne zu zweifeln, und besitzt an ihr ein Stück Wirklichkeit, das mit dem irdischen Geschichtsverlauf, welcher Gegenstand unserer wissenschaftlichen Geschichtsforschung ist, nur an wenigen Punkten sich berührt, aber auch da ihren Methoden nicht unterworfen ist.

Es gibt heutzutage in Deutschland keine theologische Wissenschaft mehr, die schlechthin auf diesem Standpunkt verharrte. Vielmehr gibt es in der Theologie nur zwei Richtungen: eine vermittelnde und eine radikale. Die vermittelnde sucht zwischen jenen alten supranaturalen Vorstellungen und der heutigen allgemeinen Bildung zu vermitteln, indem sie bald apologetisch für jene gegen diese eintritt, bald vor der großartigen Einheit jener zu Gunsten dieser konzedierend und retirie-

rend Stück um Stück abbricht. Die radikale führt die geschichtliche kritische Methode auch an Bibel und Kirchengeschichte rückhaltlos durch. Nur bei ihr wollen wir hier noch ein wenig verweilen.*)

Seit dem achtzehnten Jahrhundert hat die historische Betrachtung der Bibel sich in unserer Theologie durchgesetzt. Das unfehlbare Buch ist verschwunden: sind uns doch nicht einmal die Buchstaben des Wortlauts überliefert. In der Dogmengeschichte haben die Dogmen ihre irdisch-menschliche Entstehung entdecken müssen. Es zeigt sich, daß die Lehre von der Gottheit Christi gar nicht das Urdatum, das Fundament der „Kirche" ist, sondern daß sie in jahrhundertelangen Kämpfen sich durchgesetzt hat, oft auch den größten Unterschieden ihres Verständnisses ausgesetzt. Für jeden, der Theologie studiert hat, sind das Trivialitäten. Das Epochemachende, Gründende und Stiftende der christlichen Religion muß also in etwas anderem liegen. Die Bibel, zwar kein unfehlbares Buch, aber eine Sammlung von unschätzbaren Urkunden, gibt uns Aufschluß. Da sind die Apostel, Paulus vor allen. Da ist Jesus. Bruno Bauer, holländische Theologen, jüngst Kalthoff sagen, Jesus sei keine historische Persönlichkeit; sie erklären die Entstehung des Christentums anders. Die deutsche protestantische Theologie hat auch in ihrem radikalen Flügel diese ungesunden überstiegenen Phantasien einmütig abgelehnt. Aber der Jesus der Geschichte ist nicht der Christus des Dogmas. Er ist zum Christus des Dogmas g e w o r d e n, und schon in der Bibel liegen die Anfänge dieser Entwickelung vor. Aber treu genug ist die biblische Ueberlieferung, um hinter ihr den Jesus zu erkennen, der in erster Linie Mensch war und als Mensch sich gab. Wenn wir von der Menschheit Jesu reden, verlassen wir das Dogma der Kirche noch gar nicht, die in der Zweinaturenlehre ihrem Jesus Christus menschliche Natur zuspricht; aber sie hat mit dieser seiner Menschheit nie vollen Ernst machen können. So sehr sie es versuchte, immer blieb diese Menschheit nur etwas Angenommenes, Uebergeworfenes, den Logos-Gott Verhüllendes. Da macht dann die geschichtliche Betrachtung Jesu ganz anders Ernst mit seiner Menschheit, indem sie von ihr als dem schlechthin Gegebenen ausgeht. Zu einer eigentlichen Biographie von ihm reichen freilich die Quellen nicht aus. Der Historiker muß sich als solcher bescheiden, daß er nur gewisse fest umrissene Züge aufdecken kann. Aber das tut er nun auch, und niemand kann ihn daran hindern. — Zuletzt stellt sich neuerdings die religionsgeschichtliche Betrachtung ein. Jesus, die Apostel, das Urchristentum werden angeschaut in der ganzen großen Welt voll Religion, die um ihn her war, die auf sie zukam aus Jahrhunderten und Jahrtausenden. Das Christentum wird zusammengeschaut mit allem, was sonst noch Glaube, Religion, Gottes- und Weltanschauung ist von den dunkeln ursprünglich-

---

*) Das Wort „radikal" ist ein Scheltwort. Aber vor solchen Worten soll man sich nicht fürchten. Radikal heißt wurzelecht, gründlich. Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach aus Einer Wurzel; die Vermittelungen, die auch sein müssen, überläßt sie dem Leben.

sten Anfängen bis zu dem Gewimmel von heute. Es ist diese religionsgeschichtliche Betrachtungsweise nur die restlose Anwendung der längst anerkannten geschichtlich-kritischen Methode auf den Gegenstand. Restlos, also dahinter kommt nichts mehr. Die letzte Konsequenz ist gezogen. Dahinter mögen noch eine neue Spekulation, ein neuer Subjektivismus, irgendwelche noch unentdeckte wissenschaftliche Methoden oder wer weiß was sonst noch in Zukunft sich geltend machen: die Arbeit des Historikers hat sich erschöpft. Prinzipiell erschöpft, denn im Einzelnen bleibt die Aufgabe auch seiner Arbeit eine unendliche, gleichwie die aller Wissenschaft überhaupt.

Und nun darf ich diese Schilderung der gegebenen wissenschaftlichen Lage, an der Sie, verehrter Herr Pastor, wenig Freude haben werden, mit folgender Erwägung schließen. Die Geschichtswissenschaft ist's, was die moderne Theologie charakterisiert, konstituiert. Diese selbe Geschichtswissenschaft ist aber recht eigentlich auf dem Boden unserer Kirche erwachsen. Wir sind mit ihr groß geworden. Wir haben gelernt, erst das Kleine, dann das Große, im Licht des Relativismus schauen, im Lichte seiner Beziehungen nach allen Seiten hin. Es ist uns manchmal sauer genug geworden, eine altsupranaturale Vorstellung nach der andern hinzugeben. Denn es tritt durch die geschichtliche Betrachtung schlechterdings alles in einen neuen Gesichtswinkel und verändert den Charakter seiner Erscheinung. Hatte man aber erst angefangen, die Prinzipien der Methode zuzugeben, so war kein Aufhalten mehr. Die schiefe Ebene, werden Sie sagen. An dem Bilde ist etwas Richtiges. Aber, wie ich schon andeutete, man fällt nicht ins Bodenlose. Man kommt nicht beim Vakuum an. Ging man von dem Logos aus, jenem himmlischen Doppelwesen, das Menschengestalt annahm, und löste es sich immer mehr auf in seine zeitgeschichtlichen Bestandteile (wer hat denn heute noch die Logosvorstellung, die damals die H e i d e n hatten, längst ehe sie der Christuslehre dienstbar wurde?), so bleibt schließlich — der Mensch Jesus.

Spotten Sie meiner nicht, lieber Herr Pfarrer! Es ist etwas Großes, wenn im Ernst der geschichtlichen Forschung schließlich so etwas bleibt, wie der Mensch Jesus. Vielleicht haben Sie sich noch nie die Mühe gegeben, darüber nachzudenken, was der Mensch Jesus einem sein kann, der ihn so gefunden, der ihn so bewährt gefunden hat. Davon möchte ich nun weiter zu Ihnen reden, und das ist mir recht eigentlich die Hauptsache an meiner Antwort.

3.

Aber erst noch eine Zwischenbemerkung. Ich werde reden von unserm religiösen Verhältnis zu Christus. Manches wird Ihnen unreif, manches widerspruchsvoll vorkommen. Das wäre unerträglich an einem Dogmatiker. Denn ein Dogmatiker soll im Unterschiede von einem Historiker ein lückenlos einheitliches Gedankensystem darbieten; was er an Stoff kirchlicher Lehre verarbeitet, das soll mit seinem ge-

samten Denken, seiner gesamten Bildung und Ueberzeugung so zu einem Ganzen verschmolzen sein, daß man mit Freuden wahrnimmt: so sieht das Christentum heute im Kopfe eines alles erwägenden, alles in Zusammenhang setzenden Christen aus. Nur solche Dogmatiker, die das leisten, machen Eindruck. Sie können es aber nicht leisten, ohne zu vergewaltigen. Sie müssen ihre Ansichten klar und scharf formulieren, wie wenn es Dogmen wären. Das verlangt man von ihnen. Aber man darf dafür auch kritisch zu ihren Füßen sitzen, braucht nicht auf ihre Worte und Gedanken zu schwören. Dadurch wird die einseitige Bearbeitung, die der Dogmatiker notwendigerweise seinem Stoff, dem Christentum, in seinem System widerfahren läßt, für die Christengemeinde unschädlich.

Jedoch ich werde hier gar nicht darauf aus sein, etwas dogmatisch Einheitliches zu bieten. Ich werde nicht als Systematiker reden, sondern als Beobachter, Erforscher, Liebhaber, Bekenner der Religion, genauer der christlichen. Das ist zugleich weniger und zugleich mehr. Ich werde versuchen, deutlich zu machen, wie es in mir und meinesgleichen, die wir durch die historische Schule gegangen sind, religiös aussieht. Für alle kann ich dabei nicht sprechen, aber, ich denke, für viele.

Auch das größte wissenschaftliche Problem unserer heutigen Glaubenslehre: wie nämlich der lebendige Glaube sich verhalte zum Vergangenen, das als solches Gegenstand vorurteilsfreier, also auch absehbarer Kritik ist, will und kann ich nicht im Vorbeigehen lösen. Genug, daß ich das Problem hier genannt und mich zu ihm bekannt habe. Glaube hat es immer mit Gegenwärtigem, Bleibendem, Ewigem zu tun: da ist es immer eine eigentümliche Dissonanz, wenn ihm ein Verhältnis zu „Geschichtstatsachen" zugemutet wird. Das wird aber in sogenannten geschichtlichen Religionen immer der Fall sein. Kurz, diese Schwierigkeit lasse ich hier bei Seite, als existiere sie nicht.

4.

Wenn man die ganze Scheidearbeit, welche historische Kritik an die kirchlichen Ueberlieferung vollzieht, zuckenden Herzens mitgemacht hat, erlebt man etwas sehr Sonderbares. Man hat manches hergeben müssen, ja, aber Gebliebenes ist um so wertvoller geworden und neue beglückende Einblicke haben sich ergeben. Insbesondere zu Jesus Christus gewinnt man ein ganz neues Verhältnis.

Bitte, sagen Sie nicht gleich: Da haben wir ja die neue Religion. Lassen Sie sich ganz schlicht und persönlich sagen, daß diese neue Art, Jesum zu sehen, für uns Gewinn statt Verlust bedeutet. Ich rede von solchen, die wie ich unter dem Christus des Dogmas standen, als sie zum geistigen Leben erwachten. Und später bin ich zehn Jahre in einer altgläubigen, altkirchlichen Gemeinde Pfarrer gewesen. Da weiß ich also aus zwiefacher Erfahrung, was an religiösem Leben möglich ist unter dem alten Christusdogma. Aber ich habe auch die Schranken von dieser Art Christentum kennen gelernt und den Respekt davor ver-

loren, als wäre es das alleinseligmachende. Genug mit dieser Andeutung, ich will nicht durch religiös-ethische Kritik des alten Glaubens mir meine Position verbessern.

Ich möchte vielmehr rein positiv Ihnen bezeugen, daß wir unsere Abhängigkeit von Jesus heute religiös kaum weniger empfinden als einst von dem Christus der Kirche. Nicht von denen, die eben in der Gärung sind, erwarte ich Zustimmung, sondern von denen, die durch Kampf zum Frieden gekommen sind. Jenes schlechthinige Abhängigkeitsgefühl, das nach Schleiermacher die Religion bedeutet, heftet sich wieder an die Person Jesu an. Der Verkehr mit einem Göttlichen, wie Duhm die Religion auffaßt, wendet sich Jesu zu. Nicht den Logos und sein himmlisches Drama suchen wir bei Jesus. Aber wenn es um uns dunkel ist, und der ewige, heilige, unsichtbare Gott uns aus den Augen schwindet, suchen und finden wir Jesum, halten uns an seine Wahrheit, seine Wirklichkeit, setzen unser ganzes Vertrauen auf ihn, lieben und fürchten ihn über alle Dinge. Besonders wenn unsere Unzuverlässigkeit, Untreue, wenn Schwachheit, Sünde und Schuld aller Art uns im Gewissen bedrückt, halten wir uns an ihn als an einen Richter und Helfer zugleich. Warum sollen wir auch nicht andächtig sein zu ihm, ihn nicht rufen, nicht mit ihm reden, d. i. zu ihm beten? Und kurzum, wo die Persönlichkeit Jesu durch allen historischen Kritizismus und Relativismus hindurch sich in einer Seele behauptet hat, ihr vielmehr erst recht aufgegangen ist, da kommt es uns mit Staunen zum Bewußtsein, daß wir so gar nichts sind ohne sie, weder Christen, noch Kinder Gottes, noch fromm, noch gut, noch treu, daß wir ohne sie weder Vergebung unserer Sünden noch die Kraft zur heiligen Tat haben, und wir erleben, was der alte Glaube erlebt und bekannt hat, wenn er sagt, daß Jesus Christus der Herr sei, der Heiland und Erlöser.

Sie werden mit Ihren Gesinnungsgenossen rasch bei der Hand sein und schelten: Kreaturvergötterung! katholischer Heiligendienst! Polytheismus! Und manche liberale Theologen werden Ihnen Beifall klatschen. Ich kann nur versichern, daß mir das als religiösem Menschen vollkommen gleichgiltig ist. Denn als solcher habe ich meine Welt und erlebe ich meine Wunder. Als solcher trete ich die Theorie und ihre Konsequenzmacherei getrost mit Füßen und wahre mir mein Leben. Und als „Religionsforscher" ist mir gar nicht bange. Ein solcher hat vor dem „Dogmatiker" das voraus, daß er frommes Leben in jeder Form respektiert, dabei stillsteht, darüber nachsinnt, daraus lernt. Warum soll ich kein religiöses Verhältnis zu Jesus haben? Weil er ein Mensch ist? Wo steht das geschrieben, daß ich das nicht darf? Von ihm haben wir alle genommen Gnade um Gnade. Er nimmt nun einmal eine andere Stellung ein zu uns, als etwa Luther oder Paulus. Ich habe zu Luther und Paulus kein religiöses Verhältnis. Zu Buddha und Muhammed erst recht nicht. Die Religionswissenschaft hat dem nachzugehn, was wir mit und an Jesus erleben, nicht darf sie sich zur

Tyrannin aufwerfen und bestimmen wollen, was uns von ihm zu erfahren freisteht.

Verweilen wir noch ein wenig beim Gebet zu Jesus. Ich habe als Pfarrer jedem Gemeindeglied, das mir klagte, zu Jesus beten könne es nicht, sondern nur zu Gott! selbstverständlich gesagt: So bete zu Gott! Der Christenseele eine Gebetspraxis aufzwingen wollen, ist Brutalität, nicht Christentum. Aber wenn ein Theologe von der Kanzel oder sonst seiner Gemeinde erklären wollte, das Gebet zu Jesu sei Götzendienst; der Monotheismus oder was sonst fordere, daß man allein Gott den Vater anrufe: so wäre das dieselbe Brutalität. Ich kann meinen Widerspruch gegen solche Theologentyrannei nicht entrüstet genug ausdrücken. Nur der Dogmatiker in seinem System (s. oben unter 3) mag um der Einheitlichkeit seines Gedankenbaus willen da seine Zustimmung oder Ablehnung scharf formulieren, und selbstverständlich wehre ich auch keinem Christen sonst, daß er frei und entschieden zu der Frage seine Stellung nimmt. Aber nur nicht andere vergewaltigen! In einer so zarten Sache! Nur nicht in das Gebetsleben des Nächsten hineinreden! Kant über das Gebet zu lesen ist einfach unerträglich; das Privilegium des Systematikers zwar kommt ihm zu gute, aber man greift doch mit Händen, daß er von der Sache nichts versteht. Wenn im neuesten Kirchenstreit das Gebet zu Jesu wieder eine Rolle spielt, so wissen Sie nun, wie ich innerlich zu der Forderung Fischers stehe, Christus „könne selbst betend nicht ein Gegenstand der Anbetung sein." Es ist gewiß ungesund, wenn das Gebet zu Jesus das Gebet zum Vater verdrängt; wer unterscheiden kann, wird auch ganz anders mit Jesus reden als mit dem Vater. Von andern Sachen und in anderer Sprache; aber wohl seltener, in ganz besonderen Lebenslagen. Aber ich lasse mir auch das Tischgebet nicht nehmen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast." Ich habe noch kein schöneres, mehr das Nötige sagendes Tischgebet kennen gelernt, das ich dafür eintauschen möchte. Die dogmatische Inkorrektheit der zweiten Zeile nehme ich mit in Kauf, indem ich mir sie leicht zurechtlege. Die Theologen, die wider einen solchen zarten, feinen, tiefen, frommen Gebetston Artikel schreiben können, tun mir leid. Etwa aber gar gegen dergleichen fromme Sitte von der Kanzel zu polemisieren, um der „Ehrlichkeit" und „Wahrhaftigkeit" willen, halte ich für den Gipfel der Geschmacklosigkeit. Womit ich nicht sagen will, daß nicht auch auf der Kanzel über dies Tischgebet frei und offen und mit dem Respekt vor dem, was Leben und Sinn hat, gesprochen werden könnte; es kommt ganz auf die Art und Weise an.

Ich darf nicht zu lang werden, sonst ginge ich gern auf das heilige Abendmahl ein. Wer kein religiöses Verhältnis zu Jesus hat, für den kann es keine Anziehungskraft haben. Bloß als Gemeindefeier ist es zu wenig; obendrein hindert der Prozessionscharakter der Feier im Luthertum, daß die Gemeinde zur Darstellung kommt. Aber wie wohltuend, lieber Herr Pastor, ist für den erwachsenen Christen der Abend-

mahlsgang, wenn er das mysterium tremendum der lutherischen Lehre mit Gottes Hilfe nicht mehr kennt, auch als Theologe durch all die vielen Untersuchungen über die Entstehung des Abendmahls (Religionsgeschichte einbegriffen!) glücklich hindurch ist, und nun weiter nichts tut, als sich schlicht und dankbar mit seinem Herrn und Heiland Jesus Christus zu Tische setzt. Wenn Sie wüßten, lieber Herr Pastor, wie nun erst der Segen der Feier recht zur Geltung kommt!

Oder darf ich noch ein Wort von der Bibel sagen? Die wird ja, nach dem Zeugnis Ihrer Gesinnungsgenossen, von der theologischen Wissenschaft radikaler Observanz zerfetzt, verstümmelt und mit Füßen getreten. Ja meint man denn wirklich, die literarkritische oder religionsgeschichtliche Behandlung der biblischen Literatur machte uns unfähig, still und fromm unsere Bibel zu lesen? sie bei unsern Hausandachten zu verwenden? dankbar über die nie endende Fülle jeden Sonntag daraus zu predigen? Jesum immer wieder darin zu suchen und zu finden?

5.

Und nun werfen Sie uns doch aus der Kirche heraus! Wir unserseits haben kein Bedürfnis, das Mutterhaus zu verlassen. Wir sind zwar selbständige Kinder geworden, die nicht mehr einfach hinnehmen, was ihnen gesagt wird, aber unsere eigenen Wege haben uns nicht weit genug weg geführt, daß wir uns nicht wieder hätten heimfinden können. Wir atmen den Geist und teilen die Sitte des Hauses und bleiben bei aller Verschiedenheit der individuellen Entwickelung empfangend und gebend mit den Hausgenossen zusammen, so lange sie uns dulden. Was ist daran zu verwundern?

Uebrigens, weshalb, wenn es sein müßte um der Gottheit Christi willen, haben Sie und Ihre Genossen nicht längst den Bann über uns verhängt? Was z. B. Pfarrer Fischer in seinem Vortrage sagt, ist doch nicht etwa neu? Ist doch nicht das Neueste, Modernste? Es ist doch ganz gewiß Wort für Wort Theologie des neunzehnten Jahrhunderts?*)

Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Reichen Sie uns die Hand der Gemeinschaft oder verweigern Sie sie uns. Nur, dies bitte ich noch zuletzt, lassen Sie sich nicht blenden durch die grelle Beleuchtung, in der manche unsere kirchlich-theologischen Differenzen sehen. Wie Lepsius neulich im Reiche Christi Nr. 1 mit apokalyptischen Augen die Gegensätze schaut: hier der apostolische Glaube der Kirche, dort der antiapostolische der theologischen Linken. Und er zeigt in großen Antithesen die Unmöglichkeit auf: „Gleichberechtigung des Bekenntnisses der Gottheit Christi und der Leugnung der Gottheit Christi." „Gleichberechtigung der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und der Predigt von dem Wohlgefallen Gottes allein an dem Tun" u. s. w. So kann man ja einmal die Dinge schildern, warum nicht?

*) Vgl. den Fall Sintenius Anno 1840.

Aber die Wirklichkeit trifft es nicht. Denn erstens handelt es sich bei solchen Differenzen niemals um „Gleichberechtigung". Das ist eine dürre juristische Formel, die die Hauptsache nicht trifft. Es handelt sich immer um Kampf. Es handelt sich um die e i n e Wahrheit. Darüber habe ich mich früher einmal geäußert. Nur werden wir, wie unsere Kirche ist, diesen Kampf in unserer Kirche führen. Brüderlich, wie es den Kindern eines Hauses ziemt. Und wenn wir das in der rechten Weise tun, werden wir beide davon Gewinn haben. Sodann aber: jene Extreme, die Lepsius nebeneinanderstellt, existieren in der Wirklichkeit nicht so neben einander. Sämtliche denkbare Uebergänge sind da, nicht nur in den verschiedenen Personen, sondern in der Entwicklung der einzelnen Personen selbst. Was ich heute von unserer religiösen Abhängigkeit von Jesus gesagt habe, wird Lepsius nicht wagen, als „Leugnung der Gottheit Christi" zu definieren, obwohl ich die Logoschristologie entschieden ablehne und den Ausdruck „Gottheit Christi" grundsätzlich nicht für mich in Anspruch nehme. Und die Rechtfertigung aus dem Glauben? Ich weiß recht gut, daß manche moderne Theologen sich über gewisse biblische und kirchliche Rechtfertigungstheorien nicht genug ereifern können. Aber glaubt Lepsius wirklich, es sei Gefahr vorhanden, daß ein protestantischer Christ, wäre er auch Universitätsprofessor, die ungeheure Errungenschaft aufgibt, die für unsere Religion und Moral in der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben liegt? Ich halte die aus dieser Lehre sich ergebende Gesinnung recht eigentlich für das gemeinsame Merkmal, an dem wir evangelische Christen aller Richtungen uns erkennen könnten.

Und damit genug für heute. Wenn Sie wollen, verehrter Herr Pastor, kann ich Ihnen ja weiter Rede stehen. Seien Sie wenigstens überzeugt, was ich Ihnen geantwortet habe, ist mir von Herzen gegangen.

In größter Hochschätzung Ihr ergebener

M a r b u r g, 6. März 1905. R a d e.

Philipp Jakob Spener.

Von Herrn Geo. Moser.

Ein Gedenkblatt zu seinem 200jährigen Todestag (5. Februar 1705).

Gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, also auch der Glaube ohne Werke ist tot. — Jak. 2, 26.

„Hat es unter den Männern Gottes je einen gegeben, bei welchem — so weit das menschliche Auge sieht — der Ernst der Heiligung jeden Flecken ausgetilgt und das vollendete Bild eines christlichen Heiligen hergestellt hat, so ist es Spener gewesen" (Tholuck). Um das Andenken dieses, wenn auch bis in die neueste Gegenwart hinein vielfach verkannten Knechtes Gottes wieder zu erneuern, möge auch das „Magazin" hierzu seine Spalten öffnen.

Ph. Jakob Spener wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltweiler

im Oberelsaß geboren. Seine frommen Eltern, der gräfliche Rat Joh. Phil. Spener und Agathe, widmeten ihr Kind dem Herrn, von dem sie es empfangen hatten. Nach ihrem innigsten Anliegen sollte es dereinst Prediger werden. Deswegen hat Spener später das Wort des Apostels Paulus auch auf sich angewendet: „Da es aber Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leib hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkündigen sollte, besprach ich mich nicht mit Fleisch und Blut.“ Diese entschiedene Lebensrichtung wurde in dem 13jährigen Knaben noch besonders bestärkt durch den Tod seiner frommen Patin, der Gräfin von Rappoltstein. Der unauslöschliche Eindruck an ihrem Sterbebette rief in ihm den Wunsch hervor, „mit ihr von der Welt abzuscheiden.“ Lange trauerte er und konnte vor Schwermut nicht an seine Arbeiten gehen, denen er sonst mit großem Eifer oblag. Die gewöhnlichen Kinderspiele hatten keinen Reiz für ihn; er las lieber ein gutes Buch und vor allem die Bibel und Arndts wahres Christentum, welch letzteres so ziemlich das einzige Erbauungsbuch war, das damals die Lutherische Kirche besaß, in welchem in einer öden Zeit Tausende einen Wegweiser zu Christo gefunden.

Unter den Augen seiner Eltern wuchs der Knabe in der Furcht Gottes heran. Eine ungeheuchelte Demut, eine tiefe Gewissenhaftigkeit, eine heilige Furcht vor der Sünde begleiteten ihn auf allen Schritten und Tritten. Er war noch keine zwölf Jahre alt, da floh er von einem Tanzsale weg mit den Worten: „Weg mit der Torheit! Ich habe so viel mit der Besserung meines Herzens zu tun, daß ich keine Zeit für dergleichen Dinge habe!“ Spener ist auch nie durch eine Bekehrung hindurchgegangen; seine Taufgnade hat er von Anfang an bewahrt.

In seinem sechzehnten Jahre kam er auf die Universität Straßburg, um zunächst Philologie und Geschichte, sodann Theologie zu studieren. Von Straßburg ging er nach Basel, um bei Brestorf das Hebräische zu betreiben, dann nach Genf. Seine Universitätszeit floß still dahin und war nur dem Studium gewidmet. Er sagt selbst hierüber: „Mit Tanz und Fechtboden, mit Trinken und Curtoisieren habe ich nichts zu tun gehabt.“ Als Student predigte er sehr selten; höchstens alle Vierteljahre ließ er sich einmal dazu bewegen. „Er müsse erst selbst lernen, bevor er andern predige,“ war seine Meinung. Er schrieb seine Predigt vorher immer ganz nieder und hielt sie wörtlich, wie er sie abgefaßt hatte. Wenn er einmal auf der Kanzel ein nicht geschriebenes Wort vorbrachte, so merkte er es hernach in seinem Manuskripte an, um immer auf das Genaueste zu wissen, was er an heiliger Stätte geredet. Er betrat nie die Kanzel ohne Furcht, er möchte stecken bleiben. Diese Schüchternheit hat ihn auch im Alter nicht verlassen.

Spener fuhr mit rastlosem Eifer in seinen Studien fort, so daß seine Gesundheit anfing, geschwächt zu werden. Er beschäftigte sich nicht bloß mit Theologie, sondern auch mit Philologie, Geschichte und Philo-

sophie. Neben dem Hebräischen und Arabischen wandte er sich auch den talmudischen und rabbinischen Studien zu. Er war zeitlebens ein begeisterter Verehrer von genealogischen und heraldischen Studien. Was vor ihm und zu seiner Zeit zur Förderung gesunder Naturkenntnis geschah, wußte er recht wohl zu würdigen. Dagegen verwirft er sehr bestimmt den Paracelsismus samt Rosenkreuzerei und Alchymistenwesen. Das mag auch der Hauptgrund gewesen sein, weshalb er nur die drei ersten Bücher von Arndt's wahrem Christentum in Predigten ausführlich behandelte, an das vierte aber, angeblich wegen mangelnden Verständnisses „sich nicht machen" wollte, in Wahrheit aber, weil es ziemlich viel paracelsische Beimischung enthält, wodurch diese Abteilung des sonst so gefeierten Andachtsbuches nach Inhalt und Darstellung leidet.

Außer diesen so vielseitigen Studien trug auch die ungesunde Uebung in der Mäßigkeit viel dazu bei, seine Gesundheit zu untergraben. An jedem Sonntag genoß er den ganzen Tag auch nicht das Geringste, und erst am Abend besänftigte er den beißenden Hunger durch einen Bissen Brot. Dieses hielt er, ohne zuvor ein Gelübde abgelegt zu haben, ein volles Jahr aus. Da brachen seine Kräfte fast zusammen, so daß er ärztliche Hilfe suchen mußte. Er bereute bitter diesen frommen Unverstand, durch den er seinem Leib so großen Schaden zugefügt habe.

Spener stand bereits im zwölften Jahre als Student der Theologie, während welcher Zeit er auch wohlhabenden Studenten zu ihrer Weiterbildung verhalf, und außerdem hielt er auch an verschiedenen Orten mit großem Beifall Vorlesungen über verschiedene Gegenstände der Theologie. Spener war nämlich fest entschlossen, sich in seinem Leben niemals um ein geistliches Amt zu bewerben. Denn er lebte der festen Zuversicht, daß der Herr der Kirche diejenigen, die er zu Verkündigern seines Wortes haben will, auch schon selbst suchen und hervorziehen werde.

Und so geschah es, daß er ohne sein Zutun im Jahre 1663 einen Ruf erhielt, die Freipredigerstelle an der Thomaskirche zu Straßburg zu übernehmen. Drei Jahre lang hat er im Segen in dieser Stadt gewirkt. Seine Sanftmut und sein freundlicher Ernst gewannen ihm alle Herzen, und obgleich er noch jung war, 30 Jahre alt, so verachtete doch niemand seine Jugend, sondern jedermann hatte Ehrfurcht vor ihm, denn er tat sein Amt von Herzen, Gott und nicht den Menschen zu Gefallen. Während dieser Zeit wurde er zum Doktor der Theologie ernannt und trat zugleich in den Ehestand, beides auf einen Tag. Bezüglich des letzten Schrittes hatte er viel zu kämpfen mit seiner natürlichen Scheu und seinem Mißtrauen gegen sich selbst; denn er bekennt ganz naiv, daß aus Besorgnis bei seinem ernsten Charakter, einer Ehefrau nicht freundlich genug begegnen zu können, er eigentlich beschlossen hatte, eine Witwe zu wählen, welche einen störrischen Mann besessen und daher auf ein galantes Entgegenkommen weniger Anspruch machen

würde. Durch den Rat von Mutter und Oheim hatte er sich indeß bestimmen lassen, eine Frau zu erwählen, von welcher er später bekannte, Gott nicht genug dankbar dafür sein zu können.

Im Jahre 1666 wurde er von der Stadt Frankfurt a. M. als Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums berufen. Ehe er jedoch den Ruf annahm, befragte er sein Gewissen auf's Strengste, ob derselbe von Gott käme und wollte die Entscheidung der beiden Städte Straßburg und Frankfurt als die Stimme Gottes ansehen. Erst nachdem dies geschehen war, nahm er den Ruf an. Es war keine geringe Aufgabe für den jungen Spener, sein neues Amt mit freudigem Mute anzutreten. Er sollte den Vorsitz im Kirchenrat führen, dessen Mitglieder zum Teil doppelt so alt waren, wie er selbst. Dazu kommt noch, daß er an sich selbst und an sein Amt hohe Ansprüche machen zu müssen glaubte. Das Bild, welches Paulus von der christlichen Kirche ihrer Idee nach entwirft, in die Wirklichkeit einzuführen, war die Aufgabe, die ihm vor Augen stand: eine nicht bloß durch das lutherische Bekenntnis, sondern durch ein wahrhaft christliches Glaubensleben zu einer Einheit verbundenen Gemeinde. Die Zustände aber, welche Spener in Frankfurt wie in allen lutherischen Kirchen sah, wie weit entfernt waren sie von diesem Ideal! Die Kirche stand in Gefahr, über dem Buchstaben- und Schulglauben das christliche Leben zu verlieren. Alles kam bloß darauf an, ob jemand r e c h t gläubig sei, man sagte aber nicht, ob er auch recht g l ä u b i g wäre. Der Kopf der Prediger war voll von gelehrten Schulformeln und Begriffsbestimmungen, die seligmachenden Wahrheiten des Evangeliums wußten aber die Wenigsten eindringlich und nach der Fassungskraft des Volkes darzustellen. Die gelehrte Streitkunst, angewendet gegen Katholiken und Reformierte, war von den Lehrstühlen herab auf die Kanzeln gezogen und hatte diese der Erbauung des Volkes gewidmeten heiligen Stätten in Kampfplätze verwandelt, auf denen unter allerlei heftigen Schimpfreden viel unzeitige Gelehrsamkeit mit lateinischen, griechischen und hebräischen Zitaten, und viel vom orthodoxen, alleinseligmachenden Glauben zu hören war, fast nichts aber von dem, was zur Heiligung, Besserung und Belebung des inwendigen Menschen förderlich war. So kam es, daß in den großen Stadtgemeinden fast überall, auch in Frankfurt, selbst die äußere Zucht und Ordnung gefallen, zumal die Geistlichen mit der handwerksmäßigen Ausübung ihres Amtes zufrieden waren.

Was tat nun Spener, um an seinem Teile dem allgemeinen kirchlichen Verfall zu steuern? Er fing an, das Wort Gottes mutig zu verkündigen zur Zeit und zur Unzeit, und zwar nicht das, wovon den Leuten die Ohren jucken, sondern das, was sie zu einem neuen Leben wiedergebären kann. Aber er war nicht nur ein guter Hirte auf der Kanzel, sondern was ungleich wichtiger ist, auch unter derselben und in den Häusern.

Hier ist auch der Ort, die Grundzüge seiner reformatorischen

Tätigkeit in aller Kürze ins Auge zu fassen. Sie bestand keinesfalls auch nicht einmal dem Scheine nach in irgend welcher Agitation. Das Geheimnis seiner großartigen Wirksamkeit bestand einzig und allein in dem Ernst und der liebevollen Treue, womit er sein Amt führte, wie es überhaupt ein Merkmal seines Charakters war, daß er auch das Größte nur innerhalb der Grenzen des Erreichbaren suchte und durch seine unermüdliche Treue im Kleinen wie im Großen es dann auch wirklich erreichte. Ein reformatorischer Eliaseifer war ihm nicht gegeben, sein Eifer ist eine sanfte Flamme vor dem Herrn, überall von Vorsichtigkeit, Milde und Demut begleitet, daher auch der Charakter seines Wirkens in seinen verschiedenen Stellungen, wie in seiner allgemeinen Einwirkung auf die Kirche nur das Kennzeichen der Allmählichkeit an sich trug. Von dem Bestehenden so wenig als möglich anzutasten, es vielmehr von innen heraus mit neuem Geiste zu erfüllen und dadurch zum Bessern fortzubilden, darauf legte er es in seinem neuen Wirkungskreise an.

Angesichts dieser seiner hohen Aufgabe und dem Gefühl seiner eigenen Ohnmacht, errang er sich im Gebete Licht und Kraft von oben. Und der Segen Gottes floß reichlich auf seine Arbeit nieder, so daß er wohl mit Recht als „der andere Luther" der evangelischen Kirche bezeichnet werden kann. Sehen wir nun zu, aus welch geringen Anfängen seine so berühmt gewordenen und von großem Segen begleiteten "collegia pietatis" hervorgegangen sind. Im August 1670 kamen einige Männer zu ihm, um ihm ihre Not zu klagen wegen Mangels an christlicher Geselligkeit. Ueberall, sagten sie, wo man mit Leuten zusammenkomme, würde nur über eitle und nichtige Dinge gesprochen; wenn aber einer von der Gottesfurcht spräche, dann werde er verspottet. Sie wünschten sehnlichst, eine Gesellschaft zu finden, in der man frei über das eine, was not tue, sprechen könnte. Spener erbot sich mit Freuden, die Heilsbegierigen in seiner Studierstube zu empfangen und die Versammlungen zu leiten. Diese fanden im Anfang Montags und Mittwochs statt. Montags wiederholte er die Predigt, um sie dadurch in Herz und Gemüt seiner Zuhörer eindrücklicher zu machen, dann wurden Stellen der Heiligen Schrift vorgelesen und in freier brüderlicher Besprechung erklärt. Dies war der Anfang der "collegia pietatis", d. i. fromme Zusammenkünfte. Anfangs nahmen nur wenige daran teil; später aber wurden sie äußerst zahlreich von allen Ständen besucht, von Studenten, Juristen, Medizinern, Kaufleuten, Handwerkern, Beamten, Männern und Frauen, Greisen und Kindern. Die Frauen hatten einen besondern Platz, wo sie den Blicken der Männer so ziemlich verborgen blieben. War ein Abschnitt vorgelesen, so „bringen die Geübten", sagte Spener, „ihre Meinung zu diesem oder jenem vor. Alles in größter Einfalt. Will jemand etwa bloß neugierige, vorwitzige und zur Erbauung undienliche Fragen tun, so werden diese sogleich abgeschnitten und gezeigt, wie wir durch Besprechung solcher Dinge nicht das Geringste für unsere Besserung gewinnen."

Die „Collegia“ gewannen bald eine solche Bedeutung, daß die meisten Fremden, die nach Frankfurt kamen, nicht eher wieder abreisten, bis sie dieselben besucht hatten. Und so wurde fast keine Zusammenkunft gehalten, wo nicht fürstliche, königliche, kaiserliche Räte und Minister, selbst Grafen und Fürsten, außerdem Professoren und Prediger aus allen Gegenden daran teil genommen hatten. So wurden sie ein Salz der evangelischen Kirche. An vielen Orten, in Augsburg, Essen, Hamburg, Wertheim, Amsterdam, Nymwegen u. a. O., wurden sie eingerichtet. Aber es fehlte auch nicht an Ausartungen, wie dies gewöhnlich bei religiösen Bewegungen der Fall ist. So namentlich auch im Zeitalter der Reformation. Manche fanden nämlich in der gemeinschaftlichen Erbauung mit Gleichgesinnten einen reichlicheren Segen als beim Gottesdienste, und namentlich war es der Abendmahlsgenuß mit dem großen gemischten Haufen, welcher nun den Ernstergesinnten bedenklich wurde. So entstand aus diesen Conventikeln zum größten Anstoß der kirchlich Gesinnten, aber auch zum größten Schmerz für Spener selbst, ein Separatismus von der Kirche. Was aber nur wenigen Lehrern gelingen wird, den Verirrungen ihrer Schüler zu steuern, welche an Eifer ihre Lehrer zu übertreffen meinen, das gelang allerdinge Speners Weisheit. Eine durch Weisheit und geistliche Unterscheidungsgabe ausgezeichnete Schrift: „Die Klagen über das verdorbene Christentum“, machte auf jene Kreise einen solchen Eindruck, daß, wie Spener selbst mitteilt, „fast alle irre Gewordenen zur Kirche wieder zurückgeführt wurden.

Diese „Kirchlein in der Kirche“ findet man bis auf den heutigen Tag in der lutherischen und reformierten Kirche der Rheinlande, in Württemberg und in der Schweiz und zwar fast ausnahmslos auf gesunder Grundlage, wie der Einsender dieses Lebensbildes aus eigener Anschauung bezeugen kann.

Unter allem aber, was Spener während seines Frankfurter Aufenthaltes für das Heil der Kirche unternahm, war nichts so bedeutungsvoll und einflußreich, als die Herausgabe seiner kleinen Schrift: “Pia desideria” oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der Evangelischen Kirche, nebst einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen.“

In dieser Schrift führt Spener mit großer Gründlichkeit aus, daß die Reformation durch Luther in der Mitte ihres Laufes stehen geblieben sei. Das habe Luther selbst eingestanden. Er, Spener, wolle nicht eine Reformation der Lehre, sondern des Lebens. Die Hauptlehren der lutherischen Kirche seien rein; aber auf diesem Grunde sei auch Holz, Heu und Stoppeln aufgebaut worden.

Mit Jeremias Klage: „Ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte“, beginnend, stellt der Verfasser aus tiefbewegter Seele die Schäden der Evangelischen Kirche dar und empfiehlt sechs Heilmittel zu ihrer Verbesserung.

1. Die reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes und Privatversammlungen, um in die gründliche Erkenntnis der Schrift einzudringen.

2. Das allgemeine geistliche Priestertum, zu welchem alle Getauften berufen sind, müsse wieder aufgerichtet werden, und die Scheidewand zwischen Laien und Geistlichen fallen.

3. Es müsse eingeschärft werden, daß der Glaube ohne Liebe und somit ohne Werke nicht selig mache; im Christentum sei es mit dem Wissen nicht getan, es bestehe vielmehr in der Praxis, im Gehorsam des Glaubens.

4. Das rechte Verhalten gegen Irrgläubige und Ungläubige bestehe nicht im Streiten und Verketzern, sondern darin, daß man den Gegner nicht bloß überzeuge, sondern ihn auch zu bessern versuche. Die Polemik geschehe in herzlicher Liebe, und die Wahrheit bezeuge man mit Sanftmut.

5. Eine Reform des theologischen Studiums müsse auf den Hochschulen eintreten, und mehr auf die Bekehrung und Heiligung des Herzens als auf die Ausfüllung der Köpfe mit vielem Wissen hingearbeitet werden.

6. Die Predigten sollten einfacher, erbaulicher sein und dabei nie außer Acht gelassen werden, daß das Christentum in dem innern oder neuen Menschen besteht, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens sind.

Das ist die Quintessenz aus der Spenerschen Schrift "Pia desideria". Sie erregte das größte Aufsehen in der ganzen Evangelischen Kirche und wurde nur überboten von Luthers 95 Thesen.

Eine große Anzahl hochgestellter Geistlichen, Professoren, Generalsuperintendenten, Konsistorialräten und Hofprediger bezeugten ihm ihre freudige Teilnahme. Acht Universitäten gaben ihre volle Zustimmung zu dem Inhalt dieser Schrift. Die Briefe, die an Spener dieserhalb kamen, häuften sich derart, daß er sie bald nicht mehr bewältigen konnte. Auf der andern Seite aber erhob sich ein scharfer Widerspruch, denn ohne Kampf räumt der „alte böse Feind" dem Herrn der Kirche das Feld nicht. Es gab keine Verläumdung noch Verlästerung, womit der aufrichtige Knecht Gottes nicht überschüttet wurde. Speners Lehre wurde nicht allein verdächtigt, sondern als eine durchaus ketzerische verschrien; nur war keiner im Stande, die Ketzereien nachzuweisen. Am meisten tat es Spener wehe, daß es fast ausschließlich Geistliche waren, die es am Aergsten trieben. Denn er war es ja, welcher sie in ihrer handwerksmäßigen Verwaltung ihres Amtes aufzurütteln suchte, indem er frei und mutig das Verderben des geistlichen Standes aufdeckte. Das erbitterte sie gewaltig, denn sie waren nicht gesonnen, sich zu bessern. Dazu kam die Furcht, daß die Gemeinden selbst von ihnen andere Predigten und ein anderes Leben verlangen würden. Nicht weniger als 283 Lehrirrtümer glaubte man in Speners Schriften zu finden. Aber auf keine derselben blieb er die Antwort schuldig; denn damals

erforderte es die theologische Ehre, sich zu verteidigen. Wer schwieg, galt für überwunden. Spener jammerte freilich selbst darüber, „mit diesen fortgesetzten Federkriegen so viele edle Zeit verschwenden zu müssen, die so viel fruchtbarer zum Anbau des Gartens der Kirche hätte benutzt werden können." Und wäre es noch eine gelehrte sachliche Polemik gewesen, wie die der früheren lutherischen Theologen; aber in dem Maße als bei den leidenschaftlichen Kämpfern der Orthodoxie die innere Zuversicht der verlorenen Sache sich abschwächte und auch die wissenschaftliche Ausrüstung immer mangelhafter wurde, desto mehr nahm die Polemik ihre Zuflucht zu gehässigen, persönlichen Ausfällen, ja geradezu zu ganz gemeinen Klatschereien. Wie Speners Herz und Gemüt darunter litt, zeigt er uns in folgender Aeußerung aus dieser schweren Zeit: „Es kann niemand ermessen, wie mir oft zu Mute gewesen, wie ich mich als Prediger einem Schiffer ähnlich sah, der das Ruder verloren hat, und nur allein Gottes Regierung sich und sein Schifflein übergeben muß." Ein Gutes hatte indessen doch diese dem teuern Mann abgenötigte Polemik: es offenbarte sich darin sein christlicher Charakter in einer Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, welche allen unbefangenen Gemütern Ehrfurcht abnötigte und unserm gegenwärtigen Geschlecht wohl als Vorbild christlicher Polemik dienen könnte. Er war eben ein Nachfolger dessen, der nicht schalt, da er gescholten ward. Immer ist es die Sache, welche Spener im Auge behält; wie viel auch die Gegner ihm persönliche Blößen darbieten, niemals geht er auf Persönlichkeiten ein, niemals bricht er in heftige Worte aus; oft hebt er hervor, was der Verblendung seiner Gegner zur Entschuldigung diene, und versichert sie — was bei ihm keine fromme Phrase war — seiner täglichen Fürbitte. Welch ein Abstand zwischen der Polemik Speners und derjenigen Luthers! Nichts zeugt mehr von der ruhigen Art und der geheiligten mit Sanftmut gepaarten Persönlichkeit Speners als seine Aeußerung, daß keiner der Angriffe seiner Gegner ihm auch nur eine einzige schlaflose Nacht bereitet habe.

Zwanzig Jahre hatte Spener in Frankfurt eine reich gesegnete Tätigkeit entfaltet. Was er lehrte, das lebte er auch. Das zeigte sich besonders auch daran, daß, während in Frankfurt eine pestartige Krankheit ausbrach, seine Amtsbrüder, aus Furcht für ihr Leben, die Krankenbesuche fast ganz einstellten, Spener oft ganze Tage von Haus zu Haus wanderte, tröstete, das heilige Abendmahl austeilte und betend und lehrend an den Betten der Kranken verweilte. Er blieb von der Seuche verschont, aber seine Kräfte brachen durch die Anstrengungen zusammen, so daß man das Schlimmste befürchtete. Erst nach acht Monaten im Sommer 1685 konnte er zum ersten Male wieder die Kanzel besteigen.

Und nun war auch die Zeit gekommen, wo Speners Licht auf eine noch höhere Leuchte gestellt werden sollte. Im Jahre 1686 erhielt er einen Ruf als Oberhofprediger nach Dresden und zwar mit Sitz und

Stimme im Oberkonsistorium. Auch bei dieser Berufung überläßt der demütige Mann das Gutachten über Ablehnen oder Annehmen dieses ehrenvollen Rufes einer Anzahl frommer Theologen, und erst nachdem diese einstimmig den Ruf für einen göttlichen erklärt, gibt er seine Zusage. Charakteristisch für Spener ist die Mahnung des damaligen Hofpredigers Carpzov, daß dieser ihn erst daran erinnern muß, sich auch nach den Gehaltsverhältnissen zu erkundigen. Bald erregte er auch hier durch seine Predigten, die biblisch einfältig auf gründliche Erneuerung des Herzens drangen, große Bewegung. Alles drängte sich zu seinen Predigten und selbst der Kurfürst bekannte, „er habe nie geglaubt, daß ihm jemand das Herz so rühren würde, seit er seinen Spener habe."

Schon in Frankfurt und nicht minder auch in Dresden nahm sich Spener des Jugendunterrichts an und gab eine wertvolle Erklärung von Luthers Katechismus heraus. Auch unter den Erwachsenen suchte er Katechismusbesprechungen und Examen in Gang zu bringen, weshalb seine Gegner spotteten, der Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen, hätte aber statt dessen einen Schulmeister bekommen. Bald hatte Spener gegen öffentliche Angriffe und Schmähschriften zu kämpfen, ähnlich wie in Frankfurt. Die Hofleute in Dresden mit ihrem ungebundenen, unsittlichen Leben haßten ihn schon im voraus. Unter den sächsischen Theologen aber herrschte derselbe Geist, den er bis jetzt immer bekämpft hatte. Obschon Spener alle seine Amtsbrüder besucht hatte, erwiderte nur ein einziger seinen Besuch.

Im Sommer 1687 untersuchte er den Stand der Universität Leipzig und hielt bei dieser Gelegenheit eine Predigt. Er sagte darin, daß das Studium der Heiligen Schrift vorgezogen werden müsse und die Studenten müßten es einsehen, daß ohne tätige und rechtschaffene Gottseligkeit das Studium der Theologie nicht mit Segen betrieben werden könne. Diese einfache Predigt brachte eine über alle Maßen reichliche Frucht. Einige junge Lehrer an der Hochschule, unter denen Aug. Herm. Franke, begannen, dadurch angeregt, "collegia philobiblicia" d. h. Bibelliebende Vorlesungen, in denen sie die Bibel praktisch und erbaulich zu erklären bestrebten. Die Bibelstunden wurden oft von 300 Studenten besucht; auch viele Bürger schlossen sich ihnen an. Prediger und Professoren waren ergrimmt. Die Teilnehmer an den Bibelstunden wurden „Pietisten" oder „Frömmler" genannt und Spener nannte man höhnisch den Patriarchen der Pietisten. Berge von Akten wurden in dieser Sache geschrieben. Der Kurfürst forderte Spener auf, sich hierüber zu verteidigen. Der Hauptpunkt der Anklage war, daß der Pietismus eine Sekte, also eine Ketzerei sei. Spener widerlegte auf's entschiedenste den Vorwurf der Ketzerei, deckte alle Verläumdungen gegen ihn selbst und gegen seine Freunde auf und gab ihnen das Zeugnis, daß sie lebendige Glieder am Leibe Christi seien. Er erklärte aber auch, daß Zusammenkünfte, welche von keinem Geistlichen geleitet würden, verboten bleiben sollten.

Aus einem Gedicht der damaligen Zeit findet sich folgende Strophe:

„Es ist jetzt stadtbekannt der Name der Pietisten.
Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert
Und nach demselben auch ein heilig Leben führt."

Speners Verantwortung und mehr als hinreichende Rechtfertigung halfen ihm nichts, obwohl er unter dem Pietismus nichts anderes verstanden wissen wollte, als wahres, praktisches Christentum im Gegensatz zu der toten, unheimlich strengen Orthodoxie seiner Zeit. Er mußte sich immer mehr davon überzeugen, daß eine Ehrenrettung des Pietismus ein vergebliches Bemühen ist, und es ist auch so geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Name des Pietismus ist als Bezeichnung eines falschen, einseitigen, frömmelnden Christentums so historisch geworden, daß selbst der wissenschaftliche Nachweis über den Mißbrauch dieses Wortes nichts mehr dagegen vermag.

Auch seinem Kurfürsten Joh. Georg gegenüber wahrte er seinen überzeugungstreuen Standpunkt, als dieser ihn einmal nach seiner Stellung zu den symbolischen Büchern fragte und seine Orthodoxie bezweifelte. Mutig bekannte Spener, daß er die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche nur in so weit anerkennen könne, insoweit diese mit der Heiligen Schrift übereinstimmen, während damals wie auch jetzt die lutherische Kirche in diesen ihren Bekenntnisschriften die volle Uebereinstimmung ihrer Lehre mit der Bibel jederzeit behauptet hat und noch behauptet, und die Geistlichen daraufhin verpflichtet, weil sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen.

Auch in Bezug auf Andersdenkende ist Spener in seinen reiferen Jahren sehr milde geworden. Es war ihm die Ueberzeugung geworden, daß zwischen dem Irrtum in der Lehre und der Ausübung des christlichen Lebens eine Art irrationales Verhältnis bestehen könne. „Wo nämlich ein Christ einen Menschen siehet, bei dem der Hauptzweck seines Lebens sei, Gott zu dienen und der das Bekenntnis ablegt, auf nichts in der ganzen Welt, als allein auf die Gnade Gottes in Christo sein Vertrauen zu setzen — ob auch ein solcher Mensch einer irrigen Gemeinde angehörte und selbst einige Irrtümer derselben teilt, dennoch vermag man einen solchen Menschen für ein Kind Gottes zu erachten."

Trotz der Rechtfertigung Speners fuhren seine Widersacher fort, ihn mit Haß, Lügen und allen möglichen Verläumdungen zu überschütten, zumal auch der Kurfürst anfing, ihm abhold zu werden. Spener hatte nämlich, überwältigt von seinem Gewissen, am Bußtage des Jahres 1689 einen Brief an den Kurfürsten, als an sein Beichtkind, gesandt. Er stellte ihm den gefährlichen Zustand seiner Seele vor Augen und hielt ihm in herzbeweglicher Sprache die am Hofe herrschenden Sünden vor. Der Kurfürst, aufgestachelt von seiner Umgebung, schwur in seinem Zorn, er wolle von seinem Beichtvater nie wieder hören.

In dieser Trübsal erhielt er vom Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg im Jahre 1691 einen Ruf als Propst an die Nikolai-

Kirche in Berlin. Dort blieb er bis zum Ende seines Lebens und entfaltete auch hier eine segensreiche Tätigkeit. Er war es, der hauptsächlich die Gründung der neuen Universität Halle befürwortete und die Berufung von gläubigen Professoren, wie Franke, Breithaupt, Thomasius, veranlaßte. So wurde in Halle ein neues Geschlecht von Hirten und Seelsorgern herangebildet und dadurch ist sie Vertreterin und Verfechterin des Pietismus in Deutschland geworden, ähnlich wie die neue Universität Wittenberg der Reformation gedient hatte.

Eine ungeheure Arbeitslast ruhte auf dem alternden Manne. Er war der Lehrer und Seelsorger von vielen Tausenden in der Nähe und in der Ferne, die er nicht nur mündlich, sondern auch brieflich auf dem Wege des Heils unterwies und stärkte. Gegen 700 pastorale Briefe zählte er einst in einem einzigen Jahre und noch 300 waren zu beantworten. Auch die Anzahl seiner Schriften ist eine außerordentlich große; jede derselben, sowie seine Predigten, tragen den Stempel sorgfältiger Ausarbeitung an sich. Das Verzeichnis bei Canstein zählt nicht weniger als sieben Schriften in Folio, 63 bei seinen Lebzeiten gedruckte Bände in Quarto, 7 in Octav auf, dazu eine große Anzahl Vorreden zu Büchern von Freunden und zur Einführung älterer Erbauungsschriften.

Und wie Spener im Großen wirkte und Treue übte, so übte er die Treue im Kleinen, im Kämmerlein und im Haushalt. Er war Vater von elf Kindern, die er in der Furcht des Herrn erzog. An seiner Susanna hatte er eine stille, fromme Hausfrau zur Gehilfin. Er betete nicht nur fleißig m i t seinen Kindern, sondern auch f ü r sie. Weil er in ganz Deutschland so viele Freunde hatte, betete er für sie nach der Lage der Länder, in denen sie wohnten. Nicht wenige bekannten, daß sie ihre Bekehrung der eifrigen und ernsten Fürbitte Speners zu verdanken hätten. Er gönnte sich keine Ruhe. In sieben Jahren, sagte er, habe er seinen Garten nur zweimal betreten. Die Amtsgänge waren seine einzigen Spaziergänge.

Nach seiner letzten Predigt ließ er die Amtsgenossen seiner Kirche an sein Krankenbett kommen und schloß noch einmal vor ihnen sein Herz zu folgendem Bekenntnis auf: „Ich bekenne mich von ganzem Herzen zu den kirchlichen Bekenntnisschriften, stehe auch nicht im Widerspruch zum Artikel von der Wiederkunft Christi, wie ich auch an den zukünftigen Eintritt des tausendjährigen Reiches glaube. Ich glaube, daß Gott auch außerhalb der evang.-luth. Kirche die Seinen habe. Die spezielle Seelsorge der Einzelnen, wie ich sie schon in Frankfurt ausgeübt habe, halte ich für das Kleinod im Predigtamt. Im übrigen habe ich nichts, nichts als nur die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu. Von allem Guten, das etwa durch mich geschehen ist, kann ich mir selbst nichts zurechnen. Mir gebührt nichts davon, als was daran gefehlt hat."

Nachdem Spener am 13. Januar 1705 sein siebzigstes Lebensjahr vollendet hatte, legte er sich auf sein letztes Leidenslager. Als ihm 14

Tage darauf die Hausfrau das Essen brachte, wies er es mit den Worten zurück: „Ich will nicht mehr essen und trinken; ich bin nahe an der Ewigkeit."

Am 5. Februar 1705 ist Spener sanft, ohne Zuckung, ohne den geringsten Schmerzenslaut entschlafen. Den Text seiner Gedächtnispredigt über Röm. 8, 10 hatte er zuvor selbst gewählt. Alle Ehrenbezeugungen sollten nach seinem Willen unterbleiben. Auch wollte er nicht schwarz gekleidet, noch auch — nach der damaligen Sitte — den Sarg schwarz angestrichen haben. „Ich habe die Zeit meines Lebens über den Zustand der Kirche genug getrauert; da ich nun in die triumphierende Kirche eingehe, so will ich durch ein weißes Sterbekleid und durch einen hellen Sarg bezeugen, daß ich in der Hoffnung einer Besserung der Kirche sterbe."

Mit dem Tode Speners und später Frankes war die Blütezeit des Pietismus am Erlöschen. Zwar hat Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1729 ein Edikt erlassen, daß kein lutherischer Theologe im preußischen Staate eine Anstellung erhalten solle, der nicht zwei Jahre in Halle studiert und dort ein Zeugnis seines Gnadenstandes erhalten habe. Aber mit dieser äußern Blüte der Macht steht, wie Tholuck mit Recht bemerkt, die innere Kraft keineswegs im Verhältnis. Immerhin ist von den zwei Urhebern des Pietismus ein Lebenshauch ausgegangen bis auf unsere Tage.

Wenn gleich Eingangs dieses Lebensbildes die Behauptung aufgestellt wurde, daß Spener bis in die neueste Gegenwart hinein noch vielfach verkannt werde, so liefert zur Begründung dieser Behauptung der diesjährige von der Missouri-Synode herausgegebene „Kalender für deutsche Lutheraner" ein trauriges Beispiel. Derselbe gibt einen kurzen Lebensabriß von Spener. Der Kalendermann teilt seinen „gläubigen" Lesern mit, daß Spener „für die lutherische Kirche von großem Schaden gewesen ist." Da mag sich der große Mann mit dem noch größeren Melanchthon trösten, der sich im Jahre 1897 anläßlich seines 400jährigen Geburtstages eine ähnliche und höchst ungerechte Kritik hat müssen gefallen lassen, indem derselbe Kalender schreibt: Melanchthon hat nach Luthers Tode der lutherischen Kirche mehr geschadet, als er ihr genützt hat, denn er ist von mehreren wichtigen Lehren des Wortes Gottes abgefallen. Was das für wichtige Lehren waren, verschweigt der Kalendermann; es ist ja bekanntlich sehr leicht, Behauptungen aufzustellen, wenn man die Beweise schuldig bleibt.

Ein anderer Anklagepunkt besteht darin, daß Spener „niemals Seelsorge getrieben hat." Aus welcher unlauteren Quelle mag der Verfasser diese Behauptung geschöpft haben?

Ferner nimmt der Schreiber des lutherischen Kalenders den Begriff vom Wesen des Pietismus als „Frömmler" geradezu aus dem Munde der damaligen Feinde Speners und stempelt ihn zum seinigen.

Der Grund, weshalb die lutherische Kirche striktester Observanz

auch heute noch eine solche Stellung zu dem treuen Knechte Gottes einnimmt, ist unschwer zu erkennen. Wir haben somit wieder ein neues Beispiel, daß diese Kirche in den langen 200 Jahren, in denen es nicht an Erniedrigung, Schmach und Züchtigung gefehlt hat, nichts gelernt und nichts vergessen hat. Daher ist auch die Signatur dieselbe wie damals und läßt sich ausdrücken in dem Wort: „Der Tod im Topf."

Wir aber gehören zu denen, die da nachkommen wollen dem Wort: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach."

Gedanken über eine einheitliche Gottesdienstordnung.

Referat von P. G. Berner, auf Empfehlung des New York-Distrikts eingesandt.

Nummer zwei und drei Jahrgang 31 des „Magazins für Theologie und Kirche" enthalten ein Referat „Ueber evangelische Gottesdienstordnung", das mit anerkennenswertem Fleiße ausgearbeitet wurde. Der Verfasser leitet dasselbe mit den Worten ein: „Seit einer Reihe von Jahren hat sich innerhalb unserer Evangelischen Synode eine Bewegung Bahn gebrochen, welcher die Weiterbildung unserer gegenwärtig bestehenden Gottesdienstordnung zum Ziele hat. Welche Bedeutung diese Bewegung bereits gewonnen hat, ist bei den letztjährigen Distriktskonferenzen zu Tage getreten, von denen nahezu die Hälfte sich ausdrücklich zugunsten derselben ausgesprochen hat. Diese Tatsache darf als ein erfreuliches Zeugnis dafür gelten, daß unsere Synode sich der überaus wichtigen Aufgabe bewußt geworden ist, die sie auf gottesdienstlichem Gebiete zu lösen hat."

Wo, *wodurch* und *wie* die erwähnte Bewegung entstanden ist, deren treibende Kraft das Verlangen nach einer einheitlichen Gottesdienstordnung sein soll, wird in dem Referat nicht gesagt und möchte auch schwer zu ermitteln sein. Zwar soll die „Bewegung" beweisen, „wie weit unsere Gottesdienste in ihrer jetzigen einfachen, ja dürftigen Gestalt von einem Gottesdienst innerhalb unserer Synode entfernt sind, der nach wahrhaft evangelischen Grundsätzen gestaltet ist, den evangelischen Charakter unserer Kirchengemeinschaft voll und ganz zum Ausdruck bringt, dem Erbauungsbedürfnis aller ihrer Glieder in ausreichendem Maße gerecht wird und sich als gemeinsames Band um alle evangelischen Gemeinden ihres Bereiches schlingt."

Demnach wäre die „Bewegung" aus dem *Verlangen* nach einer Liturgie hervorgegangen, in welcher die „Grundsätze" und der „Charakter" unserer Kirche einen adäquaten liturgischen Ausdruck fänden, der dem Erbauungsbedürfnis aller ihrer Glieder entspricht. Dieselbe wäre durch eine Verschmelzung der lutherischen und reformierten Glaubensrichtungen zu erzielen und käme dadurch zustande, daß das *Wahre* und *Berechtigte* beider Richtungen anerkannt würde und zu seinem gebührenden Rechte käme. Die Entscheidung über das Wahre und Berechtigte wäre nach Gottes Wort zu treffen.

Der kühne Rösselsprung, den der Verfasser macht und dann erwartet, daß wir ihm folgen, ist nicht schwer zu erkennen. Zuerst beschuldigt er unsere Gottesdienste der extrem-reformierten, bezw. puritanischen Einseitigkeit, dann nimmt er unser Bekenntnis und verschmilzt in geheimnisvoller Weise das Wahre und Berechtigte beider Symbole in eine Gottesdienstform, welche die Unterscheidungslehren glücklich beseitigt und allen Anforderungen genügt. Durch diese Gottesdienstordnung, die alle Glieder unserer Kirche befriedigte und alle als „gemeinsames Band umschlinge," wäre selbstverständlich auch das Problem eines einheitlichen Bekenntnisses gelöst. Analog dem liturgischen Verschmelzungsprozeß wäre das Wahre und Berechtigte beider Bekenntnisse nur noch in eine Form zu gießen und für das gegenwärtige Bekenntnis zu substituieren. In der Gestalt eines Bekenntnisses und einer Liturgie, die haarscharf mit dem Wort Gottes übereinstimmten und keine abweichende Meinung mehr zuließen, erhielten wir endlich das von manchen ersehnte unantastbare Schiboleth.

Offenbar hat sich der Verfasser die große Schwierigkeit einer Verschmelzung der lutherischen und reformierten Gottesdienstform auf Grund unseres Bekenntnisses nicht recht klar gemacht. Wie will er die Unterscheidungslehren bezüglich der Person Christi, der Prädestination, des Erlösungswerkes, der heiligen Sakramente, der Schlüsselgewalt und Kirche in *eine* Liturgie verschmelzen? Zu einer Sonn- und Festtagsgottesdienstordnung gehören doch auch Tauf-, Konfirmations-, Beicht- und Abendmahlsformulare. Ist nun eine solche Ordnung denkbar, die keine Stellung zu den Unterscheidungslehren nimmt?

Der Verfasser macht sich die Lösung dieses Problems leicht. Er sagt: „Was uns aber in der lutherischen und reformierten Form des Gottesdienstes berechtigt ist, kann dem evangelischen Prinzip zufolge schließlich nur auf Grund des Wortes Gottes festgestellt werden." Also das *Wort Gottes* wäre die Autorität, welche über die berechtigten Elemente einer einheitlichen evangelischen Gottesdienstordnung entscheide. Welcher Autorität räumen wir aber das Recht ein, eine für unsere ganze Kirche bindende Entscheidung darüber zu treffen, *was* nach Gottes Wort in den lutherischen und reformierten Symbolen wahr und berechtigt ist?

Der Verfasser unterscheidet zwischen dem Sprachgebrauch in den Symbolen und in der Liturgie. In jener, sagt er, spreche sich das Wesen unserer Kirche in abstrakten, begrifflichen Bestimmungen aus, für welche das Volk im allgemeinen weder Sinn noch Verständnis besitze; dagegen im Gottesdienst gewinne das Wesen anschauliche, greifbare Gestalt, die jedem einzelnen verständlich sei und ihm sonntäglich vor Augen trete. Worin besteht aber das Wesen unserer Kirche? Darauf antwortet Paragraph zwei unserer Statuten. Wenn ich denselben richtig verstehe, dann findet derselbe den kürzesten sachgemäßesten Ausdruck in dem bekannten Worte: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe."

Die Frage ist nun, ob die Möglichkeit vorhanden ist, das Wesen unserer Kirche in einer Gottesdienstform zum Ausdruck zu bringen, welche die Unterscheidungslehren in eine höhere Einheit auflöst, nach allen Seiten hin vollkommene Befriedigung gibt und dem Erbauungsbedürfnis aller Gemeinden genügt. An dieser Möglichkeit zweifelt er offenbar nicht, denn er bietet in seinem Referat zwei Gottesdienstordnungen, eine vollständige, nahezu vier Seiten umfassende, und eine im Auszug, die auf etwas mehr als eine Seite reduziert ist. Ohne Zweifel gibt es in unserer Synode Gemeinden, welche sich den einen oder den andern dieser Entwürfe aneignen mögen; aber ebenso gewiß ist es, daß viele Gemeinden sich ablehnend dagegen verhalten werden. Was soll nun mit Gemeinden geschehen, die eine einheitliche, von der Generalsynode bestimmte Gottesdienstordnung nicht annehmen? Soll ihnen dieselbe dann auf die Gefahr hin aufgezwungen werden, daß sie unserer Kirche den Rücken kehren? Dann hätten wir doch aus der Geschichte der unierten Kirche Preußens wenig gelernt.

Der Gedanke einer einheitlichen evangelischen Gottesdienstordnung mag für Pastoren und Gemeinden, die sich einbilden, daß die christliche Erbauung und das christliche Leben unserer Gemeinden und unserer Kirche sich nach einer gegebenen Schablone vollziehen müsse, anziehend, bestechend und vielleicht begeisternd sein, allein glücklicherweise ist in dem Wesen und Charakter unserer Kirche für eine schablonenhafte, vorgeschriebene Erbauung weder Raum noch Bedürfnis vorhanden. Dieselbe überlassen wir gerne dem Romanismus, dem protestantischen Hochkirchentum und dem abgeschlossenen Konfessionalismus. Vor allem müßte doch für das Wesen unserer Kirche der adäquateste Ausdruck gefunden werden, der nicht allein den Konsensus, sondern auch den Dissensus der reformierten und lutherischen Symbole in eine Form schmölze, die ungeteilte Zustimmung fände. Im Besitze dieses Kunstwerkes könnte dann vielleicht auch eine gleichförmige und jedermann befriedigende Gottesdienstordnung zustande kommen. Gelüstet uns nach einer solchen? Wir wollen doch lieber halten und verwerten, was wir haben, und uns nicht durch die hochkirchliche Strömung, die sich mehr und mehr in unserer Kirche bemerkbar macht und sich bereits in die neuen Statuten eingeschlichen hat (? D. R.), in eine kirchliche Richtung hineintreiben lassen, deren Ziel die Vernichtung des Unionsgedankens wäre.

Dadurch werden wir auf den Hauptgedanken geführt, der in dieser wichtigen Frage in Betracht kommt. Der Verfasser spricht von einer synodalen „Bewegung“ zugunsten einer einheitlichen Gottesdienstordnung und bezeichnet die Tatsache, daß nahezu die Hälfte der Distrikte sich dafür erklärt haben, als ein „erfreuliches Zeugnis.“ Ehe wir in diese Freude einstimmen können, sollten wir doch über den Ursprung dieser Bewegung etwas Klarheit haben. Die Frage ist daher keine müßige: Wer steht hinter dem Verlangen nach einer gleichförmigen Liturgie? Unsere Gemeinden, um deren öffentliche Erbauung es sich

eigentlich handelt? oder nur Pastoren, und zwar solche Pastoren, die eine starke Neigung zum Hochkirchentum haben? Vergessen wir ja nicht, daß es sich in dieser Frage nicht um die liturgische Theorien und Neigungen handelt, sondern um eine Gottesdienstordnung für unsere Gemeinden, denen durch die Statuten auch auf diesem Gebiete die evangelische Bewegungsfreiheit garantiert ist. Die Autonomie der Gemeinde kommt nirgends mehr in Betracht als auf dem Gebiete des Kultus. „In und mit der Gemeinde," schreibt Ehrenfeuchter, „trat das Christentum als selbständige Religion auf, und nur in der Gemeinde lebt und besteht es fort und fort. Durch den einen Herrn und einen Glauben verbunden, steht die Gemeinde nicht bloß in einem Lehrverhältnis zu Christo, sondern in einem Lebenszusammenhang, wie der Leib mit dem Haupte. Als solcher aber, als Ganzes, stellt sie sich allein im Kultus dar." Daß ein Mann, wie Ehrenfeuchter, darunter keinen Kultus versteht, der allerwärts, wo eine christliche Gemeinde sich zum Gottesdienst versammelt, in derselben Form zum Ausdruck kommen müßte, ist klar. Im Auge hat er nur das Erbauungsbedürfnis der Ortsgemeinde. Insofern diese mit andern Ortsgemeinden auf demselben konfessionellen Standpunkt steht und mit ihnen eine Kirchengemeinschaft bildet, mag derselbe in einem einheitlichen Kultus zur Darstellung kommen. Wo aber, wie in unserer Kirche, das Bekenntnis kein scharf markiertes und abgeschlossenes ist, sondern zwischen der lutherischen und reformierten Anschauung Freiheit gestattet, kann von einer Kultusform, welche diese Freiheit aufhebt, schwerlich die Rede sein. Eine einheitliche Gottesdienstordnung in unserer Kirche müßte jedenfalls die Zustimmung aller unserer Gemeinden haben, ehe sie in Kraft treten könnte. Wie viele Gemeinden mögen nun im Kreise unserer Kirche zu finden sein, welche ihre Vertreter instruiert haben, auf den Konferenzen jener Distrikte, die sich für eine gleichförmige Gottesdienstordnung erklärten, dafür zu wirken und zu stimmen? Ist z. B. in unserer Konferenz auch nur ein Gemeindedelegat anwesend, der sagen kann: „Meine Gemeinde empfindet, mit Pastor Ratsch zu reden, die „Mangelhaftigkeit unserer Gottesdienste," „das matte, tote Wesen, was darinnen herrscht," „den Mangel an rechter inbrünstiger Andacht" schwer und hat mich daher instruiert, diese Sache auf der Konferenz zur Sprache zu bringen und für eine bessere Gottesdienstordnung zu wirken." Oder ist vielleicht ein Pastor hier, der einen solchen Auftrag von seiner Gemeinde erhalten hätte? Oder bilden wir uns am Ende ein, das sei eine Sache, welche die Gemeinden nichts angehe und über die nur wir Pastoren zu bestimmen haben?

Zu einer einheitlichen Gottesdienstordnung gehört ein einheitliches Erbauungsbedürfnis, also das Bedürfnis nach öffentlicher Erbauung an Sonn- und Festtagen, die in allen unsern Gemeinden durch dieselbe liturgische Form gedeckt wird. Ist ein solches Bedürfnis nach gleichförmiger Erbauung bei der Mehrzahl unserer Gemeinden vorhanden?

Diese Frage wird man kecklich verneinen dürfen. Dasselbe müßte also zuerst wachgerufen werden. Mit einer Gottesdienstordnung, die nicht aus dem in unserer Gemeinde allgemein fühlbaren Erbauungsbedürfnis hervorginge, würden wir voraussichtlich wenig Glück haben und in vielen, vielleicht den meisten Gemeinden auf Widerstand stoßen. Die Erfahrungen, welche das Generalkonzil mit seiner Liturgie, die es dem Kirchenbuch einverleibt hat, gemacht hat, sind für uns nicht ermutigend.

Soweit Ihr Referent das Wesen unserer Kirche erfaßt hat, und das in ihr pulsierende christliche Leben kennt, kann er eine einheitliche Gottesdienstordnung nicht befürworten. Die Zeit scheint ihm noch nicht gekommen, wo eine Brücke gebaut werden kann, auf der sämtlche Pastoren und Gemeinden aus der theoretischen und spekulativen Region in die praktische hinüber geführt werden können. Einstweilen wollen wir uns mit den verschiedenen Gottesdienstformen, in denen sich die öffentliche Erbauung unserer Gemeinde äußert, bescheiden, und es den einzelnen Gemeinden überlassen, dieselben nach Bedürfnis zu bereichern. Wie sich unsere Kirche dadurch von der preußischen Union unterscheidet, daß sie g e w o r d e n und nicht wie diese g e m a c h t und b e f o h l e n worden ist, so wollen wir auch eine Gottesdienstordnung, die alle unsere Gemeinden als gemeinsames Band umschlingen soll, sich natürlich entwickeln und w e r d e n lassen. Dafür wird Gott schon sorgen. Mehr und mehr tritt in die Arbeit, Entwicklung und Geschichte unserer Kirche ein Geschlecht ein, das, in A m e r i k a geboren und erzogen, für die Lehrunterschiede der lutherischen und reformierten Symbole wenig oder kein Verständnis hat und eine neue Form für das Wesen unserer Kirche sucht. Wenn die Zeit erfüllet ist, wird für die „Evangelische Synode von Nord-Amerika“ — wohlverstanden: nicht die Evangelische Synode Klein-Deutschlands in Nord-Amerika — auch die adäquate evangelische Bekenntnisform gefunden werden, in welcher der von unserm Bekenntnis so stiefmütterlich behandelte Evangelische Katechismus die Stelle des lutherischen und Heidelberger einnehmen wird. Dann, wenn sich dieser Verschmelzungsprozeß vollzogen hat, wird sich auch eine allgemeine, dem Wesen und Charakter unserer Kirche entsprechende Gottesdienstordnung wahrscheinlich von selbst ergeben.

Schließlich wäre noch auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen. Aus dem hier besprochenen Referat gewinnt man den Eindruck, daß das veräußerlichte Kirchentum, über das es klagt, in der Einfachheit und Mangelhaftigkeit unserer Gottesdienste begründet sei. Als Heilmittel wird dann eine gemeinsame Gottesdienstform empfohlen. „Je angemessener die Formen sind,“ sagt der Verfasser, „in denen das wirklich vorhandene geistliche Leben zum Ausdruck kommt, desto mehr wird es auf andere wirken, desto mehr geistlichen Gewinn und Segen werden die Glieder der feiernden Gemeinde von einander haben.“ Das ist zweifellos richtig. Aehnlich schreibt Ehrenfeuchter: „So töricht es wäre, die Seele zu entschuldigen, daß sie einen Leib habe, so töricht ist

es, die Religion zu entschuldigen, daß sie einen Kultus besitzt. Man möchte ihn so gerne der Sinnlichkeit des Menschen zuschreiben; aber in dieser Art ahnt niemand das ewige Gesetz des Lebens, daß alles, was wahrhaft ist, auch das Vermögen habe, bildsam hervorzutreten, in lebendiger Fülle und Kraft sich darzustellen." Sehr schön sagt auch Palmer: „In der gottesdienstlichen Feier stellt sich die Kirche in ihrem Brautschmuck dar; da vor allem muß uns die Freude, das Hochgefühl durchdringen, daß es etwas herrliches sei, der Kirche anzugehören, mit ihr und in ihr zu leben."

In diesen Zitaten ist der Gedanke enthalten, daß die Form des Gottesdienstes dem in der Gemeinde und Kirche vorhandenen religiösen Leben entsprechen müsse, um anregend, erbaulich und befruchtend zu wirken. Nach dem Bilde Ehrenfeuchters wäre das Leben in Gott und mit Gott die Seele des öffentlichen Gottesdienstes und dieser der Leib. Aber wie wird eine allgemeine Gottesdienstordnung wirken, wenn das geistliche Leben, das vorausgesetzt wird und in ihr einen erbaulichen Ausdruck finden soll, nicht vorhanden ist? Wird sie dann nicht eine tote Feier, ein Leib ohne Seele, ein Gefäß ohne Inhalt, eine Gestalt ohne Gehalt sein? Wo wirkliches geistliches Leben vorhanden ist, wird es sich auch in der einfachsten Gottesdienstordnung, wie sie z. B. in der evangelischen Kirche Württembergs gebraucht wird, manifestieren; wo dieses Leben fehlt oder verkrüppelt ist, wird es nicht durch die vollkommenste Liturgie ersetzt werden können. Diese wird dann zu einem liturgischen Mechanismus, zu einem opus operatum, der der Tod der Freiheit und eine Umkehr vom Innerlichen in das Aeußerliche ist. Doch dahin führt in der evangelischen Kirche eine hierarchische Richtung, welche das evangelische Predigtamt mit dem katholischen Priestertum verwechselt und von einer ausgeprägten Liturgie Wirkungen erwartet, für welche die Voraussetzung fehlt. Treffend sagt in dieser Beziehung Hagenbach: Der katholische Liturgus verwaltet kraft seines priesterlichen Charakters das Heilige, sogar ohne Beisein der Gemeinde, oder doch wenigstens vor ihr, nicht in und mit ihr. Der protestantische dagegen vertritt mit seiner Person das Priestertum der ganzen Gemeinde; er spricht im Kirchengebet nur das aus, was alle mitbeten, und beim Gesang tritt seine Stimme in die Gesamtheit der Uebrigen zurück. Selbst die Sakramente spendet er nur als der dazu von der Gemeinde Beauftragte, von der Kirche Verordnete."

Zieht man die Konsequenzen der Grundgedanken des besprochenen Referats, so scheint es, als ob unsere Kirche nur noch durch Einführung einer allgemeinen Gottesdienstordnung vor dem sonst gewissen Zerfall und Untergang bewahrt werden könne. Vom Gesang einiger Liederverse abgesehen, sollen unsere Gemeinden vom Anfang bis zum Ende des Gottesdienstes zu gänzlicher Untätigkeit verurteilt sein.

Seit wann, fragt man angesichts eines solch summarischen Verfahrens, ist der Gebrauch des Gehörs und des Denkvermögens, mit einem Wort die Aufmerksamkeit in den Gottesdiensten, oder in Hörsälen, oder

in politischen Versammlungen, oder auch im Theater gleichbedeutend mit „gänzlicher Untätigkeit?“ Waren wir z. B. „gänzlich untätig“, als wir den Jahresbericht unsers ehrw. Präsidiums anhörten? Verfasser geht sogar soweit, daß er die Wirkung unserer einfachen Gottesdienste auf gleiche Linie mit der Wirkung der katholischen stellt und uns beschuldigt, daß wir Mücken seigen und Kamele verschlucken und geradewegs in eine katholische Verirrung hineingeraten seien. Alles soll in unsern Gottesdiensten apathisch wirken: der Gruß des Geistlichen, die Gebete, das Verlesen des Bibelworts, das Glaubensbekenntnis, der Chorgesang, die Predigt, der Segen. Selbst der Gemeindegesang werde von dieser Apathie angesteckt und leide unter ihrem lähmenden Einfluß. Wenn es wirklich so traurig um unsere Gottesdienste bestellt ist, dann kann man sich nicht genug wundern, daß sie überhaupt noch von jemand besucht werden, und wo es dennoch geschieht, die ganze Gemeinde nicht sofort in einen tiefen und süßen Schlaf fällt.

Zum Glück erhalten wir gleich das Rezept. „Dieser lähmende Einfluß,“ werden wir belehrt, „wird erst dann gebrochen sein, wenn die Gemeinde wieder zu der ihr gebührenden Mitwirkung herangezogen ist, die sie als evangelische Gemeinde nach dem Recht des allgemeinen Priestertums zu fordern hat, und die wir ihr in der vorgelegten Gottesdienstordnung zu sichern bemüht gewesen sind.“

Solche responsorischen Gottesdienstordnungen werden als „biblisch, urchristlich und darum echt evangelisch“ bezeichnet. 1. Kor. 14, 16 soll beweisen, daß sie biblisch sind. Dort lesen wir: „Wenn du aber segnest im Geiste, wie soll der, so anstatt des Laien (Unkundigen) stehet, Amen sagen auf deine Danksagung, sintemal er nicht weiß, was du sagest?“ Wie man aus dieser Warnung vor einer mystischen und unverständlichen Redeweise eine responsorische evangelische Gottesdienstordnung ableiten kann, ist schwer zu verstehen. Mit demselben, ja mit größerem Rechte ließe sich aus dieser Stelle das methodistische „Amen“ begründen, durch das vielfach Gebete oder stark betonte Redesätze wiederholt bekräftigt werden. Paulus befaßt sich in dem ganzen Kapitel überhaupt nicht mit einer vorgeschriebenen Gottesdienstordnung, sondern mit dem uns nicht mehr verständlichen Zungenreden, das in Korinth ziemlich ins Kraut geschossen war und das er auf das richtige Maß zurückzuführen bestrebt ist. Aus demselben ließe sich vielleicht eher ein quäckerischer als echt evangelischer Gottesdienst ableiten. Was sollte man z. B. in der „biblischen und echt evangelischen“ Gottesdienstordnung mit Frauen anfangen, denen in demselben Kapitel ganz bestimmt in der Gemeinde Schweigen auferlegt ist? Sie dürften doch nicht in die Responsorien einstimmen.

Der „urchristliche“ Ursprung einer responsorischen Gottesdienstordnung steht auf ebenso schwachen Füßen als der biblische. Der Verfasser beruft sich dafür auf „die ältesten Gottesdienstordnungen, die nur in den apostolischen Konstitutionen unter dem Namen des Markus und des Apostels Jakobus überliefert worden seien.“ Darauf ist zu

erwidern, daß die Entstehung, Zusammenstellung und der Gebrauch derselben in der ursprünglichen christlichen Kirche noch dergestalt ins Dunkel gehüllt ist, daß es ziemlich gewagt erscheint, mit ihrem liturgischen Teil eine allgemeine und einheitliche Gottesdienstordnung begründen zu wollen, zumal derselbe auch nur in einem Teil der Kirche gebraucht worden sein soll, und zwar fast ausschließlich im Orient. Dann darf nicht übersehen werden, daß, um wieder mit Ehrenfeuchter zu reden, das Ziel des Protestantismus allerdings die Wiederherstellung des Urchristentums ist, aber nicht der Anfang des Christentums, sondern sein Prinzip soll verwirklicht werden; daher greift die Sphäre des Kultus weiter als die heiligen Schriften und als die Gottesdienstordnungen der ersten Jahrhunderte; und darum bleibt der protestantischen Liturgie die große, weltumfassende Aufgabe, „die ewigen Formen des Kultus aufzufinden und darzustellen."

Solches für den Bereich unserer Kirche zu tun, ist eine der denkbar schwierigsten Aufgaben. Der Gedanke einer für alle unsere Gemeinden maßgebenden Form der öffentlichen Gottesverehrung mag für viele Pastoren und wohl auch Gemeinden anziehend und schön sein; aber der Weg zu diesem Ziele ist ein mühevoller und beschwerlicher. Mit einer Gottesdienstordnung wäre unserer Kirche aber nicht gedient, die aus einem Dutzend alter und neuer Liturgien anderer Kirchengemeinschaften zusammengestellt werden würde. Eine solche könnte nur durch ein gründliches und unparteiisches Studium des religiösen Lebens in unserer Kirche zustande kommen. Sie dürfte nicht die eine Weise der Frömmigkeit mit Ausschluß einer andern darstellen, sondern müßte der echte Ausdruck der in unserer Kirche vorhandenen G e s a m t f r ö m m i g k e i t sein. Diese genau zu ermitteln, in der Manigfaltigkeit des in den Gemeinden unserer Kirche pulsierenden religiösen Lebens die Einheit zu finden und ihr durch eine Gottesdienstordnung das königliche Gewand zu geben, in das der menschgewordene Gottessohn gehüllt war, dazu gehört eine gründliche Kenntnis unserer Kirche und sehr geschärfte geistige Augen. Sobald vermöge einer solchen Kenntnis von Sehkraft auf Grund sorgfältiger Untersuchungen und Erhebungen von der Ortsgemeinde an bis zur Generalsynode das Wesen der Gesamtfrömmigkeit in unserer Kirche festgestellt ist, mag auch der liturgische Ausdruck gefunden werden, durch den sie zur erbaulichen Darstellung kommt. Bis dahin wollen wir uns der freien Bewegung, welche uns unsere Agende gestattet, dankbar erfreuen, davon den rechten, dem religiösen Gemeindeleben entsprechenden Gebrauch machen, und vor allem aufrichtig bestrebt sein, fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.

Folgende Thesen mögen zur weiteren Besprechung dieses Gegenstandes als Fingerzeige dienen:

1. Die Möglichkeit, das Wesen unserer Kirche nach ihrem Bekenntnis und Kultus in eine Gottesdienstordnung zu kleiden, die allgemein Befriedigung gäbe, ist zur Zeit noch zu verneinen.

2. Eine einheitliche Gottesdienstordnung ist durch ein sich überall gleich äußerndes Erbauungsbedürfnis bedingt, das zuerst zu ermitteln und festzustellen wäre. Dieselbe wäre also nur dann berechtigt, wenn sie naturgemäß aus dem allgemeinen Bedürfnis nach einer gleichförmigen öffentlichen Gottesverehrung erwüchse.

3. Wie die einfachste, vom Geiste Christi getragene und erfüllte Gottesdienstordnung dem vorhandenen religiösen Leben in einer Gemeinde und Kirchengemeinschaft die rechte Weihe gibt und die Herzen in geheimnisvoller Weise himmelwärts zieht, so wird der Mangel an religiösem Leben nicht durch die beste und kunstvollste Liturgie ersetzt werden können.

4. Durch eine einheitliche Gottesdienstordnung wird die Gesamtfrömmigkeit einer Kirchengemeinschaft dargestellt. Solange wir diese Einheit aus der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens in unserer Kirche nicht klar und leicht verständlich gewonnen haben, wollen wir den Kultus, den wir unsern Vätern verdanken, festhalten und pflegen.

5. Entsprechend dem Wesen und Charakter unserer Kirche, wonach wir uns nur zur Anbetung und Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit bekennen, wollen wir es auch ferner der einzelnen Gemeinde überlassen, im Anschluß an die evangelische Agende ihre Gottesdienste ferner nach Bedürfnis zu bereichern.

Der Vorstand einer christlichen Gemeinde.

Von P. J. Jans.

Wenn heutzutage eine Gemeinde organisiert wird, so ist es das erste, daß man eine Gemeindeordnung annimmt und einen Vorstand wählt. Die erste Christengemeinde zu Jerusalem aber bestand lange Zeit ohne irgend welche derartige Ordnung und ohne Gemeindevorsteher, sie ward sogar groß und war doch nur zusammengehalten durch die gemeinsame Liebe und den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland Jesus Christus. Es wäre ein großer Irrtum, sich die Apostel als die amtlichen Prediger oder geborenen Regenten vorzustellen. Daß sie als die Freunde des Messias und als die Begründer der Gemeinden einen großen natürlichen Einfluß ausübten, ist wahr. Aber weder ihre Predigt noch die Verwaltung der Liebesgaben, die man ihnen im Anfang überließ, geschah von Amtswegen. Wenige Jahre später überragte sogar ein Nichtapostel, Jakobus, der Bruder des Herrn, offenbar ihr Ansehen (Ap.-Gesch. 15, 13; Gal. 2, 9. 11. 12). Ein geordnetes Gemeindeamt besteht nicht. Erst beim Wachstum der Gemeinde macht sich das Bedürfnis dafür fühlbar (Ap.-Gesch. 6, 1). Die formlose Armenpflege, wie sie die Apostel nebenher betreiben, reicht auf die Dauer nicht aus, und so schlagen sie selbst der Gemeinde vor, sieben Almosenpfleger zu wählen. Nirgends wird für diese Männer der Name „Diakonen“ gebraucht, sondern „die Sieben“ nennt die Apostelgeschichte sie noch lange nachher (21, 8). Dies war also die Erstlings-

gestalt des geordneten Amtes und dies Amt ging schnell wieder unter. Nach dem Tod des Stephanus erhob sich eine große Verfolgung, die Gemeinde wurde zerstreut und das Amt „der Sieben" ward hernach nicht wieder hergestellt. Wie wenig die Apostel hierarchische Gelüste hatten, sehen wir aber schon aus der Wahl der Almosenpfleger, sie verhalten sich dabei lediglich ratgebend, die Gemeinde wählt frei aus ihrer Mitte. Durch Handauflegung hernach übertragen sie nicht etwas von ihrer apostolischen Amtsgewalt auf diese Männer, denn Kap. 6, 2—4 haben sie selbst erklärt, daß die Armenpflege gar nicht ihres Amtes ist — sondern sie erflehen nur im Gebet den Segen Gottes über diese Männer „voll heiligen Geistes und Weisheit." Im 11. Kap. der Apostelgeschichte (11, 30), werden zum ersten Mal „Aelteste" (πρεσβύτεροι) erwähnt, welche die der Gemeinde zufließenden Gaben entgegennahmen. Dieses Amt, das auch Kap. 15, 6. 23 genannt wird, zeigt, daß die Apostel es für nötig fanden, eigentliche Vorsteher für die Gemeinde erwählen zu lassen. Was war natürlicher, als daß sie das Amt der jüdischen Gemeindevorsteher auf die christliche Gemeinde übertrugen. In jeder Stadt nämlich, wo eine jüdische Gemeinde war, hatte dieselbe auch ihre „Aeltesten"; diesem Amt entsprechend, wurden nun auch christliche Gemeindeälteste gewählt, und zwar von der Gemeinde gewählt wie der Ausdruck χειροτονήσαντες αὐτοῖς (von ihnen wählen lassen) anzeigt (χειροτονῶ = ich strecke die Hand aus; ich stimme mit ausgestreckter Hand in der Volksversammlung, wähle, beschließe), hätte Paulus und Barnabas allein gewählt, so würde man ἐκλεξάμενοι erwarten, vgl. 2. Kor. 8, 19. — Auch in den von Paulus gegründeten Gemeinden merkt man wenig oder nichts von einem geordneten Amte. Der Apostel redet wohl 1. Kor. 12, 28 von κυβερνήσεις, Gaben der Leitung, und 1. Kor. 16, 15. 16 von Männern, die sich τοῖς ἁγίοις εἰς διακονίαν (den Heiligen zu Dienste) verordnet haben und an der Gemeinde mitarbeiten: aber eben der Ausdruck ἔταξαν ἑαυτούς (verordneten sich selbst) spricht dafür, daß eine formelle Gemeindeordnung noch nicht bestand, sondern die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten noch in der Hand angesehener Erstlinge der Gemeinde (Röm. 16, 5—1. Kor. 1, 15; 16, 15; Röm. 16,23) lag und freiwilliger Helfer derselben, die sich ohne besondere Wahl und Bestellung zusammengefunden hatten. Der Amtsbegriff des Apostels, den er 1. Kor. 12 anwendet, ist noch ein rein idealer. Wohl redet er von διακονίαι (Diensten), gibt auch V. 28 eine gewisse Rangordnung derselben, aber dieselbe geht über in Aufgaben, welche man sich — wie z. B. Krankenheilungen und Wohltätigkeit — gar nicht in der rechtlichen Amtsform denken kann. Diese διακονίαι sind offenbar nur Synonyme von entsprechenden χαρίσματα (vgl. V. 4—6), „Aemter" lediglich in dem rein sittlichen Sinne, in welchem jede besondere Gabe auch ihre entsprechende Aufgabe mit sich führt, nicht Aemter in rechtlich-geordneter Form. Beim Beginn der christlichen Zeitrechnung gab es im römischen Reiche zahllose Vereine, die man sehr wohl den Logen vergleichen kann. Der Name für einen solchen Verein

war θίασος. Fast alle Vereine scheinen ein religiöses Element gehabt zu haben. Es fehlt in ihrem Vereinssaal auch der Altar nicht. Ihre Zusammenkünfte hießen: „die heilige Synode" (ἱεροσύνοδος), die Beamten aber wurden ἐπίσκοποι und διάκονοι Aufseher und Helfer oder Diener genannt. Als die christlichen Lehren, hauptsächlich in den größeren Städten des römischen Reiches, zuerst verkündigt wurden, war demnach der genossenschaftliche Zusammenschluß derer, die diese Lehren annahmen, keine vereinzelte und sonderliche Erscheinung. Nicht alle Gläubigen aber traten sofort der Genossenschaft bei. Es mußte demnach die Vereinigung der Gläubigen zu Genossenschaften, wenn nicht als ein christlicher Glaubensartikel, so doch als ein Grundsatz der christlichen Ordnung verkündet werden. Der Hebräerbrief betont das besonders unter Hinweis, daß der Tag nahe sei (Hebr. 10, 25). Der Judasbrief verurteilt die, „welche sich absondern" und charakterisiert sie als solche, welche nach ihren eigenen Lüsten des gottlosen Wesens wandeln". Solche Mahnungen enthalten auch: der Hirt des Hermas, der Brief des Barnabas (70—140) und die Briefe des Ignatius, † 107 resp. 138. Für den, der die christlichen Gemeinden von außen betrachtete, nahmen sie sich noch nicht anders aus als die früheren Genossenschaften im römischen Reiche. Sie brauchten dieselben Bezeichnungen für ihre Versammlungen, und auch die Namen ihrer Beamten waren zum Teil dieselben. Hier und dort bildete das Bekenntnis zu einer gemeinsamen Religion die Grundlage der Genossenschaft. Hier und dort steuerten die Glieder zu einer gemeinsamen Kasse bei oder erhielten Unterstützungen aus ihr, und in vielen Fällen, wenn auch nicht immer, hielten sie gemeinsame Mahlzeiten. Der Zutritt zu den Vereinen stand hier wie dort nicht nur den freigeborenen Bürgern offen, sondern auch den Frauen und Fremden, den Freigelassenen und Sklaven. Betraf daher ein römischer Statthalter in seiner Provinz christliche Genossenschaften, so bezog er auf sie die allgemeinen Verordnungen, welche für derartige durch den Kaiser verbotene Vereine galten (Plin. Epist. 10, 96 (97), 7. Hatch, die Gesellschaftsverfassung der christlichen Kirchen im Altertum).

Aber schon unter den Augen und Händen der Apostel bildeten sich Ortsgemeinden mit bestimmten Vorstehern. So setzt Röm. 12, 8 προϊστάμενος in der Römergemeinde voraus; Phil. 1, 1 grüßt der Apostel die „Gemeinde samt Aufsehern und Dienern" und schon 1. Theff. 5, 14 f. redet er offenbar zu Vorstehern der Gemeinde, welche dieselbe zu ermahnen haben und sich versucht fühlen könnten, „den Geist zu dämpfen," und gibt ihnen eine Art Anleitung für ihr Amt. So sehen wir ihn auch in Korinth die Anfänge einer Gemeindeordnung einführen. „Lasset alles wohlanständig und ordnungsgemäß zugehen, denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, des Durcheinander, sondern des Einklangs, des Friedens (1. Kor. 14, 40. 33).

In den großen Gemeindeversammlungen, wie sie uns von Justin dem Märtyrer († 165) beschrieben werden (die größere Apologie Kap.

61—67), wurden die Opfergaben in Empfang genommen und gesegnet von einem Beamten, aber sie wurden durch andere unter das Volk verteilt. Der Name, welchen diese trugen (διάκονοι), war nicht nur ein gewöhnlicher für solche, welche bei Tische aufwarteten, sondern scheint auch speziell auf diejenigen angewandt worden zu sein, welche bei einer religiösen Festlichkeit das Opferfleisch unter die Festversammlung zu verteilen hatten. In dieser Hinsicht haben die Diakonen eine Stellung erhalten, die sie niemals später verloren haben; in allen Kirchen, sofern sie überhaupt mit dem Ritual konservativ geblieben sind, führen die Beamten, welche dem Vorsteher bei dem Abendmahle assistieren — mögen sie nun sonst Erzbischöfe, Bischöfe oder Presbyter sein — die Titel Diakon oder Subdiakon.

Gegen Ende des apostolischen Zeitalters finden wir noch keinen Rangunterschied der Aemter. Fragen wir nun, was waren die Amtspflichten der Aeltesten, so erfahren wir zunächst, daß sie die Disziplin ausübten. Die christlichen Gemeinden waren, was sie waren, hauptsächlich durch die Straffheit ihrer Disziplin. Das Band des gemeinsamen Glaubens war lockerer als das Band eines gemeinsamen Ideals und einer gemeinsamen Praxis. Das Bekenntnis war noch unbestimmt, der Sittenkodex war klar. Denn das Reich Gottes war gekommen, und es war ein Reich der Gerechtigkeit. Zwischen den Gläubigen und denen, „die draußen sind," der Welt, bestand ein schneidender Gegensatz. Die christlichen Gemeinden standen in der Welt. Ihre Glieder waren genötigt, tagtäglich in die furchtbare Korruption hinein zu schauen, aus welcher die göttliche Gnade sie gerettet hatte. Die einfache Tatsache, daß sie an den gemeinsamen Sünden ihrer Nachbarn nicht teilnahmen, zog ihnen die Verleumdung zu, daß ihre ehrbare Haltung nur ein Deckmantel für die schwärzesten Untaten sei. Mitten unter einem „unschlachtigen und verkehrten Geschlecht" konnten sie sich selbst nur durch die peinlichste Umsicht bewahren. Hüter dieser sittlichen Reinheit waren in jeder Gemeinde die Beamten. Sie „wachten über die Seelen, als die da Rechenschaft dafür abgeben müssen." Wöchentlich vereinigte sich die Gemeinde nicht nur zum Gebet, sondern auch zur Ausübung der Sittenzucht. „Wir kommen zusammen," sagt Tertullian († 220), „zur Erforschung und Erwägung der göttlichen Schriften, wenn die Beschaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte eine Ermahnung oder Erinnerung erheischt; stets aber nähren wir durch die heiligen Worte unseren Glauben, richten die Hoffnung auf, befestigen das Vertrauen und geben ebensosehr der Disziplin Festigkeit durch Einprägung der sittlichen Vorschriften. Es wird auch Gericht gehalten mit großem Nachdruck, wie bei Leuten, die der Gegenwart Gottes gewiß sind, und es ist ein bedeutsames Vorzeichen des künftigen Gerichtes, wenn jemand so gefehlt hat, daß er von der Gemeinschaft des Gebetes, der Zusammenkünfte und des gesamten heiligen Verkehrs entfernt wird. Die bewährtesten Aeltesten führen den Vorsitz." (Tertull. Apol. 39.) Und um dieselbe Zeit schreibt Origenes († 254):

„Unter uns sind einige damit betraut, das Leben und den Wandel derer zu überwachen und zu prüfen, welche zu uns kommen, damit sie solchen den Eintritt in unsere Gemeinschaft versagen, welche das tun, was verboten ist, die andern aber in dieselbe einführen und sie von Tag zu Tag besser machen (Origen. c. Cels. 3, 51).

Die christlichen Presbyter übten gleich den jüdischen auch eine auf freier Zustimmung beruhende Gerichtsbarkeit in Privatstreitigkeiten zwischen Christen aus. Gleich im Anfang, als die christlichen Gemeinden sich eben organisierten, betrachtete es Paulus als ein unerträgliches Aergernis, daß „ein Bruder mit dem andern haderte, und dazu vor den Ungläubigen." Nachdem die Organisation der Kirchen vollständiger geworden war, kam die Gerichtsbarkeit unzweifelhaft an das Presbyterium, an das Aeltesten-Kollegium. „Lasset die, so einen Streit haben," sagen die Clementinen (2. Hälfte des 2. Jahrhunderts), „nicht hadern vor den bürgerlichen Gerichten, sondern sucht sie auf jede Weise durch Aelteste der Kirche zu versöhnen, und trachtet, daß sie sich ihrem Urteile bereitwillig unterwerfen." (Clement. Epist. Clem. ad Jacob. 10.)

Es war den Aeltesten der alten Kirche nicht untersagt zu lehren, aber es ist gewiß, daß nicht alle notwendig lehren mußten. Anfangs des 3. Jahrhunderts machte man die Unterscheidung, daß, sofern den Bischöfen die Verkündigung der Lehre obliegt, die Aeltesten die Sittenregeln zu predigen haben. Noch später sagt Chrysostomus († 407), daß zu seiner Zeit die weniger intelligenten Aeltesten mit dem Vollzug der Taufhandlungen betraut seien, die verständigeren mit der Predigt. (Chrys. Homil. 3 in Epist. I ad Corinth. c. 3, Op. Vol. X p. 19, ed. Montf.)

Es kann kein Zweifel sein, daß die Vorsteher, sofern sie gewählte waren, auch absetzbar waren. Die Gemeinde hat mindestens noch im dritten Jahrhundert in abstracto das Recht gehabt, untüchtige Beamte zu entfernen. Aber in concreto war vom Anfang an die Ausführung dieses Rechtes sehr erschwert. Denn was die fungierenden Aeltesten betrifft, so konnte es leicht als Pietätlosigkeit und Entziehung der τιμὴ καθήκουσα (der gebührenden Ehre) gedeutet werden, wenn man sie ohne die dringendsten Gründe entfernte, was aber die Bischöfe und Diakonen anlangt, so war ihre Tätigkeit fast ohne Kontrole und galt als eine charismatische. Wo das vorhandene Wahlrecht des πλῆθος (der Volksmenge, Gemeinde) und die Souveränität desselben nicht nur durch die Rücksicht auf das „Alter", sondern auch auf die göttliche Begabung der Ausübenden beschränkt ist, da muß die Entsetzung, zu der man berechtigt ist, leicht als Sünde erscheinen. Der Grundsatz der Lebenslänglichkeit für die πρεσβύτεροι ἐπισκοποῦντες (die aufsichtsführenden Aeltesten) hat jedenfalls in Korinth und Rom am Ende des ersten Jahrhunderts noch nicht gegolten; denn Clemens weist (in seinem ersten Briefe) nur darauf hin, daß die Absetzung unter Umständen eine ungerechte und sündhafte sei. Eine galatische Inschrift vom Jahre 461 spricht

von jemand, der das Amt des Aeltesten zweimal bekleidet hat (δὶς γενόμενος πρεσβύτερος) und belehrt uns, daß noch im 5. Jahrhundert in Galatien eine Auffassung vom Amte geherrscht hat, die man in dieser Zeit nicht mehr vermutete (Corp. Inscr. Graec. No. 9259).

Mehr und mehr aber nahm die zur Staatskirche gewordene Hierarchie den Laien die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten aus der Hand. Der Presbyter wurde in der römischen Kirche zum Priester, der Diakon wurde ein kirchlicher Unterbeamter.

In der Reformationszeit versuchte man das Amt der Diakonen und Presbyter mit der ursprünglichen Aufgabe wieder herzustellen. Luther schreibt: „Nach dem Predigtamt ist in der Kirche kein höher Amt denn diese Verwaltung, daß man mit dem Kirchengut recht und aufrichtig umgeht, auf daß den armen Christen geholfen werde, daß sie nicht Not leiden" (Luthers Werke von Walch, Bd. 13, S. 2464). Zur praktischen Durchführung kam es aber in der lutherischen Kirche weniger als in der reformierten. Calvin sieht das Amt der Diakonen als eins der vier an, die zur Kirchenregierung unentbehrlich sind und unterscheidet zwei Arten der betreffenden Persönlichkeiten: Almosensammler und Verwalter, sowie Kranken- und Armenpfleger. So hat man noch heute in den Zweigen der reformierten Kirche Aelteste und Diakonen. In der bischöflichen methodistischen Kirche ist der Diakon ein Glied der Geistlichkeit und steht unter dem Aeltesten. Auf den jährlichen Konferenzen werden Diakonen durch den Bischof ordiniert. Diese dürfen bei der Austeilung des heil. Abendmahles mithelfen, Taufen vollziehen, Trauungen vornehmen und dienen als Reiseprediger. In den Kongregationalkirchen werden ein oder mehrere Diakonen gewählt, die bei der Austeilung des heil. Abendmahles helfen, die Ratgeber des Pastors und die Almosenpfleger der Gemeinde sind. Ebenso ist es in der presbyterianischen und reformierten Kirche, wo die Diakonen von der Gemeinde gewählt und durch den Prediger ordiniert werden. Sie sind da auch die Verwalter der Liebesgaben für die Armen und Mission und die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde liegt in ihren Händen. In den lutherischen Kirchen, sowie auch in unserer evangelischen Kirche bezeichnet man die Vorsteher der Gemeinde seltener mit dem Namen „Diakonen", das Amt ist aber auch da: die Wohltätigkeit der Gemeinde in den richtigen Bahnen zu leiten und die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde ordnen. In den letzten Jahren haben eine Anzahl Staaten ein Gesetz erlassen, daß die „Diakonen", wir sagen die Vorsteher, von Amts wegen die gesetzlichen Trustees des Kircheneigentums sind, einerlei ob die Gemeinde inkorporiert oder nicht inkorporiert ist. — Die Irvingianer, oder wie sie sich nennen, „die katholisch-apostolischen Gemeinden", haben vor etwa 70 Jahren das sogenannte apostolisch vierfache Amt nach Eph. 4, 11 wieder hergestellt. Sie haben Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Die Hirten und Lehrer bilden den Klerus der Einzelgemeinde, und zwar in drei Stufen: an der

Spitze steht der Engel oder Bischof als Gemeindehaupt und Seelsorger der Priester; ihm zur Seite (höchstens sechs) Priester, die in seinem Auftrage und unter seiner Leitung Wort und Sakrament spenden und Seelsorge üben, und (höchstens sieben) Diakonen, die von der Gemeinde gewählt werden, für Unterstützung der Priester in der Seelsorge, Armen- und Krankenpflege, Beratung der Gemeindeglieder in irdischen Dingen und ähnlichem. Der Engel mit dem Priester und den sieben Diakonen bildet die geistliche Ratsversammlung, die jedoch nur beratenden Charakter hat und den Engel nicht bindet. Die apostolische Zeit weiß jedenfalls von einer so komplizierten Gemeindeordnung nichts.

Predigtentwürfe über die altkirchlichen Episteln.

(3—11 nach Trinitatis.)

P. G. Fr. Schütze.

1. Petri 5, 6—11.

A. Elias Ruf an das Volk Israel (1. Kön. 18, 21) ist auch heute noch zeitgemäß; unsere Zeit steht im Zeichen der Halbheit. Jedoch die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben. Ganz! Entweder — oder! (Matth. 6, 24.) Jesu Bitte (Matth. 6, 33) und Gottes Verheißung (V. 7) rufen uns heut zu:

B. Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?

I. Was habt ihr von Satan zu erwarten?

1. Was fordert der Teufel von uns? Nicht viel und doch alles; nichts schweres und doch furchtbar drückendes. So spricht der Teufel: „Iß und trink und habe gute Zeit, freue dich deines Lebens und genieße es. Ja, sollte Gott von euch armen, schwachen Menschen wirklich verlangen, daß ihr alles Schöne, alles harmlose Vergnügen entbehren sollt? Was nüchtern? Der Taumel des Rausches hilft am besten über so manches Elend hinweg. Was wachet? Selbst Jesus hat geschlafen, und seinen Freunden gibt er es ja schlafend. Was demütigt euch? Ihr werdet sein wie Gott, wenn ihr nur den Willen dazu habt. Darum Ps. 2, 3." Das ist sicher ein Programm, das vor den Augen der Leute gewiß unbesehen Anklang findet; wie überhaupt der in dieser Welt am ehesten seinen Zweck erfüllt, wer an die Leidenschaften appelliert. Aber wer die Leidenschaften aufrührt, meint der es ehrlich mit euch? Er will im Trüben besser fischen. So kann uns auch des Teufels Programm nur so lange gefallen, als wir es unbesehen lassen. Besehen wir es doch genau! Was steckt hinter der Maske?

2. Der Esel steckte sich einst in eine Löwenhaut; der Löwe aber und die reißenden Wölfe tragen am liebsten Schafskleider. Woran erkennen wir den brüllenden Löwen Satan? Ex ungue leonem (an der Klaue erkennt man den Löwen), oder Matth. 7, 20. Oder ins praktische Leben übertragen: Wie wir nach Hebr. 13, 7 auf das Ende unserer Lehrer schauen sollen, so können wir auch am Ende der Gott-

losen sehen, was wir vom Temfel zu erwarten haben, vgl. Saul 1. Sam. 31, 4; Absalom 2. Sam. 18, 14; Haman Esth. 7, 10; Antiochus 2. Makk. 9, 9 u. 28; Judas Ischarioth Matth. 27, 5.

3. Darum: Widerstehet dem Teufel; denn er ist unser Widersacher, **der** böse Feind. Haben wir ihn als solchen erkannt, und lassen uns doch immer wieder mit ihm ein? Wie lange wollen wir noch hinken? Vielmehr eine reinliche Scheidung und offene Kriegserklärung der alten Schlange! Denke an deinen Taufbund: Ich entsage dem Teufel u. s. w. Offener Krieg bis aufs Messer, kein fauler Friede. Unterschätze den Feind auch nicht (Gesangbuch 194, 2.) Er wird dir noch manche Wunde beibringen, wenn er sieht, daß du ihm nicht den Willen läßt. Die Leiden der Welt bringt er über euch, wie über Hiob. An diesem lernt ein Beispiel, fest zu sein im Glauben. Der Sieg muß uns bleiben. Bei uns der Feldherr, der den Feind schon einmal überwunden; hier die Waffen, an denen abprallen die feurigen Pfeile des Bösewichts. Nüchternheit und Wachsamkeit. Nüchtern im Fleisch und brünstig im Geist; wachsam zur Abwehr und wachsam zum Glauben und Gebet. Damit überwindest du; denn 1. Joh. 5, 4.

II. **Was habt ihr von Gott zu erwarten?**

1 v. 10. Wie anders klingt es bei Gott! Der Gott aller Gnade. Wie anders seine Gabe! Vollbereiten bis gründen. Aus Gnaden hat uns Gott berufen zu seiner Herrlichkeit und ruft uns noch jeden Tag. Aber sind wir auch bereit? Nein; darum eben will er uns bereiten und zwar nicht stückweise, sondern voll und ganz. Wie es heißt Ps. 68, 20; so dürfen wir auch fröhlich gewiß sein: Gott beruft uns zu seiner Herrlichkeit, so wird er uns auch fähig machen, sie zu empfangen. Er gibt Stärke und Kraft dem Evangelio von Christo zu glauben, und die Mächte des Verderbens abzuwehren. Glaube niemand, daß er aus sich selbst glauben kann. Die Starken fallen und die Kräftigen werden zu Schanden; aber durch den Kraft-Held (Jes. 9, 6) werden die Schwachen stark, und kräftig die Unvermögenden, so daß sie wurzeln und gründen können. Wer Satan dient, der ist wie ein Baum, der im Wüstensand wurzeln will, oder ein Schiffbrüchiger, der im Ozean gründen will. Wer aber Gott dient, den läßt er im Evangelio fest gründen, wie einen Baum an einem Wasserbach (Ps. 1, 3), daß ihn kein Sturm und Wetter stürzen kann, weil er in dem ewigen Felsen Wurzeln geschlagen hat.

2. Haben wir auch diese Gnade von Gott empfangen, dann sind die Leiden dieser Welt uns keine Anfechtung mehr, sondern treiben uns immer nur dichter an Jesu Brust; gleichwie ein ordentlicher Sturm wohl den morschen Baum entwurzelt, den gesunden aber nur fester Wurzeln schlagen läßt. Zudem wissen wir, es ist nur ein Weilchen, daß wir leiden. Je schwärzer aber die Nacht, desto heller leuchten die Sterne, desto strahlender geht die Sonne auf. Da wir wissen, es geht durch's Kreuz zur Krone, und daß das Kreuz nie unsere Kraft übersteigen darf, so halten wir mit Paulus, daß Röm. 8, 18. Ueber ein Weil-

chen wird deine Kammer voll Sonne sein, wenn dich Gott nun erhöhet zu seiner, nicht zu deiner Zeit. Harre aus; wenn die Stunden sich gefunden usw. Erwarte nur der Zeit, so wirst du schon erblicken usw.

3. Darum: Sorge nicht, Gott sorgt für euch. Demütig und still sich in Gottes gewaltige Hand geben, das ist die Forderung unseres Textes. Gewiß, härter ist das, ganz auf das Recht der eigenen Persönlichkeit zu verzichten, sich, wie die Welt sagt, sklavisch unter einen andern Willen beugen, verzichten auf das edelste Menschenrecht, sein Leben selber zu gestalten, ungleich härter als des Teufels Losung: Tue, was dir gefällt! Aber kann der Mensch irgend etwas besser oder weiser einrichten als der Allweise? Und da er für uns Sorge trägt, wie könnte es uns besser gehen? Dem Teufel gefällt Sorgen und Grämen und selbstgemachte Pein, womit er gerade dem Frommen einen Strick dreht, aber Gott nie.

C. Jos. 24, 15 a, damit dem Hinken auf beiden Seiten ein Ende gemacht werde. Unser Entschluß aber laute: Gott, dem Vater, Sohn und Geist, sei Ehre und Macht u. s. w. (V. 11.) Amen!

Röm. 8, 18—23.

A. Sind wir am vergangenen Sonntag einig geworden, daß die Leiden dieser Zeit der Herrlichkeit nicht wert sind, so laßt uns heute die Konsequenzen daraus ziehen. Hesiod: Vor die Vollkommenheit setzten die Götter den Schweiß. So hier auf Erden Leiden vor der Herrlichkeit im Himmel. Die Erde das Jammertal (Luther), wo alles seufzt, selbst die unvernünftige Kreatur. Dereinst aber soll alles, auch die Kreatur, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelangen. Darum:

B. **Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit u. s. w.**

Darum:

I. Seid geduldig in Trübsal!

1. Der Mensch muß leiden um der Sünde willen. Das ist in der Ordnung und uns auch verständlich, denn auf Schuld folgt Strafe. Was hält uns aber aufrecht und tröstet uns? Daß die Leiden nur zeitlich und kurz sind, daß aber die Herrlichkeit ewig und himmlisch ist, und daß diese auf jene folgen muß. Denke an Lazarus (Luk. 16.) Freilich nicht alle, die Leid haben, erhalten, gleichsam als Entschädigung, die Herrlichkeit, sondern nur, die ihr Leid geduldig tragen. Matth. 5, 4. Darum trage dein Leid geduldig. Spr. 16, 32. Auch Röm. 5, 4 f.

2. Aber auch die Kreatur, obwohl ohne Sünde, muß leiden. Das edle Gold, das gewürdigt ist, die Gassen des ewigen Jerusalem zu bauen (Offenb. 21, 21), wie ist es oft verflucht und verwünscht! Warum? Weil die Sünde der Menschen es mißbraucht und in den Bann der Sünde zwingt. Wenn die entfesselten Elemente, das Meer, das Feuer, der Sturm, wüten, welch trostloses Bild des Leidens und der Verwüstung! Warum? Um der Sünde des Menschen willen. Das Feuer kennen wir überhaupt erst nach dem Sündenfall. Vom Menschen

in den Bereich der Sünde gezwungen, hassen die Elemente seitdem das Gebild der Menschenhand. Wenn endlich die Tiere alle bösen Eigenschaften der Menschen zeigen, so daß man von der Bestie im Menschen spricht, wo man von dem Menschen in der Bestie reden sollte, woher kommt es? Im ersten wie im andern Paradiese (Jes. 11, 6—8) war das nicht und wird nicht sein; die Sünde macht es!

3. So mahnt uns auch das Leiden der Kreatur zur Geduld in eignen Leiden. Wenn auch die Kreatur soll frei werden vom Dienst des vergänglichen Wesens, wie vielmehr die Kinder Gottes. Sorget Gott um die Ochsen (1. Kor. 9, 9); Sperlinge (Matth. 10, 29—31); Lilien (Matth. 5, 26—30)? So sollen erst recht die Menschen, die Krone der Schöpfung, frei werden von Sünde und Leid. Nur seid geduldig in Trübsal!

II. Seid fröhlich in Hoffnung!

1. Die Herrlichkeit soll an uns offenbart werden. Das ist uns zugesagt durch das feste prophetische Wort (2. Petri 1, 19), und darum werfet euer Vertrauen nicht weg, vielmehr achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet (Jak. 1, 2). Hoff, o du arme Seele. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

2. Die Kreatur ist unterworfen auf Hoffnung. Sollte Gott seinen Geschöpfen ein Gefühl in den Busen gelegt haben, das nie in Erfüllung gehen soll? Einen Trieb, der nie befriedigt, ein Sehnen, das nie gestillt werden soll? Das wäre nicht der gütige Vater, sondern ein satanischer Dämon. Wenn wir also in der Kreatur ein Sehnen nach Erlösung sehen, so ist uns das ein Unterpfand des Grundes unserer Hoffnung.

3. Noch mehr aber: Wir haben schon das Angeld unserer Erlösung empfangen, nämlich den Geist als erstes Stück des Heils (so Cremer: Wrtb. d. N. T. l. Gräc. 181 f.), den Geist, durch den wir rufen Abba (V. 15.) Hat unser Geist also schon die größere Gabe, das erste Stück der Erlösung, empfangen, so dürfen wir auch getrost die geringere, des Leibes Erlösung erwarten. Hat Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont u. s. w.?

4. So hoffe nur freudig. Das herrliche Ziel der Kindschaft Gottes erwartet dich. Noahs Bogen steht noch immer am Himmel und Jakobs Leiter ist auch da, daß du daran aufsteigest. Sie steht zwar auf dem Grunde des Leidens, aber so steigen die Sprossen auf, sich ängsten, harren, sehnen, hoffen, warten, frei werden, Offenbarung empfangen, Kinder Gottes sein, Herrlichkeit schmecken. Was ficht uns nun noch die kurze Zeit des Leidens an? Sei fröhlich in Hoffnung!

III. Haltet an am Gebet!

1. Die Offenbarung der Kinder Gottes kommt mit dem Reiche Gottes. Erst wenn das Reich anbricht, wird offenbar, wer sein Kind ist (Matth. 13, 30. 49.) Damit aber unser Hoffen in Erfüllung geht, müssen wir mithelfen, daß das Reich komme. Dein Reich komme! Diese

Bitte zeigt uns, was wir tun sollen, um über dieser Zeit Leiden hinweg dem Reiche Gottes zuzueilen, nämlich: Betet.

2. Das ist die große Hauptbitte; denn im Reiche Gottes herrscht eitel Herrlichkeit. Darum ihr Leidenden betet um das Reich, wo kein Leiden, — ihr Traurigen um das Reich, wo keine Trauer, — ihr Sünder um das Reich, wo keine Sünde mehr ist. Wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein!

3. Weil aber das Leiden viel und schwer ist, und die Sünde täglich und groß ist, so muß auch das Gebet viel und täglich sein. Jeder neue Tag mit seiner neuen Sorge ruft uns zu: Betet; jeder neue Abend mit den neuen Sünden des vergangenen Tages mahnt uns: Haltet an. Liebe Seele, iß und trink und habe gute Tage, aber an der rechten Stelle. Im Gebet iß das Brot des Lebens, das den Hunger nach Erlösung sättigt; im Gebet trinke von der Arzenei, die den Schmerz und das Leid von dir nimmt; im Gebet findest du gute Tage, die dich vergessen lassen die bösen Tage dieser Welt. Halte an am Gebet!

C. Geduld, Hoffnung und Gebet, diese drei werden zwar nicht bleiben, wie jene anderen drei bleiben, und zwar beisammen bleiben. Vielmehr soll die Geduld enden in Freuden, und die Hoffnung in seliger Erfüllung, aber das Gebet, das bleibt, und Seele möge es dir bleiben. Jetzt im Beten des Sehnens, Hoffens und Bittens, dereinst aber des Dankens, Jubelns, Preisens, wenn dann die Herrlichkeit des Herrn an seinen staunenden Kindern soll offenbart werden. O schöner Tag (524 V. 2). Amen.

---

1. Petr. 3, 8—15 a.

A. Willst du gute Tage sehen? Ach ja, so gerne! Aber leider: 1. Mos. 47, 9. Die Zeit ist böse; selbst wenn unser Leben köstlich war, nur Mühe und Arbeit. Das macht, daß das Böse in der Welt so viel und so groß ist. Wir können gute Zeit haben, wenn wir böse sind mit den Bösen, aber dann kommt Offb. 22, 11—12. Da behüte uns Gott vor! Darum:

B. Wie stellen wir uns zu dem Bösen?

I. Werdet nicht selbst böse!

1. Die Gefahr, selbst böse zu werden, ist groß; denn wir leben unter den Bösen. Es war nicht Jesu Wille uns aus der bösen Welt zu entrücken (Joh. 17, 15); denn es soll keiner gekrönt werden, er kämpfe denn recht. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Leibliche Krankheiten werden durch Ansteckung verbreitet, die Sünde aber noch vielmehr. Hüte dich vor Ansteckung.

2. Werde nicht böse in Worten; behüte deine Zunge, daß sie nicht trüge und Böses rede. Das soll einem Christen selbstverständlich sein; denn es widerstreitet dem Gebot der Liebe zu Gott. Aber auch kein böses Scheltwort; das widerstreitet der Nächstenliebe, hat auch sonst noch Gefahr in sich. Wer schilt und trügt kann nicht beten — Gottes

Ohren aber merken auf das Gebet —, nicht segnen — nur durch Segnen erben wir Segen.

3. Werde nicht böse mit Taten, sondern 15 a. Die Herzensheiligung zeigt sich im Gutes tun; und Gottes Angesicht steht wider die, so Böses tun. Aus bösen Taten aber kommt nie Gutes (Röm. 3, 8). Darum kann auch das größte Gut, der Friede, nicht in der Welt gefunden werden, weil sie böse ist (Joh. 14, 27). Also entweder: das Böse im Herzen, dann böse Taten, böses Gewissen, böser Lohn! oder: heiliget Gott im Herzen, dann gute Taten, gutes Gewissen, guter Lohn, der Friede (Phil. 4, 7). Darum: nicht Böses tun, sondern V. 11.

II. Uebe Liebe auch wider die Bösen.

1. Der Gerechte muß viel leiden; denn es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Ein Mittel, das gegen dies Leiden hilft: Uebe Liebe gegen die Bösen (N. B. wohlgemerkt nicht gegen das Böse und den Bösen). Vgl. Josef in Aegypten (1. Mos. 50, 19—20). Wollten wir Böses mit Bösem vergelten, dann denken wir nicht Gottes Gedanken. Wir sind aber unter Gott. Das Böse wird nicht gut, wenn es zurückgegeben, also zum zweitenmal getan wird. Darum das Böse mit Gutem überwinden.

2. Wie geschieht das? Sei mitleidig und barmherzig. Ach der vielen hartherzigen Pharisäer, die sich über das Unglück der Bösen freuen, der Mitleidslosen, die bei dem Elenden (Luk. 10) in seinem Blut erst ein Komitee holen, das untersuchen soll, ob die Hilfe auch einem Unwürdigen zu teil werde. Greif zu mit Hilfe und du hast einem Sünder nicht nur den Leib, sondern auch die Seele gerettet; denn war er vorhin auch böse, die Liebe wird ihn überwinden.

3. Sei brüderlich und freundlich. Tiefer als Schwerter schneiden Worte, Sir. 28, 21; kaltes, unfreundliches Benehmen erbittert und erzürnt. Bedenke, wenn durch dein unfreundliches Wesen ein Böser in seiner Bosheit befestigt würde, anstatt durch dich den Vater preisen zu lernen; du hättest sein Verderben auf dem Gewissen, und dann Luk. 17, 1. Sei brüderlich, und nicht wie der ältere Bruder in Luk, 15, 25—32. Auch der Böse ist dein Bruder. Es mag einst über ihn im Himmel mehr Freude sein, als über dich und 98 deinesgleichen zusammen (Luk. 15, 7). Du darfst nicht richten, sondern rede und handle in Liebe nach 1. Kor. 13, 4—7.

III. Vertraue auf Gott wider die Bösen!

1. V. 14. Wenn du nicht in das Böse willigst, so wirst du leiden müssen um der Gerechtigkeit willen, und bist doch selig (vgl. Matth. 5, 10). Warum? Weil der Herr dein Gebet und Flehen hört und seine Augen über dir wachen. Ob die Bösen euch dann noch so viel zusetzen mit Trotzen und Drohen, so braucht ihr euch nicht zu fürchten, sei es in Leibesnot (Matth. 10, 28), sei es in Geistesnot (Matth. 10, 19); sondern vielmehr 1. Petr. 5, 7. Kommt auch der Böse selbst und setzt

euch zu, erschreckt nicht! 1. Kor. 10, 13, und darum kühn mit Luther gesungen: 194 V. 3.

2. V. 13. Wer kann uns schaden, wo der Verkläger verworfen ist Offb. 12, 10). Ja gewiß, die Bösen können uns allerlei Leid antun, aber Schaden? Nimmer! Achtet doch Paulus alles, was dem natürlichen Menschen Gewinn ist, für Schaden (Phil. 3, 7). So kann die Welt uns höchstens nehmen, was uns doch Schaden ist. Und deshalb nehmen sie uns gleich den Leib u. s. w., so achten wir das alles für Gewinn, so das Reich uns nur bleibet, weil wir fragen dürfen Röm. 8, 33—39.

3. Seid allesamt gleich gesinnet: nämlich in dem freudigen Vertrauen, aus dem heraus auch euer Widerstand gegen die Bösen und eure Liebe gegen die Bösen stammt, daß Gott, der Herr, der allein Gute, auch der Allmächtige ist, zu dem wir als Kinder kommen dürfen. Nicht umsonst hat er seinen Sohn gesandt, sondern sein Ziel ist: Du sollst den Segen ererben. Dazu hat er dich, nur gerade dich, berufen durch Jesu Leiden und Sterben. Wirf dein Vertrauen nicht weg, du bist sein Kind. Und hat Gott dir diesen Namen verliehen, dann bist du auch der Erbe des Segens.

C. So wirst du gute Tage sehen; gute Tage voll Leiden und Trübsal, voll Not und Ungemach, durch Ehre und Schande (2. Kor. 6, 8—10) u. s. w., und doch gute Tage; denn damit sind es Tage nach Matth. 28, 20. Amen!

Röm. 6, 3—11.

A. 2. Mos. 20, 13, so sagt unser Evangelium. Du sollst töten, unsere Epistel. Wer da tötet, soll sterben, und doch wer da tötet, wird leben. Ja und nein, das ist eine schlechte Theologie. Wie stimmt das nun? Das Evangelium spricht vom Leibe, die Epistel aber von der Seele. Töte, aber nicht den Leib, sondern die Sünde, so wirst du leben! Töte den Tod, der Sünde Sold, und stirb, dann lebt Christus in dir.

B. **Wie gelangen wir aus dem Tode zum Leben?**

Wenn unser Leben ist:

I. Ein beständiger Karfreitag.

1. Was Karfreitag ist und bedeutet, wißt ihr: Jesu Tod. Wie kann unser Leben ein beständiger Karfreitag werden? Sollen wir Jesum kreuzigen? Das sei ferne! Aber uns selbst, den alten Menschen. Wir reinigen täglich den Leib und die Kleider, so auch die Seele. Wir haben nicht nur an, sondern in uns, was entfernt werden muß.

2. Der alte Adam (V. 4 a) ist begraben in der heil. Taufe, aber doch nicht tot. Grade die Taufe läßt ihn bei vielen nicht ganz sterben. Z. B.: Die Asche begräbt wohl die Glut, aber hält sie auch am Glühen, so daß ein scharfer Wind sie wieder zur hellen Flamme entfacht. So legt auch die Taufe über manchen Sündenmenschen den Trost des fau=

len Gewissens: Wir sind getauft. Der scharfe Weltwind aber erweckt darunter gar bald neue Sündenflammen.

3. Aber fort mit diesem! Kreuzige, kreuzige ihn! Mach ein Grab, nicht auf dem Kirchhof, sondern unter Jesu Kreuz. Wie lang und breit? Dein eigen Maß. Wie tief? Nicht sechs Fuß, sondern viel tiefer. Bergleute können nur bis zu einer bestimmten Tiefe graben, weil die Hitze zu arg wird. Auch der alte Mensch muß sich von Jesu Liebesglut fern halten, sonst stirbt er. Drum grabe das Grab nur so tief in Jesu Liebe hinein, daß der alte Mensch sterben muß.

4. Und dann hinein mit ihm und allen seinen Sünden, groß und klein, laut und heimlich, lieb und unlieb. Dann aber wälze einen Stein darauf und türme den Grabhügel immer höher durch Ringen, Wachen Beten und durch fleißigen Gebrauch der heil. Gnadenmittel. Oben auf dem Hügel aber pflanze Jesu Kreuz und grab es fest ein, daß es dir nicht umfalle. Ja treib es dem alten Adam durch das Herz; dann hast du einen beständigen Karfreitag.

5. Das alles geht aber nicht so schnell. Das Begraben ist das letzte. Erst kommt das Todesurteil. Er ist des Todes schuldig. Stimmst du ein in dies Urteil über deinen Adam? Dann: Welchen soll ich euch freigeben? Den alten Adam, Barrabas, den Sohn des Vaters (der Lüge) oder den Menschen Gottes, das neue Leben in dir, das Kind des Vaters? Wer soll leben? Fort mit Adam zum Kreuz! Ein langsamer Tod. Du kannst ihm nicht mit dem Schwert einmal ein Ende machen. Stecke ein das Schwert! Sondern Nägel herbei, langsam einen nach dem andern der Sünde durch Hände und Füße, durch Fleisch und Blut treiben. Vgl.: in täglicher Reue und Buße soll ersäuft werden und sterben.

6. Wie geschieht das? V. 4 a und 7. Die heil. Taufe ermöglicht uns das Sterben, weil sie gerecht macht. Sie pflanzt in uns den Keim zu gleichem Tode mit Jesu. Wir sind alle getauft, so muß das geistige Wachstum in uns dahin führen, daß wir alle mit ihm sterben und sterben wollen. Joh. 11, 16. Du darfst um deiner Seele willen nicht sterben, ehe du gestorben bist! Bist du bereit zum Leibestod durch deinen ersten Tod von den Sünden? Rasch tritt der Tod den Menschen an. Müßtest du am Ende in Sünden sterben, ehe du von den Sünden gestorben? Furchtbar, schrecklich! O eile zu sterben, auf daß du lebest!

II. Ein ewiger Ostermorgen.

1. Beim Begräbnis darf es nicht bleiben, V. 8. Die Taufe hat zwei Seiten, auch das täglich wiederum Auferstehen. Wie wäre es auch anders möglich? V. 9. Nun kann ihn kein Petrus verleugnen, kein Judas verraten, kein Kaiphas verurteilen, kein Herodes verachten, kein Pilatus töten, keine Wache im Grab, kein Tod in der Verwesung, kein Teufel in der Hölle halten; sondern er ist hindurch zu der Herrlichkeit des Vaters.

2. V. 4 b. 515 V. 2. So wird Christenleben zum Herrlichkeitsleben. Kein Mensch kann uns schaden (Röm. 8, 18), keine Sünde kann

uns verdammen (Röm. 8, 1), kein Teufel uns fällen (Matth. 4, 10). Freilich er ruht vor der Tür u. s. w. (1. Mos. 4, 7). Daß wir hinfort der Sünde nicht dienen! Einzige Bedingung. Und siehe, welche Liebe, eben das, was uns nachher allein abgefordert wird, das zu tun gibt uns der Vater zuvor die Kraft.

3. Spürst du schon die Herrlichkeit? Verzweifle nicht! Der Anfang ist gemacht durch die heil. Taufe. Joh. 3, 5. Du bist getauft, du kannst in das Reich kommen. Achte das heil. Sakrament nicht gering. Es ist a) eine feste Zusicherung der Gnade und köstliche Verheißung, V. 4. 7. 8. Ludwig der Fromme von Frankreich wollte die drei Hände voll Wasser nicht um all sein Reich missen. b) ein kräftiger Trieb zur Buße, wenn du sündigst, V. 2. 6. c) ein Ansporn zu freudiger Arbeit, V. 6. 10. Luthers Trost an den Verzagten: Bist du nicht getauft? Nun gehe hin und lebe Gott, und arbeite in seinem Weinberg, an dir selbst.

C. So haltet euch, dafür nicht allein, sondern auch danach und dazu, daß ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott nach Gal. 2, 20. Amen!

Röm. 6, 19—23.

A. Nicht immer ist die Weisheit der Gasse Torheit, sondern auch in die Heidenwelt hat Gott Samenkörner des Geistes gegeben. Ein solch altes, von Heiden zuerst gesprochenes Wort ist auch: Was du auch tust, handle weislich und bedenke das Ende. Das sei auch uns heut gesagt:

B. **Bedenke das Ende!**

I. Der Sünde Sold ist der Tod.

1. Zunächst sehen wir auf den Dienstherrn, die Sünde. Ein nimmersatter gestrenger Herr. Andre Herren geben ihren Arbeitern auch Ruhe; die Sünde nie, von einer Ungerechtigkeit zur andern. Im Dienste der Unreinigkeit gibt es keine Ferien, und der Teufel kennt das Wort Ruhe nicht. Der härteste Fronvogt und Sklavenpeitscher übt ein sanftes Regiment gegenüber dem Dienst der Sünde. Ob dir schon Zentnerlast auf dem Rücken liegt, immer mehr ladet sie dir auf. Das ist der Herr.

2. Der Dienstknecht aber bist, oder warst — welches ist bei dir der Fall? — du! Schau auf das Leben in der Sünde. Sie macht dich frei, ja aber frei von Gerechtigkeit. Wie der Mensch im Gefängnis wohl frei ist von der Sorge um seinen Leib, aber aller andern Freiheit entbehrt, so ist der Sünder auch nur frei von Gerechtigkeit, und sonst ein elender Gefangener. Was hattest du in deinem Sündendienst? Keine Gerechtigkeit, keinen Frieden mit Gott (Röm. 5, 1), keine Hoffnung, sondern im besten Fall das ängstliche Seufzen der Kreatur, und im übrigen harte drückende Knechtschaft, daß du das Gute nicht tun kannst, und das Böse, das du nicht willst, tun mußt (Röm. 7, 17). Die

bösen Lüste, das ist die Peitsche, mit der die Sünde euch vorwärts treibt. (Röm. 7, 5.)

3. Aber vielleicht ist der Lohn so groß und schön, daß wir um seinetwillen gern den harten Dienst ertragen? Laß sehen! Was für Früchte hast du im Sündendienst geschafft? Antwort: Daß wir uns jetzt schämen müssen, wenn wir dran denken. Reichtum, ja aber von dem Schweiß der Armen und den Tränen der Witwen, Macht, erworben durch Verrat und Heuchelei, durch Speichellecken und Untertreten, Ehre durch Untergrabung der Ehre deines Nächsten, das sind so einige Früchte der Sünde.

4. Und das Ende? Nun ja, zuletzt kommt der Tod und damit ist alles aus. Daß du dich nur nicht irrest, mein Freund. Was steht Hebr. 9, 27? Und danach das Gericht. Was Offb. 20, 13? Selbst das Meer gibt seine Toten wieder. Sieh, dann erst kommt das Ende. Nach dem Tode am jüngsten Tag kommt noch der andere Tod (Offb. 20, 14 f.) für die Sünder, als ihr Lohn. Furchtbar, grausig! Nicht wahr? Darum bedenke das Ende.

II. Die Gabe Gottes aber ist das Leben.

1. Wie steht es denn nun mit dem Dienste Gottes? Welche Forderungen stellt er, und welchen Lohn gewährt er? Zunächst die Forderungen. Die erste heißt: Ganz will er euch, nicht nur die Seele, oder den Geist, sondern auch den Leib. Das ist klar. Niemand kann zween Herren dienen. Aber doch nicht leicht. Vom Leibe rühren die Sünden der Hurerei, der Trunkenheit, der Eitelkeit, des Diebstahls. Darum ganz! Du kannst nicht mit dem Herzen Gott dienen, und mit den Gliedern dem Teufel.

2. Die andere Forderung aber lautet: Ganz heilig. Daß nichts Unreines oder Sündhaftes an uns gefunden werde. Ja aber, wer vermag heilig zu sein? Das verlangt Gott auch gar nicht, aber heilig werden (V. 19. 22.) (Das Wort des Urtextes ist passiver Bedeutung.) Das sagt dir, daß du nicht selbst die Forderung erfüllen kannst, sondern sie in dir erfüllen lassen sollst und durch den, der dich berufen hat zur Heiligung (1. Thess. 4, 7.) Wenn also Gottes Geist an dir sein Werk der Heiligung treibt, so sollst du nicht widerstreben, ihn nicht hindern durch Werke der Unreinigkeit.

3. Dann aber sieh den Lohn, oder eigentlich noch nicht den Lohn, sondern erst die Frucht. Wie ein guter Acker aus gutem Samen gute Frucht bringen muß, so muß das Christenherz aus dem Samen des Heiligen Geistes die Frucht bringen, daß es wirklich heilig wird. Darum kann die Bibel von Christen als den auserwählten Heiligen reden. Das ist Frucht, der wir uns doch nicht zu schämen brauchen.

4. Nun endlich der Lohn. Erhält der Acker auch Lohn für seine Frucht? Aber Gottes Gnade gibt dem Christen noch herrlichen Lohn, das ewige Leben in Christo Jesu. Die Gemeinschaft mit dem Herrn,

der süße tägliche Seelenverkehr mit dem Erlöser, das ist ewiges Leben in Jesu schon auf Erden.

C. Die Wahl ist also nicht schwer. Die letzten Worte unseres Textes seien unser Bekenntnis: Jesus Christus, unser Herr. Amen!

Röm. 8, 12—17.

A. Matth. 19, 14. Gleich danach kommt der reiche Jüngling: Was fehlt mir noch? Jesus antwortete Matth. 19, 21. Eben so wohl hätte er sagen können: Werde ein Kind, ein Kind Gottes. Das hätte der reiche Jüngling ebensowenig tun wollen; denn er war ein Kind der Welt und hatte die Welt lieb. Ein Kind Gottes aber hat nur seinen Erlöser lieb. Das ist der einzige Weg, in das Himmelreich zu kommen. Dann prüfe dich:

B. **Bist du ein Kind Gottes?**

Drei Zeichen haben wir, an denen wir das erkennen, nämlich:

I. Ein Kind Gottes ist dem Fleische nichts schuldig.

1. V. 12. Wir sind Schuldner, kein Mensch kann ohne Schulden leben. Aber nicht an Geld und Gut (Röm. 13, 7 f.), und auch der Welt und dem Fleisch nicht. Wie oft hört man: „Das bin ich der Gesellschaft, meiner Stellung, meiner Ehre, meinem Reichtum schuldig. Wir leben nun mal in der Welt und sind keine Engel." Ja, diese eingebildeten Schulden werden pünktlich genug bezahlt, wo wir doch **nichts** schuldig sind.

2. V. 13. Alles, was Paulus hier unter dem Wort Fleisch zusammenfaßt (1. Joh. 2, 15 ff.), unser Hochmut, unsere Wollust, unsere Augenlust, führt uns zum Tode. Und für diesen üblen Dienst sollten wir noch schuldig sein? Was denn? Dank? Gehorsam? Opfer? Wie sollte ein Mensch schuldig sein, d. h. verpflichtet und gebunden, sich mit sehenden Augen in den ewigen Tod zu stürzen? Nimmer sind wir Satan die Knechtschaft schuldig.

3. Ein Kind schuldet dem Vater Liebe und Gehorsam; also ein Kind der Welt dem Vater und Fürst der Welt, ein Kind Gottes aber nicht. Unsere Schuld unserm Fleisch gegenüber vielmehr heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn (2. Mose 21, 24.) Willst du, Fleisch, mich zum Tode bringen, ei, so sollst du doch lieber sterben! Weil du den Heiligen des Herrn betrübst, so verzehre dich das ewige Feuer! Das ist unsere Schuldigkeit, nicht der Welt und dem Fleisch, sondern uns selbst und Gott, daß wir des Fleisches Lüste und Geschäfte töten.

4. Anwendung: Das geschieht durch den Geist. Bete um den Geist, daß er dir die Schulden des Fleisches tilge.

II. Das andere Zeichen: Ein Kind Gottes läßt sich vom Geist treiben.

1. V. 14. Durch einen Geist wird jeder Mensch getrieben, entweder durch den Heiligen Geist wider das Fleisch, oder durch den Weltgeist gegen Gott. Darum 1. Joh. 4, 1. 2. Wen aber der Geist treibt,

daß er sich zu Christo bekennt, daß er Jesum und sein Wort lieb hat (Ps. 26,,8), daß er glaubt, daß Jesus auch für ihn, als einen verlorenen und verdammten Sünder, zur Erlösung gekommen ist, der ist ein Kind Gottes; denn ihn treibt der Heilige Geist.

2. Röm. 10, 10, aber das allein ist nicht genug. Matth. 7, 21. Darum zeige die Früchte des Geistes; das ist das sicherste Zeichen (Matth. 7, 20.) Die Frucht aber des Geistes ist: Gal. 5, 22; Phil. 4, 8.

3. V. 15. Die Sklaven jener Zeit wurden ge- und verkauft wie Vieh. Sie konnten nicht, wie heute, den Dienst aufsagen und einen andern suchen, sondern mußten stets gewärtg sein: Mein Herr schlägt mich, verstümmelt mich, tötet mich. So konnten sie ihre Herren nicht lieb haben, sondern nur hassen und fürchten. So, sagt Paulus, lebten wir unter Mose und dem Gesetz mit seiner ständigen Drohung. 5. Mose 27, 26.

4. Nun aber heißt es Röm. 10, 4. Durch Christus Kinder, die da rufen: Abba. Kannst du in aller Not und Anfechtung dich trösten: Röm. 8, 32, und beten als zu dem lieben Vater, ohne Furcht (denn 1. Joh. 4, 18); dann treibt dich der Geist. Dann bist du Gottes Kind.

III. Ein Kind Gottes hat aber auch Zeugnis und Verheißung des Geistes.

1. V. 16. Hast du dies Zeugnis? Wenn dir etwas Gutes widerfuhr, hast du im Gewissen vernommen: Danke dem Herrn, daß du ein Kind bist, und er dir darum so Großes tut? Wenn du elend und bekümmert warst, hat dir der Geist zugerufen: Laß dich's nicht quälen; du bist Gottes Kind? Wenn du Sünde tatest, hörtest du die Stimme: Das ist nicht recht; du bist ein Kind Gottes, und verscherzest seine Verheißungen?

2. V. 17. Ja auch Verheißungen. Miterben Christi zu sein alles des, was Gott zu vergeben hat, Leben, Seligkeit, Herrlichkeit. Laß der Welt ihre Pracht und Hoffahrt, (was zuletzt doch nur heißt Teufelskinder werden); du hast Besseres, du sollst ein Erbe Gottes sein. Hast du die Verheißung schon im Glauben ergriffen? Du darfst; greif zu!

C. Luther zu dieser Stelle (Braunschw. Ausg. Bd. 5, S. 409): Sollte doch ein Mensch wünschen, daß er möchte Gottes Kuh oder Frosch heißen, damit er nur den Ruhm haben möchte, daß er Gott angehörte und sein eigen wäre. Nun spricht er aber, daß wir sollen seine eigene Söhne, Töchter und Erben sein. Wer will das genug preisen und aussprechen?

So auch wir: 1. Joh. 3, 1 und Jud. 25. Amen!

---

1. Cor. 10, 6—13.

A. Der Text ist eine Illustration zu 2. Mose 20, 17. Dies Gebot ist uns heute praktisch für's tägliche Leben ausgelegt. Sehr oft kommt das zehnte Gebot nicht zu seinem Recht gegenüber den ersten neun, weil es keine handgreifliche Sünde verbietet. Hier die handgreiflichen Sün-

den dargelegt, daß sie alle kommen aus der Uebertretung des zehnten Gebotes. So ist denn gerade die Hauptsumma der zehn Gebote:

B. **Laß dich nicht gelüsten!**

I. Die Versuchung dazu ist groß.

1. Vier Beispiele: Abgötterei (das goldene Kalb); Hurerei (mit den Töchtern der Moabiter); Christus versuchen (die feurigen Schlangen, weil Manna eine lose Speise ihnen war); Murren (über den Bericht der Kundschafter.) Wie kommen diese Sünden aus dem bösen Gelüst?

2. Abgötterei und Hurerei, die Fleischeslust der Unbekehrten. Die Gefahr dazu ist groß. Wie Elias allein gegen 450 Propheten des Baal, so steht heute ein Diener Gottes wohl unter mehr denn 450 Propheten des Fleisches, die predigen: Laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot. Spielen! Das Leben soll kein Spiel sein, dazu ist es zu kurz, und der Tod zu ernst. Hurerei! Ein Wort, das es in des Teufels Wörterbuch nicht gibt. Riccaut de la Marlinière: „Deutsche Sprach — grobe Sprach!" Hurerei? Harmlose Schwäche. Liebenswürdige Erfüllung der Naturtriebe! Die Gefahr groß. Beweis: Unser Kirchenbuch.

3. Aber auch der Bekehrte läßt sich noch gelüsten. Gerade die Wiedergeborenen haben oft einen Ekel an dem lauteren Manna des Evangeliums (2. Tim. 4, 3. 4) und fallen dann in die Netze der Sekten, der feurigen Schlangen. Woher kommen die rund 150 verschiedenen christlichen (??) Kirchen in den Ver. Staaten? Weil die Versuchung zum hoffärtigen Wesen so groß. Endlich Murren! Nicht jeder Bekehrte ein Hiob, sondern dann kommt das Fragen: Warum? und dann Matth. 13, 21 und Hiob 2, 9.

II. Das Gericht darüber ist schwer.

1. V. 11 a. Das Vorbild. So wird es, so muß es kommen. Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, nicht nur aktiv Böses, sondern auch passiv. Der Schluß lautet immer: und wurden umgebracht. Hab. 2, 3. Gott säumt oft (nicht immer) lange; aber doch gilt 2. Mose 20, 5.

2. V. 11b. 12. Die Warnung. Einmal heißt es: Luk. 3, 7: Wer hat euch denn gesagt, daß ihr noch dem Zorn entgehen könnt? Zu spät! Darum habt nicht lieb die böse Lust. Sie vergeht im Feuer, das anbrennen wird. Heu, Stroh, Stoppeln, Holz, Stein, Gold; was hat dich gelüstet? Verschiedene Lust. Phil. 1, 21; 1. Petri 1, 12; das ist Gold und Edelstein. Alles andre nichts! Darum laß dich warnen, der du meinst, du hast Edelstein! Sieh zu, ob es auch schlechtes Glas sei. Der du denkst, du stehst in der Lust am Gesetz des Herrn, sieh zu, daß du nicht fallest in törichte und schädliche Lüste (1. Tim. 6, 9)!

3. Die Mahnung. Positiv: Sichere Schritte tun, daß du nicht fällst, vorsichtig wandeln als am Tage. Auf uns ist das Ende der Welt gekommen. Vielleicht nicht buchstäblich; aber sicher werden wir das Ende erleben, ob in, ob außer dem Grabe. Und danach das Ge=

richt. Ueberläuft's dich kalt bei dem Worte? Dann danke Gott, daß er das alles hat schreiben lassen dir zur Mahnung.

III. Der Beistand dagegen ist mächtig.

1. V. 13a. Die Tatsache: Nur menschliche Versuchung hat uns betreten. Selbst Eph. 6, 12 der Kampf mit Satan und den bösen Geistern ist nicht über menschliche Kraft; denn Jak. 4, 7. Gott ist getreu, 2. Kor. 12, 9. Was übermenschliche Versuchung ist, wie Christus sie litt in Gethsemane, und wie die Frommen sie leiden werden, ehe das jüngste Gericht eintritt (Matth. 24, 22), so hart, daß Gott die Tage muß abkürzen (sonst würde kein Mensch selig); das wissen wir noch gar nicht. Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein. Jesus hilft siegen.

2. Wie werden wir dieses Beistandes teilhaftig? Gott ist getreu, der Jesu Blut auf Golgatha läßt auch uns zu gute kommen nach seiner Verheißung, und durch dies Blut uns Kraft gibt, zu bitten: Führe uns nicht in Versuchung. Allerdings, Gott versucht zwar niemand (Jak. 13—15), sondern die böse Lust versucht. Aber wir bitten in diesem Gebet, u. s. w.

3. Die selige Verheißung: Nicht über Vermögen, sondern das Ende so, daß wir es können ertragen. Finis coronat opus. Ende gut, alles gut. Auch im täglichen Kampf gegen die Lust gilt Ps. 126, 1. Am Ende müssen wir bekennen: Der Herr hat alles wohl gemacht. Ist der Kampf noch so hart, Ps. 37, 5; scheint der Sieg auch noch so fern, 1. Joh. 5, 4. Glaube nur; Gott ist getreu.

C. Führe uns nicht in Versuchung, sondern gib, daß wir unsere Lust und Freude haben an dir und deiner heiligen Führung. Amen.

---

1. Cor. 12, 1—11.

A. Zur Zeit unserer Epistel war in Jerusalem Greuel an heiliger Stätte, in Korinth aber die Gemeinde in großer Blüte. Wie steht es in unserer Kirche? Laßt sehen: Röm. 11, 17—24 ein wilder Zweig ist auf den Oelbaum gepfropft. Das sind wir. (V. 2): Aus dem wilden Baum des Heidentums in einen guten hinein, der drei Wurzeln hat, Vater, Sohn und Geist. Drei Arten von Früchten trägt er: Gaben, Aemter, Kräfte. Nun die Frage:

B. **Wie wird der Oelbaum der Gemeinde Frucht bringen?**

I. Aus einem Gott (Vater) kommen mancherlei Kräfte.

1. V. 6. Ein Gott wirket Alles in Allen, der Vater und Schöpfer. Viele dieser Kräfte haben wir nicht mehr in unserer Zeit. Gott teilt einem jeglichen zu, nachdem er will. Es ist falsch zu reden von dem Verfall der Kirche, als ob sie keine Kraft mehr hätte. Es mag sein, daß unsere Zeit nur eine kleine Kraft hat (Offb. 3, 8.) Aber gerade in der kleinen Kraft ist der Herr mächtig (2. Kor. 12, 12.) Wir wollen mit Gott nicht rechten, warum er von den mancherlei Kräften diese

oder jene unserer Zeit nicht gibt. Sondern die Mahnung ist: Ueber wenigem treu sein. Dann werden wir viel Frucht bringen.

2. Wie wollen wir unsere Kraft anwenden? Nicht um schändlichen Gewinnes willen (Tit. 1, 11), wie Simon der Zauberer es wollte (Apg. 8, 18 ff.). Nicht aus Hader und Neid (Phil. 1, 15), d. h. um für sich selbst Ehre daraus zu erlangen (vgl. mutatis mutandis: Ahitophel 2. Sam. 17, 1—23), sondern zum gemeinen Nutz (V. 7.) So ein Glied leidet, so leiden alle u. s. w. (V. 26.) So wird die Kraft des einzelnen in der ganzen Gemeinde Frucht bringen.

II. Aus einem Herrn (dem Sohn) kommen mancherlei Aemter.

1. Ihr Zweck: Jesum verkündigen. Weisheit (Hiob 28, 28) und Erkenntnis (Spr. 1, 7) sie enden in der Liebe Jesu (Eph. 3, 19; 1. Kor. 13, 2); Glaube und Weissagung, sogar die äußerliche Sprachkunde und ihre Auslegung (in der Mission) alle haben einen Zweck: Daß nur Christus verkündigt werde (Phil. 1, 18.) Wir haben jetzt andere Aemter, als die Zeit der Apostel (Eph. 4, 11; 1. Kor. 12, 28.) Aber doch nur in der äußeren Erscheinung. Dem Wesen nach bleibt das dreifache Amt der Gläubigen ewig (1. Petri 2, 9), und ewig blebt auch sein Zweck: zu verkündigen die Tugenden Christi (vgl. Matth. 5, 16.)

2. Wie geschieht das? Durch den Heiligen Geist. Wir können Christus predigen und selbst verwerflich werden. Auch mit christlichen Werken ihn verkündigen (Matth. 7, 22) und doch Urteil empfangen. Das ist leider auch möglich. Das sind die tauben Blüten am Oelbaum. Oder aber, und das allein schafft Frucht zur Seligkeit, Jesum als den Herrn bekennen und anbeten, und so sich und andere zur Seligkeit führen (Matth. 5, 16.) Der uns aber zu diesem Amte tüchtig macht und die Kräfte gibt, ist der Heilige Geist (Joh. 14, 26.) So schauen wir:

III. Aus einem Geist (dem Heiligen Geist) kommen mancherlei Gaben.

1. Was wir vorhin als Kräfte und Aemer betrachtet haben, sind aber auch Gaben. Von uns selbst haben wir ja nichts, als Elend und Verderben. Darum ist das Wort der Schlange (1. Mose 3, 5) von jeher dem Menschen so verlockend gewesen. Und doch das Ende ist immer Fausts: „Wir sehen, daß wir nichts wissen können." Was wir von Gott wissen, und was wir in seinem Dienst tun können, muß uns erst gegeben werden in der Offenbarug seines Wesens. Wir können es aber empfangen, denn wir haben das Mittel (Organ) dazu, den Geist, der die Tiefen der Gottheit durchforschet.

2. Wer empfängt diese Gaben? (V. 11.) Wem er will. Non omnia possumus omnes. Verachte deine Gabe nicht und sieh nicht scheel auf eines andern Gabe, kurz: vermiß dich nicht. (V. 12—20.) Nicht darauf kommt es an, wie viel du hast, sondern darauf, wie treu du es gebrauchst. So lange nur der eine Geist uns treibt, dann ist es gut. Gott kann durch viel oder wenig helfen. Strebst du nach mehr

Gaben, so bete darum. Alles will erbeten sein; dann wird der Geist dir schon geben, so viel du tragen kannst.

C. Zusammenfassend: ein Vater wirkt in der Gemeinde viele Kräfte, die uns ein Geist als Gaben gibt, und ein Herr als Aemter führen heißt. Wo das geschieht, siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen. So oft aber heißt es: Blätter und Blüten, aber keine Früchte. Damit du dem Urteil (Matth. 21, 19) entgehest, höre daß nur noch kurze Zeit (Luk. 13, 8) dir gegeben ist. Darum bringe Frucht! Amen.

---

1. Cor, 15, 1—10.

A. Um die Gnadenwahl wird viel gestritten. Aber die Gnade Gottes muß man erleben, nicht beweisen. Das Evangelium heute zeigt das. Der Pharisäer kann gelehrt und erbaulich über Gottes Gnade debattieren, und kennt sie doch gar nicht. Der Zöllner weiß nur das eine Wort und geht gerechtfertigt hinab. Noch heute gibt es mehr Pharisäer als Zöllner, darum muß die Predigt immer wieder die Gnade Gottes in Christo anbieten. Wie, wenn du heute deine letzte Predigt hörtest und hättest nichts gehört darin von Gottes Gnade? So laßt uns heut rühmen:

B. **Die Gnade Gottes in Christo Jesu.**

I. Sie gibt uns das Evangelium.

1. V. 1. Die Sendung des Evangelii kommt von Gott. Was treibt ihn nur, uns selig zu machen? War er es unserer Tugend und heiligem Leben schuldig? Nicht also, für solche ist das Gesetz. Evangelium ist, daß Christus für unsere Sünde (V. 3) gestorben ist. Fühlte der Herr Zebaoth sich einsam und wollte darum Selige haben? Er ist sich selbst genug und hat ja auch die himmlischen Heerscharen. Sondern nichts als Gnade, Erbarmen, unverdientes Wohlgefallen, das ist der Grund der frohen Botschaft.

2. V. 1. Die Verkündigung des Evangelii ist ein anderer Beweis der Gnade. Treue Prediger und Lehrer sind eine Gnadengabe, die man ehren soll. Nicht fragen, wie predigt unser Seelsorger — das sind die mancherlei Gaben —, sondern was predigt er? 2. Kor. 5, 20. Ohne Botschafter wüßten wir nichts von der frohen Botschaft (Röm. 10, 14 u. 17) und kenneten wir nicht die Gnade.

3. V. 1. Das Annehmen des Evangelii geschieht wieder durch die Gnade, (vgl. Eph. 2, 8. 9. Erklärung des 3. Art.). Daß wir die Erstlinge des Geistes haben, ist das nicht Gnade? Ohne sie, nicht einer könnte glauben, selig werden nicht einer. Mit ihnen, Joh. 3, 16.

4. Das Stehen im Evangelio auch nur aus Gnaden (V. 1 d) ist gerichtet an eine Gemeinde der Heiligen, und doch erinnert Paulus sie auf's neue an das Evangelium, daß sie es nicht vergessen. Wir aber stehen oft nicht im Evangelium, sondern in Sünden. Darum nach Phil. 3, 1 müssen wir immer wieder erinnern an die köstliche, frohe

Kunde, daß der Weg zum Vater wieder frei und offen ist. Sehet, welche Gnade!

5. Nutzanwendung. Der starke Ton, der auf Gnade liegt, entschuldigt keinen Sünder, der diese Gnade nicht fand. Die Gnade ist allgemein. Wenn wir nur wollen, sollen wir dem Satan entrissen und selig werden. Nur nicht zweifeln: Gewiß, du kannst und sollst erlöst werden.

II. Sie macht uns der Erlösung gewiß.

1. V. 4. Was macht uns der Seligkeit gewiß? In Jesu Geburt empfangen wir den sündlosen Meister und weisen Lehrer. Das gibt Verheißung der Seligkeit, aber noch nicht Gewißheit. In Jesu Tod ist die Erlösung vollbracht. Der Mensch aber spricht: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," (cf. Luk. 1, 18 a). Gewißheit gibt Charfreitag nicht; denn wäre Jesus gestorben, wie alle andern Menschenkinder, so wäre der Tod stärker als der Heiland, und somit unser Glaube eitel.

2. Aber Christi Auferstehung gibt uns selige Gewißheit. V. 14 ff. Ohne sie wären wir betrogene Betrüger. Durch sie haben wir das Siegel unter unserer Seligkeitshoffnung. Die Hoffnung durch Gottes Gnade verwandelt in Gewißheit. (V. 55—57.) Gewißheit für den Pharisäer (Paulus war Pharisäer), für den Zöllner (Paulus war solch ein Zöllner, 2. Kor. 12, 9), für den größten Sünder (V. 9), für den treuesten Diener (V. 3): Für alle ist durch die Auferstehung Christi die Seligkeit gewiß, wenn sie nur glauben.

3. V. 5—8. Die Welt wirft ein, die Gewißheit der Seligkeit durch die Auferstehung Christi könne man schon glauben, wenn nur diese selbst gewiß sei. Beweise diese, so will ich jene glauben. Beweise geschehen durch Gründe oder Zeugen. Gründe aber gibt Gott nicht außer seiner Gnade. Tertullian sagt: Weil die Auferstehung unglaublich scheint, darum ist sie gewiß. Gottes Weg geht vom Glauben zum Schauen. Erst glaube die Auferstehung, und dann sollst du sie schauen. (Joh. 20, 29; vgl. 2. Mose 3, 12; 2. Kön. 5, 10.)

4. Aber Zeugen sind da, eine ganze Wolke (Hebr. 12, 1.) Nicht zu reden von dem unfreiwilligen Zeugnis der Priester und Kriegsknechte (Matth. 28, 11—15), siehe welch eine große Schar von Zeugen, mehr denn 500 hast du hier! Darum rühme die Gnade Gottes, die uns die Sicherheit unserer Erlösung durch so viel Zeugnis verbürgt.

III. Sie macht uns zu Arbeitern in seinem Weinberg.

1. Gegensätze berühren sich. Paulus ist unwert des Apostelnamens und hat mehr gearbeitet, denn sie alle. So müssen auch wir in den ersten Satz einstimmen. Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit, ja nicht wert, daß wir seine Kinder heißen. (Luk. 15, 21.) Wenn etwas Gutes an uns ist, ist's nicht die Frucht des eignen Tuns, sondern von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.

2. So ermahnen wir euch, daß ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfanget. (2. Cor. 6, 1.) An Paulus hat sie Frucht gezeitigt. Wie steht es mit uns? Ja was muß ich tun? (Matth. 19, 16.) Micha 6, 6 u. 8. Liebe üben! Darin ist alles gesagt. (Luk. 12, 48.) Viel Liebe ist dir erwiesen, viel Liebe wird von dir gefordert.

3. Nutzanwendung: Ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle. Was hast du gearbeitet? Nicht: geredet, geglaubt, gegeben, sondern gearbeitet? Wenig? Nun, laß die Gnade Gottes dich noch treiben, daß du arbeitest! Viel? Gut, aber nicht du, sondern Gottes Gnade, darum Ps. 115, 1.

C. Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin. Nach dem Rechte verloren und verdammt; nach der Gnade erlöst und selig. Darum Offb. 5, 12. Amen!

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Vereinigungsbestrebungen verschiedener Kirchenkörper in Nord-Amerika.

1. Eine allgemeine Konferenz aller amerikanischen Baptisten fand Mitte Mai d. J. in St. Louis, Mo., statt. Zunächst wurden da die Jahresversammlungen der nördlichen Missionsgesellschaften gehalten. An sie schloß sich die große allgemeine Konferenz der Baptisten von ganz Nord-Amerika an. — Die große und praktisch eingerichtete Kirche der dritten englischen Gemeinde diente als Versammlungsort. Auch deutsche Baptisten wohnten bei.

Die Reihe der Versammlungen begann Montagabend, den 15. Mai, mit den Versammlungen der

Einheimischen Missionsgesellschaft der Frauen. Es bestehen 2829 Vereine in Verbindung mit der Gesellschaft. Die Einnahmen waren im letzten Jahr $96,727.95. Die Ausgaben $96,704.87; für den Baufonds ging ein extra: $10,874.28. — Die Gesellschaft besitzt in Chicago eine Ausbildungsschule für Frauen, die im Dienst der Innern Mission verwendet werden. In derselben sind zur Zeit 80 Schwestern, die aus 20 Staaten kommen. Die Schule hat aber nur für 50 Schüler bequem Platz und ein neues Gebäude ist ein dringendes Bedürfnis. Ein ernster Appell wurde an die Versammlung gerichtet, die Summe von $100,000.00 aufzubringen zur Errichtung eines größeren Gebäudes.

Auf die Versammlung der Frauen folgte die Allgemeine Konferenz nordamerikanischer Baptisten. Wohl noch nie zuvor waren die Baptisten des ganzen Kontinents so zahlreich vertreten, wie bei dieser Konferenz. Die südlichen Baptisten, die eben ihre Jahreskonvention in Kansas City gehalten hatten, waren in großer Zahl erschienen, um ihren nördlichen Glaubensgenossen die Bruderhand zu reichen. Seit 1845, in welchem Jahre die südlichen Baptisten sich über die Sklavereifrage von den nördlichen Baptisten trennten, war das in solcher Weise nicht geschehen. Diese allgemeine Konferenz bezeichnet also ein epochemachendes Ereignis in der Geschichte nordamerikanischer Baptisten und hat den Weg gebahnt zu einer engeren Verbindung aller Teile des Kontinents. Es war herrlich, wahrzu-

nehmen, wie Brüder, die so lange von einander getrennt waren, so einträchtig und im Frieden beisammen waren.

Die Eröffnungsversammlung der Konferenz am Dienstagabend war großartig und erhebend. Die große Kirche, die für 1800 Personen Sitzplätze hat, war bis auf den letzten Platz angefüllt und viele standen. Zur selben Zeit fand in der gegenüberliegenden großen Presbyterianerkirche eine sogenannte "overflow-meeting" statt. Auch hier war die Kirche bis auf den letzten Platz angefüllt. Auf der Plattform nahmen Vertreter der Denomination aus allen Teilen des Kontinents Platz. Da saßen die Leiter der Denomination des Nordens und Südens beisammen.

Nach einem erhebenden Chorgesang stimmte die mächtige Versammlung das herrliche Lied an: "All hail the power of Jesus name." Das war erhebend. Dr. F. C. McConnell von Kansas City verlas das vierte Kapitel des Epheserbriefes, und Dr. Williamson, Prediger der bewirtenden Gemeinde, leitete im Gebet. Als Vorsitzer der Konferenz wurde ein hervorragender Baptist des Staates Missouri, E. W. Stephens, der auch Präsident der Southern Baptist Convention ist, vorgestellt. Er dankte für die große Ehre, die ihm zuteil geworden, und überbrachte die herzlichen Grüße der südlichen Brüder.

Die Begrüßungsrede wurde gehalten von Gouverneur Folk von Missouri, der selber ein Baptist ist. In seiner früheren Stellung als Staatsanwalt und nunmehr als Gouverneur des Staates hat er sich erwiesen als treuer und furchtloser Beamter, als der Schrecken aller Gesetzesübertreter. Großer Applaus begrüßte ihn, als er vor die Versammlung trat, um im Namen des Staates Missouri die Scharen der Baptisten willkommen zu heißen.

Der Hauptredner des Abends war Dr. Truett von Texas, der eine klar durchdachte und begeisternde Rede hielt über das Thema: „Die Einheit des baptistischen Geistes." Nachdem er in beredten Worten einen Rückblick über die Vergangenheit geworfen und seiner Freude über diese Zusammenkunft nördlicher und südlicher Baptisten Ausdruck gegeben hatte, erklärte er, das Grundprinzip der Baptisten sei Loyalität der Person und der Autorität Jesu Christi gegenüber. Die Einheit der Baptisten ist nicht sowohl eine äußerliche als vielmehr eine innerliche. Dieser Einheit liegen folgende Prinzipien zu grunde: 1. Erlösung durch Jesum Christum und ihn allein; 2. Erlösung muß der Gemeinde und den Bundesstiftungen vorangehen; 3. Die Anerkennung Christi als des absoluten Königs und der Heiligen Schrift als der einzigen Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens; 4. Religions- und Gewissensfreiheit; 5. Die allgemeine Brüderschaft aller Gläubigen überall, woraus das demokratische Prinzip der Gemeinderegierung und die Betonung der Wichtigkeit der lokalen Gemeinde hervorgeht. Das Wort Gottes ist die einzige Grundlage unserer Einheit. Die Person unsers Herrn Jesu Christi muß der Einigungspunkt aller Baptistengemeinden sein. Eine Rückkehr zur neutestamentlichen Methode der Evangelisation wird viel beitragen zur Einigung der Baptisten. Seelenrettung muß unsere vorwiegende Passion sein.

Die Versammlung am Mittwochmorgen wurde eröffnet durch eine geistvolle Gebetsversammlung. Das bei der Vorversammlung in New York ernannte Komitee von neun repräsentativen Brüdern, um Vorlagen bezüglich einer permanenten Organisation zu machen, unterbreitete seinen Bericht. Es empfahl die Gründung einer allgemeinen Organisation aller Baptisten Nord-Amerikas, die alle drei Jahre einmal eine Konferenz abhalten soll.

Diese Organisation soll die bestehenden Organisationen und ihre Tätigkeit in keiner Weise beeinträchtigen. Die erste regelrechte Zusammenkunft soll in 1906 stattfinden und von da an jedes dritte Jahr.

Nach einer längeren Besprechung wurde die von dem Komitee unterbreitete Konstitution, mit geringen Veränderungen, angenommen. Es bekundete sich eine große Einmütigkeit. Die erhoffte Vereinigung aller Baptisten in einer Organisation ist zur Tatsache geworden. Keine einzige Stimme erhob sich dagegen. Alle drei Jahre werden von nun an die Vertreter der Baptisten von ganz Nord-Amerika zusammentreten, um Beratung zu pflegen über die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes.

Die Schlußrede der Konferenz wurde von Dr. W. W. Laudrum von Georgia gehalten.

Zum Schluß sang die Gemeinde das Lied, das so recht den Geist dieser Versammlung ausdrückt: „Gesegnet sei das Band, das uns im Herrn vereint!" Als das Schlußgebet von Dr. Hatcher gesprochen war, wurde die Versammlung in große Betrübnis versetzt durch den plötzlich eingetretenen Tod des Dr. Cushing, Präsident des baptistischen theologischen Seminars in Rangoon, Birma. Während viele ihn umstanden, ging dieser treue Zeuge der Wahrheit heim. Aus der großen Versammlung hier ging er hinüber in die größere Versammlung beim Herrn. („Der Sendbote.")

Wir fügen Obigem noch einige Notizen bei: Es waren Baptisten anwesend aus allen Teilen nicht nur Amerikas, sondern der Welt. Der bezeichnende Name für die neue Organisation ist: "The General Convention of Baptists of North America." Geographisch soll diese Organisation auch die Inseln unseres Landes einschließen.

2. Eine ähnliche Vereinigung haben die verschiedenen Presbyterianer-Kirchen dieses Landes im Sinne, indem die Cumberland Presbyterianer eine Wiedervereinigung mit ihren nördlichen Brüdern erstrebten. Die General-Assembly der Presbyterianer-Kirche, die in Winona-Lake, Ind., ihre Sitzung hatte, hat die Vereinigung mit den Cumberlandern einmütig genehmigt.

3. Ebenso kommen die großen Methodisten-Kirchen des Nordens und des Südens immer näher zusammen. Sie haben sich nun auf einen Katechismus geeinigt. Die Vereinigte Brüderkirche mit 260,000 Mitgliedern hatte ihre General-Konferenz in Topeka, Kans. Die nähere Vereinigung, vorläufig nur Föderation, in Gemäßheit eines bestimmten, nachfolgend gegebenen Planes mit der Protestantischen Methodistenkirche mit ungefähr 185,000 Mitgliedern, und mit den Kongregationalisten mit ungefähr 625,000 Mitgliedern, wurde in der General-Konferenz ernst und eingehend besprochen, bei der Abstimmung waren nur acht oder neun Stimmen dagegen.

Die Bischöfe der M. Ep. K. arbeiteten eine Botschaft aus an die Generalkonferenz der Ver. Brüd. K., die vom 11. Mai an sich in Topeka, Kans., versammelte.

In dieser Botschaft wurde der genannten Kirche mitgeteilt, welche Schritte in den letzten Jahren geschehen seien, um die Föderation zwischen dem National-Konzil der Kongregationalisten-Kirchen, der Generalkonferenz der Protestantischen Methodistenkirche und der Generalkonferenz der Vereinigten Brüder in Christo herbeizuführen. Es sind in der Botschaft sieben Punkte vorgeschlagen, die wir hier in extenso mitteilen:

1. Wir sind darin überein gekommen, daß die bestehenden Lehrnormen,

wie dieselben von diesen respektiven Körpern gegenwärtig gehalten werden, wesentlich dieselben sind und wir bestätigen, daß dieselben alle die Wahrheit enthalten, wie sie in Christo Jesu ist.

2. Wir sind darin überein gekommen, daß diese Körper ihren gegenwärtigen Namen und ihre Autonomie mit Bezug auf alle Lokalangelegenheiten beibehalten, daß sie aber ihrem offiziellen Titel die Worte hinzufügen sollen: "In affiliation with the General Council of the United Churches."

3. Wir empfehlen, daß diese Körper die Schöpfung eines Generalkonzils autorisieren, zusammengesetzt aus Repräsentanten, erwählt aus ihren respektiven Körpern, auf der Basis von einem Repräsentanten für je fünftausend Mitglieder.

4. Die Machtvollkommenheit des Generalkonzils soll raterteilend sein und irgend eine Empfehlung, welche dasselbe macht, soll den konstituierenden Körpern behufs Genehmigung unterbreitet werden.

5. Ein Komitee von drei von jedem der repräsentierten Körper soll ernannt werden, um Zeit und Ort für die erste Zusammenkunft des Generalkonzils festzusetzen.

6. In der ersten Sitzung des Generalkonzils soll eine temporäre Organisation vorgenommen werden durch die Wahl eines Vorsitzers und Sekretärs und das Konzil soll selber entscheiden, welche Beamten es für nötig hält und die Weise der permanenten Organisation, welcher dasselbe den Vorzug gibt.

7. Der Zweck des Generalkonzils soll sein: Soweit wir im stande sind das zu tun, der Einheit, nach welcher die Kirchen so dringend verlangen, einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Besseres Verständnis und innigere Freundschaft zwischen den christlichen Körpern, welche sich so vereinigen, zu fördern. Die Cooperation und Einheit im evangelischen, erzieherischen und Missionswerk der drei Körper zu sichern. Einen Plan anzunehmen, auf Grund dessen die drei Körper zu beigeordneter Tätigkeit und organischer Union gebracht werden können, einer Union, welche eine Form von Zusammengehörigkeit (Connectionalism) repräsentiert. Die unnötige Vermehrung von Kirchen zu verhindern; schwache Kirchen in derselben Gegend, wo es praktisch ausführbar ist, zu vereinigen und andere christliche Körper, welche einen verwandten Glauben haben und ähnliche Ziele verfolgen, einzuladen und zu ermutigen, sich diesem Konzil anzuschließen.

Dieses Dokument war das Resultat einer sorgfältigen Beratung eines Komitees, das aus den drei zu vereinigenden Kirchenkörpern gewählt war und wurde bereits dem Nationalkonzil der Kongregationalisten-Kirche und der Generalkonferenz der Protestantischen Methodisten-Kirche vorgelegt und von denselben angenommen.

Dieses Dokument ist also nach obiger Notiz auch in Topeka angenommen worden und damit zu der Vereinigung großer kirchlicher Denominationen ein bedeutender Schritt vorwärts getan.

Mögen separatistische Konfessionalisten zetern und klagen über die Abschleifung der konfessionellen Unterschiede, es wird und muß doch das Gebet des Herrn um die Einheit seiner Glieder sich endlich erfüllen. Sogar die Episkopal-Kirche kann diesem Zug der Zeit sich nicht völlig entziehen, wie folgendes Item beweist:

Der Episkopale Kirchenkongreß tagte in Brooklyn, N. Y. Es haben sich 500 Geistliche dieser Kirche eingefunden und außerdem viele hervorragende

Prediger anderer Denominationen, welche man eingeladen hatte, an den Besprechungen teilzunehmen. Diese Handlungsweise der Episkopalbischöfe hat allgemein überrascht und es ist dies das erste Mal, daß die Geistlichen der Episkopal-Kirche mit Predigern anderer Denominationen kirchliche Fragen auf einer Plattform besprochen haben.

Rechtsbestrebungen in der Bischöflichen Methodisten-Kirche. Bei dem Streben der Vereinigung der verschiedenen Methodisten unter einander ist ein wichtiges Hindernis aufgetaucht. Die Bischöfliche Methodisten-Kirche hat kein selbständiges Gericht, das unabhängig von der Generalkonferenz richten kann über die Konstitutionalität ihrer Gesetzgebung. Dagegen haben die südlichen Methodisten schon eine besondere Gerichtsabteilung und viele derselben erblicken darin ein so wichtiges Schutzmittel gegen hastige oder übereilte Legislation (und Beschlüsse), daß sie erklären, sie würden der Vereinigung mit der Bischöflichen Methodisten-Kirche entschieden opponieren, solange die Konferenz auch Richter über ihre eigene Legislation sei. Es ist daher die Bildung eines „Obergerichts" im Vorschlag, über welche die Bischöfliche Methodisten-Kirche sich wird schlüssig zu machen haben.

Wir haben ja selbst erst seit vier Jahren, d. h. seit Annahme unserer revidierten Statuten, die reinliche Trennung von Legislative, Administration und Rechtsprechung, mit einem Obergericht oder Synodalgericht, dem die Entscheidung zusteht auch in allen konstitutionellen Zweifelsfragen. Es wäre entschieden ein sehr bedauerlicher Rückschritt, wenn der unter uns aufgetauchte Vorschlag der Aufhebung des ganzen Gerichtswesens irgendwie Anklang fände. Mißgriffe von Beamten, Distrikten, Generalsynoden finden am besten ihre Remedur in einem ständigen Gericht, das unabhängig genug gestellt ist, um über alle vor sein Forum gebrachten Fälle ein gerechtes Urteil zu fällen, das auch keine Generalsynode mehr anfechten darf. Wie leicht werden große, legislative Körperschaften durch plötzlich in die Versammlung geworfene Projekte oder Klagen und drgl. aufgeregt und fortgerissen zu Beschlüssen und Urteilen, die nachher bedauert aber nicht rückgängig gemacht werden können, wenn es keine gerichtliche, kirchliche Instanz gibt im eigenen Kirchenkörper, welche die Uebereilung annullieren kann.

Ausland.

Wir leben unverkennbar in einer großen Zeit, einer Zeit, in welcher auch die religiösen Fragen wieder immer mehr in den Vordergrund treten. Jemehr der Jesuitismus in der römischen Kirche die Vorherrschaft an sich reißt, und zum Angriffskriege gegen die Protestanten übergeht, desto mehr wird es den Protestanten klar bewußt, daß sie gegen die geschlossene Phalanx nur dann etwas ausrichten können, wenn sie sich ihrer Einheit des Glaubens bewußt werden und versuchen in Einheit zusammen zu stehen und die großen Hauptinteressen der christlichen evangelischen Kirche gemeinsam zu vertreten. Unter diesem Gesichtspunkt sind namentlich die Einigungsbestrebungen im Inlande, von welchen wir oben berichteten, herzlich und freudig zu begrüßen.

Doch der evangelische Glaube steht heutzutage mehr denn je im Kreuzfeuer, zwischen zwei Feinden. Nicht nur der Jesuitismus, auch der moderne Unglaube geht heute mehr als je mit geschlossener Phalanx vor und läuft Sturm wider den alten apostolischen Glauben der christlichen Kirche. Ge-

genüber diesen frechen Angriffen des Unglaubens sieht jetzt das Christenvolk sich genötigt, mit allem Ernst und Entschiedenheit vorzugehen. Und im Zeichen des Kampfes wider den Unglauben stand ganz besonders die deutsche Reichshauptstadt Berlin in den ersten Tagen des Mai.

Wir haben im Märzheft, Seite 156, und im Maiheft, Seite 177 ff. und Seite 222 von dem „Fall Fischer" berichtet.

Die Laienmitglieder des Gemeindekirchenrats hatten beim Konsistorium gegen ihren Pastor, Dr. Fischer, protestiert; das Konsistorium hatte eine Entscheidung abgegeben, die wir Seite 223 im Wortlaut mitteilten. Fischer appellierte an den Oberkirchenrat in Berlin, dessen Entscheid noch nicht vorlag, als das letzte Mal die „Rundschau" zur Presse ging. — Die Entscheidung ist inzwischen erfolgt, aber in einer so gewundenen, gedrechselten Sprache und mit so wenig Ernst und Entschiedenheit, daß dadurch tatsächlich wenig geändert wurde an der Sachlage. Auch hat Fischer bald nachher sich vernehmen lassen, daß er nach wie vor in gleicher Weise reden und handeln werde.

Das hat aber dem Volk die Augen geöffnet über die Gefahr, welche dem positiven Christenglauben droht. — Schon etwas länger her war eine große Volksversammlung in Berlin geplant, die zunächst gegen die neuen im Sinne des Unglaubens geschriebenen religionsgeschichtlichen Volksbücher gerichtet sein sollte. Diese Versammlung wurde aber besonders akut durch den Fall Fischer. Es wurde deßhalb nach Berlin auf den 2. und 3. Mai eine

Landeskirchliche Versammlung

einberufen durch einen nach allen Seiten hin ausgesandten Aufruf, der von über 550 Namensunterschriften unterzeichnet war. Dem Aufruf zufolge war es der Zweck dieser Versammlung, das Gewissen des Volkes zu wecken, und dem Volk Gelegenheit zu geben, gegen die grundstürzende Theologie, die auf Kanzel und Katheder immer frecher auftritt, entschieden zu protestieren.

Nach dem Programm hatten die Leiter der Bewegung, der landeskirchliche Ausschuß, Vorsitzer Graf Hohenthal-Dölkau, folgende Versammlungen geplant:

1. Dienstag, den 2. Mai, abends 6 Uhr; Gottesdienst im Dom, Predigt von Gen.-Supt. Holzheuer-Magdeburg.

2. Abends 8 Uhr veranstalteten die Positiven Parochialvereine und die Kirchliche Vereinigung Berlins eine große öffentliche Versammlung im Palast-Theater (früher Feenpalast), nahe dem Dom.

Als Tagesordnung für diese öffentliche Versammlung waren folgende Ansprachen vorgesehen:

1. „Das Evangelium und die Wahrheit." Pastor Israel-Berlin (Matthaei).
2. „Das Evangelium und die Toleranz." Pastor Philipps-Plötzensee (Johannisstift).
3. „Das Evangelium und die kirchliche Liebesarbeit." Graf Hohenthal-Dölkau.
4. „Das Evangelium und die Sittlichkeit." Lic. theol. Bohn-Berlin.
5. „Das Evangelium und das deutsche Volk." Arbeiter Dunkel-Berlin.
6. „Das Evangelium und die Reichshauptstadt." Pastor Dr. Burckhardt-Steglitz-Berlin.

3. Mittwoch, den 3. Mai, Hauptversammlung vormittags 9 Uhr im großen Saale des Stadtmissionshauses. Tagesordnung:

1. Eröffnung.
2. „Christentum und Theologie.“ Professor Dr. Lütgert=Halle.
3. „Die moderne Theologie und das evangelische Gemeindeleben.“ Professor Dr. Ecke=Bonn.
4. „Die grundstürzende Theologie der neuesten Zeit und die kirchlichen Ordnungen und Bekenntnisse.“ Pastor Wolff=Friedersdorf.

Pause.

5. Aussprache.

4. Mittwoch, den 3. Mai, nachmittags 4 Uhr: gemeinsames Mittagessen.

5. Mittwoch, den 3. Mai, abends 8 Uhr: Volksversammlung in der Stadtmissions=Kirche: Eröffnung mit Schriftlesung und Gebet.

Gegenstand:

Evangelisches Volk, wahre dir das Bekenntnis deiner Väter!

In der Kirche: Hofprediger a. D. Dr. Stöcker.
In der Schule: Schulrat Eckolt=Prenzlau.
Im öffentlichen Leben: Pf. Lic. Weber N. Gladbach.

Die liberalen Blätter machten sich erst lustig und spotteten über die geplante Versammlung. Aber das Spotten verging ihnen doch, als sie den Erfolg des Aufrufs sahen. Denn „was die landeskirchliche Versammlung brachte, hatte wohl niemand erwartet, weder Freund noch Feind. Die Einberufer selbst schienen sich zwar auf einen ansehnlichen Besuch, aber nicht auf solche Massen eingerichtet zu haben. Vom äußersten Westen Preußens bis zum äußersten Osten, vom Norden bis zum Süden, auch aus den benachbarten lutherischen Landeskirchen waren sie herbeigeströmt, Superintendenten und Pastoren, Grafen und Freiherren, Beamte und Kaufleute, Männer und Frauen. Fiel bei den Pastoren auf, daß nicht bloß ältere und alte Herren, sondern auch das jüngere Geschlecht merklich vertreten war, so bei den Laien, daß sie zur Erörterung von kirchlichen Fragen in solcher Menge sich eingefunden hatten, denn sie bildeten weitaus das Uebergewicht. Man gewann den Eindruck, daß, wenn sämtliche Pastoren Preußens auf Fischers Seite fielen, eine große Laiengemeinde sich erheben und das Panier des Kreuzes hochhalten würde. Der Dom war bald überfüllt! Am Abend wurde schon 20 Minuten vor Eröffnung der Volksversammlung das Palasttheater polizeilich gesperrt; Hunderte mußten umkehren, weil kein Raum mehr war und eine Parallelversammlung nicht vorgesehen war. Ebenso erwies sich am 3., vormittags, der alte Stadtmissionssaal als viel zu klein, so zog man in die Stadtmissionskirche, wo sich nun über 2000 Menschen zusammendrängten. Für den Abend wurde dann für eine Parallelversammlung Sorge getragen.

Die Berichte über die verschiedenen Ansprachen liegen in verschiedenen deutschen Blättern teils in kürzerer, teils längerer Form vor, und wir würden gerne einige Hauptstellen daraus hier mitteilen. Allein der Setzer teilt uns mit, daß der Raum für die Rundschau nur noch ein beschränkter ist und vieles zurückgelegt werden müsse, wenn der Rundschaubericht zu lang würde.

Eine große Gereiztheit gegen den Preußischen Oberkirchenrat ließ sich in den applaudierenden Kundgebungen der Versammlung deutlich abfühlen.

Aber die Tonart, welche die angenommenen Beschlüsse anschlagen, ist mild gegen die Behörde.

Folgende Anträge wurden angenommen:

1. Die zum 3. Mai 1905 nach Berlin berufene Landeskirchliche Versammlung steht in Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis ihrer Kirche auf dem Boden der göttlichen Offenbarung Heiliger Schrift und auf dem Glaubensgrunde der Gottheit Christi, des für uns gekreuzigten und auferstandenen Heilandes.

2. Mit Schmerz muß festgestellt werden, daß Irrlehren, welche die Grundwahrheiten des Christentums leugnen, auf Katheder und Kanzel geduldet werden, wodurch für die Gemeinde eine tiefe Beunruhigung und für die Kirche selbst eine ernste Gefahr entstanden ist. Dieser Zustand ist in der letzten Zeit dadurch unerträglich geworden, daß die grundstürzende Theologie ihre schriftwidrigen Vermutungen als sichere Ergebnisse geschichtlicher Forschung in die Gemeinden wirft und diese in ihrem Glaubenszustand gefährdet.

3. Wir erneuern daher die Forderung der Landeskirchlichen Versammlung vom Jahre 1895 an Staat und Kirchenregiment, daß „bei der Besetzung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein müsse."

4. Ebenso fordern wir, daß die kirchlichen Behörden, wenn sie nach Anwendung aller seelsorgerlichen Mittel zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Lehre eines Geistlichen dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis unserer Kirche widerspricht, das Disziplinarverfahren einleiten, ohne den Antrag der Gemeinde-Organe abzuwarten. Insonderheit halten wir es für geboten, daß Lehrzucht auch dann einzutreten hat, wenn ein Geistlicher seine widerkirchliche Ueberzeugung zwar nicht auf der Kanzel, aber öffentlich an anderer Stelle zur Geltung zu bringen sucht.

5. Unsere Brüder im Glauben aber bitten wir, ihr Vertrauen auf die Zukunft der evangelischen Landeskirche nicht wegzuwerfen, sondern in Hoffnung standhaft auszuharren, für das Evangelium in Wort und Tat gegenüber den Irrlehren treu einzutreten und unter gläubigem Gebet für die Kirche zu kämpfen, daß sie auf ihrem einigen Grunde bleibe zum Heile der Seelen und zum Segen unseres Volkes und Vaterlandes.

Ferner wurden noch folgende Beschlüsse gefaßt bei der Landeskirchlichen Versammlung:

1. Betreffend den Fortbestand ihres Ausschusses. Die am 3. Mai 1905 in Berlin tagende landeskirchliche Versammlung wählt einen Ausschuß aus ihrer Mitte und beauftragt denselben, auch künftig sich in geeigneter Weise zum Aufbau der Landeskirche zu betätigen, mit wachsamem Auge alle den Bestand der Landeskirche gefährdenden Vorgänge auf dem ganzen Gebiete der Oeffentlichkeit zu verfolgen, auf Vorbereitung und Einberufung von Versammlungen bedacht zu sein und zu diesem Behufe sich im Bedarfsfalle durch Zuwahl geeigneter Männer zu erweitern.

2. Betreffend den Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten (auf Antrag der Bekenntnisfreunde am Rhein). Die zum 3. Mai nach Berlin berufene Landeskirchliche Versammlung beauftragt ihren Ausschuß, auf die Notstände des Religionsunterrichts an den höheren Lehranstalten sein besonderes Augenmerk zu richten und des

Näheren zu erwägen, ob es nicht zweckmäßig sei 1. an zuständiger Stelle den dringenden Wunsch auszusprechen, es möchte eine häufigere, wenigstens alle zwei Jahre wiederkehrende Revision des Religionsunterrichts an den höheren Lehranstalten dadurch ermöglicht werden, daß entweder der Erlaß vom 26. Juli 1851 ausgeführt wird, oder andere geeignete Maßnahmen getroffen werden; 2. dahin wirken, daß folgende Bestimmungen betreffend Prüfung und Anstellung von Religionslehrern höherer Lehranstalten gesetzliche Kraft erhalten: a. Ein Kommissar der Kirchenbehörde soll den Prüfungen der Schulamtskandidaten behufs Erlangung der Fakultas für evangelischen Religionsunterricht mit vollem Stimmrecht beiwohnen und das Zeugnis mit unterschreiben. b. Die Uebertragung des Religionsunterrichtes soll in keinem Falle — auch nicht, wenn es sich um vorübergehende Vertretung handelt — ohne Zustimmung der Kirchenbehörde erfolgen. c. Jede höhere Lehranstalt soll wenigstens einen Religionslehrer haben, der ausschließlich oder im Hauptamte Religionsunterricht erteilt.

Welche Früchte diese Massenversammlung nun tragen wird, das wird erst die Zukunft zeigen. Mit dem Beschluß 1, betreffend den Fortbestand ihres Ausschusses, hat die Versammlung jedenfalls, wie A. E. L. K. mit Recht bemerkt, einen bedeutsamen Schritt getan.

„Was Dr. Rade verlangte, daß die Gemeinde selbst Aufsichtsamt über ihre Theologen übe, ist hier in die Wege geleitet. Denn die Versammlung stand ersichtlich nicht unter dem Zeichen einer Pastorenkonferenz, sondern einer großen Gemeindeversammlung. Es waren nicht die schwächsten Worte, die gerade von Laien kamen, der Vorsitzende war ein Laie, die überwiegende Mehrzahl der Besucher waren Laien. Wenn der gewählte Ausschuß tatkräftig ist, so kann aus ihm eine Macht werden, die weder der Oberkirchenrat noch der preußische Liberalismus wird unbeachtet lassen können.

Alles in allem, die Landeskirchliche Versammlung hatte unter der ausgezeichneten Leitung des Grafen Hohenthal-Dölkau eine gesegnete Tagung, sie zeigte ein kraftvolles Sicherheben der gläubigen Gemeinde zum Schutz und zur Wahrung ihres alten Bekenntnisses. Möge Gott dem Weiteren seinen Segen geben."

Noch sind wir nicht fertig mit unserm Bericht über große Tatsachen von weittragender Bedeutung. — Welche gewaltige Gährung durch das russische Volk hindurch geht infolge des unglücklichen Krieges, ist ja allen bekannt. Gelesen haben ja wohl auch die meisten unserer Leser von einem Toleranzedikt, das der russische Zar erlassen habe. Aber Inhalt und Bedeutung dieses Ediktes dürfte manchem unbekannt oder zweifelhaft geblieben sein. Wir bringen daher aus „Reformation" nachfolgendes von Dr. R. Seeberg verfaßtes Referat über den Gegenstand zum Abdruck:

„Ein kirchengeschichtliches Ereignis ersten Ranges. Der 29. April 1905 hat uns eines jener großen weltgeschichtlichen Ereignisse gebracht, wie sie nur selten von einer Generation der Geschichte erlebt werden. Es ist ein eigentümliches Gefühl, solch einen Moment mitzuerleben, und unwillkürlich erheben sich dabei mancherlei Gedanken und Ausblicke in der Seele. Freilich die meisten deutschen Zeitungen, auch kirchliche Organe, scheinen zunächst die Bedeutung des Ukases des russischen Kaisers, das jenes Datum trägt, nicht erfaßt zu haben.

Um nichts Geringeres handelt es sich in jenem Ukas, als darum, daß

allen Bewohnern des russischen Reiches die Gewissensfreiheit, ohne jeden Vorbehalt und jede Klausel, geschenkt worden ist. Um zu verstehen, was das bedeutet, muß man sich die Zustände, die bisher in dem Zarenreich auf dem interkonfessionellen Gebiet herrschten, vergegenwärtigen. Wer in der griechischen Kirche geboren war, war durch die Staatsgesetze an sie gekettet; der Uebertritt zu einer andern Kirche war ein schweres Verbrechen, das mit strengen Strafen geahndet wurde. In allen Mischehen, in denen der eine Teil der griechisch-orthodoxen Staatskirche angehörte, fielen die Kinder durchweg und unbedingt der griechischen Kirche anheim. Die vielen Millionen Sektierer, die es in der russischen Kirche gibt, konnten ihre Ueberzeugungen nur im Geheimen betätigen und blieben mannigfachen Schikanen und Verfolgungen ausgesetzt.

Hinter diesen Erscheinungen stand das Prinzip der Staatskirche. Die Kirche war schließlich nur eine staatliche Anstalt und als solche mit reichlichen Privilegien ausgestattet. Als staatliche Anstalt verhalf sie zwar der Religion zu einer äußerlichen Herrschaft, aber sie unterstellte damit zugleich die Religion der Herrschaft des Staates. Hieraus begreift sich die geringe Achtung, die der geistliche Stand in Rußland genießt. Aber auch die in der neueren Zeit unerhörte Gewaltsamkeit und Brutalität der Propaganda, die die griechische Kirche in Polen und in den Ostseeprovinzen entfaltet hat, versteht sich daraus, daß die Kirche genötigt war, den politischen Tendenzen des Staates Schergendienste zu leisten. Die Kirche ließ sich eben als ein Hauptmittel der Russifizierung brauchen.

Mit alle dem ist durch den kaiserlichen Ukas gebrochen worden. Hinfort kann jeder Staatsbürger aus der Staatskirche austreten, ohne sich strafbar zu machen oder in seinen politischen Rechten verkürzt zu werden. Der Sektierer genießt dieselben Rechte wie der kirchliche Orthodoxe; Katholizismus und Protestantismus sind im Prinzip der Staatsreligion gleichgestellt worden. Der Fortschritt, der hierdurch bezeichnet ist, ist ungeheuer. Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, daß Kirche und Staat Rußlands durch den kaiserlichen Erlaß an einen Wendepunkt von weltgeschichtlicher Bedeutung geführt sind. Eine Fülle geistigen Lebens und sittlicher Kraft, die früher gebunden dalag, wird hier entfesselt. Man überlege nur, was darin liegt, daß das evangelische und das katholische Christentum, daß die pietistischen und methodistischen Elemente des Stundismus, daß die ehrenhafte Sittenstrenge der „Altgläubigen" mit einem Schlag als berechtigte Faktoren zur Bildung des geistigen Lebens des Zarenreichs anerkannt sind. Es sind wirkliche geistige Kräfte, die hinfort ungehemmt ihr Werk an dem Volk werden treiben können. Wir denken dabei zunächst gar nicht an eine Propaganda größeren Stils — ihr würde auf „administrativem Wege" entgegengetreten werden, und einstweilen wohl mit Recht. Wir meinen auch nicht, daß alsbald weitere Kreise der orthodoxen Kirche den Rücken kehren werden — eine tausendjährige Geschichte wird nicht abgeworfen wie ein alter Mantel —, aber es erfüllt unser Herz mit Freude und Dank, daß den religiösen und sittlichen Kräften die Bahn eröffnet ist, daß man den Geist nicht mehr durch Paragraphen und Ruten, durch Gefängnisse und Schikanen dämpft. Der evangelischen Christenheit im russischen Reich aber eröffnet sich jetzt eine wunderbare Aufgabe. Sie ruft die Großen und die Starken, und ihr dienen nicht minder die Schwachen und Geringen; es ist ihre Aufgabe, die Kraft des Evangeliums offenbar zu machen in Wort und Tat, durch große Gedan-

ken und ein einfältiges Leben. Wenn es nur droben im Gebirge lebendige Quellen gibt, die Dämme sind ja abgetragen, die dem Wasser den Eintritt in die breite Ebene verwehrten!

Aber nichts wäre so verkehrt, als von der Befreiung des Evangeliums einen raschen plötzlichen Wandel der geistigen und sittlichen Zustände Rußlands zu erwarten. Das muß gesagt werden, denn man lähmt die Kraft durch überspannte Erwartungen und uferlose Hoffnungen. Die gewaltige Krisis, die heute über dem Lande liegt, ist einerseits das Produkt einer langen Geschichte, sie ist andererseits durch das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Ursachen eine überaus komplizierte Erscheinung. Da kann man keine durchgreifenden Aenderungen von heute auf morgen erwarten, aber da gilt es auch „arbeiten, und nicht verzagen," zumal wenn sich, menschlichem Kleinglauben zum Trotz, neue Wege öffnen.

Und die neuen Wege sind da. Der kaiserliche Ukas ruht auf vollständig neuen, modernen Anschauungen. Ist die Gewissensfreiheit klar und deutlich anerkannt, so ist damit die Freiheit der Persönlichkeit gegeben. Von diesem Gedanken aus ergibt sich aber als unumgängliche Konsequenz der Zusammenbruch des absolutistischen Zarismus und die Anerkennung der bürgerlichen Freiheit und der konstitutionellen Form der Monarchie. Große Probleme und ernste Kämpfe liegen an dieser Bahn, aber daß sie begangen werden wird, scheint mir unfraglich zu sein. Aber noch eine weitere Konsequenz ist möglich. Mit der Anerkennung der Gewissensfreiheit entäußert sich der Staat prinzipiell der Leitung der Kirche, im Prinzip hört die „Staatskirche" auf. Wird man hieraus die Konsequenz ziehen? Schon wird von dem hohen russischen Klerus eine „Reform" gefordert, die wesentlich in der Wiedereinrichtung des Patriarchats bestehen soll. Das ist die Konsequenz, von der wir sprechen. Der Patriarch ist ein Papst, er steht nicht unter dem Zaren, sondern neben ihm, er ist der Herr der Kirche, wie jener des Staates. Und dieser Gedanke eines geistlichen Magnaten der Kirche liegt ja immer nah, so lange man besondere geistliche oder göttliche Kräfte in der Hierarchie annimmt, er fällt daher auch ganz in den Rahmen der griechischen Kirche. Hört der Kaiser auf, Herr der Kirche zu sein, so liegt nichts so nah, als einen Patriarchen oder Papst einzusetzen. Der mächtigste Mann, den die Kirche Rußlands gehabt hat, der Patriarch Nikon — erst Peter der Große hat den Patriarchat abgeschafft — hat ganz wie die Päpste des Abendlandes die Gewalt des Patriarchen und des Zaren der von Sonne und Mond verglichen und jene sich auf die Seelen, diese bloß auf die Leiber erstrecken lassen.

Es ist merkwürdig, einerseits ist der kaiserliche Ukas fraglos ein Bruch mit der ganzen Vergangenheit, der Begriff der Staatsreligion wird im Prinzip aufgehoben, die moderne Anschauung von der Persönlichkeit und dem Staat eingeführt; andererseits aber kann ein Stück Katholizismus, das seit Peter dem Großen erstorben zu sein schien, jetzt jeden Augenblick wieder aufleben. So umfassend sind die Konsequenzen, die sich an den Erlaß knüpfen.

Aber so viel ist klar, daß mit diesem Erlaß eine neue Aera für Rußland angegangen ist, für den Staat wie für die Kirche, für die Staatskirche, wie für die evangelische Kirche. Dieser Erlaß ist wichtiger als Sieg oder Niederlage in Ostasien, wichtiger als die Ausgänge der Bauernunruhen, der Schüler- und Studentenrebellionen, oder der blutigen Krawalle in Polen, denn dieser Erlaß stellt ein Prinzip dar, das, wenn es erst einmal eingedrun-

gen ist, nie wieder vergehen kann, und diesem Prinzip wohnt eine stille, aber unwiderstehlich wirksame Kraft inne.

Seit dem 29. April d. J. hat Rußland die antike und mittelalterliche Anschauung vom Staat und von der Religion abgestreift. Einem nicht geringen Bruchteil der Christenheit ist das Joch, das in dem Begriff einer Staatsreligion liegt, vom Halse genommen, Millionen und Abermillionen Menschenseelen ist das rechte Verständnis des Evangeliums wieder zugänglich gemacht worden. Ein Ereignis von unermeßlicher Bedeutung hat sich hiermit vollzogen. Man muß ziemlich weit in der Kirchengeschichte zurückgehen, um einer Erscheinung von ähnlicher Tragweite zu begegnen. Denen aber, die das alte, starre System der russischen Staatskirche gekannt haben und wissen, wie jeder Gedanke an seine Aenderung noch vor wenigen Monaten achselzuckend und resigniert zurückgewiesen wurde, denen ist heute „wie den Träumenden", und sie empfinden es wieder in ehrfürchtigem Staunen, daß Gott der Menschen Herzen wie Wasserbäche lenkt.

„*Soll ein Christ wählen?*" Ueber diese Frage hat im Ruhrgebiet ein Pastor in einem Jünglingsverein sich geäußert. Seine Antwort ist: *Nein! Er soll weder wählen, noch sich wählen lassen!* Warum? Einen Christen kann er doch nicht in den Reichs- oder Landtag hineinwählen, da die Christen immer in der Minorität sind, oder aber mit der Welt zusammen gehen müssen. Und gewählt kann er nicht werden, ohne Mitwirkung der Welt, der er dann Konzessionen machen muß. „Wir sollen überhaupt nicht dahin wirken, daß es besser werde! Es wird und muß noch schlimmer werden, damit der Herr wiederkommen kann. Die Christen, die sich mit der Politik befassen, halten das Kommen des Herrn nur auf." Warum der Mann überhaupt noch predigt? Besser wäre es doch, er säße, wie Jonas, in der Kürbishütte und wartete auf den nahen Untergang der bösen Welt! — Vermutlich ist der betr. Pastor ein Anhänger der phantastisch darbystischen Irrlehre, die durch Stockmeyer u. and. jetzt in deutschen Gemeinschaftskreisen um sich greift. Die Grundzüge dieses Irrtums sind im Januar-Heft, Seite 67 f., gegeben. Diese Elitegemeinde glaubt, die Zukunft Christi stehe vor der Tür und sie werden dann entrückt vor dem Stuhl Gottes. Zu dieser Gemeinde gehören freilich nur die, welche es zur vollen Sündlosigkeit gebracht haben.

Aus *Schottland* schreibt man über die neueste Phase im *schottischen Kirchenstreit*:

Die Regierung ernannte im Dezember 1904 eine Royal-Kommission mit der Aufgabe, „die ganze Sachlage unter Anerkennung des Urteils daraufhin zu untersuchen, ob die Gesetzgebung eingreifen müsse, da es zweifelhaft sei, ob die Free Church das ihr zugesprochene Vermögen stiftungsgemäß verwalten könne." Sie hat unter dem Vorsitz von Lord Elgin sich von beiden Parteien ausführlich berichten lassen und die ganze Frage auf das eingehendste untersucht. Ihrem Bericht und ihren Vorschlägen sah man mit äußerster Spannung entgegen. Am 20. April wurden sie veröffentlicht.

Die Kommission ist danach zur Ueberzeugung gekommen, daß die in Frage gestellte Voraussetzung *nicht* erfüllt ist. Die Minorität ist unfähig, das Vermögen stiftungsgemäß zu verwalten. Die Gaben, aus denen es sich zusammensetze, seien einer *National*kirche gegeben — das ergebe sich aus

den Akten —, einer Kirche, die dem ganzen Volk sich verpflichtet fühle, und ihr Netz über das ganze Land ausbreite. Die Minorität sei aber dazu gänzlich außerstande, und es bestände auch keine entfernte Möglichkeit, daß sie einen nennenswerten Zuwachs erhielte. Kirchen und Pfarrhäuser in Orten mit nur wenigen oder keinen Anhängern würden ihrer Bestimmung entzogen. Die Versammlungs-, Geschäfts- und Kolleggebäude wären ihrer Ausdehnung nach die Zentrale einer Nationalkirche, von ihnen aber nicht entfernt auszunutzen. Zur Fortsetzung des Heidenmissionswerkes hätten sie weder die Männer noch die Mittel. Kurz, die jetzige Free Church, die „Wee's", seien einfach außerstande, das Vermögen stiftungsgemäß zu verwalten.

Andererseits dürfe es nun aber auch nicht der United Free Church ohne weiteres ausgeliefert werden. Die Billigkeit fordere eine angemessene Entschädigung an die Minderheit.

Wenn man auf die praktischen Aufgaben einer Nationalkirche sehe, wie sie seit 1843 von der Free Church aufgefaßt seien, so blieben die „Wee's" ganz außer Betracht. Ja, im Gegenteil, bei aller Achtung vor der Entscheidung des Gerichts — praktisch sei die Majorität doch die treue Nachfolgerin und Fortsetzerin der alten Free Church auf Grund ihrer Einrichtungen und Traditionen, kraft des Festhaltens an ihren leitenden Grundsätzen und ihrem Geiste. Auch dürfe bei der Vergütung nicht außer acht gelassen werden, daß die überwältigende Mehrzahl der Geber Anhänger der Union gewesen seien. Der Nachweis des Gegenteils sei der Free Church mißglückt.

Je länger ein solcher Schritt dauere, je erbitterter würde er geführt, je tiefer greife er in das religiöse Leben des Volkes ein. Um dem ein Ende zu machen, schlagen die Berichterstatter vor, das gesamte Eigentum der alten Free Church einer neuen Kommission zu übergehen und diese mit weitgehendster Vollmacht auszustatten, damit sie endgültig entscheide, wie viel in die Hände der „Wee's" gelegt werden könne und was der United Free Church, event. unter angemessener Entschädigung zuzusprechen sei. Diese Kommission müsse aber auch das Recht haben, Vorschläge, die die Billigung beider Kirchen gefunden, einfach zu bestätigen.

Die Arbeit der Royal-Kommission wird in den weitesten Kreisen, vor allem von seiten der United Free Church, auf das dankbarste anerkannt. Mit dem letzten Vorschlag zeigt sie den Weg, wie noch in letzter Stunde ein gütlicher Ausgleich möglich ist und dadurch die Bitterkeit eines zwangsweisen Vergleiches vermieden wird.

Hoffentlich schließt sich das Parlament diesen Vorschlägen an!

Die Erweckung in Wales. Das „Calwer Missionsblatt" berichtet darüber u. a.: „Was die Bewegung auszeichnet, sind hauptsächlich drei Dinge: die Geringfügigkeit der Werkzeuge, die große Zahl der Erweckten und die rechtschaffenen Früchte der Buße, an denen auch die Welt erkennen kann, daß hier der Geist Gottes arbeitet. Von menschlicher Veranstaltung und Mache ist sehr wenig zu merken. Berühmte Prediger und Führer sind kaum dabei. Ein solcher, der an den Versammlungen teilnahm, hat gesagt, er habe nicht erweckt, nein, er sei selbst erweckt worden. Das Hauptwerkzeug in Gottes Hand ist ein junger Mann namens Roberts gewesen. In den Zeitungen wird sein Name viel genannt. Er aber schreibt alles dem Heiligen Geist zu, macht selbst auch gar nicht viel. Die Versammlungen tragen

fast alle einen demokratischen Charakter. Gepredigt wird wenig. Oft ist nicht einmal ein Prediger oder sonst ein Leiter dabei. Wen der Geist gerade treibt, der betet oder hält eine Ansprache oder legt ein Bekenntnis ab oder stimmt ein Lied an, in welches dann die andern einfallen. Zuweilen erheben mehrere gleichzeitig ihre Stimme, der eine vielleicht hinten in der Kirche, der andere vorne, ein dritter in der Mitte. Dann bilden sich um jeden ein Kreis, der ihm zuhört; aber das dauert nie lange, und was anfangs ein Durcheinander schien, löst sich bald in Harmonie auf, indem alle wieder gemeinsam ein Lied singen. Gesangbücher und sogar Bibeln werden wenig gebraucht. Es kommt alles frei aus dem Herzen. Gleichzeitig aber hat der Verkauf von Bibeln und Neuen Testamenten gewaltig zugenommen. Das Gebiet, über welches die Bewegung sich ausdehnt, ist groß. Besonders Süd-Wales ist davon ergriffen, aber auch die Nachbarbezierke sind angesteckt. In manchen Städten und Dörfern ist alles davon beherrscht. Wie die „Times" vom 3. Februar berichten, waren es der Bekehrten bis dahin etwa 70—80,000, und in einem etwas früher geschriebenen Bericht im Monatsblatt der Vereinigten Freien Kirche Schottlands wird mitgeteilt, daß in drei Monaten 45,000 Personen sich als neue Gemeindeglieder in die verschiedenen Kirchen des Landes haben aufnehmen lassen. Diese Kirchen sind meist Freikirchen, welche ja überhaupt in Wales vorherrschen, also: Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten, Presbyterianer u. s. w., aber auch Anglikaner. Sogar einige Bischöfe sind der Sache gewogen."

Für die Echtheit dieser Erweckung sprechen die guten Früchte, welche dieselbe zeitigt: Streit und Händel hören auf, die Polizeigerichte haben glücklicherweise an vielen Orten nichts zu tun. Wirtshäuser, Theater und andere Vergnügungsorte stehen leer. Statt Faustkämpfe werden Betstunden gehalten u. s. w.... Möge Gott der Herr die Bewegung in gesunden Bahnen erhalten und sie fortpflanzen lassen nach allen Seiten hin.

Sollten nicht auch viele Prediger und andere Gläubige in der Christenheit aus den Erweckungsberichten neuen Mut zum Beten und zum Arbeiten schöpfen, denn was in Wales möglich ist, das ist überall möglich, wo das Wort Gottes schon länger gepredigt wird und es nur eines gnädigen Regens von oben bedarf, damit die Saat aufgehe.

Im Württembergischen Kirchenbuch heißt es in einem Sonntagsgebet (S. 254): „Herr, du weißt, wo es noch finster ist, wir harren deines hellen Tages, der allgemeinen Ausgießung deines Heiligen Geistes." Es gibt ernste Christen, die sofort Schwärmerei wittern, wenn irgendwo von einer allgemeinen Ausgießung des Heiligen Geistes die Rede ist, und die deswegen meinen, um eine solche auch nicht beten zu dürfen. Aber steht denn nicht geschrieben: „Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch," und wiederum: „Die Erde wird voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt," und „Sie sollen mich alle kennen?"

Trennung von Staat und Kirche in Frankreich. Die Trennung von Staat und Kirche ist in Frankreich beschlossene Sache. Neu sind die Bestrebungen nicht, sie haben vielmehr langwierige Vorbereitungsstadien durchlaufen und schon im Jahre 1872 hat die reformierte Generalsynode Frankreichs ihr Einverständnis mit einer Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen. Im Jahre 1882 wurde der Religionsunterricht aus den Staatsschulen entfernt und seitdem wurde immer klarer, daß die

radikale Scheidung kommen muß. In den verflossenen sechs Jahren ist der Kampf zwischen der katholischen Kirche und der französischen Regierung ein besonders heißer gewesen und es war vorauszusehen, daß die Regierung schließlich siegreich aus dem Kampf hervorgehen würde. Ministerpräsident Combes zog mit scharfen Waffen gegen den katholischen Klerus ins Feld, und seine Bestrebungen nahmen schließlich eine feste, gesetzgeberische Form an. Sein Nachfolger, Herr Rouvier, setzte den Kampf in der entschiedensten Weise fort und endlich am letztverflossenen Karfreitag wurden die grundlegenden vier ersten Artikel der neuen Regierungsvorlage von der französischen Deputiertenkammer angenommen. Die Vorlage ist wichtig genug, daß wir etliche der Hauptartikel hier folgen lassen:

Artikel 2. Die Republik anerkennt weder noch besoldet und unterstützt sie irgend einen Kult. Infolgedessen werden vom 1. Januar an, der auf die Verkündigung dieses Gesetzes folgt, Staats-, Departements- und Gemeindebudgets, die sich auf die Unterhaltung der Kulte beziehen, unterdrückt.

Artikel 3. Die Etablissements, deren Aufhebung im Artikel 2 ausgesprochen ist, setzen ihre Funktion in Gemäßheit ihrer bisherigen Befugnisse fort, bis ihre Güter an die im vierten Teil vorgesehenen Vereine übergegangen sind, spätestens aber bis zum Ablauf der im folgenden angegebenen Frist.

Artikel 4. Innerhalb eines Jahres von der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes an werden die beweglichen und unbeweglichen Güter der bischöflichen Mensen, der Kirchenfabriken, Presbyterialräte, Konsistorien und anderen öffentlichen Kultusanstalten mit allen auf ihnen haftenden Lasten und Verpflichtungen und mit ihrem besonderen Bestimmungszwecke von den gesetzlichen Vertretern dieser Anstalten den Gemeinschaften übertragen, die sich unter Anpassung an die Regeln der allgemeinen Organisation des Kultus, dessen Ausübung sie zu sichern beabsichtigen, nach den Bestimmungen des Artikels 17 für die Ausübung dieses Kultus in den ehemaligen Bezirken der genannten Anstalten gesetzmäßig gebildet haben werden.

Artikel 10. Die aus der Zeit vor dem Konkordat stammenden Gebäude, die der Ausübung des Kultus oder der Unterbringung der Kultusbeamten dienen, also Kathedralen, Kirchen, Kapellen, Tempel, Synagogen, erzbischöfliche Paläste, Pfarrhäuser, Seminarien, ferner die dazu gehörigen Grundstücke, sowie die Mobiliareinrichtung, die sich in den Gebäuden befand zu der Zeit, als sie zur Verfügung des Kultus gestellt wurden, sind und bleiben Eigentum des Staates, der Departements oder der Gemeinden; sie müssen aber zwei Jahre lang, von der Verkündigung des Gesetzes an, den kirchlichen Anstalten oder Vereinen, die sich zur Ausübung des Kultus in den Bezirken der aufgehobenen kirchlichen Etablissments gebildet haben, unentgeltlich zur Benutzung überlassen werden.

Staat, Departements und Gemeinden haben die gleiche Verpflichtung bezüglich derjenigen Gebäude, die aus der Zeit nach dem Abschluß des Konkordates stammen und deren Eigentümer sie sind, einschließlich der protestantisch-theologischen Fakultäten.

Die obigen Bestimmungen und die Kammerdebatten zeigen deutlich, daß das neue Gesetz nicht auf eine etwaige Feindschaft gegen die christliche Religion zurückzuführen ist, sondern auf die freiheitlichen Grundsätze der französischen Republik und die Abneigung gegen die katholische Kirche. Man will künftighin das Wort Kirche aus der französischen Gesetzgebung aus-

scheiden. Allen religiösen Bekenntnissen und religiösen Ueberzeugungen sollen gleiche Freiheit und Rechte gewährleistet werden. Man will ein durchaus freies modernes Staatswesen schaffen, in welchem für Kultuszwecke keine öffentlichen Mittel verwandt werden dürfen. Der Staat will allen religiösen Kulten gegenüber strenge Neutralität bewahren. Nur auf diesem Wege glaubt man den ersehnten religiösen Frieden erlangen zu können. Nun ist es freilich wahr, daß die moralische Verderbnis und die religiöse Gleichgültigkeit des Volkes in schreckenerregender Weise zugenommen haben, seitdem der Schulunterricht durchaus religionslos ist.

Natürlich fragt man: „Was wird Frankreichs Zukunft sein?" Die Freunde der Trennung von Kirche und Staat glauben, daß das Volk Religion und Kirche höher schätzen werden, sobald es für seine Priester und Gotteshäuser größere Opfer zu bringen habe. Dabei verweist man auf Amerika, wo sich das kirchliche Leben, unabhängig vom Staat, in blühender und lebenskräftiger Weise entwickelt hat. Natürlich vergißt man dabei, daß die kirchlichen Denominationen der Vereinigten Staaten sich von vorne herein auf dem Boden der Freiwilligkeit aufgebaut haben und daß in diesen Kirchengemeinschaften ein reges kirchliches Leben und in vielen Herzen geistliches Leben pulsiert. Das kann man in diesem Grade von dem materialistischen Frankreich nicht sagen. Die große Masse des Volkes hat sich von der Kirche vollständig losgesagt und damit alle Religion über Bord geworfen. Die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung steht der Kirche sogar feindselig, wenigstens durchaus gleichgültig gegenüber. Die katholische Kirche hat fast allen Einfluß in Frankreich verloren und deshalb ist es fraglich, ob ihre Anhänger willig sein werden, besondere Opfer für die Kultuserfordernisse zu bringen. Die Annahme ist deshalb berechtigt, daß die Opferwilligkeit in Frankreich nicht groß genug sein wird, die erforderlichen Mittel für Kultuszwecke freiwillig aufzubringen, und daß deshalb das arme Frankreich immer mehr zu einer Nation von Atheisten werden wird. Das privilegierte Kirchentum hört auf, die eigene Lebenskraft fehlt und das Versinken der Massen in religiöse Gleichgültigkeit und völligen Unglauben muß die natürliche Folge sein.

Der Protestantismus hat deshalb Frankreich gegenüber eine hohe und dringende Aufgabe und die Missions-Gesellschaften sowohl der alten wie der neuen Welt sollten ihre Aufmerksamkeit auf dieses neue und reife Arbeitsfeld richten. Die Missions-Gesellschaft der Bischöflichen Methodistenkirche hat das erkannt und eine bedeutende Summe für Evangelisationszwecke in Frankreich beiseite gesetzt. Es ist wichtig, daß unsere Kirche in diese offene Türe eintritt und daß viele ernste Gebete für das religionslose Frankreich zum Thron der Gnade emporgesandt werden. („Der Chr. Apol".)

Literatur.

Im eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., ist erschienen: „Die beiden Freunde," von Pastor Aug. Kuhn. 10. Band der Evang. Familienbibliothek. Hübsch in hellgraue Leinwand gebunden. 168 Seiten, Preis 40 Cts.

Das Buch erzählt von einer Einwandererfamilie, die in der Gegend von Hermann, Mo., ihre Heimat fand noch vor dem Bürgerkriege. Es gewährt einen guten Einblick in die Anfangsnöten der ersten Ansiedler in den Mis-

fouribergen. In recht spannender Weise wird die Geschichte zweier treuer Freunde erzählt, wie sie einander gefunden, mit einander den Herrn gefunden; wie sie miteinander, jeder für sich, in schwere Versuchung kamen, der eine durch den andern aus tiefem Fall gerettet wurde. Dann folgen die Nöten des Bürgerkrieges, Kämpfe mit den südlichen Guerillabanden, welche besonders die der Union treu gebliebenen deutschen Farmen in Missouri ausplünderten und zerstörten. Ein glücklicher Abschluß dieser Kämpfe ist die Vernichtung einer ganz besonders gefährlichen Räuberbande durch die militärisch organisierten und gedrillten deutschen Farmer von Gasconade Co. und das friedlich fröhliche Bild einer Doppelhochzeit der zwei treuen Freunde. Es ist für die deutsch-amerikanische Jugend und Familie eine gewiß recht angenehme und dabei gesunde Lektüre.

Vom Verlag von A. Deichert (Nachf. Geo. Böhme) in Leipzig kam zu uns: „Das Alte Testament und die Wissenschaft,“ von Prof. Dr. W. Lotz in Erlangen. 252 Seiten, Preis 4.20 Mk., geb. 5.00 Mk.

Die letzten Jahre schwirrte und sauste es überall um uns her: Babel—Bibel; Bibel—Babel! Die Assyriologen beanspruchten, beweisen zu können, daß Israels Kultur und Religion nichts weiter als ein Abklatsch babylonischer Kultur, Religion und Sitte sei. Diese anmaßenden Behauptungen bedrohten den Glauben an die einzigartige Offenbarung Gottes in Israel, und an das einzigartige Verhältnis Israels zu seinem Gott. Jenen Assyriologen kamen die extremen Aufstellungen der alttestamentlichen Bibelkritik zu Hilfe, welche das ganze alttestamentliche Schrifttum als erst um die Zeit Josias und nachher entstanden betrachtet wissen wollte. Die biblischen Erzählungen aus dem Altertum wurden als Sagen und Mythen betrachtet, die erst später erdichtet wurden, um dem Volk eine geschichtliche Grundlage zu geben. Das gab denn einen Geisteskampf zwischen den Bibelgläubigen, die das Ansehen und die Wahrhaftigkeit der Bibel aufrecht zu halten trachten, und denen, die vermöge ihrer ganzen geistigen und sittlichen Anlage geneigt sind, dieses Ansehen den angeblichen neueren Forschungsresultaten der Wissenschaft zu opfern. Eine solche Flut von Schriften und Gegenschriften, z. T. über sehr einzelne und spezielle Dinge erschien, daß es dem Geistlichen im Amte unmöglich war, diesem Kampf zu folgen und sich ein selbständiges Urteil in diesen Fragen zu bilden. Denn eine Forderung der Wahrhaftigkeit nötigt uns doch stets „beide Teile zu hören“, keinen ungehört zu verdammen. Wer aber vermöchte dieser Flut von Schriften zu folgen und alle vorurteilsfrei zu prüfen? Und doch mußte ein Gefühl der Beunruhigung sich einstellen, wenn die radikale Kritik mit Posaunentönen ihre angeblichen Forschungsresultate verkündigte, die mit dem ehrwürdigen Bibelglauben sich nicht reimen ließen.

In dem vorstehend genannten Buche bietet nun der geehrte Verfasser dem bibelgläubigen gebildeten Publikum ein Werk, das in mäßigem Umfange und zu billigem Preise jedem eine gute, freilich kurz gefaßte Uebersicht über den Stand der alttestamentlichen Streitfragen darbietet und uns dabei zeigt, mit wie gutem Grund und Recht wir trotz aller neueren Angriffe und Einsichten dennoch an der ehrlichen Gewissensüberzeugung festhalten können, daß die Bibel alten Testaments eine wahrheitsgetreue Darstellung der göttlichen Heilsgeschichte und Offenbarung darbietet, die in ihrer Art einzig ist in der Welt.

Um unseren Lesern einen Einblick in den wichtigen Inhalt des Buches zu geben, fügen wir die Inhaltsübersicht nach den Abschnitten hier bei.

1. Erster Abschnitt: Die wissenschaftliche Kritik der alttestamentlichen Schriften. (Ein Absatz heißt: Unhaltbare Ansichten über die Inspiration der Heiligen Schrift und die richtige.)

2. Zweiter Abschnitt: Die Behauptung des heilsgeschichtlichen Charakters der alttestamentlichen Geschichte gegen die Kritik.

3. Dritter Abschnitt: Die Ergebnisse der kritischen Untersuchung der alttestamentlichen Bücher. (Quellenscheidung, Alter der alttestamentlichen Bücher, u. s. w.)

4. Vierter Abschnitt: Israel inmitten der altorientalischen Geschichte. (Wichtige Geschichtsnotizen über den alten Orient, die erst den neueren Ausgrabungen entnommen werden konnten.)

5. Fünfter Abschnitt: Die Religion des Alten Testaments und die Religion Babyloniens (der israelitische Monotheismus und der heidnische Polytheismus, trotz gegenteiliger Behauptungen neuerer Gelehrter).

6. Sechster Abschnitt: Die neuen Entdeckungen auf dem Gebiet des Alten Testaments und das kirchliche Leben. (Rückblick. Die unerschütterten Haupttatsachen der alttestam. Geschichte. Bleibende Geltung der alttestam. Schrift als Gottes Wort. Gewinn der christlichen Weltanschauung aus den neuen Entdeckungen. Besorgnisse und deren Ueberwindung. Die rechte Art, diese Dinge vor der Gemeinde zu behandeln.)

Dieser letzte, abschließende Abschnitt gibt zusammenfassend kurz die Resultate des Buches und Winke, mit welcher Ehrfurcht und heiliger Scheu dieses Buch zu behandeln, mit welcher Vorsicht und Weisheit die Gemeinde mit den neueren Ergebnissen bekannt zu machen sei.

Wir haben von dem Buch den Gesamteindruck gewonnen, daß es wünschenswert wäre, wenn dasselbe von recht vielen unserer Leser gründlich studiert würde, um dadurch aufs neue in der Ueberzeugung befestigt zu werden, auf wie gutem Grund unser Glaube an die Bibel beruht, obwohl neuere Forschung manches als unhaltbar erwiesen hat, was man in den Zeiten ungeschichtlicher Forschung einfach aus der gläubigen Tradition unbeanstandet gelten ließ. — Wer von dem unaustilgbaren Vorurteil befangen ist, daß jedes Wort der Bibel auch in weltlichen und natürlichen Dingen absolut unfehlbar sein müsse, der wird von diesem Buch nicht befriedigt werden. Wer aber einsieht, daß es auf die geoffenbarte religiöse Heilswahrheit ankomme, deren wir zur Seligkeit bedürfen, der wird in seinem Glauben gestärkt werden wider die Angriffe des Unglaubens.

Von dem Verfasser, Pastor Heinr. Rembe, luther. Pastor in Hamilton, Ont., kam uns zu: „Herz und Natur." Neue Gedichte. 101 Seiten. Preis 50 Cts. Es sind meist kurze, bescheidene Gedichte, in welchen Herz und Gemüt sich aussprechen; religiöse Saiten erklingen, besonders die Note des himmlischen Heimwehs, das die Seele himmelwärts trägt. Aber auch humoristische Stücke und solche, in welchen die Freude an der irdischen Natur zum Ausdruck kommt, finden sich dazwischen. Das Büchlein ist für bescheidene Geschenke an Geburtstagen oder bei anderen Gelegenheiten bestens zu empfehlen.

Vorläufige Anzeige.

Kurz ehe das Manuskript zur Presse ging, kam aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh: „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und

Prof. Dr. W. Lütgert. Preis des Jahrgangs 10 Mk. 1905. 9. Jahrgang. Das erste Heft enthält folgende Aufsätze: Riggenbach, Prof. Dr. E., Unbeachtet gebliebene Fragmente des Pelagius-Kommentars zu den Paulinischen Briefen. — Franckh, Lic. theol., Die Prophetie in der Zeit vor Amos. Einzelpreis 1.50 Mk.

Büttner, F., „Temperament und Kirche." 1 Mk. — Aus dem Inhalt: Die griechisch-katholische Kirche als Repräsentantin des melancholischen; die Kirche Roms als die des sanguinischen; die reformierte Kirche als die des cholerischen; die lutherische Kirche als die des phlegmatischen Temperaments.

Missionsdirektor Gensichen sagt in dem Begleitwort, das er dem Buche gegeben: „Der Grundgedanke, daß auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens sich eine Ausprägung der Temperamente ebensogut wird feststellen lassen, wie auf dem Gebiet des nationalen Lebens, ist meines Erachtens mit großer Sachkenntnis, mit feiner Beobachtung und in so konkreter Form dargestellt, daß der Leser — auch wenn er da und dort zum Widerspruch geneigt sein sollte — immer eine Bereicherung seiner Erkenntnis, eine Klärung jenes Urteils und eine Fülle von Anregung zu tieferem Forschen davontragen wird."

Höhne, Lic. Dr. Emil, „Umfang und Art der Bibelbenutzung in Göthes Faust. 60 Pf.

Riemann, Gymn.-Prof. Rudolf, „Des Paulus Brief an die Römer" für höhere Schulen ausgelegt. 2 Mk.

„Des Paulus Epistel an die Römer." Abdruck der revidierten Uebersetzung Luthers und Auslegung für Gynasialprima. (Schülerheft.) 50 Pf., 10 Ex. für 4 Mk.

Der Römerbrief bietet der Behandlung im höheren Schulunterricht zu viele Schwierigkeiten, als daß nicht ein neuer Versuch, ihn für diese Stufe zu erklären, neben den bereits vorhandenen Werken, berechtigt wäre. Verf. gibt in zusammenhängend fortlaufender Rede, in einfacher, das Verständnis erleichternder Sprache, eine leicht lesbare Interpretation. Ein ganz besonderes Bemühen hat er auf Herausarbeitung des Gedankenganges des Briefes verwendet. Die Gedanken der Abschnitte sind in Form eines Satzes an die Spitze der jedesmaligen Auslegung gestellt. Die Auslegung sucht, ohne in erkünstelt erbaulichen Ton zu verfallen, Herz und Gemüt zu erfassen und für den Gegenstand zu erwärmen, dabei ist er aber doch der wissenschaftlichen Seite der Exegese gerecht geworden.

Das Schülerheft enthält die revidierte Uebersetzung des Briefes in der vom Verfasser vertretenen Gliederung und einem kurzen Auszug der im größeren Werk gebotenen Interpretation, zusammenhängend nur in der dispositionsartigen Darlegung des Gedankengangs, sonst auf Angaben in der Weise von Anmerkungen beschränkt, die einen Anhalt für die Notizen und Repetitionen der Schüler bilden sollen.

Aus dem Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart kam: Geschichte Israels bis auf Alexander den Großen. Von Dr. S. Oettli, Professor in Greifswald. 1. Teil: Geschichte Israels bis auf Alexander den Großen. 566 Seiten. Preis ungeb. 6 M. Das Buch greift tief in die heutige Kontroverse über das Alte Testament ein und ist von positiv-gläubigem Standpunkt geschrieben. Es bleibt uns, nachdem wir erst das Buch binden ließen, kein Raum noch Zeit mehr in dieser No. des „Magazins", das Buch einer ausführlichen Besprechung zu würdigen, das soll die nächste Nummer nachholen.

Aus dem Verlag von A. Deichert's Nachf. (Geo. Böhme), Leipzig, kamen folgende Schriften, die wir auch jetzt nur anzeigen können:

Wer war Jesus? — Was wollte Jesus? Von Prof. Dr. L. Ihmels. 65 Seiten. Preis: 0.60 Mk. Zweite Auflage.

Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Religion Israels. Mit einem Bild. Von Prof. Dr. E. Sellin. 44 Seiten. Preis: 0.80 Mk.

Weltgeschichte — Gottes Werk. Von Kirchenrat Dr. R. Rocholl. 68 Seiten. Preis: 1.20 Mk.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pf. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Ist Christus leiblich auferstanden? Von W. Kuhaupt. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. (Fortsetzung.) — Johann Nestroy und das Wien seiner Zeit. Von Dr. August Stern-Wien. — Der Einzige und seine Liebe. Novelle von Timm Kröger. — Versetzungsjammer. Von Ida Häny-Lux. — Verkehrstechnisches. Von H. Dominik. — Moment-Poesie. Von Felix Poppenberg. —— Gewaschene Luft. — Moderne Legenden. — Kind und Humor. Poesie und Technik. — Die Handelsverträge. Von K. v. L. — Türmers Tagebuch: Rechtsstaat oder Polizeistaat? Vorklänge zur Schillerfeier. — Walther von der Vogelweide. Von Dr. Friedrich Brachmann. — Aus Walthers Liedern. Von L. — Umschau (Die Briefe der Frau Rat. Fiona Macleod. Zur öffentlichen Schillerfeier. Verein zur Förderung des Harzer Bergtheaters). — Die erste deutsche Oper. Von Dr. Karl Storck. — Kunstbeilagen: Ciseri: Grablegung. (Photogravüre.) Franz v. Defregger: Der Schmied von Kochel. Franz v. Defregger: Im Elternhause. Franz v. Defregger: Tiroler Bauer. — Notenbeilage: Die Erwartung. Gedicht von Schiller. Komponiert von Joh. Rud. Zumsteeg.

Das Maiheft ist ein Schillerheft und enthält: Schiller. Gedicht von F. Lienhard. — Friedrich von Schiller. Von Dr. Paul Verbeck. — Vor der Sündfut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. (Fortsetzung.) — Schillers Läuterung. Von J. Höffner. — Der Einzige und seine Liebe. Novelle von Timm Kröger (Fortsetzung). Schillers Charakter und Persönlichkeit. Von Karoline von Wolzogen. — Der Berliner Dom. Von Dr. Karl Storck. — Vom kleinen Welttheater. Von Felix Poppenberg. — Schiller als Redakteur. Von Erich Kloß. — Modelle. Kunst für alle? — Zur Frage der konfessionellen Verbindungen. Von E. H. Thiele. — Türmers Tagebuch: Schiller und wir. — Einführung in Schillers Gedankenwelt. Von F. Lienhard. — Ueber das Erhabene. Von Schiller. — Umschau (Schillers Tod. Macht des Weibes. Neue Schillerschriften. Schiller und das Theater). — Schiller und die Musik. Von Dr. Karl Storck. — Schiller über Musik. — Schiller in der Musik. Von K. St. — Kunstbeilagen: Huldigung an Schiller. Von Franz Staffen. (Farbendruck.) Acht Schillerbildnisse und -Denkmäler. — Notenbeilage: Gedichte Schillers in der Vertonung von Johann Rudolf Zumsteeg.

Korrektur.

Leider blieben im Maiheft einige störende Fehler stehen.

Seite 167, Zeile 23 von oben muß es heißen nicht, statt dicht.

Seite 222, erste Zeile oben, lies: Metropolitan.

Der Entwurf für den Sonntag Exaudi blieb leider unvollständig, weil das Manuskript nicht mehr zur rechten Zeit ankam, um berücksichtigt werden zu können.

※ Magazin ※

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. September 1905.

Gewissensfragen.*)

Von Professor D. Lütgert in Halle.

So ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viele Frucht bringet, und werdet meine Jünger. Joh. 15, 7. 8.

Betest du?

Durch dieses Wort Jesu werden Fruchtbarkeit und Gebet miteinander verbunden. Es stellt uns vor die Frage: Betest du? Wer sagen wollte, daß diese Frage unter uns überflüssig wäre, weil sie nach etwas Selbstverständlichem fragt, der würde in einer argen Täuschung leben. Wahrhaftiges Gebet ist nirgends und auch beim Pfarrerstande nicht selbstverständlich. Von ihm aber hängt der ganze Lauf unsers Lebens ab, besonders aber unsere Wirksamkeit; Gebet macht fruchtbar und Gebetslosigkeit ohnmächtig. Jedermann weiß, daß es leere Predigten gibt, ohne Inhalt, ohne Kraft und Geist. Woher kommt das? Das liegt nicht nur daran, daß keine Arbeit hinter ihnen steht. Mit aller Anstrengung kann man aus sich selbst nichts schöpfen. Was wir haben, das empfangen wir. Wir können nicht geben, ohne zu nehmen. Leer wird die Predigt dann, wenn dem Geben kein Nehmen vorangeht, d. h. kein Gebet. Woher kommt die Kälte, die uns von manchem Katheder oder mancher Kanzel entgegenweht? Das kalte Licht ist menschliches Licht, künstliches Licht. Das göttliche Licht erwärmt, indem es erleuchtet. Sein unzweideutiges Kennzeichen ist dies, daß Wahrheit und Liebe beisammen sind. Wo uns das kalte Licht entgegenkommt, da kommt es aus einem gebetslosen Herzen. Freilich, es gibt auch menschliche Liebe, und sie kann auch auf der Kanzel zu Worte kommen, aber sie ist ohnmächtig. Wo wir nur machtloses Mitleid, ohnmächtiges Klagen, kraftloses Wünschen und Hoffen hören, da hören wir einen Mund, der nicht betet. Herzlose Kälte und Härte und klagende Schwäche sind Geschwister; sie entstammen der menschlichen Ohnmacht. Ohne Gott und ohne Gebet gibt es keine

*) Aus: „Die Studierstube“, Juni 1905. Man lese die Anzeige hinten!

Fruchtbarkeit. Wir stehen mit unserer Wirksamkeit schnell am Ende, an der Grenze, die kein menschliches Wirken mehr überschreitet. Wir können Gedanken geben und unsere Hörer zum Denken bringen, aber Wahrheit geben und Erkenntnis, Ueberzeugung, Glauben schaffen, das geht über alles menschliche Vermögen hinaus. Wenn uns aber dies nicht gelingt, so ist unsere Wirksamkeit umsonst. Haben die Kinder den Konfirmandenunterricht und die Hörer die Kirche verlassen, so bringen andre Stimmen in ihr Ohr. Wer hat nun Recht und behält die Oberhand. Die Wahrheit ist mächtiger als die Lüge. Wer betet, der gibt nicht nur Gedanken, sondern Wahrheit.

Noch deutlicher wird uns unsere Ohnmacht dem Willen der Menschen gegenüber. Schon der Wille eines Kindes ist uns völlig unzugänglich. Wir stehen ratlos vor seinem unbeugsamen Trotz und fast noch ratloser vor willenloser Schwäche, vor Zerfahrenheit und Offenheit für jede Verführung. Was kann man hier tun? Kein pädagogisches Experiment hilft über diese Not hinweg, kein Kunstgriff, keine mechanische Erziehungstechnik, am allerwenigsten dann, wenn sie sich selbstbewußt brüstet, bekommt den lebendigen Menschen in seine Gewalt. In unserer Ratlosigkeit greifen wir dann zu gesetzlicher Strenge, aber damit verschärft man nur den Trotz und lähmt die Energie nur noch mehr. Oder sonst drückt sich unsere Ratlosigkeit in gutmütigen und ohnmächtigen Wünschen aus. Menschenherzen haben wir nicht in unserer Gewalt. Keines Menschen Gedanken, noch weniger eines Menschen Willen können wir leiten und machen. Schon das ist eine Unmöglichkeit für uns, die Verschlossenheit, die viele Menschen und schon manches Kind für jeden Einfluß unzugänglich macht, zu überwinden. Was bleibt übrig? Gedanke und Wille der Menschen liegen allein in dessen Händen, der die Menschen gemacht hat. In seinen Händen sind sie wie der Ton. Von ihm gilt das Wort: Du Herr hältst selbst in Händen die ganze weite Welt, kannst Menschenherzen wenden, wie es dir wohl gefällt. Ihm ist das Innerste der Menschen zugänglich, er vermag die Herzen zu öffnen. Er kann in schöpferischer Macht den Eigensinn brechen und die Schlaffheit zur Kraft erheben. Seine Macht brauchen wir, wenn wir Frucht bringen wollen. In diesem Worte verheißt sie Jesus denen, die darum bitten. Gebet allein macht fruchtbar, und viele Frucht, das ist das Ziel, das Jesus seinen Jüngern steckt. Dadurch, daß sie viele Frucht bringen, sind sie seine Jünger. Er macht die Seinen fruchtbar, wie er selber fruchtbar war.

Frucht ist nicht Erfolg im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Freilich hat Jesus auch große Erfolge gehabt, eine riesige Zuhörerschaft sammelte sich um ihn, eine große Begeisterung entzündete sich an seiner Person, er weckte ein mächtiges Interesse, aber das hat er nicht als Frucht angesehen. Frucht ist derjenige Erfolg, durch den der Vater geehrt wird. Wo es gelingt, einen Menschen dazu zu bringen, daß er Gottes Namen heiligt und anbetet, da ist Frucht. Daß die Leute euern Vater im Himmel preisen, ist das Ziel, das Jesus seinen Jüngern steckt. Dem, der ihn

bittet und nur ihm vertraut, erschließt er die Menschenherzen und gibt seinem Wort die erstaunliche Wirkung, daß es zu Gott erhebt: die hundertfältige Frucht. Wie er selbst, so haben auch die Seinigen nicht nur Erfolg, sondern auch „Mißerfolg". Sogar aus dem Kreise seiner Jünger ist ihm einer verloren gegangen. So ist auch uns nicht etwa nur Erfolg verheißen. Das Wort fällt auf mancherlei Boden. Aber immer wieder fällt ein Korn auch auf fruchtbaren Boden und bringt dort zu unserm eigenen Erstaunen hundertfältige Frucht. Nicht immer stellt sich die Frucht sofort ein. Es gilt oft langsame, mühsame Arbeit und viel Geduld und Warten. Auch der Schmerz wird uns nicht erspart, daß manche Blüte nicht zur Frucht wird und manche Frucht nicht zur Reife kommt, daß mancher Same von den Menschen zertreten, von den Vögeln fortgenommen, von den Dornen erstickt wird. Nicht, daß wir jeden Menschen gewinnen, nicht, daß wir alle in unser Netz bekommen, nicht, daß wir nichts als Freude erleben, nicht das ist uns verheißen; wohl aber das, daß wir Menschenfischer werden, daß wir ganze, vollkommene Freude erleben, reife Frucht bringen, Menschen zu Gott bringen. Ueberall, wo das gelingt, ist es eine Gebetserhörung, und nur wo Gebet ist, da gelingt es. Willst du also wirken, nicht nur „machen", nicht nur reden, nicht nur unterrichten, so mußt du beten. Tote Dinge kann man mit toten Herzen machen. Aber wo sich's um lebendige Menschen handelt, da gibt es keine Technik, die uns die Hilfe Gottes sparen könnte. Keine Wirksamkeit, die Menschen bilden will, keine Erziehung, die mehr sein will als Abrichtung und Unterricht, keine Seelsorge gelingt ohne Gebet. „Mit Gottes Hilfe", das gilt hier im vollen Ernste, nicht als Phrase. Er aber will gebeten sein, wenn er soll was geben. Für wen man nicht gebetet hat, den wird man auch weder zur Wahrheit noch zur Gnade Gottes bringen.

Geboren von der Jungfrau Maria.

P. G. Fr. Schütze.

Die Angriffe der modernen Theologie gegen die Glaubwürdigkeit der Berichte der Evangelien über das Erdenleben Christi, richten sich meist gegen das Lebensende des Erlösers, weniger gegen seine Geburt. Hin und wieder trifft man zwar noch einen Gelehrten, der gegen die jungfräuliche Geburt Jesu seine Lanze einlegt, wie Prof. Soltau, der erklärt: „Wer fordert, daß ein evangelischer Christ glauben solle an die Worte: empfangen von dem Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, der macht sich wissentlich zum Mitschuldigen an einer Sünde wider den Heiligen Geist des wahren Evangeliums, wie es die Apostel und ihre Schüler im apostolischen Zeitalter uns überliefert haben."[1])

Im allgemeinen jedoch halten die modernen Theologen dies Dogma einer Widerlegung nicht für wert. Es ist ihnen eine Mythe, ein Märchen, in dem sich die Wunder der heidnischen, besonders aber der

---

1) Die Geburtsgeschichte Jesu Christi. 1902. S. 32.

Indischen Sagenwelt auf christlichen Hintergrund projiziert haben. Muß nun wirklich dieser Satz, der gesamten gläubigen Christenheit lieb und teuer, sein Haupt beugen unter das Richterschwert des modernen „wissenschaftlichen“ Anathemas? Um über diese Frage ins Reine zu kommen, wollen wir dies Dogma nach seiner Möglichkeit und Notwendigkeit untersuchen.

I. Die Möglichkeit.

Es ist zunächst die Tatsache festzustellen, daß Geburten von Jungfrauen, rein physiologisch angesehen, nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar eine häufig vorkommende Erscheinung sind. Freilich als Theologe muß ich hier auf diesem Gebiet eingestehen: Ein eigenes Urteil als Sachverständiger vermag ich nicht abzugeben, sondern muß mich beschränken, das Urteil medizinischer und naturwissenschaftlicher Gelehrter wiederzugeben. Wer sich dafür interessiert, findet reichlich Material bei G. Seidlitz: Die Parthenogenesis und ihr Verhältnis zu den übrigen Zeugungsarten im Tierreich, Leipzig, E. Bidder, und bei J. Kreyher: Die jungfräuliche Geburt des Herrn, Gütersloh, Bertelsmann. Ich finde folgendes:

Die Fortpflanzung des Lebens findet bei höheren organischen Wesen durch Bildung von Eiern statt, die sich, wenn befruchtet, weiter entwickeln. Doch kommt es auch vor, daß unbefruchtete Eier sich zu selbständigen Lebewesen auswachsen. Diese Erscheinung nennt man Parthenogenesis. Wohlverstanden ist hier nicht die Rede von Hermaphroditbildungen, wo eine Selbstbesamung stattfinden könnte, wie dies bei vielen Pflanzen die Regel ist, sondern von regelmäßigen weiblichen Individuen, deren Eier ohne jede Befruchtung zu neuen Geschöpfen sich ausbilden. Solche Parthenogenesen sind nachgewiesen bei ungefähr 40 Tierarten, meistens Insekten. Auch weibliche Feuermolche haben sich in isolierter Gefangenschaft jahrelang vermehrt. Am lehrreichsten sind die Dermoidcysten (Balggeschwülste bei Jungfrauen), welche Haare, Zähne, Knochen, Muskelfasern, Hirn- und Nervensubstanz enthalten, auf Grund derer eine medizinische Autorität, wie Waldeyer in Berlin erklärt: Man hat *durchaus nicht nötig* für eine Weiterentwicklung weiblicher Keimzellen *die Interkurrenz männlicher Zeugungsstoffe* anzunehmen.

Durch diese Parallelen ist eine physiologische Möglichkeit der jungfräulichen Geburt erwiesen. Es soll selbstverständlich damit nicht das biblische Wunder als eine gynäkologische Kuriosität hingestellt werden, sondern es sind damit nur die Naturverhältnisse angegeben, an die Gott das Wunder anknüpft. Zu beachten sind auch die nachgewiesenen Fälle, in denen intensive Vorstellungen plastische Bildungen am Organismus hervorriefen, wie die Stigmatisationen katholischer Heiligen, Franziskus v. Assisi, Luise Lateau, Katharina Emmerich. Ganz gewöhnlich sind ja ferner Fälle des sogenannten Versehens bei Schwangeren, welche Muttermäler bei den Kindern hervorrufen. „Wenn hiernach die plastische Einwirkung der Vorstellungskraft von seiten der Mutter auf den

Fötus nachgewiesen ist, so kann man, in Hinblick auf die Parthenogenese im Tierreich, es nicht mehr für undenkbar halten, daß dieselbe Kraft unter dem Einfluß des schöpferischen Gottesgeistes auch einer schlafenden Keimzelle den Anstoß zur vollen Ausgestaltung eines lebendigen Organismus zu geben vermochte." (Kreyher, a. a. O., S. 36.)

Begeben wir uns nun wieder zur Theologie zurück, so wird es sich für uns um die Frage handeln: Gibt es Wunder, und was sind Wunder? Sicher gehört ja die jungfräuliche Geburt Jesu zu den Erscheinungen, für welche die theologische Terminologie den Ausdruck „Wunder" geprägt hat. Haben wir also einen allmächtigen Gott, der Wunder tut? Verneinen wir das, so kann das „geboren von der Jungfrau Maria" nicht Gegenstand unsers Glaubens sein. Andernfalls aber müssen wir die M ö g l i c h k e i t der jungfräulichen Geburt, denn nur um diese handelt es sich einstweilen noch, anerkennen.

Wir scheiden nun zwischen Heilungs- und Heils- oder Offenbarungswundern. Erstere gibt die moderne Theologie zu, weil sie selbst von der ungläubigen medizinischen Wissenschaft noch jetzt häufig nachgewiesen werden; letztere aber werden entschieden bestritten. Was ist denn nun ein Wunder? Wenn der bekannte Philosoph Zeller sagt: „Ein Wunder ist ein Vorgang, welcher mit der Analogie aller sonstigen Erfahrung im Widerspruch steht," so besagt diese Definition gar nichts, weil je nach Alter, Bildung und Zeit die Analogie der Erfahrung eine verschiedene ist. Einem kleinen Kinde des 20. Jahuhunderts ist z. B. das Telephon lange nicht so sehr ein Wunder, wie es der Anblick der ersten weißen Menschen für Amerikas Ureinwohner war. Ebenso dürfen wir aber auch unsere Vernunft nicht zum Maßstab in der Wunderfrage machen. Renan z. B. verwirft die Wunder, weil sie nicht vor einer Kommission von Sachverständigen nach bestimmten Regeln vorgeführt seien. Er verwechselt offenbar Wunder und Experiment. Könnte man Wunder so fabrizieren, dann wären es eben keine Wunder mehr, nichts, was unsere Verwunderung erregen könnte. Alle physikalischen Entdeckungen sind ja zuerst als Wunder angestaunt. Nachdem aber die leitenden Gesetze gefunden, hat die abstumpfende Macht der Gewohnheit diese Erscheinungen ihres Wundercharakters entkleidet. Wir können ja nach Renans Wunsch das Telephon vor Sachverständigen unter bestimmten Regeln vorführen, und es bleibt doch ein Wunder; denn weshalb die Verschiebung des Magneten in der Drahtspule die Elektrizität erzeugt, das wissen wir doch nicht. Da unser Geist in die inneren Gründe der Natur nicht einzudringen vermag, so bleiben wir an der Oberfläche der äußern Erscheinung kleben, und erklären: Das ist nun einmal so! Einen Zweifel daran würden wir als wahnwitzige Ignorantentorheit erklären. Berichtet aber die Bibel eine solche äußere Erscheinung, die nicht unerklärbarer ist, als manche tägliche Vorkommnisse, — nun dann sind es eben keine wahnwitzigen Ignoranten, die daran zweifeln und Gottes Allmacht lästern, sondern dann heißen sie wissenschaftliche Forscher!

Und doch! Doch behaupten wir kühnlich: Es gibt keine Wunder! Man muß eben nur das Wort Wunder recht verstehen. Wir nennen Wunder ja nur das, worüber wir uns wundern, weil wir es nicht verstehen. So manches scheinbare Wunder haben wir als natürlich verstehen gelernt. Auch was uns jetzt widernatürlich und darum wunderbar erscheint, wird uns ganz natürlich erscheinen, wenn einst die Zeit gekommen sein wird, von der 1. Kor. 13, 12 redet. In der Tat, könnte etwas Widernatürliches, also gegen das Naturgesetz geschehen, das wäre ein Wunder. Aber das geschieht nicht; denn ein Naturgesetz ist ja kein Gesetz, das man nach Gefallen halten oder übertreten kann, sondern es ist nur ein Begriff, der auf induktivem Wege gewonnen ist. Aus der Fülle der Erscheinungen hat man das Gesetz des Erscheinens abgeleitet, und die so gefundene Wahrheit in die logische Form eines Urteils gekleidet. Diese Urteile nennt man Naturgesetze. Eine Erscheinung, die mit dem Naturgesetz in Einklang zu bringen nicht möglich wäre, wäre nicht etwa eine Durchbrechung der Naturgesetze, sondern nur der klare Beweis, daß in dem logischen Apparat, der zur Ermittelung des betreffenden Naturgesetzes diente, ein Fehler war; daß also das bisher dafür angesehene Naturgesetz kein solches war, sondern nur ein Irrtum.

Nun wird auch verständlich sein, weshalb ich ein gegen die Gesetze der Natur entstandenes Wunder als unmöglich erkläre. Der Schöpfer und Ordner der Natur ist Gott, der Allweise und Allmächtige. Es widerspricht aber der Idee dieser beiden Attribute Gottes, daß er die von ihm selbst aufgestellten Ordnungen entweder freiwillig, oder in einer Zwangslage, umstoßen oder aufheben sollte. Er wäre nicht der Allweise, der alles, was er geschaffen hat, sehr gut erschuf, wenn es auch nur einen Augenblick gäbe, wo die von ihm geschaffene Ordnung, als wäre sie nicht die beste, einer anderen, besseren Platz machen könnte. Er wäre auch nicht der Allmächtige, wenn Zustände oder Ereignisse eintreten könnten, die ihn zwingen könnten, von seinem weisen Plan und Ratschluß der Weltordnung abzusehen. Da vielmehr die Allmacht Gottes nur durch seinen Willen begrenzt ist, und da, wie wir sahen, Gott die Weltordnung nicht ändern will, so kann Gott keine Wunder gegen das göttliche Naturgesetz geschehen lassen.

Wo also Erscheinungen dennoch auftreten, die den uns bisher bekannten Naturgesetzen zu widerstreiten scheinen, so müssen wir eine andere Erklärung suchen. Jenseits der uns bekannten Natur liegen ja ungeheure Gebiete, in die der Menschengeist nicht eingedrungen ist, und auch wohl nicht eindringen wird. Die ganze transszendente Welt, in der ja unsere Erde nur wie ein Staubkörnchen ist, kann aber unmöglich nur ein Spielball des sinnlosen Waltens roher Kräfte sein. Auch das würde der Idee des allweisen Schöpfers widersprechen. Vielmehr ist die transszendente Welt ebenso von ewigen Gesetzen erhalten und bewegt zu denken, wie die kosmische. Geschieht also ein sogenanntes Wunder, so ist das so zu erklären, daß unsere Kenntnis der Naturgesetze unvollkommen ist, und daß die wunderbaren Ereignisse nach einem über

(nicht aber gegen) das bekannte Naturgesetz hinaus reichenden Gesetz geschehen. Dies Gesetz kann natürlich nur ein geistiges sein. Und doch ist es rationalistischer Unsinn, die biblischen Wunder durch Spiritismus, Hellsehen, zweites Gesicht, Trancezustände und dergleichen zu erklären. Vielmehr heißt dieses geistige Gesetz, das in die Liebeswelt bisweilen hineinblitzt, die Liebe Gottes, oder, da das ja im Grunde eine Tautologie, schlechthin: Die Liebe. Gott steht zu uns Menschen in einer beständigen, zu allen Zeiten und an allen Orten fortwährenden geistigen Beziehung. Da unser Geist aber nicht ungebunden ist, sondern da wir ihn nur in der hylischen Schale des Leibes haben, so kann es nicht ausbleiben, daß diese ursprünglich rein geistige Beziehung auch zuweilen sich in der Materie bekundet. Wo dies eintritt, da lüftet der Allmächtige den über diese Beziehungen gebreiteten Schleier und vergönnt uns einen Blick in seine Schöpferliebesallmacht. Und was dann zur Erscheinung tritt, darüber schreien wir kurzsichtige Menschen: Miraculum! anstatt anbetend zu flüstern: Liebe!

Durch einen kurzen Exkurs über einige biblische Wunder möchte ich meine Auffassung des Wunders näher erläutern.

4. Mose 22 steht das Wunder von Bileams Eselin, das auch manchem gläubigen Christen ein Stein des Anstoßes ist. Aber weshalb? Daran, daß die Schlange im Paradiese, oder vielmehr der Versucher aus ihrem Munde redet, daran nimmt man doch keinen Anstoß! (?) Warum soll nicht Gott durch den Mund der Eselin reden können, wo doch nach Christi Aussage sogar die Steine reden können und sollen (Luk. 19, 40)? Es ist auch verkehrt, mit Hengstenberg das Wunder aus dem Maul des Tieres in das Ohr des Bileam zu verlegen, als ob das mißtönige Geschrei des Tieres dem Reiter in einer ekstatischen Halluzination wie vernünftige, artikulierte Rede geklungen habe. Nach V. 28 ist das Wunder nicht im Hören (wie z. B. Act. 9, 4), sondern im Reden zu finden. Nun will ich keinen Nachdruck darauf legen, daß ein Sprechen, d. h. Artikulieren von Lauten, der Tiere durchaus nicht absolut naturwidrig ist. Aber ich meine, O. Funcke hat Recht, wenn er in seinen „Verwandlungen“ sagt, es werde viel zu viel Gewicht auf diesen einen Vers gelegt, anstatt daß man in dem Propheten und seinen Beziehungen zu Gott den Hauptschwerpunkt der Geschichte erblickt. So meine ich auch, daß nur zu oft, wo Gotteskinder in dem ganzen Kapitel die suchende Sünderliebe des guten Hirten anbetend erschauen, ein Esel (s. v. o.) vor dem andern steht und blökt: Wunder, Wunder! Das Wie dieses Ereignisses ist uns unbekannt, ist ja aber für unsere Seligkeit auch ganz irrelevant. Genug, wir beten das geistige Gesetz an, das sich auch hier offenbart: die Liebe.

Oder nehmen wir Jos. 10, 12 ff. Wir könnten uns eigentlich die Beweisführung hier leicht machen und sagen (auf Autoritäten wie Klostermann uns stützend): Der Urtext ist verderbt und die richtige Uebersetzung lange nicht gesichert. Aber selbst, wenn Luthers Uebersetzung philologisch unanfechtbar wäre, würde sie noch keine Durchbrechung der

Naturgesetze involvieren. Natürlich müssen wir den Bericht erst aus der vor- in die nachkopernikanische Weltanschauung übertragen. Aber das kommt auf eins hinaus, nämlich daß dieser Tag auf Josuas Gebet länger als sonst der entsprechende Jahrestag gewesen sei. Nun wird behauptet, daß dies nur durch ein zeitweiliges Aufhören der tellurischen Rotation hätte bewirkt sein können. Das würde aber allerdings den sofortigen Untergang der Erde zur Folge gehabt haben. Dagegen wenden wir ein: Anerkanntermaßen kommen jeweilig im Weltall Störungen vor, die sich uns durch das plötzliche Aufflackern einzelner Sterne in hellerem Licht dokumentieren. Al. v. Humboldt hat in seinem bekannten „Kosmos I, 160; III, 216 f mehrere solche wissenschaftlich beobachtete Fälle mitgeteilt. Die Astronomie erklärt diese Erscheinungen als Gasexplosionen oder Brände. Ein solcher muß zur Zeit der Amoriterschlacht in der Nähe der Erde stattgefunden haben. Der plötzliche und ausnehmend starke Hagelfall unmittelbar vorher beweist, daß die Erdatmosphäre eine starke Abkühlung erlitten hatte. Vermutlich war sie in den Dunstkreis eines andern Gestirns geraten. Durch die Reibung in den schweren Gasen verlangsamte sich die Zirkulationsgeschwindigkeit, zu gleicher Zeit aber wurde dadurch Hitze erzeugt, die das Gas entzündete. Die Explosion erfolgte und zerstörte den Dunstkreis, erteilte aber zugleich der Erde einen neuen Antrieb, der die alte Geschwindigkeit wiederherstellte! Das sind nun ja gewiß nur Theorien, aber sie nehmen das Ereignis aus dem Gebiet der physikalischen Naturwidrigkeit heraus und lassen den Kernpunkt der ganzen Frage deutlicher hervortreten: Gibt es einen Gott, dessen Liebe Gebete erhört? Der, um seinen Heilsrat auszuführen, auch Wolken, Luft und Winden so Wege, Lauf und Bahn gibt, daß die Menschen daraus das ewige Gesetz der Liebe erkennen? Die physische Theorie mag irrig sein, das metaphysische Gesetz, die Liebe, aber nimmer. Und darum bestreiten wir, daß es wunderbar, also ein Wunder ist, daß Gott die Bitte des gläubigen Josua erfüllt hat.

Oder nehmen wir Matth. 14, 22—33, Jesu Wandeln auf dem See. An diesem Beispiel erhellt es zur Evidenz, daß Wunder nicht durch Aufhebung der Naturgesetze gewirkt werden. Das hier scheinbar durchbrochene Gesetz ist die Anziehungskraft der Erde oder Schwerkraft. Wäre diese auch nur für einen Augenblick aufgehoben gewesen, so wäre, um von unserm Heiland zu schweigen, Petrus nicht im stande gewesen, auf dem Wasser zu gehen, sondern er wäre sofort in das unendliche Weltall fortgeschleudert, und nicht nur er, sondern alle Geschöpfe auf der Erde; ja der ganze Erdball würde wie ein Meteor im Weltall verschwunden sein. Solche Sachen, wie Aufhebung der Gravitation, lesen sich ja ganz nett in einem Roman von Jules Verne, in Wahrheit aber kommen sie nicht vor. Das Gesetz, das Petri Meeresgang ermöglichte, muß vielmehr ein rein geistiges gewesen sein; denn ein ebenso rein geistiges, der Unglaube, hebt das erstere auf. Petri Glaube setzt aber als Korrelat Gottes Liebe voraus. Und wieder erheben wir also unsere Stimme: Ueber der äußeren Flucht der Erscheinung soll man das ewig

immanente Gesetz, die Liebe, nicht vergessen. Wenn wir erst gesagt haben: Es gibt kein Wunder, so müssen wir unsern Satz dahin modifizieren: Es gibt **ein** Wunder, nämlich daß Gott uns lieb hat. Alles andere ist natürlich, wenn wir auch den Zusammenhang und natürlichen Hergang oft nicht verstehen.

Um Mißverständnissen aus Gedankenlosigkeit oder bösem Willen vorzubeugen, will ich noch zum Ueberfluß erklären, daß ich hiermit die Wunderberichte der Bibel durchaus nicht angreife, sondern verteidige. Nur gegen die, auch von Jesus schon getadelte Sucht nach Zeichen und Wundern und gegen ihr angeblich wissenschaftliches, in Wahrheit aber rationalistisches Gegenteil, den Abscheu davor, und endlich gegen das unglückliche Wort „Wunder" richten sich meine Darlegungen.

Ist also die jungfräuliche Geburt Jesu Christi möglich?

Glauben wir an Gott, der Liebe ist, an Gott, der Allweisheit ist, und an Gott, der Allmacht ist — und dies dreifache Bekenntnis dürfen und müssen wir von jedem erwarten, der ein Christ sein will —, so dürfen wir die Möglichkeit der jungfräulichen Geburt nicht bestreiten.

II. Die Wirklichkeit.

Bei der ausdrücklichen und absolut unzweideutigen Bezeugung durch die evangelischen Berichte liegt für uns kein Grund vor, die Wirklichkeit der jungfräulichen Geburt Jesu zu beweisen. Vielmehr ist es nur unsere Aufgabe, die gegen dieselbe gemachten Einwendungen und Gründe zu widerlegen. Diese Argumente sind aber teils biblische, teils auch zeitgeschichtliche. Betrachten wir also zunächst die ersteren.

Allgemeine Voraussetzung für die Bestreitung der Geburtsgeschichte ist natürlich, daß sie von A bis Z eine Dichtung sei, also keine historische Urkunde, sondern poetische Fiktion. Der Grund aber zu dieser Voraussetzung ist nicht wissenschaftlich, sondern — trotz allen Ableugnens — religiös. Aus der dogmatischen Voreingenommenheit, die in Jesu nur den Menschen sehen *will*, ist dieser Vordersatz gebaut. Demgemäß sind aber auch die Gründe gegen die Wahrheit der Geburtsgeschichte unwissenschaftlich und wertlos. Nicht erlaubt ist es nämlich der Wissenschaft, mit andern Voraussetzungen als einigen axiomatischen Begriffen zu operieren, und ihr Zweck ist die Erforschung der Wahrheit um der Wahrheit willen. Niemand zu Liebe und niemand, oder wenn es sein muß, selbst jedermann zu Leide, muß die Wissenschaft unentwegt ihre Augen auf den einen Punkt nur gerichtet haben, die Wahrheit zu finden. Tut sie das nicht, und läßt in ihren Untersuchungen Nebenrücksichten zu, hier nicht anzustoßen und dort aus dem Weg zu gehen, dann verliert sie den Charakter der Wahrhaftigkeit und richtet sich damit selbst.

Wir können die Haupteinwendungen kurz so formulieren: Im ganzen Neuen Testament sei mit Ausnahme von Matth. 1, 16 und Luk. 1, 34 ff. auch nicht die leiseste Spur davon zu finden, daß Jesus nicht der leibliche Sohn Josephs von Nazareth gewesen sei, und diese beiden Stellen seien Dichtung.

Gewiß, Markus und Johannes reden nicht direkt von der Jung-

frauengeburt. Aber warum? Das Markus-Evangelium ist nach Clemens von Alexandrien nicht etwa eine Lebensbeschreibung Jesu, sondern der Hauptinhalt der Predigten Petri, den Markus auf Bitten zahlreicher Ritter aus des Kaisers Hofstaat niedergeschrieben habe. Nach Papias ferner hat Markus zwar nicht chronologisch, aber doch zuverlässig gearbeitet, da er besonders darauf bedacht war, der Verkündigung Petri nichts zuzusetzen und nichts auszulassen[1]). Daß aber die Predigt der Apostel nie sich mit Jesu Geburt, sondern stets mit dem Tod und der Auferstehung beschäftigte, ist sattsam bekannt. Es beruht dies auf dem Umstande, daß das Ende, nicht der Anfang des Lebens Jesu heilkräftig ist, sodann aber der Mißdeutungen und Lästerungen wegen, die die unbefleckte Empfängnis veranlassen konnte und auch veranlaßt hat. Celsus bei Origenes, der Talmud, Heinrich Heine sind Zeugen, daß zu allen Zeiten flache Aufklärung und schale Witzelei die übernatürliche Geburt in eine uneheliche verwandelt haben. Grund genug, diesen delikaten Punkt in den Schatten der Arkandisziplinen zu rücken.

Anders liegt die Sache bei Johannes. Zunächst ist es undenkbar, daß Johannes von den Wundern bei der Geburt seiner beiden großen Verwandten und Lehrer, des Täufers und Jesu, nicht sollte gehört haben. (cf. Mag. 1903, S. 10 f. Meine Abhandlung über Johannes.) Daß er sie nicht mit klaren Worten erzählt, erklärt sich leicht aus seinem Zweck, eine Ergänzung der Synoptiker zu geben. Daß er aber die übernatürliche Geburt stillschweigend voraussetzt, beweisen Stellen wie 1, 14; 3, 16; 17, 5. Wie man nach diesen Stellen annehmen kann, daß derselbe Johannes, der 3, 6 schrieb, gelehrt habe, der Logos, das Wort Gottes, sei auf fleischlichem Wege in einem Menschen verkörpert, ist unbegreiflich. Vielmehr entnehmen wir aus 1, 13, daß das, was leiblich sich bei Jesu ereignet habe, geistlich sich in seinen Jüngern wiederhole. Aber auch umgekehrt muß dann der Schluß richtig sein, daß die Gabe, welche Jesus den Seinen verleiht, das nicht nach dem Willen eines Mannes geboren zu sein, voraussetzt, daß auch Jesus selbst nicht nach dem Willen eines Mannes geboren sei, denn der Jünger ist nicht über seinen Meister. Eine sehr feine Konjektur ist übrigens die von Prof. Blaß in seiner „N. Tliche Textkritik", (S. 25 f.) vorgetragene. Er liest in Vers 13 ὃς ἐγεννήθη statt οἱ ἐγεννήθησαν verbindet den ganzen Vers mit Vers 14. Das ergibt dann: V. 12: glauben an den Namen dessen, der nicht ..... von dem Willen des Fleisches ..... sondern von Gott geboren ist, 14 und der als Wort Fleisch wurde u. s. w. Ferner redet aber Jesus im 4. Ev. von bestimmten Zwecken und Absichten, zu deren Erfüllung er in die Welt kam. (cf. 10, 11; 12, 47; 18, 37.) Das kann aber kein natürlich gezeugter von sich sagen; denn kein Mensch kann vor seiner Geburt von seinem Erzeuger nach seinen Lebenszwecken gefragt werden.

Wie steht es nun ferner mit der Behauptung, daß im Ev. Matth. nur 1, 16 von der jungfräulichen Geburt rede? Es ist leicht zu sehen,

[1]) Cf. Zahn: Einleitung in das N. T., II., S. 214, Anm. 9 und S. 217, Anm. 14.

daß schon vorher der ganze Stammbaum Josefs so berichtet ist, daß er auf die Geburt von der Jungfrau vorbereitet. Die Erwähnung der vier Frauen, Thamar, Rahab, Ruth und Bathseba, ist darin begründet, daß alle vier für jüdische Empfindung als Ahnfrauen des Messias höchst anstößig sein mußten, weil sie selbst (1. Mos. 38; Jos. 2; 2. Sam. 11) oder doch ihre Abstammung (1. Mose 19, 36 f.; 4. Mose 25, 1) unauslöschlich durch den Makel der Hurerei befleckt waren. Die Skandala im Stammbaum bereiten vor auf das letzte und große Skandalon, das jüdische Lästerzungen schon z. Z., da Matthäus das Evangelium schrieb, aus Jesu Wundergeburt gemacht hatten. Hätten die Juden aber ein Recht zu ihrer Lästerung gehabt, so hätte Matth. sicher nicht ausdrücklich, durch die Andeutungen im Stammbaum, die Aufmerksamkeit auf diesen, dann so wunden Punkt im Leben seines Meisters gelenkt. Ist vielmehr die Darstellung des Matth. nur erklärlich aus dem Gegensatz zu den jüdischen Lästerungen, so finden diese wiederum eine natürliche Erklärung nur darin, daß die Kunde von der Jungfrauengeburt sich über die Gemeinde hinaus auch schon zu den Juden verbreitet hatte. Also schon zur Zeit der Abfassung des Ev. Matth. (60—66 n. Chr.) wurde es geglaubt: „Geboren von der Jungfrau Maria."

Paulus ferner sagt (1. Tim. 1, 15), wie Johannes, einen Zweck des Geborenwerdens Jesu aus, ja bezeichnet (Phil. 2, 5) die Menschwerdung als freiwillige Erniedrigung, beides unvereinbare Vorstellungen mit einer natürlichen Geburt. Wenn ferner Paulus lehrt (Röm. 5, 12 ff.), daß durch die natürliche Abstammung von Adam, dem ersten Sünder, alle Menschen sündig seien, und dem gegenüber die Sündlosigkeit Jesu so scharf betont, wie könnte er diese mit einer sündigen Geburt vereinigen?

Aus dem Lukas scheiden die Gegner unsers Dogmas 2, 8—21 einfach als unecht aus und rühmen dann, daß nur noch 3, 23 das ὡς ἐνομίζετο auf die übernatürliche Geburt hinweise. 2, 8—21 sei aber unecht, weil in allen andern Stellen der Evangelien, in denen von Jesu Heimat und Eltern die Rede sei, er einfach als Abkömmling des Hauses David und Nazareth als seine Heimat bezeichnet werde, ohne daß die Worte aus Luk. 3, 23 immer wiederholt würden. Das heißt aber sich die Beweisführung denn doch ein wenig zu leicht gemacht! Gesetzt, das ὡς ἐνομίζετο würde immer wieder bis zum Ueberdruß wiederholt, so wären die gelehrten Bestreiter der jungfräulichen Geburt sicher diejenigen, die das, was sie jetzt laut fordern, ebenso laut als beabsichtigte kluge List des Fälschers erklären, oder über die langweilige Pendanterie des geistlosen Schreibers jammern würden. Ein argumentum e silentio ist stets unsicher; denn über allgemein bekannte oder zugestandene Dinge geht man ja auch mit Stillschweigen hinweg. Warum schreibt z. B. denn Paulus in seinem Brief an Philemon nicht ausdrücklich, daß Onesimus ein fortgelaufener Sklave war, und wiederholt es auch im Kolosserbrief nicht? Weil eben die Empfänger der beiden Briefe das ohnehin wußten.

Aber der lukanische Stammbaum stimmt nicht mit dem des Mat=

thäus. Das ist wahr, und da beide Josefs Stammbaum sein wollen, so muß einer falsch sein. Wahrscheinlich sind sogar beide nicht richtig. Aber was beweist das? Nach Eusebius [2]) sind die offiziellen, in den Tempelarchiven zu Jerusalem aufbewahrten, Geschlechtsregister durch Herodes vernichtet. Ebenso berichtet Josephus [3]), daß die genealogischen Tabellen des Hauses Aaron nach dem Kriege 66—70 erneuert sein. Die Originalurkunden also waren nicht mehr vorhanden. Schwerlich würden Matthäus und Lukas so viel Gewicht auf die Genealogie gelegt haben, daß sie die offiziellen Listen eingesehen hätten. So half man sich mit Familientraditionen, die in den verschiedenen Zweigen einer Familie sehr wohl verschieden lauten können; auch mögen Leviratsehen und Erbtochterschaften Anteil an der Verschiedenheit haben. Darauf kommt es auch nicht an; sondern der Zweck der Stammbäume ist, Jesum als Davididen zu erweisen, weil das unumgängliche Vorbedingung seines Messiasberufs war. Jesus ist ja auch von seinen erbittersten Gegnern stets als Davidssproß anerkannt. In diesem Punkt aber sind die Stammbäume einig, und darum sind die Nebenpunkte hier bedeutungslos. Wenn Jesus selbst (Luk. 20, 41—44) auf seine davidische Abstammung wenig Wert legt, und vielmehr sich als Davids Herrn erklärt, so weist das darauf hin, daß er und auch der Erzähler sich der durch die jungfräuliche Geburt bewiesenen Gottessohnschaft wohl bewußt sind.

Endlich besteht angeblich eine dermaßen starke Uebereinstimmung zwischen Luk. 1, 5—23, (welcher Abschnitt wieder aus Richter 13, 1 ff. kopiert sei) und Luk. 1, 26—38, wie auch zwischen Luk. 1, 68—79 und Luk. 1, 46—55, daß die philologische Wissenschaft nur eine Abhängigkeit des zweiten Berichts vom ersten annehmen kann. Aber ganz abgesehen davon, daß kein Schulbube so unbegreiflich ungeschickt sein würde, in einem Aufsatz nach drei Reihen dieselbe Geschichte noch einmal abzuschreiben, ohne es zu bedenken, daß er dieselbe Sache ja eben erst berichtet hat, so ist doch vor allem der Apostel Lukas, als ein gelehrter Arzt, doch sicher kein Schulkind, das man meistern darf wie einen unehrlichen Buben. Auch die Engelankündigung in Luk. 1 und Richter 13 darf nicht als Beweis urgiert werden; denn auch im Alten Testament finden sich Anklänge an Richter 13, so z. B.: die Vorausbestimmung zum Nasiräat 1. Sam. 1, eine Verkündigung des Zukünftigen 1. Mose 19. Folglich wären auch diese Stellen aus dem Richterbuch kopiert. Zudem ist bei genauerem Zusehen das Detail von Richter 13 doch ganz verschieden von Lukas 1.

Auch aus den kleineren Schriften des Neuen Testaments lassen sich noch einige Stellen anführen, die, wenn auch die jungfräuliche Geburt nicht klar aussprechend, — wie es auch in kurzen Ermahnungsschreiben kaum zu erwarten ist, lange dogmatische Expositionen zu finden — doch sie klar erkennen lassen für den, der sehen will. Z. B. spielt Petrus

---

2) h. e. 1, 7, 11—15.
3) c. Apion. 1, 7.

1. Petri 1, 12 ganz deutlich auf die Weihnacht an. Die Engel gelüstete das Wunder zu schauen; darum kamen sie hernieder. Der Hebräerbrief ferner spricht ebenfalls davon. Wenn wir auch nicht, mit einigen Auslegern, auf 7, 3 die Melchisedekparallele so großes Gewicht legen, so spricht doch 7, 16 die Aussage, daß der ewige Priester nicht nach dem Gesetz des fleischlichen Gebots, sondern nach der Kraft des unendlichen Lebens gemacht ist, deutlich genug. Denn wenn man auch das Gesetz des fleischlichen Gebots nicht unbedingt auf 1. Mose 3, 16 zu beziehen braucht, so beweist doch die zweite Hälfte des Satzes, daß mit der Kraft des Lebens auf Luk. 1, 35 hingewiesen ist. Ebenso bedeutsam ist Hebr. 1, 6 der Ausdruck „einführen", der bei natürlicher Geburt nicht angemessen wäre.

Wir kommen somit zu dem Schluß, daß, wenn wir von Jakobus und Judas absehen, auch nicht einer der Männer des Neuen Testaments die jungfräuliche Geburt Jesu unbezeugt gelassen hat.

(Schluß folgt.)

Die archäologischen Funde der Neuzeit und ihre Bedeutung für die Bibelforschung.

Von P. E. Otto.

Keine Zeit ist so eifrig und energisch bestrebt gewesen, ihr historisches Wissen zu erweitern, wie die unsere. Während man früher sich begnügt hat, die aus dem griechischen und römischen Altertum übers Mittelalter hinweg bewahrte literarische Tradition zu studieren, zu sichten und zu gutem Teile unglaubwürdig zu finden, ist man im vergangenen Jahrhundert dazu geschritten, der Sache im eigentlichsten Sinn, mit Spaten und Hacke, auf den Grund zu gehen und sich die Geschichte von denen, die sie miterlebt, selber erzählen zu lassen. In die ersten Jahrzehnte fällt die Lösung des Rätsels der ägyptischen Hieroglyphenschrift, die Mitte des Jahrhunderts sah den Triumph menschlichen Scharfsinns in der Entzifferung der Keilschrift, dann kam Schliemann, der unermüdliche und opferfreudige Schatzgräber mit seinen Ausgrabungen in Mycena und Troja, und seitdem werden fortwährend lohnende Ausgrabungen veranstaltet in Aegypten und Griechenland, Kleinasien und Mesopotamien, die nicht bloß Kunstwerke, Waffen, Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens zu Tage fördern, sondern auch literarische Schätze, die von den Forschern des Altertums höher geschätzt werden als Gold. Wichtig, wie diese Erwerbungen für die Erweiterung menschlicher Erkenntnis überhaupt sein mögen, eine besondere Bedeutung für die christlich-zivilisierte Menschheit haben sie doch noch dadurch, daß sie neue Anhaltspunkte zur Beurteilung der biblischen Urkunden gewähren. Voltaire konnte noch behaupten, ohne daß man ihn direkt widerlegen konnte, daß die ganze alttestamentliche Geschichte rein legendarischen Charakters sei und in der Literatur keines andern Volkes Bestätigung finde. Renan noch konnte behaupten, daß zu Abrahams

Zeiten es keine Schreibkunst gegeben habe, und daß eine intellektuelle und moralische Entwickelung, wie dieselbe durch die mosaische Gesetzgebung vorausgesetzt werde, im Volke Israel zur Zeit der Einwanderung in Kanaan unmöglich gefunden werden konnte. Das ist heute nicht mehr möglich, und hier hat sich das sonst einseitige Sprüchlein: „Grau, Freund, ist alle Theorie", einmal glänzend bewährt.

Der Bibelleser nun steht dem sich massenhaft mehrenden Material literarischer Funde allerdings ziemlich ratlos gegenüber, und es ist nur gut, daß der religiöse Gebrauch der Heiligen Schrift in Predigt und Andachtsübung mit Bezugnahme auf ägyptische oder babylonische Literatur so gut wie gar nichts zu tun hat, denn nachzukommen und sich auf dem Laufenden zu erhalten ist andern als Fachgelehrten gar nicht möglich, geschweige gegenüber den noch unter Diskussion befindlichen Behauptungen sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Die bis jetzt schon entzifferten Schriftstücke aus dem babylonischen Altertum, die in den Museen Europas aufbewahrt sind, sollen das Volumen der alttestamentlichen Schriften um mehr als das Sechsfache übersteigen und noch liegen allein im britischen Museum Dreißigtausend Tontafeln, an welche die Untersuchung der Experten noch nicht herangekommen ist. Dazu kommt, daß bei der Entzifferung alter Schriften in einer doch nur erst unvollkommen bekannten Sprache doch Meinungsverschiedenheiten zwischen den entziffernden Gelehrten unvermeidlich sind, indem z. B. der eine aus einem zu entziffernden Worte einen biblischen Namen, der andere etwas ganz anderes herausliest. Dazu ferner, daß "duo si narrant idem, non est idem"; es ist doch nicht anders zu erwarten, als daß ägyptische oder babylonische Berichterstatter einen Hergang, von dem auch biblische Schriften berichten, mit ganz andern Augen angesehen haben, als die israelitischen Erzähler, daß also zwischen Angaben der Bibel und denen außerbiblischer Urkunden sich Differenzen finden. Auf Seiten der Gelehrten nun, die uns darüber Bericht erstatten, macht sich ganz naturgemäß und vielfach unwillkürlich die mehr optimistische oder mehr pessimistische, bibelfreundliche oder gegnerische Gesamtstimmung geltend, so daß die einen von einer Reihe glänzender Bestätigungen für die Zuverlässigkeit biblischer Berichterstattung zu rühmen wissen, während andere behaupten, die Geschichte des Altertums nehme sich nach authentischen Urkunden der Urzeit ganz anders aus als nach der tendenziösen Darstellung der Bibel. Kurz, man ist in Gefahr, sich zu sehr auf die Aussagen der Fachgelehrten zu verlassen, und man wird wohl tun, sich bei der Bildung eigenen Urteils auf die Feststellung weniger unumstößlicher Resultate zu beschränken und sich nicht anzumaßen, in Detailfragen mitreden zu können.

Auf einige der neuesten archäologischen Funde, die für Bibelstudium, Alten und Neuen Testaments, von besonderer Bedeutung gewesen sind, soll hingewiesen werden. Ganz ungemein fördernd für die Erweiterung der Kenntnis des Altertums sind die Funde in Tel-el Amarna. Schon Jahrzehnte lang war das Graben nach Altertümern

ein eigentlicher Industriezweig für Aegyptens Bevölkerung, schon war im Jahre 1881 das Königsgrab geöffnet, das die Mumien der Königsfamilien der 18. und 19. Dynastie enthielt, und unter ihnen sicher die des Pharao, der einst Israel bedrückte, aufgedeckt worden, da machten ägyptische Bauern, während sie nach verkäuflichen Antiquitäten gruben, einen merkwürdigen Fund in den Ruinen von Tel (Hügel) el Amarna, der ehemaligen Residenz der Könige Amenophis III. und IV., die ungefähr 1600—1500 vor Chr. regiert haben. Man stieß auf das Grab eines hohen Beamten, eines „Schreibers", und fand in demselben nicht Papyrusrollen, wie sich deren die Aegypter beim Schreiben bedienten, sondern eine große Anzahl Tontäfelchen mit babylonischer Keilschrift bedeckt. Im Wettstreite der gelehrten Kreise, die wertvolle Errungenschaft einzuheimsen, trugen diesmal die Deutschen den Sieg davon, und die Sammlung wurde nach Berlin geschafft.

Durch die Entzifferung hat es sich herausgestellt, daß man einen Teil des ägyptischen Staatsarchivs aufgefunden und die diplomatische Korrespondenz palästinensischer, syrischer, mesopotamischer Könige mit Amenophis IV. vor sich hatte. Es zeigt dies, daß die babylonische Sprache zu der Zeit, etwa kurz vor der Einwanderung des Volkes Israel in Kanaan, die Sprache des diplomatischen Verkehrs gewesen ist, und daß auch Aegypten dem Einflusse babylonischer Zivilisation ausgesetzt gewesen ist. Von besonderem Interesse sind natürlich die Informationen, welche in Bezug auf das Land Kanaan aus diesen Schriften zu gewinnen sind, wird doch der Name Kanaan hier zum erstenmale in einer ausländischen Literatur erwähnt. Der hierher bezügliche Inhalt der Korrespondenz ist ungefähr dieser: Einheimische Fürsten, zur Verzweiflung getrieben durch das untätige und schlaffe Regiment ihres ägyptischen Oberherrn, haben sich unter den Schutz des nördlichen Reiches der Hethiter gestellt, die ägyptischen Regierungsbeamten verjagt oder eingeschlossen, und sich der Städte und der Schiffe Pharaos bemächtigt, während die noch treu gebliebenen Städte für ihre Hilferufe in Aegypten kein Gehör finden.

Die Schlußfolgerungen, zu welchen diese Mitteilungen berechtigen und nötigen, sind zum ersten die, daß Palästina sowohl wie Aegypten sich zur Zeit Mosis in einem Zustande ziemlich entwickelter Zivilisation befunden und daß die Israeliten in Aegypten, wenngleich wahrscheinlich auf niedrigerer Zivilisationsstufe stehend als ihre ägyptischen Herren, doch Einflüssen einer literarischen Bildung ausgesetzt waren, welche den Gebrauch der Schreibekunst unter ihnen ermöglichten, und es ist dies völlig im Einklange mit der Darstellung der Bibel. Zum andern geht daraus hervor, daß die Zustände des Landes Kanaan vor dem Einfalle der Israeliten ungefähr oder ziemlich gerade so waren, wie sie die Eroberung des Landes, so wie sie das Buch Josua berichtet, voraussetzt; es herrschte ein Zustand der Zerfahrenheit und Uneinigkeit, wie er die Eroberung der einzelnen Landesteile erleichterte.

Ein anderer Fund war 1895 die Aufdeckung des Tempels des

Königs Merephta, der der König des Exodus gewesen sein soll. Hier fand man ein Monument mit einer Inschrift, die Siege des Königs verherrlichend, in derselben heißt es: „Die Israeliten sind gering gemacht, so daß sie nicht Nachkommenschaft haben."

Die bedeutendsten Funde sind im Euphrattale gemacht worden. Die Ausgrabungen von Nippur in Babylonien unter den Auspizien der University of Pennsylvania sind vor wenigen Jahren von Prof. Hilprecht beschrieben worden. Nicht weniger als 23,000 Tontafeln sind aufgefunden und nun in die Museen Europas und Amerikas verteilt, der Untersuchung der Fachgelehrten unterbreitet, und noch weitere 100,000 mögen der Aufdeckung harren. Die bis jetzt entzifferten Dokumente sind den verschiedensten Gebieten angehörig, grammatischen und literarischen, geschäftlichen, wissenschaftlichen, historischen, religiösen Inhalts. Die Berichte, ob glaubwürdig oder nicht, bleibe dahin gestellt, reichen zurück weiter als 4000 Jahre vor Christo, sie geben Namen und Regierungszeiten von babylonischen Königen auf Tausende von Jahresreihen. Biblische Daten, wenn auch erst aus späterer Zeit, empfangen durch die Berichte ihre Beleuchtung und Bestätigung; z. B. die Namen der israelitischen Könige Omri, Ahab, Jehu finden Erwähnung in der Geschichte Shalmanezers II., die Beziehungen Israels und Judas zu Tiglath Pileser in den Tagen der Könige Menahem und Pekah werden beschrieben, die Empörung Hoseas und die Wegführung der Stämme unter Sargon, den Zug Sanheribs gegen Hiskia mit der Einnahme von Lachisch endend, kann man in den Annalen der Assyrerkönige beschrieben finden.

Eine Auffindung, welche die Aufmerksamkeit insonderheit auf sich gezogen hat, ist die der Gesetze des Königs Hamurabi. 1891 fanden zwei französische Forschungsreisende in Persiens Hauptstadt Susa Fragmente einer großen Steintafel mit einer Inschrift, die nach ihrer Zusammensetzung als eine Gesetzsammlung erkannt wurde, stammend aus der Zeit des babylonischen Königs Hamurabi, ca. 2300 vor Christo. Dieser Khammu-rabi oder Ammu-rapi ist bekanntlich identifiziert worden mit den Zeitgenossen Abrahams Amraphel, König von Sinear, (1. Mose 14),, und das mag ja auch wohl richtig sein, da neben ihm auch noch ein Kudur-Lagamar = Kedor Laomor und ein Eriuku von Larsa = Arioch von Elashar, erwähnt werden. Die große Inschrift, die über 3000 Zeilen und in ihnen, wenn wir nicht irren, mehr als hundert verschiedene Gesetze enthält, ist also mehr als 500 Jahre vor der Gesetzgebung Mosis verfaßt. Die Gesetzsammlung setzt einen recht hoch entwickelten Stand der Zivilisation voraus. Da zeigt sich eine genau abgestufte Reihe von Aemtern mit bestimmten Pflichten und Rechten, ein Adel mit bestimmten Vorrechten, ein Bürgerstand mit zahlreichen Berufsarten, ein unternehmender Handelsstand, der weite Reisen unternimmt, über allen ein fest gegründetes Königsregiment. Die Beziehungen aller Stände zu einander sind streng geregelt, Abgaben,

Strafen, Tagelöhne, Mietpreise, Preise von Lebensmitteln sind fest bestimmt. Es ist ferner unleugbar, daß im ganzen ein streng sittlicher Geist, ein Geist der Ordnung und Billigkeit die Gesetzgebung durchdringt.

Diese Gesetzgebung ist bekanntlich in den letzten Jahren in den Vordergrund des Interesses geschoben worden durch die Vorträge von Prof. Delitzsch über Bibel und Babel, über die ja so viel auch in weitere Oeffentlichkeit gedrungen ist. Man hat von Seiten Sachverständiger Delitzsch den Vorwurf gemacht, daß er eigentlich nicht Neues gebracht, sondern nur das Altbekannte in neue, d. h. falsche Beleuchtung gestellt habe; die Tendenz seiner Vorträge gehe dahin, zu zeigen, daß die Gesetzgebung des Volkes Israel, seine Sitten, seine religiösen Anschauungen und Ueberlieferungen ein Erbstück der Babylonier seien, daß, uns so auszudrücken, Mose auf dem Berge keine Offenbarung erhalten, sondern nur wieder herunter gebracht, was er hinaufgetragen habe. Nun wird's wohl so sein, daß Delitzsch, der Entwickelungstheorie huldigend, zu einseitig den Gedanken vertreten hat, daß Gottes Offenbarungen nicht magisch unvermittelt über den Menschen herabfallen, sondern geistig, psychologisch, historisch vermittelt. Wahrscheinlich auch, daß er manche Behauptung, die er voreilig auf Grund unzureichender Beobachtung aufgestellt hat, hat zurücknehmen müssen, wie das Vorkommen des Jahvenamens, die Beobachtung des Sabbaths unter den Babyloniern; aber als einen Ungläubigen, der es darauf abgesehen habe, die Existenz Gottes zu leugnen und zum Verständnis der israelitischen Religion die Offenbarung entbehrlich erscheinen zu lassen, braucht man ihn deswegen immer noch nicht auszugeben. Die Auffindung der Hamurabischen Gesetzsammlung hat allerdings aufs Gründlichste die allzu apodiktisch vorgetragene Theorie widerlegt, daß eine Gesetzgebung, wie sie in den fünf Büchern Mosis vorliegt, zur Zeit des Auszuges aus Aegypten noch ganz und gar unmöglich gewesen sei wegen der gänzlichen Unfähigkeit des Volkes, die darin ausgesprochenen hohen religiösen Ideen zu fassen, wie man solche Unfähigkeit beim niedern Stande der Zivilisation in dem Nomadenvolke notwendig voraussetzen müsse. Das ist gewiß, daß man mit solchen Voraussetzungen nicht mehr an die mosaische Gesetzgebung herantreten darf, wer dergleichen gehabt hat, der muß sie eben korrigieren. Auf der andern Seite kann aber auch die apologetische Bedeutung der Auffindung überschätzt werden; wenn z. B. ein amerikanischer Gelehrter den Schluß zieht: „Damit ist der ganzen Wellhausenschen Theorie von der Entstehung des Pentateuchs, welche auf dieser Voraussetzung beruht, der Boden entzogen," so heißt das denn doch, wenn auch bona fide, den Unerfahrenen Sand in die Augen streuen. Der konservativ gesinnte Laie wird sich das so auslegen, daß alles, was er von den bedrohlichen Minierarbeiten der Kritik gehört hat, nunmehr als reiner Unsinn blosgestellt sei, und daß es dabei bleiben dürfe, wie er's etwa in der Schule gelernt, oder wie er sich's ohne wei-

teres Nachdenken anzunehmen gewöhnt hat, die fünf Bücher Mosis sind eben von A bis Z von Mose geschrieben.

Es ist zu natürlich, daß die Bedeutung neuer Erscheinungen, die unsern Gesichtskreis erweitern, leicht nach dieser oder nach jener Seite hin überschätzt wird, und man muß sich vor Ueberstürzung hüten. Man wird sich, wenn man gerade keine Lust und Gelegenheit hat, sich zum Fachgelehrten auszubilden, damit begnügen müssen und dürfen, daß man die Konsequenzen, welche aus der Erweiterung unserer Kenntnisse zu ziehen sind, auf wenige Grundgedanken beschränkt. Die Beeinflussung des Volkes Israel in seinen Sitten und religiösen Anschauungen durch Völker älterer Zivilisation ist unleugbar. Das schließt die Originalität dieses Volkes, die besondere Beeinflussung seines innern Lebens durch Gott, d. i. die göttliche Offenbarung an dasselbe keineswegs aus, gerade wie ein originaler Mensch darum nicht weniger original ist, weil er in eine Schule gegangen ist. Eine Vergleichung des in der heiligen Literatur sich kund gebenden Geistes mit dem jeder andern Literatur wird die Originalität und die Ueberlegenheit der ersteren ans Licht stellen. Es ist nicht so, daß die israelitische, geschichtliche und religiöse Tradition ihren Stoff den Babyloniern geborgt und etwa nur von den götzendienerischen Elementen gesäubert hätte, sondern sie repräsentiert bei aller Verwandtschaft mit ihren Vorgängern einen selbständigen edleren Zweig aus gemeinsamer Wurzel.

Zur Inspirationslehre.

(P. Geo. Deckinger.)

Aus einem Konferenzreferat, auf Beschluß der Plumgrove Pastoralkonferenz des Nord-Illinois-Distrikts.

Vorbemerkung der Redaktion.

Der nachfolgende Artikel lag schon längere Zeit im Pult, wir wollen ihn aber unsern Lesern nicht vorenthalten. Unsere Stellung in dieser Frage ist denjenigen Lesern sattsam bekannt, die in den letzten sieben Jahren Leser waren. Wir verweisen besonders auf die Artikel im Märzheft, Maiheft und Septemberheft 1899. — Die Unterscheidung zwischen Verbalinspiration und Buchstabeninspiration ist irreführend. Die letztere wird unsers Wissens von niemand im Ernst behauptet; die erstere ist cum grano salis wohl zu verteidigen in dem Sinne, wie in dem in September 1899 erschienenen Artikel dargelegt wurde.

Im Uebrigen presse man doch nicht aus den einzelnen Stellen, die man für Verbalinspiration zitiert, einen Sinn heraus, an welchen der Schreiber auch nicht entfernt gedacht hat, um damit zu beweisen, daß alle Worte der im Bibelbuch gesammelten Schriften vom Heiligen Geist eingegeben seien.

Es ist sehr zu bedauern, daß heutzutage viele Professoren und Prediger, die berufen sind, dem Volke das Wort Gottes auszulegen, so von

Zweifeln angesteckt sind, daß sie das Volk von dem Wort des Herrn abführen, anstatt es im Glauben zu befestigen. Ungläubige Professoren wollen in unserm Zeitalter mehr wissen, was zur Heiligen Schrift gehört als die Apostel, sogar als Jesus Christus selbst. Mit fragenden Blicken sehen ernste Christen auf uns Geistliche; denn sie werden verwirrt und ängstlich durch manche mißverständliche Aeußerungen über die Heilige Schrift auch von wohlmeinender Seite. Sie hörten die Worte: „Wir haben keine inspirierte Bibel," und sie fragen sich: Hat der Heiland zu viel behauptet, wenn er sagt: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden?" Sagt der zweite Petrusbrief mit Unrecht: „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom Heiligen Geist?" Die Leute erwarten von ihrem Geistlichen, daß sie ihren Standort in dieser Frage da einnehmen, wo Christus und die Apostel stehen. Und gewiß, wer bei Christo und den Aposteln steht, befindet sich in guter Gesellschaft: ob die Gesellschaft eines Ritschl und Wellhausen und der andern gelehrten Herren dieser vorzuziehen ist, dürfte doch fraglich sein. Luther sagt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Rüttelt man an der Bibel und läßt nur bestimmte Partien derselben, etwa die Worte Gottes und Jesu inspiriert sein, so wird alles in der Bibel flüssig und wir haben keine festen Halt mehr; oder was soll das Kriterion sein, nach welchem wir das Inspirierte vom Nichtinspirierten in der Bibel ausscheiden?

Aber vor dem Begriff der Verbalinspiration haben manche die größte Furcht. Und doch ist nicht zu leugnen, daß Paulus eine Verbalinspiration für sich in Anspruch nimmt, wenn er sagt: „Welches wir auch lehren mit Worten, welche der Heilige Geist lehret."

Auch die Propheten nehmen Verbalinspiration für sich in Anspruch, wenn sie rufen: „so spricht der Herr!" Auch gibt es, Gott Lob, noch gar manche entschieden positive Theologen und Professoren, welche Verbalinspiration, wenn auch nicht Buchstabeninspiration glauben und lehren. Und wir als Geistliche müssen die aufgeregten Gemüter in unsern Gemeinden beruhigen und ihnen bezeugen, daß die Heilige Schrift das ist und bleibt, wofür der Heiland sie gehalten hat, nämlich ein vollkommen sicherer Führer zum Leben.

Das kann die Bibel aber nur dann sein, wenn sie im ganzen wie im einzelnen inspiriert ist, wenn die Hauptsachen und die Nebensachen inspiriert sind; ja von Nebensachen in der Bibel sollte gar nicht geredet werden. Unter Inspiration verstehen wir nun aber nicht Buchstabeninspiration, sondern Inspiration des Inhalts: wir glauben, daß der Inhalt eines jeden Kapitels und eines jeden Buches inspiriert ist. Ein Brief z. B. ist von mir eingegeben, inspiriert, nicht bloß wenn ich ihn Buchstabe für Buchstabe dicktiere, sondern auch, wenn ich meinem Schreiber nur im allgemeinen angebe, was er schreiben soll, im einzelnen aber es seiner Auffassungs- und Abfassungsgabe überlasse, den Brief nach meinen Angaben aufzusetzen. Gewiß werden dabei Schreibfehler und Irrtümer vorkommen, aber der Inhalt des ganzen Briefes ist doch

von mir inspiriert. So ist auch die Verbalinspiration der Bibel zu verstehen. Gotterleuchtete, geisterfüllte Männer haben die Heilige Schrift nach den Angaben, die der Heilige Geist ihnen machte, verfaßt, aber es waren Menschen, und es ist ihnen manches Menschliche widerfahren. Sie haben die göttlichen Gedanken nicht immer klar auszudrücken vermocht; es begegnen uns in der Bibel dunkle Stellen, über deren Sinn man sich seit Jahrhunderten den Kopf zerbricht. Die heiligen Schreiber der Bibel redeten zu ihrer Zeit und paßten oft die göttlichen Gedanken und Worte den Anschauungen ihrer Zeit an; sie redeten aus ihrer Zeit heraus und teilten vielfach die beschränkten Ansichten und ungeläuterten Gefühle ihrer Zeit. Der Geist Gottes, der sie trieb, ersparte ihnen die Mühe nicht, nach der Wahrheit dessen, was sie erzählten, zu forschen. Wo man sich aber menschlich bemüht, wird man auch menschlich irren; denn „es irrt der Mensch, so lang er strebt." Und so waren es auch Menschen, welche die heiligen Schriften abschrieben, aufbewahrten, sammelten und zu einem Kanon zusammenstellten, und es waren Menschen, welche sie in verschiedenen Sprachen übersetzten. Schreibfehler sind mit untergelaufen, die Ueberschriften enthalten unrichtige Angaben, Echtes ist mit Unechtem, Späteres mit Früherem vermischt. Fehler in den Uebersetzungen sind vorgekommen.

Nun aber gleich zu meinen und zu behaupten, der evangelische Glaube werde untergraben, wenn die Theologen das Messer der Kritik an die Heilige Schrift legen, wenn sie da die Echtheit einer Schrift leugnen, dort die Geschichtlichkeit einer Angabe bezweifeln und hier Widersprüche aufdecken, das heißt mit Unverstand für Gott eifern. Es gibt ja wohl Gelehrte, denen die geoffenbarte Wahrheit zuwider ist, die ihre eigene Ehre suchen, die ihre Freude daran haben, zu zerstören, was andern heilig ist. Aber es gibt auch, Gott sei Dank, Männer der Wissenschaft, die Jesum lieben und mit Ernst das Reich Gottes bauen wollen, und die, wenn sie der äußeren Gestalt der Bibel etwas von ihrem Ansehen nehmen, es einfach deswegen tun, weil sie die Wahrheit suchen.

Denn es ist nun einmal so, jeder aufmerksame und aufrichtige Bibelleser sieht das ein: Die Heilige Schrift ist ein Buch voller Menschlichkeiten, und sie soll es sein, nil humani a me alienum. Wer dies leugnet, versündigt sich am Ratschlusse Gottes über die Bibel, sie soll sein ein „Schatz im irdenen Gefäß." So hat Gott sie gewollt und werden lassen, „auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns." Wäre der Schatz in goldenem Gefäß, so würden sich alle dazu hingezogen fühlen, alle danach greifen. Wäre die Bibel ein Buch, das sich schon äußerlich, für die Vernunft, von allen Büchern unterscheidet, ein Buch ohne Mängel und Fehler, da müßte jeder vernünftige Mensch sagen: „Das ist Gottes Wort," der Glaube wäre dann reine Vernunftsache, sozusagen eine gezwungene Sache. Aber der Glaube soll eine freie Tat sein, und darum gefiel es Gott, den Schatz in ein irdenes Gefäß zu bergen, seine ewige Wahrheit durch schwachen Menschenverstand verkünden, durch schwache Menschenhand niederschreiben zu lassen.

Mancher nun, der im Eigendünkel und Weltsinn, voll Vernunft und Tugendstolz die Bibel zur Hand nimmt, der bleibt in seinen Gedanken am irdenen Gefäß hängen, er sieht nur die Mängel und Fehler, und wie das nicht echt, und jenes nicht richtig sei, er zählt die Widersprüche auf und ärgert sich und spottet, die Bibel ist ihm ein Stein des Anstoßes, ein Geruch des Todes zum Tode, seines Herzens Gedanken, seine stolze Gesinnung wird dadurch offenbar. Naht sich dagegen einer der Bibel hungrig und heilsbegierig, kindlich demütig, kindlich aufrichtig, kindlich empfänglich, der dringt durch das arme geringe Gefäß zum Schatze, durch die rauhe Schale zum Kern, er hat den rechten Zauberstab, der das verborgene Kleinod zu Tage fördert, er vernimmt aus Menschenwort Gottes Stimme, sieht in menschlicher Schwachheit Gottes Kraft. Die Heilige Schrift ist ihm ein Geruch des Lebens zum Leben. Sein Glaube ruht auf göttlichem Grunde, er weiß mit göttlicher Gewißheit, daß, was in der Heiligen Schrift zum Heile dient, von keiner Kritik angetastet werden kann. Himmel und Erde werden vergehen, aber diese Worte nicht. Aeußerliches und Nebensächliches kann bezweifelt werden, aber seinem Kern und Wesen nach ist das Wort der Schrift der Fels, der allen Stürmen trotzt, der Stein, der die zermalmt, die dawider stoßen.

Wollen wir gewappnet sein wider alle Einreden der Bibelfeinde, wollen wir die Bibel lesen mit Frucht und Erbauung, und durch sie wachsen und erstarken im Glauben, wollen wir ein sicheres Mittel haben gegen alle Schwierigkeiten, so müssen wir daran festhalten: Die Bibel ist Gottes Wort in Menschenwort, ewige Wahrheit in Knechtsgestalt, der Schatz des Heils im irdenen Gefäße, und — selig ist, wer sich nicht an ihr ärgert, d. h. sie nicht anders haben will, als sie ist.

Schlaglichter auf den Babel-Bibel-Streit.

Unter obiger Ueberschrift hat Prof. Ed. König in Bonn einen Aufsatz veröffentlicht in „Beweis des Glaubens", Januar 1905, auf welchen wir hier nachdrücklich hinweisen möchten. Nur in kurzem Auszug wollen wir einige Hauptpunkte daraus hervorheben. Nach Dr. E. König hat dieser Streit drei Hauptstadien durchlaufen.

1. Er begann mit dem Kampf, welchen Fr. Delitzsch durch seinen ersten Vortrag unternahm, als er frischweg die Superiorität des Alten Testaments über die babylonische, keilschriftliche Literatur bestritt. Delitzsch rühmte da die babylonische Darstellung der Schöpfung, verschwieg aber sorgfältig den Unterschied zwischen Bibel und Babel! Der biblische Schöpfungsanfang heißt: „Am Anfang schuf Gott....." Im babylonischen heißt es u. a.: „..... als von den Göttern [noch] nicht einer entstanden war, ... da wurden die Götter gebildet." Also das babylonische Schöpfungsepos ist nicht etwa nur „Kosmogonie", sondern „Theogonie". In Israels Bericht existiert das göttliche Geistwesen vor der Materie; in Babels Bericht werden die Götter, sie entstehen erst im Werdeprozeß der Welt! Das ist auch eine von den

berühmten Nüancen, welche in den Augen gewisser Gelehrten so wenig zu bedeuten haben!

Des Weiteren drehte sich der Streit um die Frage der Sintflutberichte. Die Assyriologen wollten den babylonischen Sagen den Vorzug „reiner und ursprünglicher Form" zuerkennen. Es wurde ihnen nachgewiesen, wie sehr lokal gefärbt die babylonischen Sagen seien, und wie da astronomische Züge, und ein Bericht vom Hebeschmaus der Schiffszimmerleute eingeführt ist, was gar nicht den Eindruck größerer Originalität macht. Es ist gar nicht zu beweisen, daß die älteren Bewohner von Kanaan durchaus von der babylonischenKultur abhängig waren. — Was etwa in den Fluttraditionen der Bibel und Babels als gemeinsam zu grunde liegt, das läßt sich sehr leicht darauf zurückführen, daß Abraham als Auswanderer von Babel die alten Traditionen der Väter mitbrachte und auf seine Nachkommen vererbte, welche dieselbe mit größerer Treue in ihrer Urgestalt überliefert haben, als es in Babel der Fall war.*)

Also der erste Vorstoß galt den biblischen Schöpfungs- und Sintflutberichten, die nach der voreingenommenen Meinung etlicher Assyriologen als inferior gelten sollten gegenüber den babylonischen Traditionen.

2. Der zweite Vorstoß galt dem göttlichen Heilsplan mit Israel als dem Volke Gottes. Daß Gott Israels Gott, und Israel ausschließlich Gottes Volk sei, während er die Heiden der Gottlosigkeit und dem Götzendienst preisgegeben habe, diese Idee wurde von Delitzsch und Alfr. Jeremias bekämpft. Der erstere meinte: „Wir alle sind von diesem Dogma des „alleinigen Bürgerrechts Israels" dermaßen hypnotisiert, daß wir die Geschichte der alten Welt unter einem ganz schiefen Gesichtswinkel betrachten." Dr. E. König sagt mit Recht: Welche Verkennung der Menschenschuld und der Gottesgnade liegt in einer solchen Anklage gegen das A. T., ja gegen die ganze Bibel!

---

*) Die alberne Torheit dieser Assyriologen geißelt mit verdientem Spott F. Bettex in seinem Buch: „Die Bibel, Gottes Wort" Seite 76 und 77. „Warum sollen wir den entstellten Traditionen Babels, der Stadt des verworrenen Menschenworts Glauben schenken anstatt den biblischen Berichten? Sollen diese Sagen von kläglichen, zänkischen, unreinen Gottheiten, die „fett und trunken vom Mahl" „wie Mücken über den Opferer herfallen," worauf ein Streit zwischen Göttern und Göttinen entsteht, „die viel reinere und ursprünglichere Quelle" sein, aus welcher der monumentale Bericht des Tuns eines heiligen und gerechten Gottes entstanden ist? Nimmermehr! Hier ist eine Kluft befestigt, so weit wie zwischen dem damaligen und jetzigen Wesen Babels und seiner Kinder und dem der Bibel und ihrer Gläubigen." — „Nicht neu, aber auch erstaunlich ist die Kunde, daß ein Cyclon im persischen Meerbusen bei allen Völkern der Welt von Japan und China bis nach Mexiko und Peru und den Sandwichinseln die Veranlassung zur Sintflutsage gegeben hat! Warum hat sich nicht auch aus einem Erdbeben in Kleinasien die Sage von einem allgemeinen, die Menschheit verderbenden Erdbeben gebildet? .... Ein Negerstamm in Afrika erzählt, ihre Frauen hätten sich einmal emanzipieren wollen und hätten beschlossen, einen himmelhohen Turm zu bauen, wozu sie ihre Durrhakörbe aufeinanderhäuften, aber ein Sturm habe den Bau umgeworfen. Sollte das nicht die reinere Ursage sein, aus der die spätere Erzählung vom Turmbau zu Babel entstanden ist?"

Alf. Jeremias nannte die Sentenz, daß die Nachkommen Abrahams das Heil ererben sollen, ein „spät entstandenes und verhängnisvolles Dogma,“ verhängnisvoll, weil dieser Glaube „zum Partikularismus führte.“ König weist nach, wie unbegründet dieses Urteil sei: Bei allen kompetenten Vertretern des Alttestamentlichen Prinzips ist schon ganz frühe und deutlich der Ausblick auf den Universalismus des Heils vorhanden. Schon gleich bei der ersten Verheißung an Abraham. Nur kleinlich engherzige Geister haben den Partikularismus groß gezüchtet! Wie sehr ist schon im Alten Testament wahre Gotteserkenntnis von Israel auch auf Heidenvölker übergegangen, man denke an Bileams Sprüche, die Königin von Saba, das Freundschaftsverhältnis mit den Tyrer Königen u. drgl. Und wie ist anderseits Israel um so schwerer gezüchtigt worden, als es die ihm gewordene Gotteserkenntnis nicht treu bewahrte im Kultus und Leben! Auch dieser Vorstoß gegen die Bibel muß als ein verfehlter bezeichnet werden.

3. Das dritte Stadium der Babel-Bibeldebatte ist als das panbabylonistische zu bezeichnen. Bezaubert von der Größe und Herrlichkeit Babylons sind die Herren so entzückt von dieser Großstadt und ihrer Kultur, daß dagegen die althebräische Kultur nur wie ein kleines Dörflein erscheint. Man wird hier förmlich erinnert an jene stolzen Worte: „Das ist die große Babel, die ich erbaut habe“ u. s. w.

Delitzsch ruft aus: „Wie so ganz gleichartig ist alles in Bibel und Babel!“ H. Winkler meint: „Die Betrachtung des alten Orients als eines großen Kulturganzen nötigt dazu, auch die geistigen Bewegungen, die auf seinem Boden sich abgespielt haben, unter dem Gesichtspunkt der Einheit dieses Kulturbereichs zu beurteilen.“ Ans volle Tageslicht ist diese neueste Phase des Streites gerückt worden, als Otto Weber übrigens zugleich im Namen Winklers erklärte, daß der Kampf jetzt erst beginne, und als Parole des Kampfes den Satz ausgab: Babel und Bibel sind Ausfluß einer einheitlichen Weltanschauung.“ An einer andern Stelle erklärt er: „Babel und Bibel sind Ausstrahlungen eines gemeinsamen Kulturherdes, verschieden wohl in ihrer Entwicklung und Ausgestaltung, aber doch deutlich eines Bodens Früchte.

Mit diesem Programm in der Hand, stellt er den förmlichen Antrag auf „Eingemeindung“ von Jerusalem in Babylon. Indem er, wie oben bemerkt, die althebräische Kultur mit einem Dörflein und die babylonische mit einer Großstadt vergleicht, sagt er dann: „Die in der Großstadt die Herrschaft haben — und hiermit meint er die Gruppe von Assyriologen, zu der er sich rechnet—, die sagen: Das Dörflein draußen hat Babels Art, Babels Kultur, nur durch Babel ist es, was es ist (!!), sie wollen ihre Gesetze der Verwaltung und der Lebensführung auch über diesen organischen (!) Teil ihres Gemeinwesens ausdehnen, auch für sie soll es keine Ausnahmegesetze mehr geben.“ „Kanaan war jederzeit eine Provinz im Reiche der babylonischen Kultur.“

Auch Alf. Jeremias scheint zu dieser Gruppe zu gehören, welche an der angeblichen Infizierung des althebräischen Schrifttums mit den astral-mythologischen Vorstellungen Babyloniens festhalten.

Diesen von der babylonischen Herrlichkeit bis zur Farbenblindheit geblendeten Gelehrten, stellt nun Dr. König eine Reihe von Forschern auf diesem Gebiet gegenüber, die sich ein nüchternes Urteil bewahrt haben, oder wenigstens diese Auffassung von der Gleichartigkeit der Kultur Israels und Babels in ihren Schriften nicht zum Ausdruck brachten. Er nennt: Jul. Oppert, P. Keil, C. F. Lehmann, F. Hommel, H. V. Hilprecht, Karl Bezold, Paul Haupt. Der letztgenannte ist zu dem Schluß gekommen: „Es wird stets ein fundamentaler Unterschied zwischen Babel und Bibel bleiben, der durch die Ergebnisse der kritischen Forschung nicht beseitigt werden kann."

Dr. König weist nun zunächst darauf hin, daß er schon früher bereitwillig eingeräumt habe, daß die babylonische Urheimat Abrahams in Bezug auf Sprache, poetische Formen, Maß, Gewicht und Münze, auch Kultuselemente und alte Traditionen einen starken Einschlag in das Gewebe der israelitischen Kultur geliefert hat. Daneben aber weist er auf die Eigenart der vorexilischen Hebräer hin im Unterschied von Babel. Er nennt folgende Differenzen: andere Monatsnamen, anderer Jahresanfang, andere Sprache, S c h r i f t und S c h r e i b r i c h t u n g (die babylonische von links nach rechts); auch die siebentägige Woche läßt sich in Babel bis jetzt nicht nachweisen. Die Namen der Monate und der E n g e l kamen erst später in babylonischer Form in Israel auf. Auch bezüglich der reinen und unreinen Tiere, der Beschneidung (bei Israel am ersten Tage, den Arabern viel später, bei den Babyloniern gar nicht) finden sich Unterschiede. In Israel ist der König nur Stellvertreter des himmlischen Königs Jahve. Das sind Unterschiede schon im Profangebiet.

Der tiefgreifende Unterschied zwischen den echten Propheten Jahves in Israel und den falschen Propheten in Israel, sowie den heidnischen Propheten ist den Herren dieser Gruppe noch gar nicht in ihrem Horizont aufgetaucht. Winkler hat Amos einen „politischen Agenten", Jeremia einen „Politiker" genannt. König sagt dazu: „Es wird nicht leicht ein Urteil geben, das den Aussagen der Quellen stärker ins Gesicht schlägt." Die Herren dieser Richtung scheinen den Kontrast zwischen den echten Gottespropheten, die Gut, Blut und Leben einsetzten für ihren Beruf, und den falschen Schmeichlern — vergl. die 400 Propheten Ahabs (1. Kön. 22, 6) — gar nicht zu fühlen. Das sind ihnen auch wieder nur Nüançen! Wo ist denn in der ganzen babylonischen Literatur irgend ein Produkt, das sich mit den hohen Geistesprodukten des israelitischen Prophetismus, wir wollen nicht sagen gleich stellen, nein, nur von ferne in Analogie bringen ließe? Deshalb hat auch ein Vertreter des „fortgeschrittenen Kritizismus", wie z. B. K. Cheyne in Oxford, über die Propheten Israels das folgende Urteil gefällt: „Eine Reihe von Männern, die so vom lebendigen Gott gleichsam absorbiert und zugleich in ihren

Zielen so intensiv praktisch, d. h. so ernsthaft der Beförderung der höchsten nationalen Interessen geweiht waren, kann in der alten Welt nirgends außer in Israel gefunden werden."

Und wo sind die großen gemeinsamen Prinzipien, die etwa auf dem gleichen Kulturboden entsprossen, oder Ausstrahlungen desselben Kulturherdes gewesen sind?

Der Monotheismus ist nur in Israel zur nationalen Religion geworden, wie selbst Delitzsch jetzt zugeben muß. In Babylon gab es zu keiner Zeit, weder früher noch später, wirklichen Monotheismus, wenn Delitzsch auch aus zweifelhaften Texten es ableiten will. Auch Bezold sagt: „Es wäre viel unnötiger Kampf erspart worden, hätte Fr. Delitzsch von der unbewiesenen Behauptung der sicheren Existenz eines Jahve-ilu mit der Bedeutung „Jahve ist Gott" Abstand genommen."

Ferner steht Israel mit der Bildlosigkeit des legitimen Jahvekultus innerhalb der antiken Völker durchaus erhaben und allein da. — Weiter ist nirgends in der babylonischen Literatur der Gedanke der Zusammenfassung des Menschengeschlechts zu einer Einheit zu finden als in Israel. Vom ersten Menschenpaare geht der prophetische Blick durch die von Gott gelenkte Menschheitsgeschichte einem bestimmten, von Gott verordneten Ende und Ziele zu. Die Perspektive der Propheten besitzt ihren Endpunkt in der Wiederherstellung der Harmonie zwischen Gott und der Menschheit; die Grundlage für die Versöhnung der Menschenseele mit ihrem Gott liegt nach der hebräischen Prophetie in der totalen Tilgung der Menschheitsschuld. Wie kläglich leidet da der Doktrinarismus dieser assyriologischen Schule Schiffbruch, dem sogar die Fähigkeit abgeht, die einzigartige Größe des echten Jahvekultus und -Propheten zu erkennen und zu würdigen gegenüber den armseligen Geistesprodukten des babylonischen Heidentums!

Noch einmal über evangelische Gottesdienstordnung.

Von P. M. Ratsch.

In der Juli-Nummer des „Magazin für Ev. Theologie und Kirche" ist ein Referat enthalten, welches „Gedanken über eine einheitliche Gottesdienstordnung" bringt. Dasselbe kennzeichnet sich von vornherein als ein Versuch zur Widerlegung des Artikels, der im Jahrgang 1903 unserer Zeitschrift vom Verfasser dieser Zeilen „Ueber evangelische Gottesdienstordnung" veröffentlicht wurde. Dieser Versuch ist vom Standpunkt des Referenten aus sicherlich recht gut gemeint und bekundet das lebhafte Interesse, welches derselbe an dem vorliegenden Gegenstande nimmt. Ob jedoch derselbe geeignet ist, zur Klärung der Ansichten und zur gegenseitigen Verständigung über die schwebende Frage etwas Wesentliches beizutragen, dürfte doch einem starken Zweifel unterliegen. Nach unserm Dafürhalten ist es dem Verfasser der „Gedanken" nicht gelungen, auch nur ein einziges unserer Argumente zu erschüttern oder zu

entkräften; wir sind im Gegenteil nur um so mehr in unserer Ueberzeugung bestärkt worden, daß unsere in jener Abhandlung entwickelten Ansichten wohlbegründete und echt evangelische sind.

Daß der Referent den Gedanken unserer Darlegungen nicht gerecht geworden ist, hat zu einem guten Teile darin seinen Grund, daß er dieselben in sehr wesentlichen Punkten unrichtig aufgefaßt und wiedergegeben hat.

So tritt uns alsbald im Anfang ein höchst verwunderliches Mißverständnis entgegen, welches von vornherein die ganze Frage auf das Unheilvollste verwirrt. Wir hatten a. a. O. S. 110 f. gesagt: „Da der evangelische Charakter unserer Synode durch die Vereinigung der lutherischen und reformierten Glaubensrichtung bestimmt ist, so entspricht demselben nur ein solcher Gottesdienst, welcher eine Verschmelzung der beiderseitigen Formen darstellt.“ Wir haben hier, wie jeder leicht sieht, zwischen der bereits geschehenen Vereinigung der Glaubensrichtungen und der entsprechenden, aber erst noch zu erstrebenden Verschmelzung der gottesdienstlichen Formen unterschieden. Allein in den „Gedanken“ ist diese wichtige Unterscheidung gänzlich außer Acht gelassen, und so wird dort die Verschmelzung der Symbole und die der Gottesdienstformen fortwährend miteinander verquickt und durcheinander geworfen. Es wird uns dabei der Gedanke untergelegt, als redeten wir von der Herstellung eines einheitlichen Bekenntnisses, welches an Stelle unsers gegenwärtigen Bekenntnisses gesetzt werden solle, um alsdann hierauf eine einheitliche Gottesdienstordnung zu begründen. Dann ergeht sich der Referent des Längeren und Breiteren in der Schilderung der großen Schwierigkeiten, welche einer solchen Verschmelzung des Konsensus und auch des Dissensus unserer Symbole und einer dementsprechenden Gottesdienstordnung entgegenstehen und dieselbe zur Unmöglichkeit machen sollen.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir einer solch völlig verfehlten Auffassung unserer klar entwickelten Gedanken begegneten, und unsern Lesern wird es nicht minder so ergangen sein, zumal denen, die unsern evangelischen Standpunkt kennen, wie wir denselben in unserm Referat: „Das Bekenntnis unserer Evangelischen Kirche nach seiner Allgemeinheit und nach seiner Beschränkung“ (Theol. Zeitschrift 1898, S. 193 ff.) ausführlich dargelegt haben. Nie und nimmer ist es uns auch nur im Entferntesten in den Sinn gekommen, an dem gegenwärtigen Bekenntnisstand unserer Synode zu rütteln; nie und nimmer haben wir in den 28 Seiten unserer Abhandlung von etwas anderm geredet, als von einer Verschmelzung der gottesdienstlichen Formen. Wir sind der entschiedenen Ueberzeugung, daß als Grundlage des Glaubens für das gesamte kirchliche Leben unserer Synode der § 2 unserer Statuten, d. h. also der Konsensus der lutherischen und reformierten Bekenntnisse vollständig genügt, und daß derselbe auch vollkommen hinreicht, um eine gemeinsame Gottesdienstordnung darauf zu gründen. Eben dadurch ist ja eine Union der beiden Kirchen möglich geworden, daß die Fülle der

gemeinsamen Glaubenswahrheiten uns so innig miteinander verbindet, daß die Lehrunterschiede der beiden Konfessionen im christlichen Leben sowohl, als auch im kirchlichen Gottesdienste vollständig dagegen in den Hintergrund treten. Unsere eigene Agende liefert ja dafür den sprechendsten Beweis, ebenso wie Katechismus und Gesangbuch. Unsere Stellung zu den konfessionellen Unterschieden beider Kirchen bleibt von einer neuen Gottesdienstordnung vollständig unberührt; denn es handelt sich ja doch zunächst nicht um einen neuen Inhalt an Gebeten, Ansprachen und dergl., sondern um eine neue vollkommene Form. Mit welchem Inhalt diese Form dann ausgefüllt wird, kommt dann erst in zweiter Linie in Betracht; und es steht ja vollkommen frei, die in unserer jetzigen Agende dargebotenen Gebete u. s. w. zu verwenden und sich dabei all der bisher gestatteten evangelischen Freiheit zu bedienen. Wie wir uns aber die Verschmelzung der gottesdienstlichen Formen denken, haben wir ja a. a. O. S. 175—178 ausführlich erörtert. Unsere dortigen eingehenden Beweisführungen auf Grund der Heiligen Schrift gipfeln in dem Resultat: „Wollen wir demnach auf Grund der Heiligen Schrift das reformierte Prinzip der Einfachheit und das lutherische Prinzip der Mannigfaltigkeit in das rechte Verhältnis zu einander setzen, so werden wir nicht sagen: Grundsätzliche Einfachheit mit einigen notgedrungenen Zugeständnissen an belebende Mannigfaltigkeit, sondern: grundsätzliche lebendige Mannigfaltigkeit in den Grenzen einer erbaulichen Einfachheit ist das wahrhaft evangelische Prinzip für die Gestaltung des Gottesdienstes. Dieses Prinzip ist es, welches wir in unserer dargebotenen Gottesdienstordnung zu verwirklichen versucht haben.“ Ist das nicht klar und deutlich geredet für jedermann? Es wird unsern Lesern nicht mehr zweifelhaft sein, wer sich den „kühnen Rösselsprung“ erlaubt hat, den der Verfasser der „Gedanken“ auf S. 271 uns aufzubürden versucht.

Wir haben ferner die große Wichtigkeit der responsorischen Formen des Gottesdienstes für die Erbauung hervorgehoben und auf den echt evangelischen Charakter derselben hingewiesen; wir haben die gedankenlose und auf grober Unwissenheit beruhende Behauptung widerlegt, als seien dieselben katholisch, oder wie andere etwa sagen würden, romanisch, hierarchisch, hochkirchlich u. dergl. Wir haben den Beweis geliefert, daß sie vielmehr echt biblisch und altchristlich und somit echt evangelisch sind, wie durch 1. Kor. 14, 16 die apostol. Konstitutionen und die Zeugnisse der Kirchenväter unwidersprechlich bezeugt ist. Auch der Verfasser der „Gedanken“ sieht sich gezwungen, diese unerschütterliche Tatsache anzuerkennen; seine darauf bezüglichen Bemerkungen drehen sich um nebensächliche Dinge, die für die vorliegende Frage ganz gleichgültig sind und die Bedeutung dieser Tatsache in keiner Weise abschwächen. Trotzdem weigert er sich, die sich hieraus mit Notewndigkeit ergebenden Konsequenzen zu ziehen, ohne daß er irgend einen Grund angibt. Ganz im Widerspruch mit den von ihm selbst zitierten Worten Ehrenfeuchter's: „Das Ziel des Protestantismus ist allerdings die Wiederherstellung des Urchristentums, aber nicht der Anfang des Christentums, sondern sein

Prinzip soll verwirklicht werden. Daher greift die Sphäre des Kultus weiter, als die Heilige Schrift und als die Gottesdienstordnungen der ersten Jahrhunderte, und darum bleibt der protestantischen Liturgie die große weltumfassende Aufgabe, die ewigen Formen des Kultus aufzufinden und darzustellen." Genau dies ist unsere Meinung, und genau dies ist das Ziel, das wir verfolgen. Eben darum kopieren wir nicht einfach das „Amen" des apostolischen Gottesdienstes und die altchristlichen Ordnungen, sondern entnehmen denselben das zu Grunde liegende Prinzip der responsorischen Form und bilden dasselbe in freier mannigfaltiger Weise weiter aus. Für die dauernde Berechtigung, ja für die ewige Giltigkeit desselben dürfen wir uns mit vollem Recht auf Offenb. 5, 11—14 und 9, 1—4 berufen. Bis der Gegenbeweis geliefert ist, halten wir unsere Ansicht über den echt evangelischen Charakter der responsorischen Gottesdienstform für unanfechtbar.

Derselbe folgt aber auch aus dem Wesen der evangelischen Kirche, wie dasselbe durch § 2 unserer Statuten, also durch den Konsensus der beiderseitigen Symbole bestimmt wird. Der Kern dieses Konsensus, das (materiale) Grundprinzip des evangelischen Glauben der katholischen Kirche gegenüber ist bekanntlich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, aus welcher sich dann weiterhin unmittelbar das Recht des allgemeinen Priestertums der Gläubigen ergibt. Durch dieses unmittelbare Verhältnis der gläubigen Seele zu Gott, welches alle Vermittlung durch menschliche Priester und Fürsprecher ausschließt, wird das Wesen unsers religiösen und kirchlichen Lebens durchgreifend charakterisiert und trägt auf lutherischer, wie auf reformierter Seite in der Hauptsache dasselbe Gepräge. Mag dabei auf lutherischer Seite mehr das Gemütsleben, auf reformierter Seite mehr die Verständnistätigkeit hervortreten, mag in der lutherischen Kirche mehr das Evangelium der Gnade, in der reformierten Kirche mehr der Ernst des Gesetzes betont werden, diese Unterschiede sinken auf wahrhaft evangelischem Standpunkte zu bloß individuellen Verschiedenheiten herab, die für das kirchliche Leben und insonderheit für die Gestaltung des Gottesdienstes noch weniger in Betracht kommen als die dogmatischen Differenzen. Was in den „Gedanken" a. a. O. S. 277 von den angeblich erforderlichen mühsamen und beschwerlichen Ermittelungen, Untersuchungen und Erhebungen über die Gesamtfrömmigkeit der evangelischen Kirche geredet wird, ist daher für unsern vorliegenden Zweck ohne alle Bedeutung.

Aus dem Begriff des allgemeinen Priestertums folgt nun für die Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes unmittelbar dies, daß nicht der Geistliche, sondern die Gemeinde selbst in ihrer Gesamtheit der eigentliche Träger des Gottesdienstes, das eigentliche Subjekt des Handelns in demselben ist. Soll diese prinzipielle Stellung der Gemeinde nicht nur in der Einbildung bestehen, soll sie nicht zur bloßen Illusion werden, dann darf die Gemeinde nicht wiederum hinter dem Geistlichen als ihrem bevollmächtigten Vertreter verschwinden und ihn sämtliche Akte

in ihrem Namen verrichten lassen, während ihr selbst nur das stumme Zusehen und Zuhören übrig bleibt, sondern sie hat diese ihre priesterliche Stellung und Bedeutung auch tatsächlich zur Geltung zu bringen. Es ist darum ihr gutes evangelisches Recht, daß sie an jedem Akte in lebendiger Wirksamkeit teilnimmt, daß sie jeden Akt des Geistlichen ausdrücklich als den ihrigen bezeugt und bestätigt. Geschieht dies nicht, dann wird der fungierende Geistliche doch wieder zum katholischen Priester, zum Hierarchen, der durch die Macht seiner Subjektivität den evangelischen Gottesdienst beherrscht, durch seine Gebete und Reden die Herzen der Zuhörer nach seiner Willkür lenkt und ihre gesamte Erbauung bevormundet. Daß nun in der bisherigen Gestalt unserer Gottesdienste die Gemeinde zu diesem ihrem evangelischen Rechte nicht kommt, da sie, abgesehen vom Gesange einiger Liederverse, den Geistlichen in allen Akten allein reden und handeln läßt, leuchtet ohne Weiteres ein; daß die Gemeinde dadurch zu derselben unmündigen Stellung herabgedrückt wird, wie in den Gottesdiensten der katholischen Kirche, ist ebenso unbestreitbar; daß wir also sehr wohl berechtigt waren, a. a. O. S. 179 in diesem Sinne von einer katholischen Verirrung zu reden, in welche die evangelische Kirche unbewußt geraten sei, wird jeder unbefangene Leser unbedenklich zugestehen.

Der Verfasser der „Gedanken" scheint uns hier wieder völlig mißverstanden zu haben; denn er gibt unsere diesbezüglichen Worte in einer Form wieder, welche mit dem ursprünglichen Sinn derselben schlechterdings unvereinbar ist. Statt von der S t e l l u n g d e r G e m e i n d e i m G o t t e s d i e n s t zu reden, legt er uns ohne Weiteres die Behauptung unter, als hätten wir d i e W i r k u n g u n s e r e r e i n f a c h e n G o t t e s d i e n s t e auf gleiche Linie mit den katholischen gestellt (a. a. O. S. 276). Und dieser Unterschiebung entsprechend verändert er dann noch eine ganze Reihe damit zusammenhängender Sätze. Wo wir sagen: „S c h w e i g e n d n i m m t die Gemeinde die Begrüßung des Geistlichen e n t g e g e n , schweigend hört sie sein Gebet an, u. s. w., setzt er mit der größten Unbefangenheit dafür: „A p a t h i s c h s o l l w i r k e n der Gruß des Geistlichen, die Gebete u. s. w. und unterdrückt somit unsere Beweisführung über die Stellung der Gemeinde im Gottesdienst. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung und konstatieren dies Verfahren nur als einen neuen Beweis für die Unanfechtbarkeit unserer Darlegungen.

Aber nicht nur das Wesen der evangelischen Kirche, sondern auch das Wesen des evangelischen Gottesdienstes selbst kommt in der responsorischen Form am Deutlichsten und Wirksamsten zum Ausdruck. Ueber das Wesen des christlichen Gottesdienstes haben wir uns in unserer Abhandlung a. a. O. S. 112 ff. so eingehend und ausführlich ausgesprochen, daß wir nichts Besseres tun können, als einfach auf unsere dort gegebenen Erörterungen zu verweisen. Wir haben dort u. a. die einzigartige Bedeutung des ö f f e n t l i c h e n G o t t e s d i e n s t e s darein gesetzt, daß er eine g e g e n s e i t i g e E r b a u u n g aller Glieder ist,

wobei alles darauf ankommt, daß das innere Leben des Einzelnen so viel als möglich offenbar werde, damit es auf das innere Leben des andern einwirken könne. Der Gottesdienst hat daher, wie überhaupt, so auch nach dieser Seite hin den Charakter eines lebendigen Handelns, eines gegenseitigen heiligen Gebens und Nehmens. Daß nun der Gottesdienst ein solches Handeln nicht ist, wenn die Gemeinde nicht mithandelt, sondern den einzelnen Akten schweigend beiwohnt, bedarf keines Beweises; daß eine solche lebendige Wechselwirkung der Glieder unter einander nicht stattfindet, wenn sie nur anhört, was der Geistliche spricht, ist ebenso einleuchtend; daß endlich eine solche andauernde Untätigkeit ermüdend und lähmend auf die Haltung der Gemeinde einwirken muß, ist ebenso natürlich als durch die Erfahrung bestätigt. Das hat man sogar in englischen Kreisen einzusehen begonnen, und auch hier ist bereits eine Bewegung für eine lebendigere und reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes im Gange. Hier ist's eben wieder die responsorische Form, die dem Wesen des Gottesdienstes als einer lebendigen Handlung, einer gegenseitigen Wechselwirkung der Gemeindeglieder auf einander am Vollkommensten entspricht. Durch die stete Mitwirkung der Gemeinde bei jedem einzelnen Akt, gelangen die heiligen Bewegungen, gewirkt durch Gottes Geist, zu einem wirksamen Ausdruck, wodurch sich desselben Geistes Wirkungen auch auf andere übertragen. Jeder Einzelne wird zum Werkzeug des Heiligen Geistes, durch welches er, der Geist der Gemeinschaft, sein Gnadenwerk in der Gemeinde vollbringen will. Dies alles sind einfache psychologische Tatsachen, die sich aus dem Wesen des Gottesdienstes und den Gesetzen des menschlichen Seelenlebens ganz von selbst ergeben und auch in der Erfahrung ihre volle Bestätigung finden.

Wie man nun in diesen einfachen psychologischen Vorgängen „einen liturgischen Mechanismus, ein opus operatum, den Tod der Freiheit, eine hierarchische Richtung, Verwechselung mit dem katholischen Priestertum" hat finden wollen (vgl. „Gedanken" a. a. O. S. 275), ist einfach unbegreiflich. In dem Referat wird ferner unser Ausdruck „gänzliche Untätigkeit der Gemeinden während des Gottesdienstes" bemängelt und darauf hingewiesen, daß ja das aufmerksame Anhören auch eine Tätigkeit, nämlich „des Gehörs und des Denkvermögens" sei. (a. a. O. S. 275.) Diese Bemerkung ändert nicht das Mindeste an der Tatsache, die wir mit jenem Ausdruck bezeichnet haben, und die in der gänzlichen Untätigkeit der Gemeinde *in Bezug auf gegenseitige Erbauung* besteht. Anderwärts haben wir dieser Passivität der Gemeinde „eine einseitig rezeptive Tätigkeit" genannt (a. a. O. S. 121), und daß auch hier (a. a. O. S. 179) nichts anders gemeint sein kann, ergibt sich für den aufmerksamen Leser ganz von selbst aus dem Zusammenhang. — Unserm Hinweis auf den lähmenden und ermüdenden Einfluß der andauernden Passivität auf die Haltung der Gemeinde beim Gottesdienst sucht der Referent der „Gedanken" dadurch zu begegnen, daß er sagt: „Es scheint, als ob unsere Kirche nur noch durch Einführung

einer allgemeinen Gottesdienstordnung vor dem sonst gewissen Zerfall und Untergang bewahrt werden könne"(a. a. O. S. 275). Und S. 276 fügt er dann noch hinzu: „Wenn es wirklich so traurig um unsere Gottesdienste bestellt ist, dann kann man sich nicht genug wundern, daß sie überhaupt noch von jemand besucht werden, und wenn es doch geschieht, die ganze Gemeinde nicht sofort in einen tiefen und süßen Schlaf fällt." Selbstverständlich können solche Uebertreibungen und Witzeleien nicht das Mindeste beweisen; die Tatsache selbst bleibt davon völlig unberührt, und auch der Verfasser der „Gedanken" wagt es nicht, dieselbe auf direkte Weise in Abrede zu stellen. — Es wird dann noch der Versuch gemacht, die anregenden und belebenden Wirkungen einer ausgebildeten Liturgie zu bestreiten. In diesem Sinne heißt es a. a. O. S. 275: „Wo wirklich geistliches Leben vorhanden ist, wird es sich auch in der einfachsten Gottesdienstordnung — manifestieren; wo dieses Leben fehlt oder verkrüppelt ist, wird es nicht durch die vollkommenste Liturgie ersetzt werden können." In ähnlichen Worten wird dann der gleiche Gedanke in der vierten These (S. 278) noch einmal wiederholt. Offenbar soll diese falsche Antithese unvermerkt zu dem Trugschlusse verleiten: Also ist ein solch vollkommener Gottesdienst gänzlich überflüssig, weil er ja doch nichts nützt. Allein der aufmerksame Leser wird sich wohl hüten, diese Unvorsichtigkeit zu begehen. Er wird sich vielmehr sagen: Hier ist der einfachste Gottesdienst dem vollkommensten entgegengestellt; also muß doch wohl jener der unvollkommenste sein. Wenn sich das vorhandene geistliche Leben nun schon in dem einfachsten, also unvollkommensten Gottesdienst manifestiert, dann wird es sich doch sicherlich in noch viel reicherem Maße in einem vollkommen gestalteten offenbaren. Wo aber solch geistliches Leben fehlt, wird es überhaupt durch keinen Gottesdienst, weder durch einen einfachen, noch durch einen reichgegliederten, e r s e t z t werden können. Allein der Gottesdienst kann und soll ja dazu beitragen, geistliches Leben zu w e c k e n, und das wird doch jedenfalls in einem vollkommenen, lebendigen, anregenden Gottesdienst viel wirksamer geschehen, als in einem einfachen, unvollkommenen, nüchternen, kahlen. So wird der denkende Leser argumentieren, und die falsche Antithese hat gerade das Gegenteil von dem bewiesen, was sie beweisen wollte, nämlich unsere Behauptung, daß die responsorische Form als vollkommene Form des Gottesdienstes dem Wesen desselben, sowie dem Zweck der Erbauung am meisten gerecht wird.

Trotz alles Sträubens und trotz aller Polemik gegen eine Weiterbildung unserer Gottesdienstordnung kann sich nun aber der Verfasser des Referats doch nicht dem Gedanken entziehen, „daß eine allgemeine, dem Wesen und Charakter unserer Kirche entsprechende Gottesdienstordnung" (a. a. O. S. 274) das Ziel unserer kirchlichen Entwicklung ist. Allerdings drückt er sich darüber ziemlich widerspruchsvoll aus. S. 272 gibt er zu verstehen, daß ihn überhaupt nicht nach einer gleichförmigen Gottesdienstordnung „gelüste", sondern daß wir lieber „halten sollen, was wir haben." Nach S. 274 dagegen scheint ihm nur „die Zeit noch

nicht dafür gekommen." Sodann sagt er wieder S. 273 f., erst müsse „das Bedürfnis nach gleichmäßiger Erbauung in unsern Gemeinden nachgewiesen werden." Nach S. 274 aber hat zuvor ein Verschmelzungsprozeß der Symbole in eine unserer Kirche „adäquate Bekenntnisform" stattzufinden. S. 277 wieder wird eine genaue Ermittelung und Feststellung der „Gesamtfrömmigkeit" auf Grund der vorhandenen „Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens" für nötig befunden.

Wir haben schon oben nachgewiesen, daß ein solcher Verschmelzungsprozeß der Bekenntnisse und der mannigfaltigen Frömmigkeit behufs Herstellung einer einheitlichen Gottesdienstform ganz und gar nicht erforderlich ist. Unsere evangelische Synode ruht auf einer wirklichen Bekenntnis-Union, und ist nicht, wie leider die preußische Landeskirche, in einer bloßen Verwaltungs-Union beider Schwesterkirchen stecken geblieben. Die bedeutet aber, daß die Unterscheidungslehren als Momente des Bekenntnisses einfach fallen gelassen sind, darum auch keine christliche Geltung mehr besitzen und keinen Einfluß mehr auf das kirchliche Leben ausüben. Wie sie keine Differenzen des Glaubens sind, sondern nur theologische Meinungsverschiedenheiten, so bleibt ihre Erörterung und schließliche Auflösung in eine höhere Einheit ganz und gar der theologischen Wissenschaft überlassen. Wann einst diese völlige Verschmelzung eintreten wird, ist noch gar nicht abzusehen; vielleicht haben wir dieselbe erst im Lichte der Ewigkeit zu erwarten, wo alles Stückwerk unsers Wissens aufhören wird. Eben darum machen wir von einer solchen zukünftigen Verschmelzung der Lehren nichts in der Entwicklung des kirchlichen Lebens irgendwie abhängig, sondern lassen uns an dem Bekenntnis des Konsensus als Grundlage für unsere Kirche genügen und geben die Unterschiede der freien persönlichen Ueberzeugung anheim, wie auch sonstige Differenzen von nicht fundamentaler Bedeutung. Wir nehmen einen Standpunkt über dem Dissensus ein, auf welchem wir den Irrtum der Reformationszeit, welcher die Trennung verursacht hat, zurücknehmen und uns allein auf den festen Boden des Konsensus stellen, als wäre von Anfang an die eine evangelische Kirche eben nur auf diesen Konsensus gegründet gewesen. Dies ist uns der wahrhaft freie evangelische Standpunkt und die volle Verwirklichung des Unionsgedankens, wie wir ihn vertreten. Wer in den dissentierenden Momenten der Symbole mehr sieht, als persönliche Ueberzeugungen auf Grund der Heiligen Schrift, wer diese individuellen Ueberzeugungen noch irgendwie zu kirchlicher Geltung bringen und zur Ursache irgend welcher Scheidung oder Entfremdung zu machen bestrebt ist, wer also auch im evangelischen Gottesdienst nicht über dieselben hinauskommen kann, der hat den Unionsgedanken noch nicht in seiner vollen Tiefe erfaßt und ist noch zu einem guten Teil in Konfessionalismus befangen. Wir brauchen nicht erst zu warten, „bis die Zeit erfüllet ist" („Gedanken", S. 274), sondern können schon jetzt mit aller Freudigkeit auf dem gegebenen Fundament dafür arbeiten, unsern Gottesdienst einheitlich auszugestalten, wenn nur das rechte synodale Bewußtsein und die rechte brüderliche Liebe in uns lebt,

welche die Seele aller Unionsgesinnung ist. Daß wir nicht sofort mit einem Sprunge das Ideal der Vollkommenheit erreichen können, soll uns nicht abhalten, immer wieder von Zeit zu Zeit einen guten Schritt näher auf dem Wege zur Vollkommenheit hin zu versuchen, wie es ja dem natürlichen Gesetz der Entwicklung auf allen Gebieten entspricht.

Es wird uns nun weiter entgegengehalten, wir sollen die einheitliche Gottesdienstordnung nicht „machen", sondern „werden, sich von selbst entwickeln lassen," wie auch unsere Synode von Anfang an nicht gemacht, sondern geworden ist. „Dafür werde Gott schon sorgen" (a. a. O. S. 274). Da müssen wir denn doch fragen: Wie sollen wir uns denn diese Fürsorge Gottes für unsere Synode vorstellen? Doch nicht als ein unmittelbares Eingreifen Gottes vom Himmel her, sondern vermittelt durch menschliche Werkzeuge, die er dazu beruft, dazu ausrüstet und dafür begeistert. Wie, wenn nun gerade die gegenwärtige liturgische Bewegung eine Betätigung dieser Fürsorge Gottes für unsere Synode wäre? Oder erkennt etwa der Verfasser der „Gedanken" nur solche Bestrebungen als unter Gottes Leitung stehend an, welche gerade nach seinem Sinne sind? Das wäre doch ein wenig gar zu menschlich gedacht.— Und was soll es heißen, wir sollen die neue Gottesdienstordnung nicht machen, sondern sich entwickeln lassen? Keine Sache in der Welt auf geistigem Gebiet entwickelt sich von selbst, sondern wird von denen entwickelt, welche die Sache in die Hand nehmen, die nötige Fähigkeit dafür beweisen und sie mit Ausdauer und Erfolg zum Ziele führen. Wenn nun gegenwärtig das Interesse für Vervollkommnung unserer Gottesdienste erwacht ist und eine Bewegung hervorgerufen hat, warum läßt man denn die Sache sich nicht ruhig weiter entwickeln, sondern sucht sie zu unterdrücken mit der Rede: Nicht machen, sondern werden lassen? Sollen die Freunde dieser Bewegung eingeschüchtert und ihr Streben lahm gelegt werden, damit die andern desto ungestörter weiter „machen" und weiter „entwickeln" können in *ihrem* Sinn und in *ihrer* Richtung? — Auch unsere Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika ist ja keineswegs von selbst geworden, sondern von Anfang an gegründet, also gemacht worden, und zwar nicht von Gemeinden, sondern von Pastoren, welche ein Herz für unsere deutschen evangelischen Brüder in Amerika hatten und von dem alten Vaterlande den evangelischen Unionsgedanken und Unionsgeist mit herüber brachten. So ist auch die spätere Entwicklung unsers synodalen Lebens nicht von selbst geworden, sondern gemacht, und weitergeführt worden von geeigneten Männern unserer Synode, und zwar Pastoren, welche den Anstoß dazu gegeben und in den Gang der Dinge eingegriffen haben. Und soll etwas auf gottesdienstlichem Gebiete zu stande kommen, so muß auch hier der Anstoß dazu von Männern unserer Synode ausgehen, welche Sinn und Verständnis, Fähigkeit und Begeisterung für die Sache haben. Das können nicht Gemeinden sein, von denen dies der Natur der Sache nach gar nicht zu erwarten ist, sondern nur Pastoren, welche dieser Aufgabe

gewachsen sind. Und wollten wir in Erwiderung der Frage in den „Gedanken" (a. a. O. S. 272 unten) hier die Gegenfrage stellen: Wer steht hinter der Opposition gegen die liturgische Bewegung? Die Gemeinden, um deren Erbauung es sich eigentlich handelt oder Pastoren einer bestimmten Richtung? so würden wir mit der letzteren Alternative im Wesentlichen das Richtige treffen.

Es verhält sich mit der gottesdienstlichen Frage ganz ähnlich, wie mit der eben jetzt schwebenden Gesangbuchsfrage. Es soll ein revidiertes Gesangbuch für die Gemeinden unserer Synode hergestellt werden, welches dem allgemeinen Erbauungsbedürfnis in vollkommeneren Maße gerecht wird, als das bisherige. Die Auswahl der Lieder soll in der Weise getroffen werden, daß ein einheitlicher evangelischer Geist das ganze Gesangbuch durchwehe, wie er dem Wesen und dem Charakter unserer Synode entspricht. Ist es nun dazu erforderlich, daß die Anregung hierfür von den Gemeinden ausgehe, um deren Erbauung es sich doch eigentlich handelt? Ist es dazu erforderlich, zuvor durch mühevolle und beschwerliche Ermittelungen die in unserer Kirche vorhandene „Gesamtfrömmigkeit festzustellen, in der Mannigfaltigkeit des in den Gemeinden pulsierenden religiösen Lebens die Einheit zu finden," um dann ein diesem Resultate entsprechendes Gesangbuch schaffen zu können? Ist es erforderlich, den Konsensus und Dissensus unserer Symbole „in eine Form zu schmelzen, die ungeteilte Zustimmung fände," damit dementsprechend das Gesangbuch sich gestalte? Nichts von alledem, trotzdem daß ein Gesangbuch mit seinen Liedern das innerste Herzens- und Erbauungsbedürfnis des einzelnen Christen fast noch näher berührt, als eine Gottesdienstordnung. Vielmehr ist die Anregung zur Bearbeitung des Gesangbuchs von Pastoren gegeben, und nicht von Gemeinden, die ja der Erfahrung gemäß viel zu wenig Verständnis in dieser Frage besitzen. Die Ausführung ist wiederum Pastoren übertragen worden, die durch das Vertrauen der Synode dazu berufen sind, und wenn es wird vollendet sein, dann ist es ebenso „gemacht", wie alle andern guten und segensreichen Werke in unserer Synode gemacht sind, und wird den Gemeinden zur Einführung empfohlen. Warum soll nun auf demselben Wege nicht auch eine vollkommene Gottesdienstordnung in unserer Synode zu stande gebracht werden können? Warum soll sie nicht ebenso auf die Einheit des evangelischen Geistes in unserer Synode gegründet werden können, wie Gesangbuch, und, fügen wir hinzu, Katechismus und Agende? Und das um so mehr, da es sich ja, wie schon erwähnt, nicht um Grundwahrheiten unsers Glaubens handelt, worauf unsere Kirche erbaut ist, sondern um Formen und Ordnungen, welche nur äußere Hüllen sind. Warum wollen wir in unwichtigeren Dingen so engherzig, skrupulös und unnachgiebig sein, während wir in den allerwichtigsten Dingen so viel evangelische Weitherzigkeit und Entgegenkommen zu üben vermögen? Dort sollte es doch viel leichter sein, zu gegenseitiger Verständigung zu gelangen, zumal da es sich um Formen handelt, wie die responsorische Form, deren ächt evangelischer Charakter und belebende, erbauliche Wir-

kung nicht in Abrede gestellt werden kann, und die darum nicht nur von den Vätern der lutherischen, sondern auch der reformierten Kirche, Zwingli sowohl als Calvin, im Prinzip erkannt und in ihre gottesdienstlichen Ordnungen aufgenommen worden sind. Noch einmal: Wir brauchen nicht zu warten, bis die Zeit erfüllet ist; die Zeit ist da, sobald wir es nur wollen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß wir uns ernstlich in das Studium dieser Frage vertiefen, Verständnis und Interesse dafür gewinnen und anstatt sie vom einseitigen Parteistandpunkte aus zu beurteilen, in wahrhaft evangelischem Sinne an dieselbe herantreten, der nach dem Grundsatz handelt: Prüfet alles und das Gute behaltet!

S. 272 a. a. O. wird in den „Gedanken„ die von uns empfohlene Gottesdienstordnung „eine gegebene Schablone" genannt und behauptet: „Glücklicherweise ist in dem Wesen und Charakter unserer Kirche für eine schablonenhafte vorgeschriebene Erbauung weder Sinn noch Bedürfnis vorhanden", und S. 273 wird dann noch mit großem Nachdruck hervorgehoben: „Die Autonomie der Gemeinde kommt nirgends mehr in Betracht, als auf dem Gebiete des Kultus." Wir können in diesen Worten nichts als eine leere Redensart erblicken, welche mit den tatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch steht. Sind in unserer Agende nicht bestimmte Ordnungen des Gottesdienstes und die dabei zu verwendenden Gebete und Formulare, sind in unserm evangelischen Gesangbuch nicht die für die Gottesdienste bestimmten Lieder und Melodien vorgeschrieben? Und wenn dabei auch freie Auswahl gestattet ist, wer anders vollzieht denn diese Auswahl, als der Pastor? Ist somit nicht der Pastor der Alleinherrscher, der Hierarch, der der Gemeinde ihre Erbauung vorschreibt, zumal wenn er dann auch noch alle Gebete frei spricht, statt der Choralmelodien willkürlich geistliche Volksweisen singen läßt und die Texte zu seinen Predigten nach eigenem Belieben wählt? Wenn auf diese Weise der Gemeinde der gesamte Inhalt der Erbauung gegeben und aufgenötigt wird und sie das alles stumm hinnimmt, ohne sich mit einem Wort dabei zu beteiligen, was bleibt denn da noch übrig von der gerühmten Autonomie der Gemeinde? Es scheint fast, als ob die obige Behauptung vielmehr die Autonomie des Geistlichen, die pastorale Willkür verteidigen wolle, als die Autonomie der Gemeinde. Sonst würde sie ihre Spitze nicht gegen eine Gottesdienstform richten, welche gerade die Autonomie der Gemeinde, ihre priesterliche Stellung im Gottesdienst zum Ausdruck und zur Geltung bringen will.

In der Tat lassen sich in dieser Beziehung die Gemeinden im Ganzen mehr leiten, belehren und erziehen, als man von jener Seite zuzugeben geneigt ist; es kommt, wie überhaupt bei allen pastoralen Werken, hauptsächlich auf das rechte Vertrauensverhältnis an, in welchem der Geistliche zu seiner Gemeinde steht. Wir könnten Beispiele anführen, wo sich die Einführung eines responsorischen Gottesdienstes ohne alle Schwierigkeit vollzogen hat. Auch der Verfasser der „Gedanken" muß ja S. 272 a. a. O. zugeben: „Ohne Zweifel gibt es in unserer Synode Gemeinden, welche sich den einen oder den andern dieser Entwürfe aneig=

nen mögen." Ist dies in der Tat seine Ueberzeugung, dann wird er auch zugestehen, daß die Einführung der neuen Gottesdienstordnung solchen Gemeinden außerordentlich dadurch erleichtert wird, wenn dieselbe, wie bereits vorgeschlagen, in dem neuen Gesangbuche als Anhang Aufnahme findet.

Diesen Gemeinden sollte man dann aber doch entgegenkommen, auch wenn sie nicht die Majorität in der Synode bilden sollten, und im Uebrigen sich die Sache weiter entwickeln lassen. Wenn nun in den „Gedanken" weiter gefragt wird: „Was soll mit den Gemeinden geschehen, die eine einheitliche, von der Generalsynode bestimmte Gottesdienstordnung nicht annehmen?" so ist die Antwort sehr einfach, nämlich: Gar nichts. Von einem „Aufzwingen" kann hier selbstverständlich eben so wenig die Rede sein, wie von dem Aufzwingen eines Synodalgesangbuchs. Wie das letztere, so kann auch eine neue Gottesdienstordnung den Gemeinden nur zur Annahme empfohlen und ihnen nach Möglichkeit der Weg dazu geebnet werden. Durch angemessene Belehrung kann dann im Lauf der Zeit Sinn und Verständnis dafür geweckt und das Uebrige der weiteren Entwicklung anheimgestellt werden. Wie bei der Einführung eines neuen Gesangbuchs, stehen der Annahme eines Neuen meist ganz haltlose Gründe entgegen, die mit der Besonderheit des religiösen Lebens und einem eigenartigen Erbauungsbedürfnis gar nichts zu schaffen haben: Mangel an Verständnis, Macht der Gewohnheit, zäher Eigensinn, oft auch, wie bei der Gesangbuchsfrage, bloße Geldrücksichten. Allein diese Schwierigkeiten sind keineswegs unüberwindlich, und wenngleich die allgemeine Verbreitung meist nur langsam von statten geht, so kommt sie doch im Lauf der Zeit ihrem Ziel immer näher. Daß auf diesem Wege auch allmählich eine einheitliche Gottesdienstordnung in den Gemeinden unserer Synode eingeführt werden kann, wenn nicht Sonderbestrebungen der ruhigen Entwicklung störend entgegentreten, ist unsere feste Ueberzeugung; und für diese gute Sache nach besten Kräften und in echt evangelischem Geiste einen Beitrag zu liefern, war der Zweck unserer Abhandlung: „Ueber evangelische Gottesdienstordnung".

Ein treffliches Wort über göttliche und menschliche Freiheit.

„Ich weiß, Herr, daß des Menschen Tun stehet nicht in seiner Gewalt und stehet in niemandes Macht, wie er wandle, oder seinen Gang richte," so sagt der Prophet Jeremia 10, 23. Und er hat mit seinem uralten, festen: „Ich weiß," mehr Recht, als die Leute mit ihrem heutigen: „Ich meine." Denn das ist ja aller Welt Meinung, daß ein Mensch machen könne, was er wolle; und obgleich einer das Schmiedehandwerk studiert, doch jeder seines Glückes Schmied sei und es nur darauf ankomme, ob man gut oder schlecht, krumm oder gerade hämmere. Von dem, der das Feuer und das Eisen liefert und dem Arm die Kraft gibt, oder auch nötigenfalls einen Schlag versetzt, daß an kein

Schmieden mehr zu denken ist, ist natürlich nicht die Rede, der bleibt außer der Rechnung und draußen vor der Schmiede. Aber es meint der Mensch frei zu sein und ist es doch nicht. Er hat's im Leben mit einem Stärkeren zu tun und es will dem Verfasser bedünken, als sei es mit der Freiheit im Leben und Handeln wie in einem Schachspiel, daß zwei mit einander spielen und davon der eine ein überlegener und unbesiegter Kämpfer ist. Da hat jeder seinen freien Zug und jeder richtet sich nach dem andern und zuletzt zwingt doch der eine den andern, den und jenen Zug zu tun, bis er richtig matt gesetzt ist.

So ist, ohne daß darum das Leben ein Spiel wäre, es dennoch im Leben, wie im Schachspiel. Der Mensch tut seinen Zug und Gott auch; und Gott richtet sich auch nach dem Zug des Menschen, das ist ein Stück seiner Demut und Herablassung. Und doch setzt er dem Menschen immer mehr zu und nimmt ihm dort den Turm und da den Läufer und legt die Springer lahm und sein Ziel ist, den König — das Herz matt zu setzen, d. h. in seine Gewalt zu bekommen. Und selig ist, der so das Spiel verloren und spricht: „Du hast mich überwunden und ich habe mich überwinden lassen und bist mir zu stark geworden.“ (Cf. Jer. 20, 17.) Und da war auch Freiheit von seiten des Menschen und doch stand's nicht in seiner Gewalt, wie er wandelte oder seinen Gang richtete. Aber viele Tausende verlieren das Spiel und haben sich verzweifelt gewehrt und sind matt gesetzt worden von dem, von welchem es heißt: „Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10). Denn ihn hat noch keiner matt gesetzt und ist keiner so alt geworden, daß ihn nicht Gott überlebt hätte.

(Aus einer Erzählung von Emil Frommel.)

Predigtentwürfe über die altkirchlichen Episteln.

(12.—23. Sonnt. n. Trin.)

P. G. Brändli.

2. Kor. 3, 4—9.

Die schlimmsten Feinde, welche der Apostel Paulus zu bekämpfen hatte, kamen nicht aus dem Heidentum, sondern aus dem ungläubigen Judentum. Ueberall folgten diese Verleumder dem Apostel auf dem Fuße und suchten Verwirrung zu stiften in den Gemeinden und zum Abfall zu überreden. In ihren Mitteln hierzu waren sie nicht wählerisch. Sie verdächtigten das Amt und die Verkündigung Pauli und wußten daneben recht fein zu reden von der hohen Würde und Wahrheit und Göttlichkeit der jüdischen Religion. Moses und die Propheten, durch welche Gott zu Israel geredet hatte, waren altehrwürdige Gestalten; wer aber war dieser Paulus, der sich erkühnte, mit einer neuen Gottesoffenbarung vor die Welt zu treten? Gegen solche Angriffe verteidigt sich der Apostel, nicht um seinetwillen, sondern um bereits wankende Gemüter wieder zu festigen im Glauben an Christum. Er redet in unserm Textwort:

Von den Vorzügen des neuen vor dem alten Bunde,

indem er uns die zwei Fragen beantwortet:

1. Welche Bedeutung hat der Dienst Mosis, des Stifters des alten Bundes, für die Menschen?
2. Welche Bedeutung hat der Dienst der Prediger des neuen Bundes für die Menschen?

1 a. Moses war der Mittler des Bundes am Sinai. Unter Blitz und Donner, unter dem Beben der Grundfesten des Gebirges gab Gott seinem auserwählten Volk sein Gesetz. Und Moses, der Mittler zwischen Gott und Israel, der einen Strahl der göttlichen Herrlichkeit schauen durfte, trug den Abglanz dieser Herrlichkeit auf seinem Angesicht, als er vom Berg ins Lager zurückkehrte (Ex. 34, 29 ff.). Der alte Bund hat also auch seine Herrlichkeit. Er ist eine Offenbarung Gottes, so gewaltig, wunderbar und erschütternd, daß das Volk dieselbe ohne Mittelsmann gar nicht hätte ertragen können.

b. Aber was hat Moses dem Volk Israel gegeben? Sein Dienst ist dem Volk in Wahrheit ein Dienst des Todes (V. 7) geworden. Der Buchstabe des Gesetzes, das er dem Volke gab, konnte diesem nicht helfen. Da standen die göttlichen Forderungen unerbittlich in Stein eingegraben, und jeder Buchstabe dieses Gesetzes sprach dem Menschen das Todesurteil, indem sie ihm alle seine unerfüllten göttlichen Forderungen vorhielten und ihn anklagten: du bist ein Uebertreter des heiligen Gotteswillens!

c. So hat Moses im Gesetz jedem Menschen das Verdammungsurteil gesprochen (V. 9 nach dem Grundtext). Soweit führt also die Herrlichkeit des alttestamentlichen Dienstes, daß wir Gott erkennen als den Heiligen und Reinen, der gerecht ist in allem seinem Tun an, und Fordern von uns Menschen. Wie aber wollen wir, die Uebeltäter und Uebertreter, vor seinem heiligen Antlitz bestehen? — Israel konnte nicht einmal den Glanz von Mosis Antlitz ertragen; unseres Gottes Herrlichkeit, wo und wie sie sich im alten Bunde offenbart, bedeutet eben für den sündigen Menschen Tod und Verderben.

So zeigt Paulus, wie der alte Bund allerdings seine Herrlichkeit hat. Es ist aber eine für uns Menschen furchtbar verhängnisvolle Herrlichkeit. Gottes Wort im Gesetz spricht uns das Todesurteil, und darum steht der Diener des alten Bundes im Dienst des Todes. Die steinernen Gesetzestafeln mit dem zermalmenden Gewicht ihrer Buchstaben sind für uns geradezu von vernichtender Wirkung.

2. Das aber kann nicht Gottes Ziel mit der Menschheit sein. Am Buchstaben des Gesetzes sollen wir zwar unser Verderben erkennen lernen; aber nur damit wir empfänglich würden für die Hilfe, welche Gott sich für eine andere Zeit vorbehalten hatte.

a. Die Apostel, die Diener des neuen Bundes, stehen nicht im Dienst des Todes, sondern im Dienst der Gerechtigkeit! Gerecht werden wir aber nicht durch Gesetzesbuchstaben, die von uns einen reinen und heiligen Wandel fordern, sondern durch den Geist Gottes, der in unsere Herzen ausgegossen wird. Von oben her, woher das Gesetz stammt, das unsere Gerechtigkeit zunichte macht, kommt

auch der Geist, durch dessen Kraft wir neue Menschen werden, tüchtig zum Wandel in der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

b. Dieser Geist macht lebendig (V. 6). Und so ist der Dienst des neuen Bundes ein Dienst des Lebens! Und eben darin besteht der weitragende Vorzug der Herrlichkeit dieses Dienstes vor der des alttestamentlichen Dienstes: hier war das Ende Tod! dort ist das Ende Leben! Hier war's der starre Buchstabe auf steinernen Tafeln, dort der bildsame und befruchtende Gottesgeist im Menschenherzen. Hier eine Herrlichkeit, vor der das Sünderherz zittern und beben muß; dort eine Herrlichkeit, die den sündigen Menschen in ihr Ebenbild umgestaltet.

c. Wir sehen, Paulus weiß seinen Dienst zu rechtfertigen nicht nur als gut neben dem Dienst des alten Bundes, an dem Israel festhält zu seinem Verderben, sondern als absolut notwendig für einen jeden der fragt: wo finde ich Leben und Seligkeit? Er tut es aber in aller Bescheidenheit, ohne auf eigene Fähigkeit zu pochen. Gottes Tat ist's, was wir sind; Gottes Tat ist's, was wir zu verkündigen haben. Die eigene Person gilt nur so viel als sie durch Gottes Gnade geworden ist. Aber dann auch: die Gaben, die Gott verliehen hat zur Ausübung des heiligen Berufes, sollen nicht gering geachtet werden. Der Diener des neuen Bundes ist ein Diener Gottes nicht weniger, sondern vielmehr noch als Moses, der Diener des alten Bundes. Sein Dienst bringt uns den Tod, während jener uns das Leben verkündet.

Und wie im Gesetz ein Strahl von Gottes Herrlichkeit uns entgegenleuchtet, aber verderbenbringend für uns Sünder, so leuchtet uns im Evangelium die Sonne der Gerechtigkeit, — auch unseres Gottes Herrlichkeit — aber zum Leben.

Gal. 3, 15—22.

Der Apostel gibt uns hier einen großartigen Ueberblick über die Heilsökonomie Gottes. Wie so manches goldene Wort, so manche unentbehrliche Aufklärung, ist ihm auch diese Auseinandersetzung abgenötigt von seinen jüdischen Gegnern, denen es beinahe gelungen wäre, die galatischen Christen zum Rückfall ins Judentum zu überreden. Man wies diese wankelmütigen Christen darauf hin, daß das am Sinai gegebene Gesetz das für alle Zeiten und Menschen unverbrüchliche Gotteswort sei. Wer also gerettet werden wolle, müsse ein Jude werden und sich aufs Gesetz verpflichten. Demgegenüber zeigt nun Paulus in unserm Textwort, daß das Christentum ältere Ansprüche habe als das Judentum; und er weist jedem haarscharf seine Stellung zu, die ihm zukommt im großen Heilsplan Gottes. Und da heißt es denn:

Die Verheißung steht vor dem Gesetz und ist unwiderruflich!

a. Schon ein menschliches Testament läßt man aus Pietät gegen den, der es verfaßte, unverändert stehen. Nicht am Sinai ward das erste Gotteswort geredet, das für das ganze Menschengeschlecht von höchster Bedeutung war, sondern schon Jahrhunderte vorher zu Abra=

ham; und dieses Wort war ein Verheißungswort! An einer Zusage Gottes kann aber nicht beliebig gerüttelt werden. Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge. Was er zusagt, das hält er gewiß. So war es auch mit Gottes Zusage an Abraham. Sie zielte bestimmt auf einen aus seiner Nachkommenschaft. Nicht auf viele, damit nicht Israel sich rühmen könnte, ihm gelte diese Zusage — sondern auf einen, welcher ist Christus! Von ihm kommt nach der Verheißung Gottes Segen nicht auf Israel allein, sondern auf alle Weltvölker. Gottes Heil für die Menschheit ist also ein Gut, das uns Gott aus freier Gnade schenkt, gerade wie die Verheißung dem Abraham bedingungslos gegeben ward, diese Verheißung, die in Christo sich herrlich erfüllte.

b. Zwischen jener Verheißung an Abraham und dieser Erfüllung in Christo steht aber das Gesetz. Es kam 430 Jahre nach der Verheißung; sollte durch dieses zweite Gotteswort das erste ungültig gemacht werden? Ist es denn überhaupt möglich, daß Gott eine seiner festen Zusagen unerfüllt zurücknimmt? Daß er für sein Versprechen 430 Jahre später eine Forderung aufstellt und damit jenes ungültig macht? Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Denn müßten wir erst durch Halten des Gesetzes uns das Erbe verdienen, das uns in der Verheißung als Gnadengeschenk in Aussicht gestellt wurde, so wäre es eben kein Gnadengeschenk; Gott hätte also etwas versprochen, was er nachher nicht hielt. Gott kann aber nicht lügen. Nein, vielmehr ist es so, daß jene Verheißung und dieses Gesetz nebeneinander stehen, nicht beziehungslos, aber jedes hat seine besondere Stellung und Aufgabe in Gottes Heilswirken für die Menschheit.

c. Welchen Zweck hat aber dann das Gesetz, wenn es uns nicht einen Weg zum Heil weist, neben der Verheißung? Bei der Beantwortung dieser Frage geht Paulus so radikal zu Werke, daß er seinen Gegnern allen Wind aus den Segeln nimmt. „Der Uebertretung wegen ist es beigefügt" — d. h. es ist zu dem Zweck gegeben, daß es übertreten werde. Und zwar solange, „bis daß der Same komme, auf den die Verheißung abzielt." — Ohne das Gesetz wäre den Menschen ihr Gegensatz gegen Gottes Willen nie zum Bewußtsein gekommen. Das Gesetz hat also die Aufgabe, beim Menschen Schuldbewußtsein Gott gegenüber zu wecken. Es schafft aber damit auch die Empfänglichkeit für Gottes Gnadengabe, die zuerst in der Verheißung zugesagt, und nachher in der Erfüllung uns angeboten wird. Gottes Erben werden wir also nicht durchs Gesetz, sondern auf Grund der Verheißung, die in Christo erfüllt ist. Werden wir also des göttlichen Heils teilhaft, so geschieht das nicht durch unser Verdienst, sondern durch Gottes Gnade, die sich kund tat schon in der Verheißung an Abraham, lange ehe das Gesetz kam.

Auch ist das Gesetz nicht eine Gnadengabe Gottes, wie die Verheißung und ihre Erfüllung; es sagt uns nicht, was Gott für uns tut, sondern was er von uns fordert. Es ist ein Gegenseitigkeitsvertrag, der

nicht ohne Mittelsmann abgeschlossen wird. Wo Gottes Liebeswirken uns kund wird, da bedarf es keines Mittlers. Er, der Eine, Ewige, Unveränderliche neigt sich dann zum Menschen, gibt ihm seine Zusage, und schüttet über ihm aus den Reichtum seiner Gaben. Nur dann würde das Gesetz der Verheißung widersprechen, wenn es die Kraft hätte lebendig zu machen. Die Schrift, d. h. der Buchstabe des Gesetzes, hat aber alles unter die Fesseln der Sünde geschlossen. Wie eine eherne Kette hält es uns gebunden unter dem Sünden- und Todesbann. Unter diesem Druck erfahren wir unsere Ohnmacht, aber es erwacht auch die Sehnsucht nach Gottes Hilfe, die dem an Gottes Zusage Glaubenden, auf Grund seines Glaubens an Christum, der diese Zusage eingelöst hat, zu teil wird.

Wie fest gegründet steht unser Glaube an Gottes Heil — vorbereitet durch Gottes Verheißung an Abraham, erwirkt durch den Sohn der Verheißung, der kam, um der Menschheit Jammer zu wenden — welche Zeugen von Gottes Menschenfreundlichkeit, die über uns waltet von alters her. Auch das Gesetz mit seinem unerbittlichen „du sollst“ ist gegeben, um uns dem in die Arme zu treiben, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ So bringt uns nicht das Gesetz, sondern Gottes freie Gnade Freiheit vom Sündenjoch und Leben und Seligkeit. Auf Gottes Gnade können wir bauen und trauen im Leben und im Sterben.

Gal. 5, 16—24.

Das Leben ist ein Kampf, insbesondere das Christenleben. Dem Reich des Lichtes und des Lebens, zu dem wir gehören, steht die Macht der Finsternis und des Todes entgegen. Wir fühlen diese Macht mit ihrer verderbenbringenden Wirksamkeit, wir sehen dieselbe vor Augen an dem Verderben der Gottentfremdung, das sie in unserer Welt anrichtet. Und jeder einzelne, der es versucht, sich von ihr frei zu machen, weiß, daß dies kein Kinderspiel ist, sondern ein Kampf auf Leben und Tod.

Unser Erdenleib mit seinen sündlichen Neigungen bietet dem Feind unserer Seelen eine Handhabe, an der er uns faßt und ins Verderben zieht. Das ist der Punkt, auf den unser Textwort unsere Aufmerksamkeit lenken will. Es handelt:

Von dem Widerstreit zwischen Fleisch und Geist.

1. Fleisch und Geist sind zwei Herren. V. 16—18.
2. An ihren Früchten können wir sie erkennen. V. 19—23.
3. Wie leicht uns die Entscheidung gemacht wird. V. 24.

1. Niemand kann zwei Herren dienen! Leben wir gehorsam dem Wink des Geistes, der von oben kommt, dann ist zwar die Lust des Fleisches in uns nicht ertötet, aber sie beherrscht uns nicht, sondern der Geist, dessen Leitung wir folgen.

Mit Fleisch und Geist sind in der Schrift die denkbar gewaltigsten Gegensätze bezeichnet: das Fleisch, offen und empfänglich für alle Ein-

drücke von unten her; der Geist, der allem Bösen abhold, unser Leben umgestaltet zu einem Dienst des lebendigen Gottes. Beide, Geist und Fleisch, sind mächtige Herren. Jeder sucht die Herrschaft über uns zu gewinnen. Einem von beiden müssen wir dienen. So sehr sind wir an diesen Dienst gebunden, daß wir nicht tun können, was wir wollen, sondern wir müssen tun entweder was dem Fleisch gefällt, oder was der Geist will!

Der Wille des Fleisches steht aber dem, was der Geist will, diametral entgegen. Ebenso was der Geist will, ist dem Fleisch nie angenehm. So stehen wir vor der Wahl, welchem von diesen beiden unsere Dienste fordernden Herren wir uns zum Dienst ergeben wollen.

2. Um uns diese Wahl zu erleichtern, stellt uns der Apostel mit einigen meisterhaften Strichen zwei Gemälde vor Augen, die uns veranschaulichen:

a. Die Werke des Fleisches.

b. Die Frucht des Geistes.

Daß in unserm sterblichen Leibe nichts Gutes wohnt, daß er ein Sündenleib ist, das erfahren wir, sobald wir seinem Zuge folgen. Es ist ein schwarzes Sündenregister, das der Apostel hier zusammenstellt, aber es ist nicht zu dunkel gemalt. Alles, was vor edlen Menschen uns verächtlich macht und uns aus der Gemeinschaft mit Gott ausschließt, das sind die Werke des Fleisches. Diese sind offenbar — nicht daß sie immer ans Licht kommen, wo sie geschehen, aber man braucht sie nur beim rechten Namen zu nennen, dann weiß man schon, was sie sind und woher sie stammen. Von oben her können sie nicht kommen, nach oben können sie darum auch nicht führen: „wer solches tut, der wird das Reich Gottes nicht ererben!" Das ist das letzte Werk des Fleisches, daß es uns unserer Krone beraubt.

Ebenso offenkundig, wie die Werke des Fleisches, ist auch die Frucht des Geistes! Auch sie braucht man nur mit Namen zu nennen, um sogleich zu wissen, woher sie stammt und wohin sie führt. Paulus stellt die Liebe vornean mit ihren Begleiterinnen, der Freude und dem Frieden. Daneben reiht er die christlichen Tugenden, in denen wir uns zum Nutzen unserer Mitmenschen üben, und ans Ende stellt er die Keuschheit, diese Kunst, die sinnlichen Triebe zu beherrschen und in ihrer Ausübung auf das von Gott gewollte Maß zu beschränken. Es heißt ja auch: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde!"

So leitet uns der Geist an, selbst unser Fleisch, das uns sonst nur zum Fallstrick wird, hinzugeben zum Dienst des lebendigen Gottes und zum Besten unserer Mitmenschen. Alles was lieblich ist und wohl lautet, was unserm Leben reine Freude bringt und uns und andere glücklich macht — das ist die Frucht des Geistes, und kommt unter seiner Führung und Leitung bei uns zur Reife. — Das Gesetz, das nur die Bestimmung hat, die Sünde aufzudecken, kann nicht als verurteilende

Macht auftreten, wo der Mensch, durch den Geist angeleitet, das Gute tut.

3. Endlich nennt uns der Apostel noch einen letzten, überzeugenden Grund, warum wir nicht dem Fleisch, sondern dem Geist die Herrschaft über uns lassen sollen. Wir gehören Christo an! Darum sollte bei uns auch alle Unentschiedenheit aufhören, alles Schwanken zwischen Fleisch und Geist ein Ende haben. Er kam ja, um uns von der Sünde Sklavenketten, darum auch von der Herrschaft des Fleisches zu erlösen. Darum ließ er sich ans Kreuz schlagen. Er trug damit die Strafe für unsere Sünde. Und je deutlicher uns diese Erkenntnis aufgeht, um so entschiedener werden wir auch von innen heraus genötigt, aller Sünde und allem ungöttlichen Wesen den Abschied zu geben. Das meint der Apostel hier, wenn er uns auffordert: unser Fleisch zu kreuzigen samt den Lüsten und Begierden. So ist für uns beim Anblick des Kreuzes Christi der Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist gelöst. Die Wahl ist nicht mehr schwer, welchem der beiden Führer wir uns anvertrauen, welcher der beiden Mächte wir uns zum Gehorsam hingeben sollen.

So bringt uns der Geist zu dem neuen, wahren Leben, wider das das Gesetz keine Anklagen hat, an das darum auch der Tod keinen Anspruch mehr erheben kann. In der Ewigkeit wird einmal unser Los danach fallen, ob wir die Frucht des Geistes oder die Werke des Fleisches aufzuweisen haben. Und weil die Frucht des Geistes weit über Tod und Grab hinaus unser Gut und Teil bleiben wird, so sei es unser redlicher Wille:

Um einen ewgen Kranz
Dies arme Leben ganz!

Ja, ganz sei es dem Führen und Lenken des Geistes anheimgegeben.

Gal. 5, 25—6, 10.

Jakobus schreibt: „Der Glaube ohne Werke ist nichts" (2, 20); und er beweist das am Beispiel Abrahams und kommt zu dem Schluß: „daß aus Werken ein Mensch gerecht wird und nicht aus Glauben allein." — Wie reimt sich das zu Pauli Spruch: „So sind wir also überzeugt, daß ein Mensch gerecht werde durch Glauben ohne Gesetzeswerke"? — Jakobus wendet sich eben an faule Christen, die das Verdienst Jesu zum Ruhekissen für ihr Sündenleben machen wollten. Paulus dagegen schreibt wider die jüdische Anmaßung, welche behauptet, man könne durch das Halten des Gesetzes vor Gott gerecht werden ohne Christum und sein Verdienst; oder dieses komme doch erst sehr in zweiter Linie. — Nehmen wir den ganzen Paulus, so erkennen wir, daß er gerade so denkt wie Jakobus. Nicht als eine Aufforderung zur Trägheit gilt ihm der Glaube, sondern als eine Macht, die uns antreibt, Gutes zu tun. So redet er denn auch in unserm Text davon,

daß unser Wandel zeigen muß, wes Geistes Kinder wir sind.

Einige Hauptstücke des Christenwandels sind:

1. Die Selbstprüfung, 5, 25. 26.
2. Die Art, wie wir den Bruder beurteilen, 6, 1—5.
3. Die Behandlung, die wir unsern Lehrern zukommen lassen, 6—8.
4. Unser Umgang mit andern, 9. 10.

1 a. Zur Selbstprüfung leitet uns das erste Wort des Apostels an. Als Christen erheben wir den Anspruch, daß unser Leben gewirkt sei durch den Geist von oben. Schon Jesus hat hierüber zu Nikodemus gesagt: „Wer nicht geboren wird aus Wasser und Geist, der kann nicht in das Reich Gottes eingehen." Wohlan, sagt nun Paulus, die ihr durch den Geist von oben neues Leben empfangen habt, zeigt das auch in eurem Wandel. Wandelt nach dem Geist, d. h. führet ein geistliches Leben.

b. Was gehört aber dazu? Zunächst das, daß einer den Kopf nicht hoch trägt. Wo der Geist sein Werk beginnt, da weckt er zuerst Sündenerkenntnis! Und wer sich als strafwürdigen Uebeltäter erkennt und seine Sünde bereut, der hat es verlernt, sich stolz über andere zu erheben. Vielmehr trachtet er in aller Demut danach, ein heiliges, gottwohlgefälliges Leben zu führen. — Wo unter Christen einer den andern noch durch Hochmut herausfordert, oder den andern um seine Gaben, seine Stellung oder sein Glück beneidet, der beweist damit, daß sein Leben noch nicht ein geistliches ist, sondern noch ein recht fleischliches! Darum: „ein jeder prüfe sein selbst Werk!"

2 a. Ob unser Leben geistlich oder fleischlich ist, läßt sich ganz besonders auch daran erkennen, wie wir einen Bruder behandeln, der einen Fehltritt getan hat. Was regt sich in deinem Herzen, wenn du einen fallen siehst, den du bisher geachtet, an dem du vielleicht bisher hinaufgeschaut hast? Ist es Schadenfreude, Stolz und Selberhebung, welche sagt: So etwas wäre mir nicht passiert — ich bin doch besser als er! Oder — ist es herzliches Erbarmen mit dem Gefallenen und demütiges Leidtragen um den Fehler des Bruders, den du liebend in dein Herze geschlossen hast und dem du deine Liebe auch jetzt nicht versagen kannst? Nur diese letzteren Regungen sind vom Heiligen Geist gewirkt; und nur durch Liebe und herzliches Erbarmen läßt sich ein Gefallener wieder zurechtbringen.

b. Nicht soll einer dem andern seine Last noch schwerer machen, sondern vielmehr sie tragen helfen. Das ist das Gesetz Christi! Einer soll den andern lieben, wie Christus uns geliebt hat. Er kam, um den Sündern zurechtzuhelfen, nicht sie zurückzustoßen, damit sie unter ihrer Last erdrückt werden.

Wer sich nur rühmen kann, wenn er einen andern fallen sieht (V. 4), der bildet sich ein, er sei etwas, während er doch nichts ist, und das heißt sich selber betrügen. Jeder wahre Christ soll seine eigenen guten Werke aufweisen können, nicht um damit vor den Menschen zu prahlen, sondern um einmal vor Gott bestehen zu können, der an uns gute Werke sucht. Wer nach diesem Ziele strebt, der findet bald, daß er mit sich

selber Arbeit genug hat; ja die Zeit fehlt ihm, mit scheelen Blicken oder verächtlichem Achselzucken nach andern zu sehen.

3 a Du willst geistlich sein? gut! Aber, wie behandelst du diejenigen, die dazu bestellt sind, dir geistliche Güter zu übermitteln. Was hast du übrig für deinen Prediger und Seelsorger? An allem Guten soll der, der lehrt, teilhaben mit dem Lernenden. Wer seine Zeit und Kraft einsetzt zum geistlichen Wohl derer, die Gott ihm anvertraut hat, der hat ein Recht an die irdischen Güter derer, denen er dient.

b. Paulus sagt, wo das nicht anerkannt und wo nach diesem Grundsatz nicht gehandelt werde, da treibe man seinen Spott mit dem heiligen Gott. Denn es sind seine Gaben, und ein Amt, das er eingesetzt hat, die auf diese Weise verachtet werden. Und tatsächlich kann auch nichts so sehr das Christentum in den Augen der Welt verächtlich und lächerlich machen, als wenn eine christliche Gemeinde selber so wenig christlichen Sinn hat, daß sie ihren Prediger darben läßt, so daß er nicht ohne Sorgen und nicht mit Freudigkeit, sondern nur mit Seufzen seines Amtes walten kann. Damit stellt sich eine Gemeinde selber ihr Armutszeugnis aus und beweist, wie sehr sie das gering schätzt, was Gott in seiner Gnade durch seine Diener ihr anbietet. — Darum fügt auch der Apostel bei: „Was der Mensch säet, das wird er ernten!“ Dienst du hier nur deinem Fleisch und tust seinen Willen und lebst nach seinen Gelüsten, ohne nach Gott zu fragen und für sein Reich zu arbeiten, so ist das eine Aussaat, die dir für die Ewigkeit keine Ernte bringt. — Führst du aber ein wahrhaft geistliches Leben, das von dieser armen Erde aus dem Himmel zustrebt und mit den irdischen Kräften und Mitteln Gott dient und mitwirkt zum Aufbau seines Reiches, ja dann darfst du einst in der Ewigkeit herrliche Ernte halten.

4 a. G u t e s t u n — überall, allezeit und gegen jedermann — das ist die Losung eines Geistesmenschen. Wenn dann die Zeit kommt, wird solcher Aussaat auch die Ernte entsprechen. Jetzt ist für uns noch Saatzeit. Manches gute Saatkorn kann noch ausgestreut werden im Umgang mit andern. Wir wollen unsere Frist nicht unbenutzt verstreichen lassen. An allen, die der Herr uns nahe treten läßt, wollen wir gerecht, wahrhaftig, liebevoll und in christlicher Demut handeln. Mit ganz besonderer Liebe und Treue aber uns derer annehmen, die durch den gleichen Glauben mit uns verbunden sind.

.b Jeder, mit dem wir im Leben zusammengeführt werden, sei es im Geschäft, im freundschaftlichen Verkehr, in der Kirche, oder sonst irgendwo oder wie; sei es ein Weltmensch oder ein christlicher Bruder. — er soll einen guten Eindruck von uns empfangen. Denn wir sollen unser Licht leuchten lassen. Unser Wandel muß beweisen, wes Geistes Kinder wir sind.

Eph. 3, 13—21.

Als Paulus den Epheserbrief schrieb, war er um seines Glaubens und Zeugnisses willen gefangen zu Cäsarea Philippi. Zuerst unter

dem grausamen, bestechlichen Felix, der seinen Prozeß zwei Jahre hinzog in der Hoffnung, von ihm Geld zu erlangen; und dann nach dessen Abberufung noch unter Festus, dessen Judenfreundlichkeit den Paulus zwang, sich auf den Kaiser zu berufen, worauf er von Festus nach Rom geschickt wurde.

Man sollte denken, Paulus hätte über den eigenen Drangsalen seine Gemeinden wohl vergessen können. Bei uns leidet ja so leicht unter äußerem Druck die Liebe not, und das Interesse für andere schwindet. Unser Textwort zeigt, daß das bei Paulus nicht der Fall war. Mit denen, die seinem Herzen nahe standen, steht er, trotz äußerlicher Trennung in lebendigem Verkehr. Sein ganzes Herz schlägt nur für sie, die er einst durch seine Predigt für Christum gewonnen hat. Allerdings hat er Ursache sie zu bitten, angesichts seiner Drangsale den Mut nicht sinken zu lassen (ἐγκακέω), sondern daran zu denken, daß auch sein Leiden ihnen zu gute kommt und zur Ehre gereicht. Das ist die königliche Gesinnung dessen, der sich einst selbst verpfändet hat dafür, unter den Weltvölkern die Kirche Christi zu bauen, die er vormals in den Tagen falschen Eifers und trauriger Verblendung verfolgt und zerstört hatte.

Unser Textwort zeigt uns:

Was Paulus trotz eigener Drangsal für andere erbittet!

Wir betrachten sein priesterliches Gebet für die Epheser um

1. Geisteskraft,
2. Herzensglauben,
3. Gottesfülle.

1 a. Als Gefangener zu Cäsarea konnte Paulus nicht mehr so für seine Gemeinden arbeiten, wie er es sonst getan. Aber e i n e Möglichkeit war ihm auch durch seine Bande nicht verkümmert: er konnte immer noch in herzlicher Fürbitte ihre Anliegen vor Gottes Gnadenthron bringen.

Seine Bitten sind auch für uns vorbildlich, denn was damals den Gemeinden not war zur Stärkung und zum Wachstum des inwendigen Menschen und zur Zubereitung fürs himmlische Ziel, das haben wir heute nicht minder nötig.

b. Ohne Geisteskraft von oben kann ein Christ in dieser Welt sich nicht behaupten. Nicht nur die gottfeindliche Welt und der schwache Sündenleib sind ihm entgegen, sondern eine böse geistige Macht, das Reich der Finsternis. Dieser Macht gegenüber wären wir völlig wehrlos, würde uns nicht von oben her Beistand gewährt, der uns tüchtig macht, den verordneten Kampf siegreich zu führen. Aus der Fülle der göttlichen Herrlichkeit fließen uns die Gaben zu, die für uns unentbehrlich sind. Das ist die geistliche Rüstkammer, aus der uns Lebenskräfte zufließen, damit unsere wankenden Kniee fest und unsere müden Hände gestärkt werden. Der inwendige Mensch, unser besseres Teil, bedarf solcher Stärkung, wenn er nicht durch Sünde verderbt eine Beute des bösen Feindes und für die Ewigkeit verloren werden soll.

2 a. Da, wo wahrer Herzensglaube ist, kann der Geist seine Wohnung aufschlagen. Dieser Glaube ist das Zweite, das Paulus für seine Epheser sich erbittet. Christus der Priester — unsere Herzen der Tempel, darinnen er sein priesterliches Amt verwaltet — das ist ein liebliches Bild von dem, was wir sein und immer mehr werden sollen und was Christus uns ist. Es ist auch ein Bild von der innigen Gemeinschaft, in die Christus mit uns treten will. Wohnt er im Herzen, dann ist für Unreinigkeit und böse Begierde kein Raum. Und das ist auch der Herzenswunsch des Apostels, daß er einst seine Gemeinde als eine reine Braut Christo entgegenführen könne.

b. Das geschieht durch wahren Herzensglauben, der nichts sieht als Jesum allein, sich an seinem Vorbild erbaut, nichts will, was gegen seinen Willen ist, und nichts tut, was nicht mit seinem Wort übereinstimmt. Christus selber hat verheißen, daß er bei den Seinen Wohnung nehmen will; das heißt aber nichts anderes, als daß *sein Wesen* in ihrem ganzen Streben, Denken und Tun, in ihrer ganzen Persönlichkeit, Ausdruck finden soll.

3 a. Obschon hienieden auch das Höchste und Beste, was ein Christ erreichen kann, unvollkommenes Stückwerk ist, so bittet dennoch der Apostel für die Seinen, daß sie erfüllt werden möchten zur völligen Gottesfülle. Der Weg dazu ist die Liebe. Das Höchste und Größte, was die Schrift uns über Gottes Wesen bezeugt, ist in den vier Worten gesagt: „Gott ist die Liebe!" Die nämliche Offenbarung seines Wesens ist im Vaternamen erschlossen.

In der Liebe gewurzelt, d. h. alle unsere Lebenskräfte aus diesem göttlichen Lebensboden schöpfend, *und gegründet*, d. h. zugleich in diesem Boden einen festen Halt findend, wie ein Baum, der aus dem gleichen Boden seine Nahrung zieht, der ihm auch die Festigkeit verleiht — so finden wir in der Liebe Kraft und Grund, allen Stürmen zu trotzen.

Die Liebe verleiht uns auch die Festigkeit, tiefere Blicke zu tun in das nach allen Seiten unergründliche Wesen Gottes. Nur der, welcher sich von diesem himmlischen Strahl erleuchten und erwärmen läßt, hat Verständnis und Urteilskraft, wo es sich handelt um göttliche Dinge. Mancher hält für Zorn, was Gnade ist; oder für Strafgericht, was erzieherische Weisheit Gottes ist. Am Ende der Tage wird Gottes Zorn diejenigen treffen, die ihre eigenen Wege gingen. Vor diesem Strafgericht gibt es kein Entrinnen und keine Rettung. Jetzt stehen wir noch unter dem Zeichen der Liebe, sonst wäre es unnütz Christum zu predigen, der durch sein Leben, Leiden und Sterben unsere Erlösung vollbrachte. So aber übertrifft Gottes Liebesrat alles weit, was menschliche Erkenntnis je zu fassen vermag.

b. Diese Fülle der göttlichen Liebe und Herrlichkeit soll auch unser sonst armes Leben reich machen. Zunächst soll es erfüllen unser *Gedankenleben*. Was Gott für uns tut in seiner Liebe ist zu groß und zu wichtig, als daß es uns gleichgültig sein könnte. Wir können

es mit unserm Sinnen und Denken nicht umgehen. Dann soll diese Geistesfülle unsere Herzen erfüllen, daß wir anbetend niederfallen vor solcher göttlichen Hoheit. Und endlich soll sie erfüllen unser ganzes Leben und Handeln. Da soll man die gewaltigen Eindrücke deutlich erkennen, die wir unter Christi Kreuz von Gottes Liebe und Herrlichkeit empfingen. Unser Denken, Reden und Tun, ja jede Lebensregung soll von diesen Eindrücken Zeugnis geben. Das etwa meint der Apostel mit seinem: „erfüllt werden mit aller Gottesfülle!"

So werden wir zubereitet durch Gottes Gnade für das selige Leben in der Ewigkeit, das der Apostel Paulus, dem einfach die Worte zur Beschreibung fehlen, einmal schildert: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben."

So findet der Apostel Paulus, trotz eigener Drangsal, die auf ihn einstürmt, doch Mut und Kraft und Freudigkeit, die höchsten Bedürfnisse seiner Freunde zu erwägen und sie im Gebet vor Gott zu bringen. Welche Geisteskraft, welchen lebendigen Glauben, welche Fülle von göttlicher Liebe sehen wir da vor unseren Augen verwirklicht. Da haben wir uns nur zu beugen und zu lernen.

Epheser 4, 1—6.

Ein sonderbarer Prediger, der da zu uns redet: „Ich, der Gefangene im Herrn! — Aus dem Kerkerdunkel vernehmen wir seine Stimme; die Stimme eines treuen Zeugen Christi, der um seines Glaubens willen nicht nur geduldig Kerker und Bande erduldet, sondern auch mit Freuden bereit ist, sein Leben zu opfern für die Sache Christi. Dieser Prediger redet heute zu uns

von unserm Beruf und den Verpflichtungen, die er mit sich bringt.

1. Wenn einer dazu berufen war, über den Christenberuf uns Aufklärung zu geben, so war es gewiß Paulus, der eine überaus hohe Meinung von diesem Beruf hatte.

a. Dementsprechend ermahnt uns denn auch der Apostel, unsers Berufs würdig zu wandeln. Zunächst meint er damit, daß wir uns in christlicher Demut und Sanftmut üben sollen. Unsere Berufung kommt von oben, sie ist ein Gnadenwerk unseres Gottes. Daß er uns ruft aus der Welt ins Himmelreich, aus dem Tode zum Leben, aus der Finsternis zum Licht — und daß es für uns ohne diesen Ruf keine Möglichkeit der Rettung gäbe — diese Erwägung ist recht dazu geeignet, uns von Natur stolze Menschen zu demütigen, und auch gegen andere uns sanftmütig zu erweisen. Und sollte auch unsere Demut und Sanftmut von andern mißbraucht werden, da nehmen wir die Langmut zu Hilfe, indem wir daran denken, was aus uns werden sollte, wenn Gott nicht langmütig wäre.

b. Unseres Berufes würdig ist auch das Streben nach Geisteseinheit! Mancher verfehlt seinen Beruf, indem er sich alle Mühe gibt, Schranken aufzurichten zwischen sich und seinen Mitchristen, wo tat-

sächlich gar nichts Trennendes ist. Denn nicht umsonst betont hier der Apostel das, was an unserm Christenglauben das Wesentliche ist; nein, wir sollen lernen über das Unwesentliche hinweg uns freudig die christliche Bruderhand zu reichen. Denn es gilt ja doch gemeinsam zu kämpfen wider die Welt und das Reich der Finsternis. Eine zersplitterte Armee ist aber schon geschlagen, ehe sie angreift. Es heißt ganz und gar seinen Christenberuf verkennen, wenn man Zwietracht stiftet und Parteiungen anrichtet in der christlichen Kirche, wo man ihrem Wesen entsprechend nur Eintracht erwarten kann und soll. Jeder einzelne soll nach seinen Kräften und mit ganzem redlichem Willen für die christliche Eintracht einstehen. Das Band des Friedens soll die, die Christo angehören, zu unlöslicher Einheit verbinden. Er der Meister — wir die Brüder!

2 a. Der Apostel begründet auch diese seine Mahnung. Die Christenheit ist ein Leib, d. h. ein lebendiger Organismus, der von einem Geist durchdrungen und regiert wird, vom Geist der Liebe. Sonderleben gibt es da nicht. Ferner sind wir verbunden durch eine Hoffnung, die bei unserer Berufung in unsere Herzen gepflanzt wird. Es ist die lebendige Hoffnung auf ein seliges Leben in Gemeinschaft mit dem Herrn, für dessen Sache wir hier kämpfen.

b. Aber so stark uns schon diese Bande der Einheit verbinden sollten, es gibt noch stärkere Gründe dafür daß „Einigkeit“ die Losung aller Christen sein sollte. Nicht jeder hat seinen besonderen Herrn, in dessen Dienst er steht, sondern alle haben einen! Einen, unter dessen Herrscherstab sie sich beugen, dessen Willen sie gehorchen, dessen Vorbild sie nachwandeln. Die Lutheraner wie die Reformierten, die Evangelischen wie die Methodisten sagen: „Einer ist's, an dem wir hangen, der für uns in den Tod gegangen und uns erkauft mit seinem Blut!“ — Für alle gibt es nur einen und denselben Glauben, darinnen sie hoffen selig zu werden; es ist der Glaube an die völlige Genügsamkeit der Erlösungstat Christi! Dementsprechend gibt es auch nur eine Taufe, die uns eingliedert in die Gemeinschaft der Heiligen. Einen Gott verehren wir, den Schöpfer Himmels und der Erden, der sich uns in Christo als unser Vater geoffenbart hat. — Dieser Gott steht erhaben über dem All, das durch das Wort seines Mundes Dasein und Wesen empfing. In ewiger Unwandelbarkeit thront er über seinen Geschöpfen, die nur zeitlich sind. Sein Lebenshauch durchweht alles Geschaffene, so lange wie er es erhalten will. Zieht er seinen Odem zurück, so wird es wieder zu Staub und Asche. In allem ist er — und so ist alles, was da lebet und webet, nur eine Ofenbarung seiner Macht und Herrlichkeit. So ist auch das Dichterwort wahr: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — ein Gleichnis, in dem Gott seine Weisheit und Liebe kund tut. Jedes Blümlein auf der Aue, jedes Mücklein, das in der Sonne spielt, ist ein Lichtstrahl, der uns die Treue und Fürsorge des Schöpfers zum Bewußtsein bringt. Im Ge-

wittersturm hören wir die Stimme der Allmacht, und erfahren dabei unsere Nichtigkeit. So sehen wir überall Gottes Spuren, des Einen, Allmächtigen und Allgütigen sowohl in der Natur, wie in der Offenbarung, durch welche er uns nahetritt als liebender Vater, der seine gefallenen Kinder wieder einsetzt in das volle Kindesrecht.

So hoch und so tief führt uns der Apostel, wenn er uns lehren will über unsern Christenberuf. Wenn seine herzandringende Belehrung nicht imstande ist, das herrliche „eine Herde und ein Hirt" in der Christenheit zu verwirklichen, dann muß der Allmächtige selber eingreifen, um mit seiner starken Hand den Nacken seiner halsstarrigen Kinder zu beugen. Die gegenwärtige Zersplitterung der christlichen Kirche ist nicht von Gott gewollt, sondern ein menschliches Kunstprodukt. Wolle Gott diese Torheit seiner Kinder mit väterlicher Nachsicht handeln, bis ihnen einmal die Augen aufgehen und sie erkennen, wie wenig der Parteigeist, der jetzt noch die Christenheit beherrscht, unseres Christenberufes würdig ist.

---

1. Kor. 1, 4—9.

„Geld regiert die Welt!" — Darum das Hasten und Jagen unserer Zeit nach irdischem Gut. Man verspricht sich Glück und Zufriedenheit vom Mitgenießen, oder wem es gelingt, vom Mammon möglichst viel für sich selbst auf die Seite zu legen. Wer das Glück auf diesem Wege sucht, erlebt nur Enttäuschung. Denn wo uns Trost und Hilfe am nötigsten wäre, reicht irdisches Gut nicht hin.

Paulus redet von einem andern Reichtum, der denen, die ihn besitzen, keine Enttäuschung bringt. Er kann seinem Gott von Herzen danken, daß seine Gemeinde in Korinth diesen Reichtum der göttlichen Gnade in Christo Jesu gefunden hat. Im Anschluß an unsern Text wollen wir uns darüber besinnen:

Was uns wahrhaft reich macht.

Drei Dinge, die dazu nötig sind, nennt der Apostel:

1. Bekenntnistreue, 5. 6.
2. Unschuld am Tage des Gerichts, 7. 8.
3. Gottes Zuverlässigkeit, 9.

1. Zum wahren Reichtum eines Christen gehört, daß er weiß, an wen er glaubt. So war es bei den Korinthern. Was in ihren Versammlungen geredet wurde, sowie der Fortschritt in der christlichen Erkenntnis diente dazu, in ihrer Mitte das Zeugnis von Christo zu festigen. — Es gibt Gemeinden, in denen es nicht so erfreulich aussieht. Das Bekenntnis zu Christo ist wankend geworden. Es fehlt die rechte Glaubensfreudigkeit. Es geht rückwärts in der christlichen Erkenntnis. Da fehlt das beste! Der wahre Reichtum ist verloren gegangen. Und eine Gemeinde mag sonst noch so wohl organisiert sein und über noch so reiche Mittel verfügen — sie ist arm, und was ihr fehlt, ist durch keine anderen Güter zu ersetzen. Christum verloren, so wie er in den Evangelien uns vor Augen gemalt wird, heißt eben für uns Christen: *alles* verloren!

2. Warum das eine so ernste Sache ist, darüber läßt uns der Apostel nicht im Zweifel. Es kommt für uns einmal ein Tag des Gerichts und an diesem Tage kann nur der bestehen, der seinen Glauben auf Christum gegründet hat. Den Korinthern kann Paulus das Zeugnis geben, es fehle ihnen nicht an irgend einer Gnadengabe. Und wer so steht, der kann ruhig dem Tage des Gerichts entgegensehen. Denn was Gottes Gnade uns hier schon schenkt, das kann vom Feuer des Gerichts nicht verzehrt werden.

Wenn unsere Sünde getilgt, und unsere Schuld bezahlt ist durch Christi Sühnopfer, dann können wir freudig und getrost den Tag seiner Ankunft erwarten. Denn denen, die reich sind in Gott, bringt dieser Tag völlige Erlösung und ewige Seligkeit. — Unschuldig erfunden werden am Tage unseres Herrn Jesu Christi, ist darum unendlich viel mehr wert, als aller Reichtum dieser vergänglichen Welt. Denn „was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ Unser Meister, der fest war wider alle Versuchung zum Bösen, will auch uns zu dieser Festigkeit verhelfen, damit wir am Ende, d. h. wenn er wiederkommt, von ihm dahin versetzt werden können, wo es für uns keine Gefahr der Befleckung und des Abfalls mehr gibt.

3. Aber, welche Garantie haben wir, daß diejenigen, welche hier im Kampf und in der Niedrigkeit treu zur Fahne ihres Meisters halten, an jenem großen Tag das Gewand der Unschuld und die Krone des Lebens empfangen? Die Sache ist so ernst und wichtig, daß wir wohl danach fragen dürfen. Der Apostel weist uns auf Gottes Zuverlässigkeit. Er ist nicht so wandelbar, wie wir Menschen. Gott ist getreu! Man kann sich auf das verlassen, was er zusagt. Im Evangelium läßt er uns sagen: Glaube an den Herrn Jesum Christum, bekenne ihn vor den Menschen, wenn es sein muß mit Einsetzen von Gut und Blut, nur halte fest an deinem Glauben, sei nicht wankend oder halbherzig —, dann wird dein Lohn groß sein im Himmel! Zur Gemeinschaft seines Sohnes sind wir berufen: nicht nur zum Teilhaben an seiner Schmach hier auf Erden, sondern auch zum Teilhaben an seiner Herrlichkeit im Himmel.

Der wahre Reichtum ist der, der uns am meisten nützt und am längsten dauert. Wenn einmal alles Gold und Silber und Edelgestein, auf das die Reichen dieser Welt so stolz sind, längst im Grab der Vergessenheit liegt, wenn es keinen irdischen Besitz mehr gibt, nachdem das Alte vergangen ist — dann wird der göttliche Reichtum, den wir in der Gemeinschaft des Gottessohnes empfangen, immer noch, ja in alle Ewigkeit erstrahlen in ungetrübter Reinheit und Herrlichkeit. Wer also wahren Reichtum will, der

Suche Jesum und sein Licht.
Alles andre hilft dir nicht!

Eph. 4, 22—28 (Reformationsfest).

Das Reformationsfest fordert auf zu dankbarem Rückblick in jene Zeit gewaltigen Kampfes, aus der unsere evangelische Kirche herausgeboren wurde; zum Rückblick auf das edle Werk jener Helden der Reformation, welche menschlicher Anmaßung, die sich in der Kirche breit machte, entgegen traten mit dem klaren und untrüglichen Gotteswort, und dieses wiederum zur Regel und Richtschnur des christlichen Lebens machten. Wir danken es ihnen heute noch, daß sie der Christenheit den Weg gewiesen haben aus der Knechtschaft der römischen Kirche zur evangelischen Freiheit.

Freiheit — wie dehnt sich bei diesem süßen Klang die Brust, wie schlägt das Herz höher — der Freiheit entgegen. Aber nicht Freiheit zum Deckmantel der Bosheit. So wollten es die Reformatoren nicht, und auch unser Textwort redet nur von einer Reformation aus dem alten Sündenwesen zu der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. So wollen wir nicht nur Reformation feiern im Gedenken an längst vergangene Tage, sondern an uns selber Reformation erleben:

1. Eine Reformation von innen heraus.
2. Eine Reformation durch Ablegen des alten Sündenwesens.
3. Eine Reformation durch Anziehen des neuen Menschen.

1. Die Reformation muß von innen heraus kommen. Unser Herz ist in allererster Linie daran beteiligt. Das hat Luther insbesondere an sich selber erfahren. Als der Heilige Geist anfing, sein Inneres zu erleuchten, da konnte er sich nicht mehr begnügen mit der klösterlichen Werkheiligkeit. Seine Seele schmachtete unter den Anklagen seines Gewissens nach Vergebung. Aber die Ruhe seiner Seele, und die Kraft zu neuem Leben fand er erst, als ihm die Erkenntnis aufging: Nicht durch des Gesetzes Werke, sondern allein durch den Glauben wird der Mensch gerecht vor Gott. Ja, der Glaube allein tut es, weil er unser innerstes Wesen neugestaltet. Mit dem Glauben eröffnet sich uns eine neue Gedankenwelt; erschließt sich uns eine neue Interessensphäre; steht ein neues Strebeziel vor unsern Augen; empfängt unser Wollen und Begehren eine ganz neue Richtung. Im Glauben schauen wir den Gottmenschen Jesum Christum in seiner Reinheit, in seiner Hoheit, in seiner Demut und Liebe, in seinem Gottvertrauen, in seiner kindlichen Hingabe an den Vater. Und dieser Anschauungsunterricht hat eine wunderbare Wirkung. Er weckt das Verlangen in uns: wäre ich doch ihm ähnlich in seiner Unschuld, in seiner Demut und Liebe, in seinem Kindessinn gegen den Vater im Himmel; könnte ich auch so Gutes tun wie er, so bedingungslos wandeln in Gottes Wegen, so kindlich allein auf Gottes Güte und Weisheit vertrauen.

Das ist der Anfang der Reformation. Und ihr Fortgang besteht darin, daß dein Heiland dich auffordert: „Komm, und folge mir nach!" Ich helfe deiner Schwachheit auf, denn bei mir ist Kraft; ich gehe voran, wenn dir der schmale Weg zu steil und die Aufgabe zu schwer erscheint; nur — folge mir! Fürchte dich nicht; glaube nur! Glaube

an meine Macht und Bereitwilligkeit, dir dazu zu helfen, daß du mir immer ähnlicher wirst.

2. Den Weg, den wir bei dieser Reformation geführt werden, beschreibt uns der Apostel aus eigener Erfahrung. Zuerst heißt es: Ablegen den alten Menschen, den verderbten! Damit ist gemeint unser natürliches Wesen, sofern es nicht nur zur Sünde geneigt, sondern auch von der Sünde durchseucht ist. Unsere Menschennatur ist nicht mehr, wie sie im Anfang aus Gottes Hand hervorging. Durch die Sünde ist das ganze Menschenwesen und Menschengeschlecht verderbt worden. Das weiß jeder aus eigener Erfahrung. Es wird uns z. B. viel leichter Unrecht zu tun, als es zu lassen, oder dafür etwas Gutes zu tun, insbesondere, wenn damit ein Opfer oder eine Selbstverleugnung von uns verlangt wird. Es lebt in unsern Herzen eine Begehrlichkeit, die uns auf Abwege führt (τὰς ἐπιθυμίας τῆς ἀπάτης), ein widergöttliches Gelüsten gerade nach dem, was uns verboten ist. — Das muß anders werden, da muß eine Reformation stattfinden. Der alte Mensch, der die Lüge lieber hat als die Wahrheit; der so gerne zornig aufbraust, der immer wieder dem Teufel Raum gibt zu seinen Angriffen, der keine Grenze zieht zwischen mein und dein — dieser alte Mensch muß abgelegt werden, wie ein altes abgetragenes Gewand.

3. Aber damit, daß das Alte abgetan ist, ist noch nicht alles erreicht. Die Reformation muß weiter gehen: nicht nur abbrechen, sondern ein Neues aufbauen. Eine Erneuerung muß bei uns stattfinden durch die Kraft des Geistes, der uns erfüllt, wenn wir uns Christo zuwenden.

Da erwacht dann im Herzen ein neuer Geistesfrühling: Liebe zur Wahrheit, heiliger Zorn über alles sündliche Wesen, Geradheit und Ehrlichkeit in all unserm Tun und Lassen — das sind nur einige von den neuen Lebensregungen.

Warum der neue Mensch so ganz anders geartet ist als der alte, wird uns ebenfalls gesagt: Er ist nach einem ganz anderen Maßstab zugeschnitten. Er ist nach Gott geschaffen! Der erste Mensch dieser neuen Generation war Jesus. An ihm schauen wir, was der Apostel mit diesem Wort sagen will. Bei diesem neuen Menschen gibt es keine eingebildete Rechtschaffenheit, sondern nur jene echte und bessere, auf die Jesus seine Jünger in der Bergpredigt aufmerksam macht; eine Rechtschaffenheit, die selbst Gottes prüfendem Blick stand hält; eine Heiligkeit, die zwar vor Menschen nicht viel gilt, aber dem Gott, der ins Verborgene siehet, und das Streben nach Heiligung im Herzen kennt, angenehm und wohlgefällig ist.

Diese Gerechtigkeit und Heiligkeit zu vervollkommnen gibt uns Arbeit, so lang wir auf Erden leben. Von diesen Gütern heißt es: erwirb sie, um sie zu besitzen! Dieses Reformationswerk darf nie aufhören oder still stehen; Stillstand ist hier Rückschritt.

In diesem Sinn wollen wir uns als Kinder und Erben der Reformation betrachten, indem wir vor allem diese wichtige Einzelarbeit

tun, zu der unser Textwort uns auffordert. So werden die Früchte der Reformation auch in den Gemeinden nicht ausbleiben: das Licht der göttlichen Wahrheit wird auf dem Altar der Kirche weiter brennen; Ströme des Lebens und Segens werden in unsere Welt ausgehen; viele, die jetzt noch kalt und gleichgültig sind, werden gewonnen werden zur Mitarbeit am großen Reformationswerk. So wollen wir das Andenken der Väter der Reformation, die ihrem Glauben treu lebten und starben, dadurch ehren, daß wir in ihre Fußstapfen treten. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach!"

Eph. 5, 15—21.

Ist einer von Gefahren umringt, dann ist ihm Vorsicht geboten. Größere Gefahren als die, denen ein Christ ausgesetzt ist, gibt es nicht. Darum die Mahnung des Apostels: „So sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt!" Es ist unweise, diese Vorsicht den Gefahren gegenüber, die uns bedrohen, nicht zu üben. Gegenüber der Welt und ihrer Lust, gegenüber dem Feind und seiner List nicht auf Abwege zu geraten und das Los der Torheit zu wählen, müssen wir uns schenken lassen

Weisheit von oben.

Denn, nicht menschlicher Rat noch Erdenverstand Mag finden den Weg ins himmlische Land.

Prüfen wir uns an der Hand unseres Textesworts, ob wir diese Weisheit von oben haben. Wir fragen zu diesem Zweck:

1. Nütze ich meine Zeit recht aus?
2. Habe ich meine Freude an edlen Dingen?
3. Rede ich zu meinem und anderer Nutz und Frommen?
4. Verhalte ich mich dem Nächsten gegenüber, wie ich soll?

1 a. Die Zeit ist nicht unser Eigentum, sondern ein anvertrautes Gut. Es ist Torheit zu meinen, man könne ohne Schaden mit seiner Zeit tändeln. Gottes Willen im Blick auf unsere Zeit zu erkennen ist dagegen wahre Weisheit. Warum schenkt Gott mir meine Zeit? Wie kann ich sie nach seinem Willen am besten ausnützen?

b. *Kaufet die Zeit aus!* Laßt keine Gelegenheit, Gutes zu tun, unbenützt verstreichen. Denke daran, wie kostbar jeder Augenblick deines Lebens ist, wie viel Nutzen du in einer Stunde schaffen kannst. *Die Tage*, in denen wir leben, *sind böse!* Darum dürfen wir um so weniger die Hände in den Schoß legen, um so weniger eine günstige Gelegenheit verpassen. Unsere Aufgabe ist, das Elend unserer Zeit zu mildern; wir sollen ein Salz sein, das der Fäulnis des Bösen aufhaltend entgegenwirkt; jeder Augenblick bietet dir eine Möglichkeit zur Aussaat, die Frucht bringt für die Ewigkeit. Das ist Gottes Wille, daß du in deiner Zeit das beste tust, was du tun kannst. Darum ist es auch die wahre Weisheit.

2 a. Weisheit oder Torheit lassen sich auch an dem erkennen, woran

einer seine Freude hat. Nur ein Beispiel aus vielen greift die Mahnung Pauli heraus: saufet euch nicht voll Weines, worin Heillosigkeit ist! Welche Torheit, seinem Fleisch also die Zügel schießen zu lassen; sein Vergnügen zu finden an Dingen, die einem nach Leib und Seele Verderben bringen.

b. Wer weise ist, der folgt der Mahnung des Apostels: werdet voll Geistes! Voll von dem Geist, der in alle Wahrheit leitet; der uns lehrt, die Tiefen der Gottheit erkennen; der uns anleitet zu allem, was gut und schön und edel ist vor Gott und Menschen. Ein Weiser sucht hier sein Vergnügen; und findet daran seine Freude, der Leitung des Geistes zu folgen. Wo der Geist die Oberhand hat, kann das Fleisch mit seiner törichten Begehrlichkeit nicht herrschen. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernten!

3 a. Es heißt auch: deine Sprache verrät dich — ob du nämlich weise bist oder ein Tor! Aus dem Reden eines Menschen erfährt man bald, welcher Klasse von Leuten er angehört. Was kann ein törichtes Wort alles anrichten: Streit und Zank; Zwietracht, Haß und Neid, Mord und Totschlag! Ist es aber eingegeben durch die Weisheit von oben, dann stiftet es Frieden und Freude; spendet Liebe und Trost; erweckt herzliche Teilnahme oder hohe Begeisterung. Es ist eine Weisheit, die man nie unterlassen sollte, immer erst reiflich zu erwägen, ehe man redet.

b. Was gibt es aber Schöneres und Edleres, als den Gebrauch der Sprache zum Lobpreis dessen, der uns geschaffen und auf unserm ganzen Lebenswege mit seiner Güte überschüttet, und mit seiner Fürsorge begleitet hat? Das ist der edelste Gebrauch, den wir machen von dem kleinen Glied, das, anders verwendet, so große Gefahren in sich birgt. Weisheit von oben lehrt uns nicht nur unsere Zunge im Zaum halten, sondern dieses Glied, das schon manchem Toren zum Fallstrick wurde, so anzuwenden, daß es andern zur Erbauung und zu bleibendem Segen dient.

4 a. Torheit ist es, den Nächsten zu verachten. Denn einer ist doch vom andern abhängig. Auch der, der das nicht zugestehen will, ist mit tausend unsichtbaren Fäden an seine Mitmenschen gebunden. Und da soll einer, der weise ist, so viel Demut besitzen, daß er sich dem andern unterordnet, d. h. ihn voll und ganz das gelten läßt, was er ist und leistet nach Gottes Willen und Gabe, im großen Räderwerk des Weltganzen und im kleineren der christlichen Gemeinschaft.

b. Doch geht der Apostel noch einen Schritt weiter. Solche Unterordnung soll geschehen in der Furcht Christi! „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“ Wir sollen bei solcher Unterordnung nicht durch irdische Beweggründe uns leiten lassen, etwa durch Vorteile irgend welcher Art, die daraus entspringen möchten, sondern durch Beweggründe aus dem innersten Zentrum unserer Religion. Ehrfurcht vor deinem himmlischen Meister, der für sich keine Ehre wollte,

soll allen falschen Ehrgeiz und alle Selbsterhebung aus deinem Herzen bannen. Denn ihm allein gebührt die Ehre, der durch seine demütige Beugung unter Gottes Willen unsere Erlösung schuf, und eben darum vom Vater erhöht wurde zu den höchsten Ehren. Vor i h m soll jedes Knie sich beugen, nicht vor dir und mir!

Das ist der tiefste Grund der christlichen Demut. Das erklärt auch, wie unter Christen einer den andern mit aufrichtigem Herzen höher achten kann als sich selbst. — Solche Weisheit suchen wir vergebens in der Menschenwelt, auch finden wir sie nicht im eigenen Herzen; wollen wir sie, so müssen wir sie uns schenken lassen von oben.

Eph. 6, 10—17.

„Mit unsrer Macht ist nichts getan!" So hat Luther gesungen im Blick auf seinen Kampf, in dem er einer feindlichen Welt entgegentrat mit dem Wort Gottes in der Hand und — siegte! Zur Zeit des Apostels Paulus und noch im Mittelalter hatte man ganz andere Waffenrüstungen als jetzt. Ein eherner Helm schützte das Haupt, ein eiserner Brustpanzer wehrte Stoß und Schlag von den edleren Organen; ein gewaltiges Schwert in der einen und der schützende Schild in der anderen Hand vollendete die Waffenrüstung des alten Kriegers. Man bekommt ganz gewaltigen Respekt vor denen, die diese schwere Rüstung nicht nur getragen, sondern auch darin gekämpft haben. Denn dazu gehörte viel Kraft und Uebung. — So ist es auch in dem uns verordneten Geisteskampf. All unser Kraftaufwand und Mühen aber wäre vergeblich, hätten wir nicht die geistliche Waffenrüstung, die uns zum Siege verhilft wider einen uns sonst weit überlegeneren Feind. Paulus redet hier

von der Waffenrüstung Gottes,

die uns unentbehrlich ist. Die hauptsächlichsten Stücke derselben sind:

1. Der Schild des Glaubens.
2. Der Helm des Heils.
3. Das Schwert des Geistes.

1. Beinahe wichtiger als der Brustpanzer war für einen Soldaten jener alten Zeit, in der der Apostel schreibt, der Schild. Der Brustpanzer hatte Fugen, um die Bewegung zu ermöglichen, und hier konnten die verderbenbringenden Geschosse des Feindes eindringen, wenn nicht der Schild die nötige Deckung bot.

An unserer geistlichen Waffenrüstung ist der Glaube der Schild, den wir vorhalten müssen, um die feurigen Pfeile des Bösewichtes unschädlich zu machen. Diese „feurigen Pfeile" sind Anfechtungen von innen und außen. Damals war's besonders Verfolgung um Christi willen, die manche zum Abfall brachte. Heute Spott, den viele mehr fürchten als die Sünde. Luther deckte sich mit dem Schild des Glaubens, als er sagte:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Es gibt noch feurige Pfeile anderer Art: schlechte Bücher, schlüpfrige Schauspiele, unsaubere Bilder, loses Geschwätz. Sie alle entfachen das Feuer der bösen Lust, beeinflussen unsere Gedanken. Da schützt nur der Schild des Glaubens vor Unheil. Der Glaubensblick auf den, der uns den Frieden mit Gott brachte, gibt uns Kraft, diese feurigen Pfeile auszulöschen, daß wir nicht durch Weltlust und Leichtsinn uns in Sünde, Schande und Verderben stürzen.

2. Der Helm des Heils ist das zweite Stück unserer Waffenrüstung. Der Helm beschützt das Haupt, das Organ des Denkens. Unsere Gedankenwelt muß ruhig, nüchtern und zielbewußt sein, so daß wir in jedem Fall wissen, was wir zu tun haben. Das Vertrauen auf die Macht des Herrn, für dessen Reich wir kämpfen, gibt uns diese Ruhe. Der Gedanke an Gottes Weisheit, der alles geschaffen, lenkt und regiert, gibt uns Sicherheit und klare Besonnenheit, und wir brauchen sie, um im gewaltigen Geisteskampf nicht zu unterliegen. Die ruhige Besonnenheit läßt uns auch die Macht des Feindes nicht unterschätzen. Es ist eine gewaltige Macht. Die Sünde, die in der Welt geschieht, läßt uns etwas davon ahnen, was es mit dieser Macht auf sich hat. Da darf man den Helm des Heils nicht verlieren. Denn bei unserm Feinde ist: Groß Macht und viel List.

3. Neben der Ausrüstung, die auf Verteidigung abzielt, darf aber auch die Angriffswaffe nicht fehlen. Sie heißt: das Schwert des Geistes! das Wort Gottes! Welche Siege sind in unserer Welt schon durch diese Waffe errungen worden. — Als die Zeit erfüllet war, hat Jesus der gottentfremdeten Welt wieder das Wort Gottes gebracht. Seine Apostel haben es hinausgetragen in alle Lande, und siehe — das Schwert des Geistes hat überall Siege errungen, wo es im gewaltigen Geisteskampf geschwungen wurde.

Und heute noch ist dieses Wort das scharfe Schwert, die Waffe, welche den Feind der Seelen bezwingt. „Ein Wörtlein kann ihn fällen!" — Gottes Wort ist schärfer denn kein zweischneidig Schwert. Dem deutschen Volk zum Heil wurde es ihm in die Hand gegeben durch Luthers Bibelübersetzung. — Welch eine Waffe auch, um das Böse im eignen Herzen zu bezwingen. Wie haarscharf scheidet das Wort Gottes zwischen Recht und Unrecht; Tugend und Laster; Gut und Böse — so daß jeder, der von diesem Schwert rechten Gebrauch macht, den Feind erkennen und schlagen kann. Darum: Ergreifet das Schwert des Geistes!

Ziehet an die Waffenrüstung Gottes. So gewappnet mag der böse Tag der Anfechtung, der Verfolgung, der Not, des Leidens und

endlich des Sterbens kommen — der Fürst dieser Welt hat nichts an uns, denn nicht für ihn, sondern wider ihn haben wir diese Waffenrüstung getragen, als Streiter, die für Gott und seine Sache kämpfen.

Phil. 1, 3—11.

Der Philipperbrief ist ein einzigartiger Brief. Ein Ton reiner Freude, durch keinen Tadel getrübt, zieht sich durch denselben. Und wie der ganze Brief, so ist auch seine Einleitung einzigartig. Nur Freude und Dank bewegt des Apostels Herz, wenn er seiner Philipper-Gemeinde gedenkt. Sie sind die einzigen, die ihm nie Kummer bereiteten durch halbes Christentum, durch wankelmütiges Wesen, Spaltungen oder gar Abfall. So wird dem Apostel sein Gebet für sie ebenfalls eine Gelegenheit, nicht seine Angst und sein Seufzen, sondern seine Freude und seinen Dank für diese Gnade vor Gott zu bringen. Ja, es ist

ein einzigartiger Briefeingang.

1. Der Zustand der Gemeinde erfüllt ihn mit Dank gegen Gott, V. 3—5.
2. Ihre Zukunft läßt ihn für sie das beste hoffen, V. 6—9.
3. Den Tag Jesu Christi erwartet er mit ihnen ohne Bangen, V. 10. 11.

1. Die Gemeinschaft am Evangelium, welche die Philipper aufrecht erhielten vom ersten Tage an, stimmt den Apostel zu Freude und Dank gegen Gott. Wir erkennen hier die Selbstlosigkeit Pauli in seiner Liebe zu der Gemeinde. Keine Nebenabsicht, kein persönliches Interesse war dabei im Spiel. Unsere Liebe erstreckt sich meistens nur so weit, als man unsern Parteiinteressen entgegenkommt. Und doch, die wahre Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, ist nicht an bestimmte Orte oder Formen gebunden, sie ist überall. Wer Gemeinschaft am Evangelium hat, ist ein Teil dieses großen Ganzen, ein Glied der Kirche.

Aber was ist denn diese Gemeinschaft am Evangelium — nicht die Taufe, die uns einschließt in die Gliedschaft der Kirche, nicht Gottes Wort lesen oder hören, nicht dann und wann zum Tisch des Herrn treten — nein, Gemeinschaft am Evangelium ist mehr als das und reicht viel weiter und greift viel tiefer in unser Leben ein.

Als der Herr durch des Paulus Predigt in Philippi der Lydia das Herz auftat, daß sie acht hatte auf Pauli Verkündigung, oder als einst Zachäus, vom Wort des Herrn getroffen, ein neues Leben anfing, da nahm für diese Gläubigen ihre Gemeinschaft am Evangelium den Anfang. Sein Leben erleuchten und beleben lassen durch diese Lichtstrahlen aus der Höhe, das ist Gemeinschaft am Evangelium. Und wer *diese* aufweist, dem dürfen wir Bruderhand und Bruderliebe nicht verweigern.

2. Wir wundern uns nicht über die Herzensfreude des Paulus an dem schönen Zustand der Philipper-Gemeinde. Solche Freude erlebte er nicht überall, wo er arbeitete. — Nun war er aber in Banden, war nach Rom geführt worden, seinem einstigen Wirkungskreis so fern ge-

rückt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Aber dieser Gedanke bereitet dem Apostel kein Bangen. Mit froher Hoffnung blickt er auf die künftige Entwicklung der Philipper-Gemeinde. Nicht Menschenwerk ist dort getrieben worden, sondern Gottes Werk. Und der es angefangen, wird es auch vollenden.

Was ist das für ein gutes Werk, das der Apostel meint? Das Werk der Heiligung, das Schritt für Schritt auch bei uns fortgehen soll bis zu jener herrlichen Vollendung in der Ewigkeit, da wir an der Herrlichkeit dessen teil haben werden, der uns erlöset hat. Der große Werkmeister, der hinter diesem Werke steht, ist Gott, darum nur guten Mutes, was er schafft, läßt er nicht auf halbem Wege unvollendet liegen.

Freilich hat es des Apostels liebendes Herz oft mit besonderem Zug gerade zu dieser Gemeinde hingezogen, um dieses Gotteswerk in seinem Fortgang zu beobachten. Aber das war ihm jetzt versagt. Und so muß er sich auf die Fürbitte beschränken. Kerker und Bande konnten ihm dieses Vorrecht nicht verkürzen. Und wie kann der Apostel beten. Nur diese priesterliche Fähigkeit erklärt seine Ruhe und freudige Hoffnung im Blick auf diese Gemeinde, an der er selber nicht mehr persönlich arbeiten kann.

3. Weil Paulus der Apostel auch ein Beter ist, darum kann er ohne Bangen um das Geschick der Philipper hinausschauen auf einen Tag der Vergeltung, denn er weiß, daß dieser Tag den Philippern eine reiche Ernte bringen wird. Wenn wir beten könnten, wie der Apostel, dann hätten wir auch mehr Glaubensmut und Freudigkeit.

Der Apostel bittet für seine Freunde, daß sie möchten lauter und unanstößig und voll von Werken der Gerechtigkeit erfunden werden. — Lauter ist ein Herz, das auf Gott allein gerichtet ist, das an den himmlischen Schätzen seine Freude hat, ohne mit einem Auge nach den irdischen Gütern zu schielen; ein Herz, das nach Frieden verlangt und himmlische Freuden sucht, ohne zu begehren, was diese Welt an Lust und Vergnügen bietet. Je mehr ein Mensch lernt aufschauen auf Gott und begehren, was er gibt, sich bemüht Gott zu gefallen, um so lauterer ist er. — Unanstößig sein, heißt alles meiden, was uns Gefahr bringt für unsere Seele; nichts reden oder tun, was andern geistlichen Schaden zufügt. Nehmen wir es ernst mit solcher Arbeit der Heiligung, so dürfen wir auch erfahren, wie Gott uns das gute Werk gelingen läßt und es vollendet. Und am großen Tag Jesu Christi gilt uns dann das liebliche Wort: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt."

Ja, es ist ein einzigartiger Briefeingang, der uns den Apostel Jesu Christi zeigt mit Banden an Händen und Füßen, aber im Herzen eine Freudigkeit, und im Blick auf seine Philipper-Gemeinde eine frohe Hoffnung und feste Zuversicht auf jenen großen Tag, der die Welt in ihren Grundfesten erschüttern wird, die niemand ihm rauben kann. Woher diese Freude, Hoffnung, Zuversicht? Es ist Gottes Werk — darum: Gott allein die Ehre!

Phil. 3, 17—21.

Das Totenfest ist ein traurig ernster Gedenktag. Er sagt uns, daß wir noch im Lande der Todesschatten wohnen; und daß über kurz oder lang auch unsere letzte Stunde schlägt. „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben" — und was danach kommt, das hängt an dem, was unser Leben vorher war. An den Gräbern unserer Lieben stehen wir nicht hoffnungslos, sondern schauen über dem Grabesdunkel einen hellen Lichtstrahl, der von einem besseren, reineren und froheren Leben zeugt, als wir es unter dem Todeslos auf Erden führen. Diese Hoffnung ist aber nur dann begründet, wenn wir die rechte Glaubensstellung zu Christo gefunden haben. Wo diese fehlt, da fehlt auch jene. Nur der rechte Weg führt ans rechte Ziel. Diesen zu finden will uns das ernste Wort des Apostels anleiten. Hören wir auf seine Stimme, wenn er uns zuruft:

Nur zwischen zwei Wegen bleibt uns die Wahl!

1. Der eine ist der Weg des Todes, 18. 19.
2. Der andere der Weg des Lebens, 20. 21.

1a. Folget mir! — Der Apostel weiß, daß es viele gibt, die ihm nicht folgen. Der Gedanke an diese preßt ihm Tränen der Wehmut aus. Sie selber wissen nicht, in welcher Gefahr sie schweben; Paulus weiß es, sie sind auf dem Wege des Todes; ihr Ende ist Verderben!

b. Was sind das für Leute? „Die Feinde des Kreuzes Christi!" Christi Kreuz war dem Apostel sein Alles, seine Weisheit, sein Reichtum. Seine Ehre, seinen guten Namen, alles, worauf er früher stolz war, hat er geopfert in heiliger Begeisterung für das Kreuz Christi. Kein Wunder daher seine tiefe Ergriffenheit im Anblick derer, die dieses Zeichen unseres Heils verachten und hassen. Ihr Leben zeugt aber auch davon, daß sie für Christi Kreuz nichts übrig haben.

c. „Ihr Bauch ist ihr Gott!" Nach ihrem Gelüsten tun sie. Sinnengenuß, irdisches Wohlleben, weltliche Freude ist alles, was sie suchen. Sie leben dahin, als ob sie nur für ihren Leib und sein Vergnügen zu sorgen hätten, ohne einen Gedanken an höhere Dinge und edlere Ziele.

d. „Ihre Ehre ist in der Schande!" Sie gehen den breiten Weg ungescheut. Nicht nur fragen sie nicht mehr nach dem Urteil besserer Menschen, sondern rechnen sich das zur Ehre an, was von jenen als Schande gebrandmarkt wird. Dieses falsche Ehrgefühl hat schon manchen nach Leib und Seele zu Grunde gerichtet.

e. „Sie sinnen das Irdische." Um genießen zu können, müssen sie erwerben, und in den Mitteln hierzu sind sie nicht wählerisch; sie fragen nicht nach Recht und Unrecht; unterscheiden nicht zwischen mein und dein, sondern streben nur danach, ihren Besitz zu mehren. Für Werke der Liebe, die unsere Opferwilligkeit herausfordern, haben sie keinen Sinn und Gedanken.

f. Aber: Ihr Ende ist Verderben! Die Verdammnis, die ihrer wartet, zeigt sich oft schon im Leben. Bei jeder Widerwärtigkeit sind

sie mutlos. Auf dem Krankenlager verlieren sie die Geduld und die Hoffnung. Im Blick aufs Sterben wollen sie verzweifeln — es bringt ihnen ja auch nur die nimmer endende Nacht trostloser Gottesferne. — Das sind die, welche den Weg des Todes gehen!

2 a. Folget mir! so ruft uns einer, der den Weg des Lebens erwählt hat und auch uns darauf wissen möchte. Darum stellt er nun neben das dunkle Nachtbild, das er uns zuerst zeigte, noch ein helles Lichtbild.

b. Unser Wandel ist im Himmel! Hier auf Erden leben wir zwar noch, aber als Leute, die wissen: droben ist unsere Heimat! Der Himmelsbürger meidet alles, was ihm sein himmlisches Bürgerrecht rauben könnte. Und im Kampf wider Sünde und Versuchung steht ihm Christi Kreuz als Siegespanier vor Augen.

c. Dieser Blick aufs Kreuz ist verbunden mit einer seligen Hoffnung. Der am Kreuze hing in tiefster Erniedrigung, wird wiederkommen vom Himmel her mit Macht und Herrlichkeit. Wir warten auf seine Erscheinung. Aber unsere Wartezeit ist keine bange, sondern eine frohe und selige. Wenn der große Tag anbricht, dann bricht auch für die Himmelsbürger die Zeit seliger Freude und himmlischer Herrlichkeit an.

d. Diese Verherrlichung erstreckt sich sogar auf unsern Sündenleib. Jetzt zieht er uns abwärts, reizt zur Sünde, erstickt durch seinen bösen Willen manche gute Regung im Herzen. Aber dann wird er ähnlich werden dem verklärten Leibe Christi — rein und heilig, ein Tempel des Geistes.

Welch ein herrlicher Ausblick vom schmalen Weg aufs endliche Ziel! Und der, der angetan ist mit einer Macht, der alles gehorchen muß, steht an unserer Seite alle Tage bis an der Welt Ende. — Das ist der Weg des Lebens!

Wer darauf wandelt, hat trotz dem Spott der Welt das gute Teil erwählt, das nicht von ihm genommen wird.

Zwischen zwei Wegen nur bleibt uns die Wahl. Und damit wir die recht Wahl treffen und das Ziel nicht verfehlen sollen, ruft uns der Apostel zu: Folget mir! So gefeiert wird uns das Totenfest endlich zu einem Lebensfest!

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Eine Statistik der Methodistenkirchen in der ganzen Welt umher findet sich im „Wesleyan Methodist Kalender 1905." Wir geben nur die Summen der Rubriken. Aufgezählt werden 28 verschiedene methodistische Körperschaften, auch solche aus Afrika (?) und Australien sind mitgezählt, ferner die „Evangelische Gemeinschaft" und die „Vereinigte Brüder in Christo." Die geben zusammen: kommunionberechtigte Mitglieder 8,334,801, ordinierte Prediger 3,133, Laienprediger 1,064,428, kirchliche Gebäude 97,132. Wenn die Kommunikantenzahl mit 3 oder 4 multipliziert wird, so ergibt das von 25 bis 33 Millionen Anhänger des Methodismus.

„Der Alte Glaube“ schreibt: Ueber die Beteiligung der verschiedenen protestantischen Denominationen von Nord-Amerika an der Berliner Domweihe ist nun durch die kirchliche Presse jenseits des Ozeans Authentisches bekannt geworden. Anwesend waren Professor Brown vom Union Seminary, Dr. Prugh von der reformierten Kirche, Dr. Dickie von der presbyterianischen Kirche und Dr. Heischmann vom New Yorker Ministerium. Durch ein gemeinsames Glückwunschtelegramm beteiligten sich der anglikanische Bischof Potter, die methodistischen Bischöfe Lawrence und Andrews, der Baptist Dr. Faunce von Brown Seminary, Dr. Hall von Union Seminary und die Lutheraner Dr. Remensnyder und Dr. Krotel aus New York. Eine andere Kabeldepesche sandten, allerdings ohne jede weitere kirchliche Beziehung, die Führer des „General Konzils“ und der „Generalsynode“, Dr. Späth, Dr. Butler, Dr. Hamma, Dr. Miller, Dr. Wenner, Pastor Weiskotten und Schieren. Die Anmaßung des Dr. Heischmann, die große lutherische Kirche, ja das ganze evangelische Deutschtum von Nord-Amerika in Berlin zu vertreten, wurde in seinem Heimatlande mit gebührender Entrüstung gewürdigt. Er hatte keinen Auftrag und keine innere Berechtigung. Die Reden, die er in Berlin führte, werden deshalb offen als flunkerhafte Großsprecherei bezeichnet. Aber auch die Depesche des „General Konzils“ und der „Generalsynode“ hat viel böses Blut gemacht. Selbst wenn beide Hand in Hand gehen, stellen sie noch lange nicht die „Lutheraner von Amerika“, wie sie sich nannten, dar. Die strengeren Synoden, von Missouri gar nicht zu reden, segeln nicht in ihrem Fahrwasser. Die Frucht des Friedens ist also auch auf diesem Boden nicht erwachsen. Man berauscht sich an einer künstlichen Verbundenheit und muß bald merken, daß der Untergrund jeder lebenskräftigen Einheit, die innere, geistliche Einigkeit, fehlt.

Die Generalsynode ist die einzige lutherische Synode in Amerika, die für ihre dienstunfähigen Pastoren und deren Witwen in Washinton, D. C., ein Altenheim besitzt, im Wert von $60,000. Der Fonds zur Unterstützung bedürftiger alter Pastoren beträgt über $200,000. Die Synode erwartet von jedem ihrer vielen Gemeindeglieder für diesen Zweck pro Jahr 7 Cents. Ob sie das bekommt, oder einzutreiben im stande ist, ist freilich eine andere Frage. Auch unsere Synode dürfte der Frage eines synodalen Altenheims für betagte, einzelstehende Invaliden und Witwen näher treten. Ist doch dieselbe, Seite 82 in unsern Berichten der Synodalbeamten pro 1905, ausdrücklich nahe gelegt. Um so mehr erscheint das nötig, da leider abermals Versuche gemacht werden, an Stelle unsers bewährten Unterstützungssystems ein neues Experiment zu setzen, so daß wir in Gefahr kommen, das Alte zu verlieren, und nichts Besseres dafür bekommen.

Intersynodale Konferenz. Einem im vorigen Jahre in Detroit gefaßten Beschlusse gemäß wird eine weitere freie Konferenz von Gliedern lutherischer Synoden vom 8. August (9 Uhr vormittags) an in Fort Wayne, Ind., stattfinden. Die Konferenz tagt in der Schulhalle der St. Johannes-Gemeinde, an der Ecke der Washington Boulevard und Van Buren Straße.

Deutsch-presbyterianische Kirche in Amerika. Dieser Kirche fehlt zur Zeit noch eine einheitliche Organisation fürs ganze Land; sie ist geteilt im Osten und Westen. Es gibt demnach eine östliche und eine

westliche Konvention, die auch zwei verschiedene offizielle Blätter haben. Die östliche ist vertreten von „Deutscher Evangelist“, redigiert von Pastor Fr. W. Hock in Newark, N. J.; die westliche von dem „Presbyterianer“, redigiert von Pastor Dan. Grieder. Der Kalender wird das eine Jahr von der östlichen, das andere von der westlichen Konvention herausgegeben. Eine theologische Schule besitzt der Westen in Dubuque, Ja., während die östliche Schule bekanntlich in Bloomfield, N. J., sich befindet. Der „Deutsche Evangelist“ schlägt nun aber seinen westlichen Brüdern folgendes Programm zur Beratung vor.

Was denken unsere Brüder im Westen zu diesem Programm für gemeinsame Arbeit:

Die deutsche presbyterianische Kirche in Amerika erstrebt: a. Ein gutes — 16 bis 20 seitiges Kirchenblatt. b. Einen guten, geschmackvoll illustrierten, reichhaltigen Kalender. c. Eine Publikationsniederlage im Osten und eine im Westen, die zusammenarbeiten zum Wohle unserer presbyterianischen Kirche. d. Regelmäßigen Austausch von Delegaten hin und her zu unsern Konventionen; mit, sagen wir alle fürf Jahre — oder alle 2½ —, einer großen gemeinsamen deutsch-presbyterianischen Konvention in der Nachbarschaft (auf ein paar Hundert Meilen kommts nicht an) von Cincinnati, O. e. Zwei gute, deutsche Seminarien, eins im Osten und eins im Westen. Doch sollte auch hier ein gegenseitiges Besuchen der Anstalten durch Delegaten, Besichtigen und Besprechen des Werkes u. s. w. angestrebt werden.

Rockefeller's Missionsgabe. Die „Deutsch-Amerikanische Zeitschrift für Th. und K.“ erörtert im neuesten Heft die viel debattierte Missionsgabe Rockefellers von $100,000, die so viel Staub aufwirbelt und Urteile für und wider erzeugt hat. Nachdem das Privat- und das Geschäftsleben des Mannes in kürze beleuchtet worden, stellt sie für Beurteilung der Frage folgende, wie wir glauben, richtige Allgemeine Grundsätze auf: 1. Die Kirche muß klar und bestimmt die Ansicht zurückweisen, als ob eine Gabe für wohltätige Zwecke etwaiges Unrecht, welches mit dem Erwerb des Geldes verbunden war, bedecken, gutmachen könne. Missionsgaben sind nicht Gewissens-Beschwichtigungsmittel, noch sind sie Indulgenzen, um ungestraft sündigen zu können.

2. Die Kirche darf auch nicht den Schein erwecken, als ob sie von dem Kapitalismus erkauft und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden könne. Sie steht in dem herrschenden Klassenkampfe über den Parteien, als Vertreterin der göttlichen Forderungen von Recht und Gerechtigkeit und muß das Unrecht strafen, ob es nun der Kapitalist begehe oder der Arbeiter.

3. Die Kirche kann unmöglich jede Gabe darauf hin untersuchen, wie das Geld verdient worden ist. In dem vorliegenden Falle handelt sichs freilich um eine große Summe, aber dieselben Grundsätze kommen schließlich auch bei der kleinsten Gabe in Betracht. Die betreffenden $100,000 mögen nun auf eine durchaus einwandfreie Weise verdient worden sein, denn manche Geldanlagen Rockefellers und der durch dieselben erzielte Gewinn sind ganz ehrlich, wie er überhaupt die Anfänge seines geschäftlichen Erfolges streng rechtlichen, sehr schätzenswerten Eigenschaften zu verdanken hat. Anderseits mag manch ein Dollar- und 10-Cent-Stück, das jemand in die Sonntagskollekte wirft, durch Betrug erlangt sein. Wer kann bei unsern komplizierten Verhältnissen dies wissen?

Haben die Kirchen das Geld der südlichen Pflanzer, das durch Sklavenarbeit verdient war, zurückgewiesen? Weisen Kirchen das Geld von Brauern und Destillateuren zurück? Werden nicht auch ganz unkirchlich gesinnte Leute um Beiträge angegangen? Entsprechen die mannigfaltigen Lustbarkeiten, mittels derer Kirchen Geld für ihre Bedürfnisse sammeln, dem neutestamentlichen Sittlichkeitsideal und erziehen sie die Teilnehmer zu einem reineren geistlichen Leben? Wie viele Kirchenglieder, welche die verschiedenen Anstalten reichlich unterstützen, haben sich als Betrüger erwiesen? Und wie steht es mit den Geldern, welche in staatskirchlichen Ländern seitens der Regierung für Kultuszwecke verausgabt werden? Ist da nicht mancher Pfennig mit Unrecht erworbenes Gut oder kommt von erklärten Feinden der christlichen Religion, die im Herzen fluchend die Steuern bezahlen? Wo soll die Linie gezogen werden?

4. Hat die Kirche ein Recht, Geld zurückzuweisen, mit welchem sie Elend lindern, Tränen stillen, Armen helfen, Unwissende belehren kann? Will jemand für seine Person sich mit derartigem Gelde nicht helfen lassen, so steht es ihm frei, die Hilfe zurückzuweisen. Hat er aber das Recht, andere von erwünschter Hilfe auszuschließen? Wir meinen nicht. J. L. N.

500,000 amerikanische Ehescheidungen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in gewissen Teilen der Vereinigten Staaten keine sehr gewichtigen Gründe nötig sind, wenn diejenigen, „die Gott vereinigt hat", gesetzlich geschieden sein wollen; es ist oft genug berichtet worden, was für lächerliche Scheidungsgründe schon als stichhaltig galten. Die zunehmende Zahl der Scheidungen ist eine Rassengefahr geworden, und eine Vereinigung von amerikanischen Geistlichkeiten aller Bekenntnisse hat sich gebildet, um gegen diese Scheidungssucht anzukämpfen. Sie weisen darauf hin, daß in 20 Jahren über 500,000 Scheidungen in den Vereinigten Staaten ausgesprochen worden sind. Während derselben Zeit hat man in ganz Europa mit seiner Bevölkerung von 380,000,000 gegen 80,000,000 in den Vereinigten Staaten nur 214,841 Scheidungen gezählt! Ueber 1½ Millionen amerikanische Kinder haben den Zusammenbruch ihres Elternhauses erlebt. Die Rechtsanwälte haben für ihre Dienste bei Scheidungsprozessen 100 Mill. Mk. erhalten. Die Anzahl der geschiedenen Personen ist größer als die Bevölkerung mancher der 45 Staaten und Territorien der Union.

Die „Ehe" eines ausgetretenen Priesters ist in Oestreich ungültig. Der seltene Fall, daß ein ehemaliger katholischer Priester nach Religions- und Standeswechsel eine Ehe einging, die nach sechsjährigem Bestande von Amts wegen aufgelöst wurde, beschäftigte vor kurzem den obersten Gerichtshof in Wien. Der jetzige geschiedene Ehemann hatte als Kleriker des Kreuzherrnordens am 17. Oktober 1878 das feierliche Ordensgelübde abgelegt, wurde am 21. Dezember 1878 zum Ordenspriester geweiht, trat dann am 9. Juni 1882 aus dem Orden aus und zeigte nach Absolvierung der medizinischen Studien und Erlangung des Doktorgrades bei der Wiener Bezirkshauptmannschaft an, daß er aus der katholischen Kirche austrete und das Bekenntnis der reformierten evangelischen Kirche annehme. Am 2. Mai 1898 wurde er mit dem Mädchen, dem zuliebe er den Priesterstand verlassen hatte und das gleichfalls Protestantin wurde, von dem zuständigen evangelischen Pfarrer getraut. Durch Urteil des Kreisgerichts Chrudim vom 6. Mai 1904, das später vom Oberlandesgericht als Berufungsgericht bestätigt

wurde, wurde diese Ehe als ungültig erklärt. In der eingelegten Revision wurde bestritten, daß ein katholischer Priester auch nach dem Religionswechsel zur Ehelosigkeit verurteilt sei. Der oberste Gerichtshof hat jedoch die untergerichtlichen Urteile bestätigt und die Ehe für ungültig erklärt, und zwar mit der Begründung, daß ein Priester, der die höheren Weihen empfangen und das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt habe, weder durch den Austritt aus dem Priesterstande, noch durch Annahme eines andern Glaubens das ihm ständig anhaftende Ehehindernis beseitigen kann. — Dem Manne kann in Amerika geholfen werden, wo die Römischen solche Macht über das bürgerliche Recht nicht haben. Daß sie auch bei uns nach solcher Macht streben, ist bekannt — solche Fälle aber sollten allen denen, die die Freiheit lieben, die Augen öffnen über das, was wir von Rom zu erwarten haben.

(K. Bl., Ja.)

Auf der Konvention der Amerikanischen Rabbiner, die im Laufe dieser Tage in Cleveland tagte, einigte man sich dahin, daß man von Aenderungen in dem Glaubensbekenntnisse und der Gründung einer Synode der freisinnigeren Gemeinden zurzeit absehen wolle, da ein solcher Schritt eine Spaltung hervorrufen könne; jedoch wurde ein Komitee eingesetzt, welches die Frage eingehend studieren und bei der nächsten Konvention berichten soll. Es handelt sich hierbei auch um die Feier des Sonntags an Stelle des Sabbats und die Lehre von dem Messias, ob dieser in Form einer Zeitperiode zu erwarten sei, welche dem Millenium vorhergehen wird, oder in einer Person, wie die orthodoxen Israeliten glauben. Es wurde auch beschlossen, darüber zu wachen, daß in den Landesschulen nicht Religionsunterricht eingeführt werde oder sektiererisches Wesen.

Ausland.

Die Versammlung der Mittelpartei und ihr neues Programm. Das letzte Heft brachte an dieser Stelle vor allem den Bericht über die landeskirchliche Versammlung vom 2. und 3. Mai in Berlin, die als Protestversammlung gegen den kirchlichen Liberalismus einberufen war. Wenige Tage vorher hat in Halle a. S. die Evangelische Vereinigung, am 26. und 27. April, eine landeskirchliche Versammlung abgehalten. Der offizielle Bericht darüber ist im Maiheft der „Deutsch-Evangelischen Blätter" erschienen und auch separat von Eugen Striens Verlag in Halle zu beziehen. Dem Gottesdienst mit Predigt von Prof. Kawerau folgten Abends eine Begrüßungs- und am folgenden Morgen die Hauptversammlung mit ungefähr 150 Teilnehmern.

Die unter obigem Namen Versammelten waren die Vertreter der in früheren Jahren öfter genannten „Mittelpartei", welche zu vermitteln suchte zwischen der orthodoxen Rechten und der liberalen Linken in der Evangelischen Kirche Deutschlands. Entstanden ist diese Mittelpartei im Herbst 1877 durch den Zusammenschluß provinzieller (Evang.) Vereine.

Von dem äußern Stand der Partei erhielt man ein allgemeines Bild durch die Mitteilung, daß es in Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Ost- und Westpreußen einige Provinzialvereine geben, Mitglieder ohne besondern Zusammenschluß besonders in Rheinland und Pommern. Ueber die innere Parteilage belehren uns die Worte des Vorsitzenden:

„Schon nach Schluß und auf Grund der Erfahrungen der Generalsynode

von 1903 war es mit Händen zu greifen, daß, solle der Einfluß der Evangelischen Vereinigung auf das landeskirchliche Leben gefestigt, oder richtiger, solle sein Niedergang verhindert werden, vor allem die in unsern Kreisen selbst zutage getretene Unklarheit und Uneinigkeit auf ihre Ursachen untersucht, und, wenn mit Gottes Hilfe möglich und soweit mit der Wahrheit verträglich, abgestellt werden müsse. Denn es konnte in manchen Augenblicken und Lagen scheinen, als ob die Evangelische Vereinigung ein Programm überhaupt nie gehabt habe oder jedenfalls jetzt nicht mehr besitze. Wir müssen ein von allen gekanntes und geprüftes Programm haben.... Die Veteranen sterben aus. Der Nachwuchs ist gefährdet, wenn wir nicht auf den Plan treten."

Um die Partei also nach innen und außen zu kräftigen, sollte jetzt ein neues Programm aufgestellt und versandt werden, um neue Glieder zu werben für die Ausscheidenden. Die „Reformation" gibt denn auch in No. 25, Seite 398 ff., das neuaufgestellte Programm der Partei, das wir aber nicht in extenso veröffentlichen können. Wir geben die Hauptsumme.

„In sechs Abschnitten handelt es von den verschiedenen Aufgaben der Kirche in unserer Zeit. Vieles bietet es, was von vielen andern auch anerkannt wird." So: „Die Bewahrung des Landeskirchentums, Pflege der Union, Kräftigung des kirchlichen Lebens in den Gemeinden, die Forderung kirchlicher Rechte für an der Gemeindearbeit teilnehmende Frauen, eine von bureaukratischem und formulistischem Wesen freie Verwaltung durch das Kirchenregiment, die äußere Fürsorge für den Pfarrerstand, den Zusammenschluß der Landeskirchen, eine evangelische Handhabung des Ordinationsgelübdes, die Erledigung der Lehrprozesse nicht mehr im Rahmen des gewöhnlichen Disziplinarverfahrens, und die allgemeinen Aufgaben gegenüber der sozialen Frage und Rom." Das sind Forderungen, die man auch anderswo gutheißt.

Das Charakteristische ist aber, wie die Partei sich zu diesen Fragen stellt, resp. in welcher Weise sie dieselben erledigen möchte. „Reformation" berichtet wie folgt:

„Das bestehende Landeskirchentum mit seinem Summepiskopat, seiner staatlichen Bindung der Kirche und seinen geltenden Gesetzen wird allseitig und von vornherein in Schutz genommen gegenüber allen auf größere Freiheit der Kirche gerichteten Bestrebungen. Der Gemeinschaftsbewegung gegenüber wird im wesentlichen eine zuwartende Stellung gefordert. Muß nicht der, der sie recht einschätzt, vielmehr für ihre gesunde Förderung eintreten? Das bestehende Wahlrecht soll geschützt werden in dem Sinn, daß alle kirchlichen Steuerzahler das gleiche Recht haben sollen, abgesehen von ihrer sonstigen kirchlichen Stellung. Kennt man nicht die Gefahren, die von dieser Seite gerade die Gemeinde mit unkirchlichen Majoritäten zu überfluten drohen? Die Selbständigkeit des Pfarramts und der Einzelgemeinde gegenüber dem Kirchenregiment soll zur vollen Geltung kommen. Gibt es aber nicht jedem Regiment gegenüber nur eine bedingte Selbständigkeit?

„Jede Einführung einer rechtlichen Bildung und Einschränkung der Freiheit der theologischen Lehre halten wir.... für verderblich und widersprechen auch fortgesetzt der Beteiligung des Generalsynodalstandes an der Berufung der theologischen Professoren."

Dagegen führte treffend, wenn auch erfolglos, Professor Hering aus, daß mit jeder rechtlichen Berufung auch eine rechtliche Bindung gegeben sei;

ohne eine solche sei überhaupt keine soziale Funktion denkbar; wer einen Lehrauftrag habe, dem dürfe man nicht sagen, er sei unbeschränkt.

An diesem Punkte tritt unsers Erachtens ein durchgreifender Fehler der Partei und ihres neuen Programms zutage; er liegt in der Beurteilung der „Gemeinde". Man weiß, daß diese die christliche, bekennende Gemeinde sein sollte, übersieht aber vielfach, daß sie das nicht ist und begnügt sich mit ihr als der Gemeinde im gewöhnlichen Sinne. Wo es ihre äußere Freiheit gilt, verlangt man möglichste Rechte für sie; wo es aber ihre innere Gründung auf das Bekenntnis gilt, versagt man ihr Recht. Die freigewählte Vertretung der Gemeinden, der Generalsynodalvorstand, soll bei einer so wichtigen Frage wie die der Besetzung der theologischen Professuren, die für die Vorbildung ihrer Geistlichen von entscheidendem Einfluß ist, nicht einmal neben den staatlichen Organen mitwirken dürfen. Und weiter. Eine staatlich geleitete Kirche verlangt als Korrelat, daß ihre Leitung sich an den Bekenntnisstand der Kirche gebunden weiß, und ebenso verlangt die anzuerkennende Bedeutung der Einzelgemeinde als Korrelat, daß sie sich als eine bekennende wisse oder doch zu einer solchen erzogen werde. Das führt uns zu dem zweiten, tiefergreifenden Mangel des neuen Programms, zu seiner Bekenntnisstellung.

Von den Provinzialvereinen Brandenburg und Ostpreußen war der Antrag gestellt, das Bekenntnis zu Jesus, dem Sohne Gottes, ausdrücklich in das Programm aufzunehmen; das wurde abgelehnt und dafür gesagt: „Die Offenbarung Gottes in Christo bleibt uns allezeit der Grund unsers Heils, die Heilige Schrift die maßgebende Urkunde der Offenbarung."

Um diese zu den einleitenden Sätzen des Programms gehörende Frage drehte sich auch das Hauptinteresse der Verhandlungen selbst. Gewiß steht jenes Bekenntnis nicht ausdrücklich in dem Programm der Gesamtvereinigung von 1877, sondern in dem früheren zweier Provinzialvereine, darunter des sächsischen; gewiß ist sein Fortlassen auch nicht etwa gegen die persönliche Glaubensstellung derer, die dafür gesprochen und gestimmt haben, auszunutzen; die Herren Dr. Haupt und Dr. Kahl haben sich persönlich ausdrücklich zu ihm bekannt. Aber nachdem Predigt und Morgenandacht so entschieden die Notwendigkeit eines festen Bekenntnisses betont hatten, nachdem seine Aufnahme einmal beantragt und sehr warm für sie gesprochen war, u. a. von Dr. Weser mit Rücksicht auf die schlichtgläubigen Gemeindeglieder, von Dr. Deutsch mit der Betonung, daß man nicht die Geschäfte der Linken zu besorgen habe, und, was man bekennen könne, auch bekennen solle, und von Professor Kühl mit dem schlagenden Hinweis, daß die Anerkennung der Offenbarung Gottes in Christo und der Heiligen Schrift als ihrer maßgebenden Urkunde noch viel allgemeiner und willkürlicher ausgedeutet werde: so ist zugleich im Blick auf die allgemeine kirchliche Lage unserer Zeit die Ablehnung jenes Bekenntnissatzes als das eigentlich Kennzeichnende des neuen Programms anzusehen. Für sie wurde von dem Vorsitzenden angeführt, daß die programmatischen Kundgebungen dem neuen Programm als Anhang beigegeben werden sollten und damit „die historische Kontinuität" des Bekenntnisses vollkommen gewahrt und bezeugt sei; auch handele es sich jetzt nicht um ein konstituierendes Programm. Dr. Haupt erklärte, es handele sich nur um eine rein formelle Differenz, und betonte auf der einen Seite, daß der fragliche Satz sich durchaus nicht nach rechts und links zur Abgrenzung eigne, auf der andern aber zugleich, daß er durch die ausdrücklich erklärte fortdauernde

Geltung des ursprünglichen Programms doch eigentlich anerkannt sei. Ausschlaggebend waren nicht diese Gründe, deren leichtes Gewicht ohne weiteres einleuchtet, sondern — und diese Ansicht wird durch den Bericht bestätigt — der Wunsch und die Hoffnung, durch Weglassung jenes Bekenntnissatzes neue Mitglieder von links her zu gewinnen. Am ehesten ist dabei an die „Freunde der Christlichen Welt" und die Leute der religionsgeschichtlichen Volksbücher zu denken. Einer von ihnen, Lic. Schian-Görlitz, erklärte im Namen vieler, daß sie darauf warten, daß die Evangelische Vereinigung ihnen ihr Tor auftue, und sie in ihr nicht bloß geduldet sein wollten, sondern volles Recht beanspruchten. Daß die jüngere Generation mit ihrem zarten Gewissen leicht an jenem Bekenntnis Anstoß nehme, daß der Nachwuchs in der Partei, ja, daß die Zukunft der ganzen Landeskirche aufs äußerste gefährdet sei, wenn es nicht gelinge, jüngere Kräfte im Sinn der Partei zur Mitarbeit zu gewinnen, daß man auch die Laien, die für dogmatische Fragen kein Verständnis hätten, berücksichtigen müsse, das waren die ausschlaggebenden Gründe.

Damit hat die Partei im Ganzen unserer kirchlichen Lage einen kräftigen Ruck nach links getan *und tun wollen*. In seiner Eröffnungsrede sagte der Vorsitzende ausdrücklich, daß viele evangelisch-geistliche Männer auf ein klares Programm geradezu *warteten*, ein Programm, wurzelnd einerseits unveränderlich in dem biblisch beurkundeten und durch die reformatorischen Bekenntnisse bezeugten Evangelium von der Erlösung der Menschheit durch den lebendigen Gottessohn, — frei anderseits von einer durch den Geist Christi, durch den sich ununterbrochen fortsetzenden Fortgang der Reformation und durch die evangelische Freiheit verwehrten Bindung unter eine formalisierte Bekenntnisgerechtigkeit, — ein Programm endlich, welches sich nicht in allgemeine, daher unverständliche Gelöbnisse und Beteuerungen verflüchtigen, sondern zu den aktuellen Fragen des kirchlichen Lebens der Gegenwart klare Stellung nehmen will. Diese Männer sollen uns willkommen sein. Ihnen müssen wir die Türe aufmachen. Darüber täusche sich keiner: wir haben keine Anerkennung und keinen Zuzug von rechts zu erwarten, wenn wir jenen die Türe verschließen. Wohl aber schädigen und schwächen wir unermeßlich unsere eigene kämpfende wie verteidigende Stellung nach links, wenn wir zu engherzig sind, Männern, die sich auf jener Grundlage mit uns vereinigen wollen, die Hand zur praktischen Arbeit freudig zu reichen.

Das neue Programm tut weitherzig den Männern von links die Türe auf, aber es tut es um den Preis seines innern Gehalts. Die „Bindung unter eine *formalisierte* Bekenntnisgerechtigkeit", welche von den andern, auch den positiven Parteien wünschte sie? „Eine klare Stellung zu den aktuellen Fragen des kirchlichen Lebens der Gegenwart," welche Partei wollte eine solche nicht auch einnehmen? Aber, daß das Programm „das Evangelium von der Erlösung der Menschheit durch den lebendigen Gottessohn", das doch in den obigen Worten grundlegend betont ist, nicht nur nicht ausspricht, sondern nach ausdrücklich gefaßtem Beschluß nicht aussprechen soll, diese Bekenntnisfurcht oder doch Bekenntnisschlaffheit ist das Kennzeichnende des Programms und rückt die Partei von der positiven Seite ab. Wohl sollen wir auf allerlei Weise die Fernstehenden zu gewinnen suchen; aber das kann nur von einem festen Standpunkt aus geschehen. Und ist die Stellung zu Jesus Christus der entscheidende Punkt für alles christliche und kirchliche Leben, so sonderlich für eine größere Gemeinschaft, die bestimmenden Einfluß auf unsere Landeskirche ausüben will. Wir stimmen dem Wort

von Professor Hering in der Morgenandacht zu: „Kirche und werbende Tätigkeit beruhen auf der Intaktheit des Evangeliums."

Das neue Programm wird wirken. Alte, treue Mitglieder werden ausscheiden; wie wir zuverlässig hören, hat Prof. Hering das bereits getan; andere, die, ohne der Partei zuzugehören, doch ihr nahestanden, werden von ihr abrücken. Die Jungen von links werden kommen und ihr Recht geltend machen; die Partei wird fortbestehen, vielleicht neu aufleben, aber sie wird eine andere sein. Und als solche wird sie mehr als bisher zur Scheidung der Geister und Klärung der kirchlichen Lage dienen, und das ist ein Gewinn.

Die vierte Eisenacher Gemeinschaftskonferenz. In Kösen, nicht in Eisenach fand dieses Jahr die eben genannte Versammlung statt, vom 13. bis 16. Juni. Diese Konferenz möchte zwischen der positiven theologischen Wissenschaft der Gegenwart und der gläubigen Gemeinde eine innere Fühlung herstellen. Sie will die Beweise beibringen, daß die Werkstatt der Theologie in dem großen Kampf zwischen Glauben und Unglauben den Jüngern Christi schneidige Waffen liefert.

Daran hat es auch in diesem Jahre nicht gefehlt. Es war nicht nur für Theologen eine willkommene Anregung, sondern auch für die Gemeindeglieder eine Glaubensstärkung, den Darbietungen vom Felde theologischer Wissenschaft zu lauschen, wie sie Lic. Dr. Kögel-Greifswald und Dr. Lepsius am Mittwoch und Donnerstagvormittag und in der Theologischen Konferenz am Freitag Prof. D. Kähler vorlegten.

Bei dem Gegenstand, den Dr. Kögel zu behandeln hatte, „Die Heilige Schrift und die gläubige Gemeinde" stand im Hintergrund die Frage nach der Inspiration, die in der Gemeinschaftsbewegung mehrfach brennend geworden ist. Zwar hielt sich der Vortragende auf der Höhe akademischer Erörterung, ohne in das Kampfgefilde der Gegenwart herabzusteigen. Auch die Besprechung zog nicht die praktischen Folgerungen. Doch haben die Nichttheologen einen tiefen Eindruck empfangen von dem tiefen Ernst und der geheiligten Art, mit der auch die Theologie die Schrift behandelt, wenn sie den Glauben der Gemeinde teilt. Obgleich auf die menschliche Seite der Bibel nachdrücklich hingewiesen und alle Buchstabenknechtschaft abgewiesen wurde, zeigte der Vortrag, wie der Standpunkt der Theologen einen vollwichtigen, ja bessern Gebrauch der Bibel ermöglicht, als der der Vertreter der alten Verbalinspiration.

Für Dr. Lepsius mit seinem Vortrag über „Das Lebenswerk Jesu" bildete die Verbreitung der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" mit ihrer Verkümmerung des Jesusbildes den wirkungsvollen Hintergrund. Es war ihm gegeben, in seiner bekannten glänzenden Dialektik, die sich mit dem Bewußtsein des verantwortlichen Ernstes der Lage und dem Vollton der Glaubensüberzeugung verband, die Herzen der Hörer mächtig zu ergreifen, so daß Dr. Kähler von einer Besprechung abzusehen riet, um den Eindruck nicht verwischen zu lassen. L. stellte das Lebenswerk Jesu unter den Gesichtspunkt der Thronbesteigung des himmlischen Königs, der durch seinen Lebens- und Todesgang sich würdig erzeigt, die Herrschaft über die Geschichte, über die Natur und über die Sünder auszuüben, die er an seiner Herrlichkeit teilnehmen lassen will.

Dr. Kähler endlich ging in seinem Vortrag über „Heroenkultus und Jesusglaube" aus von dem religiösen Kultus, den man hie und da bei der

Zentenarfeier Schillers mit dem großen Dichter getrieben hat. Er zeigte in seiner feinen, ebenso fesselnden wie überzeugenden Weise, welche Mängel dieser Geistesrichtung anhaften, die in der Neuzeit auf Thomas Carlyle zurückgeht, dessen Quellen wiederum in der Sturm- und Drangperiode der Deutschen Jean Paul, Schiller und Göthe zu suchen sind. Dieser Idealismus ist doch mit seiner Forderung und Verheißung nur ein abgeblaßtes Altes Testament, das mit seinem Gesetz und seiner Verheißung sehr viel Höheres bietet. Mit diesem Heroenkultus hat Jesus in keiner Richtung etwas zu tun. Die Kennzeichen des Heros treffen bei ihm nicht zu. Was er von uns fordert, was er in uns wirkt, ist nicht sittliche Anspannung, seelische Erhebung, sondern Glaube und Anbetung, die nur Gott gebühren. Er ist nicht quantitativ von uns geschieden, er ist Gott. Der außerordentlich gedankenreiche Vortrag kann mit wenigen Worten nicht gewürdigt, er muß gelesen werden. Die Verhandlungen sollen diesmal auch bald in Druck erscheinen, während die des vorigen Jahres infolge bedauerlicher Umstände allzu lange auf sich warten ließen.

In dieser Besprechung bekannte sich Inspektor Lic. Macholz vom Predigerseminar in Wittenberg als Schüler von Troeltsch und Gesinnungsgenosse der Verfasser der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“.

Die Konferenz forderte dieses Jahr zur förmlichen Mitgliedschaft auf, und lud die Teilnehmer ein, sich durch Gebet, Arbeit und Beitragszahlung als Träger der Sache anzusehen und nicht nur alles dem Vorstand zu überlassen. Die Einladung fand kräftigen Widerhall und verschaffte sogleich der Konferenz eine große Anzahl von Mitgliedern.

Zur Domweihe in Berlin bringt die „Studierstube“ vom Juni nachträglich allerlei Preßstimmen, die dem gläubigen Christen einfachen Schlages zu denken geben. Wir bringen nachstehend einige davon zum Abdruck.

1. Aus „Die Wacht“ No. 9. Der „Wächter“ hätte es für die schönste und herrlichste Domfeier der Evangelischen Kirche gehalten, wenn der Evangelische Oberkirchenrat zu diesem Tage klipp und klar und ohne Umschweife seine Entscheidung in Sachen des „Falles“ Fischer, sein unumwundenes Bekenntnis zu der Wahrheit des Evangeliums bekannt gegeben hätte. Das hätte dem ganzen äußerlichen Akt einen Gottesstempel verliehen, der in ungezählten evangelischen Christenherzen ein freudiges, jauchzendes Danklied hervorgerufen haben würde. Noch steht diese Entscheidung immer aus. Es wird Zeit, daß Klarheit in die Lage hineingebracht wird, damit wir nicht mit schmerzlichem Seufzen und stiller Resignation, sondern mit frohem, leichtem Herzen wieder von unserer Evangelischen Kirche singen können: „Ich hab sie lieb, die teure Magd!“ Die pomphafte Domweihe kann uns diese Fröhlichkeit nicht geben.

2. „Tägliche Rundschau“ 1905, 5. 3. 05. In Berlin wurde mit großem, eindrucksvollem, aber nicht protestantischem Gepränge, das auch die kirchlichen Feiern des letzten Jahrzehnts auszeichnet, der Dom eingeweiht — ein Siegesfest des Protestantismus, zu dem nur unsere innerpolitische Lage, das Ducken und die Abhängigkeit unserer Regierung vor dem Zentrum nicht stimmen will. Der Kaiser fühlte sich, umgeben von den vielen fremden hohen Geistlichen, als Mittelpunkt des Protestantismus, mit dem das Deutsche Reich steht und fällt; aber wenn die fremden Gäste ihren Besuch in Berlin

etwa dazu benutzten, um unsere Parlamente zu besuchen und vielleicht der Kultusdebatte im Abgeordnetenhause beizuwohnen, so wäre vielleicht auf ihre Festesfreude wie ein Schatten die Erkenntnis gefallen, daß in wenigen Ländern der Romanismus so siegreich zum Angriff marschiert wie im Mutterlande der Reformation, und daß er nirgends auf so viel Nachgiebigkeit und Weichheit stößt wie bei uns, wo die Regierung heute selbst noch nicht weiß, durch welche neuen Konzessionen sie ihre nächsten großen Aufgaben, die Reichsfinanzreform und die Flottenvorlage, vom Zentrum einhandeln soll.

3. Pfarrer Naumann schreibt in seiner „Hilfe“ folgendes: Die Spannung, mit der man der Einweihung entgegenging, bezog sich wesentlich auf die Innenräume. Diese waren vorher nicht einmal im Bild bekannt. Beim ersten Besuch überwog das Gefühl: so muß der Tempel des Herodes gewesen sein! Gutes Material, viel Marmor und Gold, überhaupt reelle Arbeit, aber keine Frömmigkeit und kein Kunsteindruck für die Gegenwart: eine geschmackvolle Rekonstruktion italienischer Spätrenaissance. „Man hat dem lieben Gott ein schönes Schloß gebaut.“ Das ist kein deutsches Gotteshaus, sondern ein romanisches. Das ist keine protestantische Kirche, sondern eine katholische. Sollten einmal, was wir nicht hoffen, die Hohenzollern zum Katholizismus übertreten, so würden sie diese Hofkirche nur wenig verändern müssen. Statt der Standbilder aus der Reformationszeit würde man dann andere Heilige anbringen müssen, und draußen würde man die Luther-Reliefs durch andere Darstellungen ersetzen, aber der Charakter ist von vornherein so, um diese Möglichkeit freizuhalten. Die Dresdener Hofkirche ist im Grund nicht viel anders. Das paßt in die Zentrumszeit, dient aber nicht dazu, diese „erste protestantische Kirche des Kontinents“ (Ulmer Dom!) beim nichtkatholischen Volke beliebt zu machen. Was haben wir eigentlich in diesem hohen Prunk- und Kuppelraum zu suchen? Hier soll das Evangelium verlesen werden! Schon die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist bei all ihrer historischen Schönheit fern vom Glauben derer, für die sie hergestellt wurde. Dasselbe gilt hier. Es ist die verfeinerte Jesuitenkirche geworden. Das mag zeitgemäß sein, traurig ist es doch. Es ist der Gründungszeit des Deutschen Reiches endgültig nicht gelungen, einen maßgebenden, musterhaft wirkenden protestantischen Kirchenbau zu schaffen. Vielleicht liegt der Grund sehr tief, nämlich darin, daß die Prunkkirche überhaupt unprotestantisch ist. In der Festpredigt von Konsistorialrat Kritzinger hieß es: „Das ist der Brunnen, den die Fürsten gegraben haben.“ Ja, so ist es: eine Fürstenkirche, ein Raum, wo man Gott in Uniformen ehrt. Der Protestantismus aber ist nicht Staatschristentum, sondern persönliche Religion.

4. Das „Hamburger Fremdenblatt“ hat an dem Pomp der Einweihungsfeier Anstoß genommen und sagt:

Einem protestantischen Gewissen kann es nimmer einleuchten, daß ein solcher Pomp notwendig war, daß so viel Musik gemacht werden mußte, daß der Gesangschor in altertümlichen karmoisinroten Gewändern amtierte, die Koslecksfchen Bläser dabei waren, die Prediger beim Weihgebet niederknieten und die Liturgien so sehr verteilt und wenig einfach in die Erscheinung traten. Es hätte nur noch gefehlt, daß der Weihrauch zum Himmel duftete, dann wäre der Unterschied zwischen protestantischem und katholischem Gottesdienst ganz verwischt. Wir vermissen in allem die Demut und Einfachheit des lutherischen Geistes und des Reformationsgedankens und vermuten, daß die hohe

lutherische Geistlichkeit aller Länder, die zu der Einweihungsfeier geladen war, mit recht gemischten Gefühlen die präsumtive Hauptstätte ds protestantischen Glaubens verlassen hat.

5. Die klerikale „Kölnische Volkszeitung“ schrieb: Wie schon die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, so macht auch der neue Dom nicht den Eindruck einer protestantischen, sondern den einer katholischen Kirche. Mit seiner hochragenden, gewaltigen Kuppel, seinen Säulen, Nischen, Statuen, Portalen, mit seiner überreichen Ornamentik erinnert dieser Prachtbau wohl an die großen Kirchenbauten der Renaissance in Italien, wie an die Peters-Kirche in Rom; kein Mensch würde aber von selbst auf den Gedanken kommen, ein protestantisches Gotteshaus vor sich zu haben. Der Eindruck einer katholischen Kirche tritt noch verstärkt im Innern des Doms hervor. Nicht nur die ganze bauliche Anordnung, die Zweiteilung des Raumes in Schiff und Chor und die Betonung des künstlerischen Schwerpunktes der Anlage im Altar, sondern auch der Reichtum der Ausstattung lassen den Dom weit eher als eine Stätte der Anbetung in katholischem Sinne denn als Sammelplatz des Gemeindelebens erscheinen. Wenn das bei der Einweihungsfeier selbst nicht so auffällig hervortrat, so ist es dem Umstand zuzuschreiben, daß dieselbe unter Entfaltung großen höfischen und militärischen Prunkes vor sich ging.

Das dürfte genügen!

Bremen. Pastor Mauritz spricht sich über den Unfug, den er mit der Taufe fünf Jahre lang getrieben hat, in einem Schreiben an die Eltern der betreffenden Kinder folgendermaßen aus: „Ich hatte vom Mai 1900 an die trinitarische Taufformel: „ich taufe dich auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ aus Gewissensbedenken, wie das erwähnte Senatsschreiben ausdrücklich bestätigt (d. h. anerkennt. D. R.), aufgegeben und statt dieser eine Zeitlang die Formel: „ich taufe dich im Aufblick zu Gott, den wir mit Jesus Vater nennen“ und später die Formel: „ich taufe dich im Aufblick zu Gott dem All-Einen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und Heiligen Geist bekennt“, bei meinen Taufhandlungen benutzt. Dies ist der Grund, weshalb dieselben vom Senat als ungültig erklärt sind. Aus ernsten Gründen, nämlich aus religiöser Wahrhaftigkeit wurde ich veranlaßt, an Stelle der mit meinem religiösen Leben und demjenigen meiner Freunde in der Gemeinde in Widerspruch stehenden Dreieinigkeits-Taufformel solche Formeln zu wählen, welche einerseits den Zusammenhang mit der biblischen Ausdrucksweise festhielten, ja im wesentlichen letzterer entnommen wurden, anderseits das dem religiösen Freisinn anstößige Bekenntnis zur Trinität, d. h. zu Gott — Vater, Gott — Sohn, Gott — Heiliger Geist vermieden. Mit gutem Gewissen kann ich Ihnen, die Sie mir das Vertrauen schenkten, Ihr Kind, oder Ihre Kinder zu taufen, versichern, daß ich persönlich nicht den geringsten Zweifel hegte an der rechtlichen Gültigkeit der von mir im Sinne unserer christlich-protestantischen Frömmigkeit vollzogenen, nur durch die Formel abweichenden Tauffeier. In meiner Vernehmung in dieser Angelegenheit am 3. Februar dieses Jahres wurde ich von der Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten belehrt, daß nur der Wortlaut der einen Formel die Taufe rechtsgültig mache. Infolgedessen sah ich mich genötigt (und die „religiöse Wahrhaftigkeit“? S. o. D. Red.), zur ursprünglichen Taufformel zurückzukehren.“ Diese „Rückkehr zur trinitarischen Taufformel“ will Pastor Mauritz an den von ihm falsch getauften Kindern in der

Zeit vom 28. Mai bis 7. Juni betätigen. Wie viele Eltern von dem Anerbieten Gebrauch gemacht haben, ist nicht bekannt, wohl aber daß einzelne derselben in einer eigens dazu einberufenen Versammlung beschlossen, die Taufe „nach trinitarischer Formel nicht wiederholen" zu lassen; ferner den Senat zu ersuchen, den Beschluß über die Ungültigkeit der Mauritzschen Taufen rückgängig zu machen. Wir wissen nicht, ob die Taufe in Bremen bürgerliche Folgen hat; im übrigen Deutschen Reiche hat sie seit Einführung des Standesamtes keine. Es könnte sich also nur um die kirchlichen Folgen handeln, daß die infolge des Mauritzschen Unfugs tatsächlich ungetauft Gebliebenen trotzdem zur Konfirmation zugelassen werden und später kirchliche Ehrenämter übernehmen können. Falls der Senat nachgeben wollte, käme es zu einer bösen Verwirrung in Bremen. Denn Verwerfung der Taufe ist Heidentum, und die so heranwachsenden Kinder gelten überall als Heiden. Wenn jene ungetauft Gebliebenen aber der ganzen Kirche Christi auf Erden als Heiden gelten, so kann daran auch ein Senatsbeschluß nichts ändern, ja dieser würde das Heidentum in Bremen sanktionieren, und jedenfalls könnte er weder die gläubigen Pastoren, noch die gläubigen Gemeindeglieder hindern, jene ihr Leben lang als Heiden zu betrachten und daraus die Folgen zu ziehen. Es ist übrigens bemerkenswert, daß unter den 30 Pastoren, die sich gegen den besprochenen Taufunfug beschwerten, nach der „Voss. Ztg." auch viele Liberale befanden, ein neuer Beweis, daß liberales Christentum und Heidentum an sich nicht zusammengeworfen werden darf.

Auf dem in London abgehaltenen Baptistenkongresse wurde die Verfassung eines Weltbundes der Baptisten (Baptist World Alliance) angenommen. Zweck des Bundes ist, das Zusammenwirken der Baptisten aller Länder und eine Annäherung der Mitglieder untereinander zu fördern. Alle Baptistenkirchen oder baptistischen Vereine können sich anschließen. Der Exekutivausschuß besteht aus 7 amerikanischen, 5 englischen, 2 kanadischen Baptisten und 7, welche sich auf den Rest der Welt verteilen.

Der vielgenannte Dominikaner Denifle ist in München gestorben. Bekannt wurde er wegen seiner Schmähschrift: „Luther und das Luthertum". Der Dominikaner hatte in dem etwa 800 Seiten starken Bande den Nachweis zu erbringen gesucht, daß Luther einer der schlimmsten Verbrecher gewesen sei, von dem die Menschheitsgeschichte je zu berichten gehabt hätte. Dieses dreiste Pamphlet machte großes Aufsehen und rief eine Flut von Entgegnungen hervor.

Gotteslästerlich. Ueber die Erhabenheit des katholischen Priesters hat der Kardinal Fürsterzbischof Katschthaler von Salzburg in seinem letzten Fastenhirtenbrief, der am 5. März von allen Kanzeln des Bisthums Salzburg verlesen wurde, folgendes ausgeführt:

„Die katholischen Priester sind höchst ehrwürdig, denn unbegreiflich hoch ist ihre Würde. Sie haben die Gewalt, Sünden zu vergeben .... Etwas Größeres, als mit einem Wort dem Blinden das Augenlicht, dem Lahmen den Gebrauch der Glieder, dem Toten, ja dem Begrabenen das Leben wiedergeben, etwas Größeres als durch das Wort „Fiat"" „Es werde Licht, es werde das Firmament" u. s. w., die Welt aus dem Nichts ins Dasein zu rufen — ja, etwas Größeres, als so viele neue Welten schaffen, als es Sterne am Himmel gibt, ist die Vergebung der Sünden durch den Priester. Bei diesem großen Akt Gottes wirkt der katholische Priester mit, ja, was sage ich,

wirkt der Priester mit? Das Wort des Priesters selbst, das Wort „Ich spreche dich los von deinen Sünden" bewirkt die Vergebung derselben. Dieses Wort kündigt nicht allein an, sondern bewirkt die Nachlassung der Sünden, die Rechtfertigung des Sünders, wie der heilige Kirchenrat von Trient lehrt. Gott hat gleichsam seine Allmacht für diesen Zweck, für diesen Augenblick an seinen Stellvertreter auf Erden, den bevollmächtigten Priester, abgetreten."

Das sollte der lästerlichen Rede genug sein, aber der Kardinal weiß noch Größeres vom katholischen Priester zu sagen. Er erhebt ihn sogar über Gott selbst; denn größer als die Gewalt der Sündenvergebung ist ihm die Gewalt, zu konsekrieren. Der Priester verwandelt durch sein Machtwort Brot und Wein in dem wahren Leib und Blut Christi. Das ist das größte der Wunder, „ja, ein ganzes Meer von Wundern."

Ueber diese Gewalt des Priesters heißt es im Hirtenbrief: „Sie opfern ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tode als unblutiges Opfer. Christus, der eingeborene Sohn Gottes, des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu Willen. Mit Verwunderung lesen wir, wie der heilige Evangelist uns erzählt, daß Jesus, unser Herr, Mariä und Joseph gehorsam gewesen. „Und er war ihnen untertan", heißt es. O höret, Geliebteste, wie ihr gerade vernommen, hat Christus dem katholischen Priester über sich, über seinen Leib, sein Fleisch und Blut, seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben und leistet dem Priester Gehorsam. O, Geliebteste, welche Gewalt, welche Würde! Geliebteste, hatte ich also nicht recht, wenn ich sagte, die Gewalt zu konsekrieren, sei gleichsam noch größer, als die Gewalt, Sünden zu vergeben?..... Durch jene bekam der Priester Gewalt über Menschen, über die Gläubigen, durch diese aber Gewalt über den Leib Christi, Christi heilige Menschheit, Christi Gottheit!"

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen fragt Kardinal Katschthaler am Schluß mit dem heiligen Dyonisius: „Ob man denjenigen noch einen Menschen nennen soll, den Gott aus den Menschen ausgewählt, über die Schar der übrigen so hoch emporgehoben, den Gott mit sich so innig verbunden, ihm sogar über sich Gewalt gegeben hat?" — —

Ueber den Charakter, die Frömmigkeit des Priesters wird in dem uns vorliegenden Auszug aus dem Hirtenbrief nichts gesagt. Wird wohl auch nicht von großer Bedeutung sein; es handelt sich ja hier um Gewalten, und die wiegen in der päpstlichen Hierarchie weit schwerer als bloße Frömmigkeit. Ein namhafter katholischer Priester und Pädagog lehrt, daß der Charakter des Priesters nur dann in Betracht komme, wenn er als Prediger auftrete; denn man werde nur einem solchen Prediger Glauben schenken, dessen eigener Wandel mit seiner Predigt übereinstimmt. Die Ausübung seiner priesterlichen Pflichten jedoch hänge durchaus nicht von dem Charakter des Priesters ab. Demnach kann auch ein gottloser Priester die oben erwähnte zwiefache Gewalt: Sünden vergeben und konsekrieren, unumschränkt ausben. — Saubere Sündenvergebung das! Von der Gewalt, die ihn sogar über Gott erhebt, ganz zu schweigen.

Doch — — ein Kommentar zu dieser Blasphemie ist überflüssig. Unsere Leser, die in dem Worte Gottes Bescheid wissen, wissen auch, daß diese lästerlichen Anmaßungen keinen Schatten von Grund in der Heiligen Schrift haben. („Chr. B.")

Literatur.

„Der Beweis des Glaubens.“ Monatschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Dr. E. G. Steude. Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Diese bewährte Zeitschrift hat im Januar d. J. den 41. Band begonnen und kostet jährlich 8 Mark.

Beigeheftet und im Preis inbegriffen ist „Theologischer Literaturbericht“, herausgegeben von Pfr. J. Jordan.

Aus „Beweis des Glaubens“ geben wir den Inhalt der in diesem Jahre erschienenen Hefte:

Januar: Schlaglichter auf den Babel-Bibelstreit. Ein russischer Zeuge für evangelische Wahrheit. Miszellen.

Februar: Umfang und Art der Bibelbenützung in Goethes Faust. Ist die Geschichte der Schöpfung nach Kant-Laplace im Einklang mit der Darstellung derselben in der Bibel? Englands Apologetik seit Ende des 18. Jahrhunderts. Miszellen.

März: Deszendenz oder Konvergenz? Nro. 1 und 3 in Februar, fortgesetzt. Miszellen.

April: Einiges über Raum und Zeit. Grundlinien der Heilslehre. Die buddhistische Weltanschauung.

Mai: Religion und Philosophie. No. 3 im April und 3 im Februar fortgesetzt.

Juni: No. 1 in Mai, 3 in April fortgesetzt. Ungöttliche und gottmenschliche Lebens- und Weltanschauung. Miszellen.

Juli: Fleischmann's Stellung zur Deszendenztheorie. Die Bekehrung des Paulus. Die deutsche Religion. Miszellen.

Eine bloße Uebersicht der Titel zeigt die Mannigfaltigkeit der gediegenen Artikel, welche „Beweis des Glaubens“ aus der Feder tüchtiger Autoren bringt.

„Beweis des Glaubens“ erscheint zwei Bogen (32 Seiten) stark monatlich. Der „Literaturbericht“ hat etwas mehr als 32 Seiten monatlich. Dieser erscheint im 18. Jahrgang und hat eine große Anzahl tüchtiger Mitarbeiter, welche Besprechungen und z. T. ausführliche Rezensionen bringen über wichtige neue Erscheinungen auf dem Gebiet der gesamten theologischen Literatur: Philosophie, Theologie, Unterhaltungsliteratur, Poesie, Kunst u. s. w. — Die Bücherschau nennt dann bloß noch Titel, Verlag und Preis der neuen Erscheinungen auf allen Gebieten der Theologie.

Der Literarbericht orientiert über die wichtigsten Neuheiten im theologischen Büchermarkt und zeigt, was man davon zu erwarten hat.

Der gleichen Tendenz wie „Beweis des Glaubens“ dienen die Monatshefte „Glauben und Wissen“, Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Glaubens. Herausgeber Dr. phil. E. Dennert; Verlag: Max Kielmann, Stuttgart.

Das Blatt enthält vorwiegend naturwissenschaftliche Artikel vom christlichen Standpunkt aus geschrieben. Die Artikel sind oft kurz; alle Titel abzudrucken, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Wir greifen einige heraus: Gott ist Geist. Das Wesen der Religion. Ist das Weltall unendlich? Glauben und Wissen. Die Stellung des Menschen im Weltall. Die

religiöse Idee der Offenbarung. Unterkiefer und Sprachvermögen. Zufall oder Absicht? Die Zukunft der Kirche. Ueber den Materialismus. Das Wunder, seine religiöse Bedeutung und sein Zweck. Die modernen Weltbildungslehren.

Das sind nur einzelne von der großen Anzahl Artikeln, welche von Januar bis Juli von Fachgenossen aus ihrem Gebiet dargeboten wurden.

Eine stehende Rubrik sind die „Antworten auf Zweifelsfragen", die an die Redaktion eingesandt werden, und eine „Apologetische Rundschau" in Zeitschriften und Büchern.

Das Blatt erscheint in Quartform, ca. 2½ Bogen per Nro. und kostet jährlich 5 Mark. Für alle, die dem naturwissenschaftlichen Gebiete besonders ihr Interesse zu wenden, vorzüglich zu empfehlen.

Das Evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer in Jüterbog. Druck und Verlag v. C. Bertelsmann in Güterloh. Monatlich ein Heft von 32—48 Seiten. Preis jährlich 5 Mark. Erscheint seit April dieses Jahres..

Programm: Diese Monatschrift will ein Mund sein für alle diejenigen Bewegungen und Bestrebungen im Geistesleben unsers deutschen Volkes, welche

1. Dem Evangelium von Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen Einfluß und Geltung verschaffen wollen. Welche

2. Den Unglauben des Zeitgeistes, die geistige und politische Macht Roms und die Omnipotenz des religiös indifferenten Staates als die größten Hindernisse gegen die wirksame Geltendmachung des Evangeliums im öffentlichen Leben erkennen.

3. Und die überzeugt sind, daß zur Erreichung des angegebenen Zwecks vornehmlich eine Einigung aller Evangelischen, eine Konzentration ihrer Gaben und Kräfte, eine Organisation ihrer Arbeit notwendig wird.

Durch Abhandlungen, allgemeine Mitteilungen, landeskirchliche Umschau, literarische Besprechungen und anderes will das Blatt dem von ihm erwählten Zwecke dienen.

Es wird also seine Leser orientieren über alles, was zur Vereinigung der Evangelischen geschrieben, erstrebt, getan und erreicht wird. Vom Standpunkt unsers synodalen Prinzips muß uns gerade dieses Blatt besonders willkommen sein.

„Die Wacht" ist eine illustrierte Wochenschrift für das gesamte christliche Leben. Herausgeber für den Hauptteil Pastor H. Stuhrmann; für den übrigen Teil (Berichte u. s. w.), Paul Pittius. „Die Wacht" ist im Format beinahe so groß wie unser „Friedensbote", sie erscheint aber 12 Seiten stark und bietet einen sehr reichen und mannigfaltigen Inhalt: Abhandlungen, Predigten, Nachrichten aus dem Gebiet der Kirche, der Reichgottesarbeit in aller Welt, innere und äußere Mission, Jugendbestrebungen, Gemeinschaftssache u. s. w. . . . . Dem Blatt ist besonders auch in gläubigen Kreisen unserer Gemeinden weiteste Verbreitung zu wünschen, die dadurch Fühlung behalten mit dem in der deutschen Kirche pulsierenden geistlichen und Geistesleben. Preis jährlich 8 Mark.

„Philadelphia", Organ für Evangelische Gemeinschaftspflege. Erscheint im 15. Jahrgang. Stuttgart: Buchhandlung des Deutschen Philadelphiavereins. Rotebühlstr. 57.

Dieses Blatt erscheint in Heftform, 16 Seiten monatlich, und wird in Deutschland unentgeltlich versandt, kann aber auch für zwei Mark jährlich bestellt werden. Das Blatt ist aus der Gnadauer Pfingstkonferenz herausgewachsen und hat dieselbe Richtung, wie diese. Es möchte den Gläubigen innerhalb der evangelischen Landeskirchen dienen, sie in Fühlung miteinander bringen. Es will fest auf landeskirchlichem Boden stehen, ohne doch zu ihren Schäden zu schweigen. Auch Brüdern aus andern Denominationen will „Philadelphia“ die Bruderhand reichen, sofern sie beim Wort Gottes bleiben, es nicht durch ihre Menschensatzungen oder angebliche Offenbarungen verdrehen.

„Philadelphia“ ist Organ des „Deutschen Philadelphia-Vereins“, der 13 Sendboten unterhält. Deren Aufgabe ist Evangelisation und Gemeinschaftspflege neben der Verbreitung christlicher Schriften.

Es ist aber auch Organ für den großen „Deutschen Verband für evangelische Gemeinschaftspflege und Evangelisation“, der in Pastor Wittekind seinen ersten Reisesekretär hat.

Schriftführer der „Philadelphia“ ist Rektor Dietrich in Stuttgart. Das Blatt kann beim Herausgeber oder bei der Geschäftsstelle (s. o.) bestellt werden. Für weitere Zusendung desselben werden wir dem Herrn Herausgeber dankbar sein. Der Herr segne die Bemühungen seiner Knechte, die Kinder Gottes durch das Band der Liebe und des Friedens zusammen zu bringen. Wahrhaftig demütige Liebe und Bescheidenheit glänzt herrlicher als das stolze Pfauenrad hochmütig richtender Orthodoxie und Konfessionalität.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Juniheftes: Wie man die Welträtsel löst. Von Dr. E. Dennert. — Vor der Sintflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. (Fortsetzung.) — Zur ethischen Beurteilung politischer Attentate. Von Dr. Fr. W. Förster. — Der Einzige und seine Liebe. Novelle von Timm Kröger (Schluß.) — Das „Christus-Problem“. Von Chr. Rogge. — Zum Jubiläum des Don Quixote. — Schiller im Urteile der Mit- und Nachwelt. Von Dr. Karl Ad. Neubauer. — Sängerkrieg um Liebespreis. — Puppe und Mädchenseele. — Persönlichkeit. Von Dr. Ernst Kliemke. — Türmers Tagebuch: Die Schleppe der Kronprinzessin. Patriotismus und Nationalgefühl. Die Religion als Magd. Akademische Freiheitskämpfe. Im Zeichen Schillers. — Wieland der Schmied. Von F. Lienhard. — Wie ich zu Adolf Stern kam. Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstag. Von Friedrich Bernt. — Aus Adolf Sterns Gedichten. — Stein und Nietzsche. Von F. Lienhard. — Engelbert Humperperdincks „Heirat wider Willen“ und die deutsche komische Oper. Von Dr. Karl Storck. — Aus dem zeitgenössischen Musikleben. Von K. Sts. — Kunstbeilagen: Jules Dupré: Der Morgen. (Photogravüre.) Konstantin Meunier: Die Ernte. Konstantin Meunier: Altes Grubenpferd. Konstantin Meunier: Zwei Arbeiter. — Notenbeilage: Singend über die Heide. Ged. von Artur Fitger. Komp. von Paul Scheinpflug.

„Die Studierstube.“ Theologische und kirchliche Monatsschrift. Herausgeber: Liz. theol., Dr. phil. Jul. Böhmer, Pfr. in Raben. Stuttg. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. Das Heft enthält vier Bogen monatl. und kostet jährl. 8 Mk.

Das Blatt bietet reichhaltigen Inhalt aus dem Gebiet der Theologie und Kirche, auch größere Besprechungen von allerlei Novitäten des theol. Büchermarktes und orientiert seine Leser vorzüglich über die Kämpfe in der Evangelischen Kirche und die miteinander ringenden Gegensätze von Glauben, Halbglauben und Unglauben. Wir möchten das Blatt unsern Lesern hiermit bestens empfehlen.

Die „Katechetische Zeitschrift", Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule. Herausgegeben von Pfr. Aug. Spanuth. Erscheint im gleichen Verlag wie „Türmer" und „Studierstube", in Monatsheften, bereits im 8. Jahrgang. Preis: 6 Mark jährlich.

Dieses Blatt bringt fortgesetzt Artikel über biblische Geschichte, Leben Jesu, Katechismus, Lieder und andere in das Gebiet der Pädagogik einschlagende Themata und ist denen, die im Religionsunterricht Anweisung und Belehrung suchen, bestens zu empfehlen.

In der Juli-Nummer des „Magazin" wurde Seite 320 eine Broschüre angezeigt, die den Titel trägt: „Weltgeschichte — Gottes Werk". Das Schriftchen stammt aus der Feder des Kirchenrats Dr. R. Rocholl.

Der Verfasser weist in seiner originellen Art meisterhaft nach, daß die Weltgeschichte nur als Gottes Werk am besten zu verstehen sei. Die Methode ist die folgende: im ersten Teil induktiv aufsteigend kommt der Verfasser zu der Behauptung, daß man, ohne eine „Anleihe oder Hypothese zu erproben", nicht zum Verständnis der Geschichte gelangen könne. Im zweiten Teil steigt er deduktiv nieder und zeigt, wie man nur von diesem transzenten Punkte aus (d. h. eben von der Voraussetzung aus, daß Gott der geheime Werkmeister der Geschichte sei) die Weltgeschichte mit ihren Störungen, Rätseln u. s. w. am zutreffendsten erklären könne. Sehr interessant sind hier die Bemerkungen über das Schrifttum Israels, die Bedeutung Christi, die Zulassung des Bösen und die Notwendigkeit des Uebels.

Im dritten Teil werden wir durch die Kirchengeschichte und neuere Weltgeschichte hindurch bis zu dem Satze geführt: „Diese Gemeinde (nämlich die der wahren Christen) ist der Ertrag der Geschichte, der Hochadel der Nationen ..... Der Ertrag der Geschichte ist ein Kunstwerk!"

Die gedrängte Form, die Fülle von Zitaten, der abrupte Stil zwingen den Leser, nicht nur so oben hinzulesen, sondern sich recht in den Inhalt zu vertiefen; man muß das treffliche Büchlein studieren! So gelesen wird es aber zu einer wahren Goldgrube.

Seite 319 der Juli-Nummer des „Magazin" findet sich die vorläufige Anzeige eines Büchleins von F. Büttner, Archidiakonus in Belgard an der Persante in Pommern; der Titel lautet: „Temperament und Kirche."

Eine recht interessante und nützliche Lektüre! Besonders gespannt ist man zu erfahren, wie der Verfasser den Satz begründet, daß die Kirche Roms die Repräsentantin des sanguinischen Temperaments sei. „Der springende Punkt in der Natur des reinen Sanguinikers ist die allseitige Empfänglichkeit für die verschiedensten Eindrücke. Mit der größten Leichtigkeit weiß er sich in der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens zu bewegen, mit leichter Gewandtheit kann er von einem Interesse zum andern übergehen, wenn dieselben auch noch so heterogener Art sind."

An diesem Maßstabe gemessen, stimmt dann allerdings, was der Verfasser über die römische Kirche sagt. Aber er führt selbst eine Reihe von naheliegenden Einwänden auf, die er mit der Ausführung Martensens, daß jedes der Temperamente eine angeborene Neigung zur Karikatur seiner selbst aufweise, zu widerlegen versucht. Hier spricht er von dem ungezüchteten (!) sanguinischen Temperament. Allein wir vermissen in dieser Begründung den Hinweis auf den Einfluß des Charakters auf das Temperament. Definiert man z. B. das sanguinische Temperament als „leicht beweglich und schnell erregbar, aber ohne Nachhaltigkeit und ohne ausdauernde Kraft zur Gegenwirkung" (s. Beck), so stimmen die Büttnerschen Ausführungen zwar mit dem ersten positiven Teil dieser Definition, aber nicht ganz mit dem zweiten. Es steckt eben ein gut Teit altrömisches „Eisen" im Blut der römischen Kirche: das müßte auch in Anschlag gebracht worden sein. —

Viel zu stark erscheint der Vorwurf, welcher der alten griechischen Kirche gemacht wird:

„Doch wie Verirrten, Armen, Kranken, Schwachen,
„Man liebend hilft — sie haben's nicht gewußt.
„Denn zu der hohen Spekulation .....

paßt die nüchterne Prosa seelsorgerlicher Arbeit schlecht!" Athanasius ist angeführt; aber hat der pater orthodoxiae, wie seine Libri paschales bezeugen, nicht für seine Gemeinde „wie eine Löwin für ihre Jungen gekämpft, wie ein Hirte für seine Schafe Leib und Leben, Ruhe und Bequemlichkeit daran gegeben?" Und zeugen die der Philadelphie dienenden Nebenbauten, die sich den kirchlichen Hauptgebäuden anschlossen: die Armenhäuser, Witwenheime, Waisenhäuser, Findelhäuser u. s. w. nicht von ganz bedeutender Liebestätigkeit?

Doch genug; das Büchlein verdient es, gelesen zu werden. Wir schließen uns gern den im „Begleitwort" gesagten an und empfehlen „Temperament und Kirche" allen Lesern des „Magazins" aufs wärmste!

Zwei Vorträge von dem Leipziger Professor der Theologie, Dr. Ludwig Ihmels: Wer war Jesus? Was wollte Jesus? finden die Leser des „Magazins" bereits angezeigt auf Seite 320 der Juli-Nummer.

Eine Besprechung dieser Vorträge muß zunächst auf die erfreuende Tatsache hinweisen, daß hier ein Gelehrter zu uns spricht, der auf dem Gebiet der Einleitungswissenschaft und Theologie des N. T. zuhause ist und sich dabei offen zum Christus der Kirche bekennt. Der Verfasser steht recht zur Wahrheit des Evangeliums und schöpft aus dem Vollen! Er hat, so muß man schließen, an sich selbst erfahren, was er so treffend von der Erkenntnis Jesu sagt: zu einer solchen komt es nur da, wo man sich von seiner Heiligkeit richten läßt und wiederum von seinem Erbarmen aufgerichtet wird. An einer andern Stelle steht das einleuchtende Wort: „jedenfalls aber vermag sich der hier ein Urteil bilden, der, wenn ich so sagen darf, in der Religion sachverständig ist."

„Die Frage: „Wer war Jesus? ist darum im letzten Grunde eine religiöse. „Unleugbar ist sie zugleich aber eine historische und in dem Ineinander des Religiösen und Historischen liegt ihre eigentümliche Schwierigkeit." Dieser Schwierigkeit trägt der Verfasser gewissenhaft Rechnung und das verleiht seinen Ausführungen besondern Wert und Nachdruck.

Ebenso bedeutsam ist der zweite Vortrag: Was wollte Jesus? Hier ist der Tod Jesu ins rechte Licht gerückt und vor allem die Bedeutung der Tat-

sache, daß Jesus selbst ins Evangelium gehört. Das Christentum lehrt nicht nur glauben, wie Jesus oder durch Jesus, sondern an Jesum!

Besonders interessant ist die Art, wie auf die Frage Bezug genommen wird: Konnte Gott denn nicht ohne Gericht die Sünden vergeben? Hier wird dann alles ethisch-religiös gewandt, wie es sich gehört, und man nimmt keinen Anstoß daran, daß der Vortrag mit dem bekannten Verse schließt: „All Sünd hast du getragen" u. s. w. Man sieht hier wieder einmal, daß Glaube und Wissenschaft einander dort nicht ausschließen, wo man gerade der Tatsache der Sünde wissenschaftlich Rechnung trägt. Es kann darum die Broschüre den Lesern des „Magazins" nicht dringend genug empfohlen werden. W. B.

Aus dem Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) ging uns zu: E. Hennecke. „Neutestamentliche Apokryphen", in Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen. Tüb. und Leipz. 1904. 12, 28 und 558. Preis: geb. 7.40 Mk.

In diesem Werke gibt uns der Herr Verfasser unter dem Titel: Neutestamentliche Apokryphen" diejenigen Schriftstücke der altchristlichen Epoche vor Origenes, die teils geradezu den Anspruch erheben, als Quellen der Zeit Jesu und der Apostel zu gelten, teils doch formell eine ergänzende Fortführung der im N. T. vorhandenen Literaturgattungen darstellen.

Die Auswahl und Beschränkung des gebotenen Stoffes mag disputabel sein; was uns aber dargeboten wird, ist sorgsam bearbeitet. Die Uebersetzung in das Deutsche, die Rezensent an einigen Stichproben aus der Didache nachgeprüft, ist nicht schablonenmäßig wörtlich, sondern in ein anständiges, lesbares Deutsch übertragen. Ob das nun ein Vorzug oder Nachteil ist, möge der einzelne Leser entscheiden. Jedenfalls hat die sachliche Treue keine Einbuße erlitten. Was nun die Einleitungen zu den verschiedenen Schriften angeht, so können wir nicht so absolut loben. Wir vermissen zunächst einen größeren gelehrten Apparat, für den wir auf ein bald zu erscheinendes Handbuch verwiesen werden. Daher kommt es, daß man von den Verfassern zu viel auf Treu und Glauben hinnehmen muß. Wenn man aber die Namen dieser Fachgelehrten liest, so sind es teils wenig bekannte Namen, und die mitarbeitenden Universitätsprofessoren sind großen Teils als Helden der Neologie bekannt, so z. B. Drews-Gießen, Dr. Krüger-Gießen, Dr. Weinel-Bonn. Doch um gerecht u sein, muß Rezensent bekennen, daß z. B. die Einleitung zu dem Hirten des Hermas, mit dem Rezensent genauer vertraut ist, in durchaus konservativem Sinne gehalten ist. So darf man denn auch wohl da, wo man nicht imstande ist, selbständig nachzuprüfen, auf eine leidenschaftslose, ehrliche Einleitung rechnen. Angenehmer und wissenschaftlich wertvoller wäre und wird das Buch erst sein, wenn uns das versprochene Handbuch vorliegt. Für unsere Kreise aber, die ja wissenschaftlich nicht verwöhnt sind, ist es um deswillen schon eine äußerst wertvolle und zu empfehlende Anschaffung, weil sich aus den Texten selbst ergibt, wie unendlich viel höher das N. T. steht, als diese pseudegigraphe Literatur. Darum sei gerade den von der „höheren Kritik" angesteckten Geistern dies Buch dringend empfohlen. Sie werden daran ermessen lernen, welch ein Schatz das Neue Testament ist, und nicht mehr so willig sein, daran zu stückeln und zu flicken. S.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 7. Band. St. Louis, Mo. November 1905.

Spener und seine Bedeutung für die evangelische Kirche.*)

Von Professor J. Lüder.

Die im Jahre 1580 vereinbarte formula concordiae bildet den Schlußstein zu den im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zustande gekommenen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche. Durch sie war nach schweren, die Einheit dieser Kirche bedrohenden Lehrstreitigkeiten die Herstellung des Friedens versucht und im großen und ganzen auch erreicht worden. Nun lag es in der Natur der Sache, daß, nachdem durch die Reformatoren und deren unmittelbare Schüler die unter dem Schutt römischer Irrlehren so lange vergrabenen Fundamentsteine des evangelischen Glaubens wieder hervorgeholt und ans Licht gestellt waren, eine Periode folgen mußte, die das ernste Bestreben in sich trug, sich in die evangelische Wahrheit nach ihren allseitigen Beziehungen, ihrem logischen Zusammenhang und ihren innern Konsequenzen zu versenken und das Ergebnis solcher Forschung zu einem einheitlichen System zu verarbeiten. Und so reihte sich an das Jahrhundert der Bekenntnisschriften das der Orthodoxie. Im 17. Jahrhundert ist nicht bloß in den Hörsälen der Universitäten, sondern auch auf den Kanzeln und in den Gemeinden die Kirchenlehre zum Mittelpunkt der ganzen Lebensbewegung geworden, und es wuchs ein von den Dogmatikern jener Zeit mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aufgeführtes Lehrgebäude empor, das durch seine Gründlichkeit und seinen logischen Aufbau selbst einem Kritiker wie Lessing Respekt abgewann. Diese Periode hat unleugbar dauernde Früchte getragen; denn was damals durch vieles Nachdenken und Disputieren erst klargestellt und dann in eine präzise Form gegossen worden ist, hat längst das evangelisch-christliche Volk als Gemeingut in sich aufgenommen; auch hat der uns als selbstverständlich erscheinende schulgerechte katechetische Religionsunterricht der

*) Obgleich wir schon in der Julinummer einen Artikel über Spener brachten, wollten wir doch auch diesen nicht zurückhalten. Spener ist es wohl wert, daß seiner von uns gedacht wird, je mehr er von den Lutheranern geschmäht und verlästert wird.

Jugend seine Wurzeln in jener Zeit liegen. Darum steht es keinem Theologen zu, von jenen orthodoxen Dogmatikern mit Geringschätzung zu reden oder wohl gar den Stab über sie zu brechen. Es ist im Gegenteil nur anzuraten, daß die gesamte theologische Welt dem Studium derselben mehr Zeit und Interesse widme, als es tatsächlich geschieht. Man würde dann weniger Verschwommenheit und Unklarheit, um nicht zu sagen Unwissenheit, in dogmatischen Fragen begegnen.

Aber freilich drohte jener Zeit eine Gefahr, und zwar die, daß sie in eine einseitige Betonung der Glaubenslehre und in die Hintansetzung der Betätigung des Glaubens durch ein religiös-sittliches Leben verfiel, oder, um den oft gebrauchten Ausdruck anzuwenden, daß man den Hauptnachdruck darauf legte, daß jemand recht gläubig sei, und weniger danach fragte, ob er auch recht gläubig sei. Und an dieser Klippe ist ja leider im Laufe der Jahre die Kirche nicht ungefährdet vorbei gekommen. Man gelangte wirklich dahin, daß der Standpunkt des einzelnen Christen gegenüber der sogenannten „reinen Lehre" über den Wert, resp. den Unwert seines Christentums entschied. Darum wurden schon die Studenten der Gottesgelehrtheit mit Fleiß gedrillt, um in möglichst scharfer Dialektik die vielfachen Glaubenssätze darstellen und sie gegen Andersdenkende verteidigen zu können. Ihre Heranbildung zu christlichen Persönlichkeiten, die ihr Herz dem Heiland geschenkt haben, damit sie dann andere zu ihm und zu einem gottgefälligen Leben leiten, wurde vernachlässigt. Desgleichen galten unter den Predigern diejenigen als Meister, welche es am besten verstanden, ihre Predigten mit heftigen Ausfällen gegen die Reformierten und allerlei Schwarmgeister und Rotten zu spicken. Die ganze Art, wie der Orthodoxismus seine Alleinherrschaft in der Kirche aufrichten, durchsetzen und behaupten wollte, erinnerte zuletzt allzu sehr an den von dem Herrn selbst gerichteten Pharisäismus. Unter solchen Verhältnissen konnte natürlich in den Gemeinden wahre Frömmigkeit in Gesinnung und Wandel nicht gedeihen. Es bildete sich vielmehr bei manchen ein gewisses Gewohnheitskirchentum heraus, welches im Verlaß auf die Zugehörigkeit zur rechtgläubigen Kirche zur Selbstgerechtigkeit führte; und die große Masse verfiel der Kälte und der Gleichgültigkeit. Das ist im allgemeinen die Signatur der lutherischen Kirche Deutschlands während des 17. Jahrhunderts gewesen.

Ich sage „im allgemeinen"; denn der Herr ist nie und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Wie er einst, zur Zeit der alttestamentlichen Theokratie, dem verzagten Elia die tröstliche Zusicherung gegeben: Ich will lassen überbleiben sieben tausend in Israel, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und wie er es selbst in den finstern Zeiten des Mittelalters nicht an vereinzelten Lichtern hat fehlen lassen, so sandte er auch während der Dürre der toten Orthodoxie strichweise erquickenden Tau und Regen durch eine Reihe wackerer und treuer Zeugen, welche, aus dem Born der Heiligen Schriift schöpfend, durstigen Seelen das Wasser des Lebensboten und inneres Leben, herzliche Fröm-

migkeit und wahre Bekehrung zu fördern beflissen waren. Unter denjenigen, deren Hauptwirksamkeit vor den dreißigjährigen Krieg fällt, nennen wir Stephan Prätorius († 1610), Verfasser der „Geistlichen Schatzkammer", Johann Arnd († 1621), der die „Sechs Bücher vom wahren Christentum" und „Das Paradiesgärtlein" schrieb, welche in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden sind; ferner Christian Scriver († 1621) mit seinem „Geistlichen Seelenschatz", Valerius Herberger († 1627), dem wir die „Evangelische Herzpostille" verdanken, und Hermann Rathmann († 1628), welcher ein Büchlein betitelt „Jesu Christi Gnadenreich", verfaßt hat. Und wer kennt nicht die lange Reihe jener gesalbten Dichter, welche in und nach dem dreißigjährigen Krieg uns die herrlichen Kirchenlieder geschenkt haben, die seither in Freud und Leid, in Arbeit und Feier, in Not und Tod der evangelischen Christenheit eine Quelle der Erbauung geworden sind und es immer bleiben werden! Da ist Johann Heermann († 1647), Martin Rinkart († 1648), Johann Rist († 1667), Michael Schirmer († 1673), Johann Frank († 1677), Paul Gerhardt († 1676), der fruchtbarste und volkstümlichste unter allen, Georg Neumark († 1681) und viele andere. In dieser Zeit hat auch der große Dogmatiker Johann Gerhard zu Jena († 1637) seine meditationes sacrae und den „Christlichen und heilsamen Unterricht von der Uebung der Gottseligkeit" geschrieben und Heinrich Müller († 1675) seine „Geistlichen Erquickstunden". Besondere Erwähnung verdienen in Verbindung mit den Genannten auch zwei Persönlichkeiten der reformierten Kirche, welche gleichfalls zur Bereicherung des Liederschatzes beigetragen haben, nämlich die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg († 1667) und Joachim Neander († 1680). — Das Gesagte läßt uns deutlich erkennen, wie sich in der reformatorischen Kirche, sobald ihr die Erstarrung zu einem bloßen Lehrkirchentum drohte, eine Gegenströmung geltend gemacht hat, die auf ein praktisches Christentum, auf Erneuerung im Geiste des Gemüts und auf einen Wandel mit und in Christo hinwirkte. Anfangs zwar sehr schwach und trotzdem aufs heftigste befehdet, schaffte sich dieselbe doch langsam eine immer weitere und tiefere Bahn und machte die kirchlichen Mißstände immer fühlbarer.

Nun begegnen wir aber in der Entwicklung der Menschheit überall dem ganz bestimmten Gesetz, daß geistige Strömungen, wenn sie der Reife nahe sind, sich in einer einzigen Person konzentrieren, um unter der Leitung dieses ihres Trägers zum Austrag gebracht zu werden. So geschah es auch damals. Spener war der Mann, dem nicht nur die Nöte und Schäden der Kirche seiner Zeit zum vollen Bewußtsein kamen, sondern der auch, vermöge seiner ganzen Veranlagung und Erziehung, dazu angetan war, die Mittel und Wege zur Heilung derselben zu erkennen und öffentlich zu vertreten und ihre Verwendung durch die Macht seiner christlichen Persönlichkeit zu fördern.

Verfolgen wir zunächst seinen Lebensgang, um dann seine Bedeutung für die evangelische Kirche zu beleuchten.

Am 13. Januar 1635 wurde Philipp Jakob Spener zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren. Dort stand sein Vater als Rat und Archivar im Dienste des Grafen von Rappoltstein. Noch wütete die Kriegsfurie in Deutschland, und gerade das schöne Elsaß bildete den Schauplatz des letzten Ringens. Also nicht im Sonnenglanz frohen Behagens, sondern in der düstern Beleuchtung erbarmungsloser Kriegsnot stellte sich dem Knaben die Welt dar. Kein Wunder, daß sich dem zarten, von Haus aus etwas ängstlichen Gemüt, jene Stimmung mitteilte, die das Leben nicht als ein Feld frischer und freudiger Entfaltung und Betätigung der von Gott verliehenen Kräfte ansieht, sondern als eine unwirtliche Stätte des Kampfes, die ohne den Frieden der Seele mit Gott und ohne die gläubige Zuversicht zu dem dereinstigen Eingang in die ewigen Friedenswohnungen trostlos wäre. Diese Stimmung wurde genährt durch die Andachtsbücher, in welchen die frommen Gemüter jener Tage mit Vorliebe Trost und Stärkung unter dem Druck der schweren Zeit suchten. Vor allem sog Spener seine geistliche Nahrung aus „Arnds wahrem Christentum“. Wie ernst er schon als zwölfjähriger Knabe war, geht daraus hervor, daß ihn, als er sich einmal hatte verleiten lassen, mit zu einem Tanz zu gehen, solche Gewissensbisse überfielen, daß er sich schleunigst auf- und davon machte. Außer von seinen gottesfürchtigen Eltern erfuhr er noch besondere religiöse Beeinflussung durch seine Patin, die verwitwete Gräfin Agathe, eine mit dem Herrn innig verbundene Seele, die ihn fast wie ihr eigenes Kind hielt. Ihr seliger Ausgang aus der Welt wirkte so mächtig auf ihn, daß er kein höheres Verlangen hatte, als von dieser Welt abzuscheiden und eine Zeit lang seine Auflösung von Gott durchs Gebet erzwingen wollte. Einen geordneten Religionsunterricht nebst der Vorbereitung auf die gelehrte Laufbahn erhielt er von dem Rappoltsteiner Hofprediger, seinem nachmaligen Schwager Joachim Stoll. Dieser Mann war ein trefflicher Katechet und ein schriftgewandter und texttreuer Prediger, der bei seiner religiösen Unterweisung das Hauptgewicht auf die Einführung in die Heilige Schrift legte und dabei seinem Schüler Gottes Wort lieb und wert machte.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Gymnasium zu Colmar bezog Spener 1651 im Alter von 16 Jahren die Universität Straßburg, wobei es ihm zu statten kam, daß er bei seinem Onkel, dem Rechtsgelehrten Rebhan, Haus und Tisch fand. Nachdem er sich zunächst philosophischen, sprachlichen und historischen Studien gewidmet hatte, erlangte er 1653 durch eine gegen den Deismus gerichtete Disputation die Magisterwürde und übernahm dann eine Hauslehrerstelle bei dem Pfalzgrafen Christian von Zweibrücken-Birkenfeld. 1656 kehrte er nach Straßburg zurück, um sich nun hauptsächlich den theologischen Wissenschaften zuzuwenden. Seine Lehrer waren Konrad Dannhauer, ein sehr gelehrter, aber ausgeprägter Vorkämpfer der

lutherischen Orthodoxie, durch den er zum eifrigen Studium der Schriften Luthers veranlaßt wurde; Sebastian Schmid, welchen er als den vornehmsten Exegeten seiner Zeit erachtete, und Johann Schmid, den Spener vor allen schätzte und „seinen Vater in Christo" nennt. Im Predigen versuchte er sich während seiner Studienzeit nur selten. In seiner Bescheidenheit sagte er, er müsse erst selbst etwas Rechtes lernen, ehe er andern predige; auch schützte ihn seine hohe Meinung von der Verantwortlichkeit für das gepredigte Wort vor jedem Sichvordrängen. Aus diesem Grund arbeitete er seine Predigten aufs sorgfältigste aus und hielt sie wörtlich, wie er sie abgefaßt hatte; jede bewußte Abweichung von dem Manuskript notierte er sich nachher, „um immer auf das genaueste zu wissen, was er an heiliger Stätte geredet."

So sehr er aber auch darauf aus war, etwas Tüchtiges zu lernen, so erkannte er es doch als die Hauptsache, immer frömmer zu werden und an sich selbst Seelsorge zu üben, um so in seiner eignen Persönlichkeit die Bedingungen zu schaffen für ein gesegnetes Wirken auf andere. Denn in diesem Wirken von Person auf Person, in der Seelsorge im eigentlichsten Sinne, sah er schon damals die Hauptaufgabe des geistlichen Amts, der alle übrigen amtlichen Funktionen zu dienen hätten; und gerade in dem Umstand, daß bei der Ausbildung der künftigen Prediger darauf so wenig Gewicht gelegt wurde, glaubte er einen Hauptgrund zu sehen, weshalb das kirchliche Amt so geringe Erfolge aufwies.

Nach Vollendung der Studien trat Spener, der Sitte der Zeit gemäß, 1659 eine akademische Reise an. Sein Aufenthalt in Basel und besonders in Genf diente ihm teils zur Erweiterung seines theologischen Gesichtskreises, teils zu mannigfaltiger innerer Anregung. In der letztgenannten Stadt machte er die Bekanntschaft des Waldenserpredigers Leger, eines lebenden Zeugen der furchtbaren Verfolgungen, welche die Jünger des Petrus Waldus unter Ludwig XIV. in Frankreich durchzumachen hatten. Was ihn jedoch am meisten fesselte, war das kirchliche Leben in der reformierten Kirche Genfs, zumal die Bewegung, welche die auf Erneuerung und Heiligung des Lebens dringenden, feurigen Predigten des ehemaligen Jesuiten und zur reformierten Kirche übergetretenen Jean de Labadie hervorriefen, dessen Manual de priére (Handbuch des Gebets) er in deutscher Uebersetzung als eine der Erstlingsfrüchte seiner schriftstellerischen Tätigkeit herausgab. Der Aufenthalt in der Schweiz ist für Spener auch insofern von Wichtigkeit geworden, als der Verkehr mit den dortigen Reformierten ihm die Ueberzeugung verschaffte, daß die nichtlutherischen Christen evangelischen Bekenntnisses keineswegs solche Monstra des Irrglaubens waren, wie sie in der heimischen Kirche zuweilen hingestellt wurden, sondern daß sich im Gegenteil sehr ernste und in der Schrift gegründete Menschen unter ihnen befanden, die ihre religiöse Ueberzeugung auch durch ein gottseliges Leben zierten. — Aus der Schweiz zurückgekehrt, schloß sich Spener einem jungen Grafen von Rappoltstein

als Reisebegleiter an und wurde von demselben in den Hofkreis des Herzogs Eberhard III. von Württemberg eingeführt. An der Universität Tübingen hielt er einige Monate Vorlesungen, und überall gewann sich der nunmehr 27jährige Mann durch seine mit Bescheidenheit gepaarte gediegene Bildung die Herzen aller.

Schon stand der genannte Herzog im Begriff, Spener eine dauernde Anstellung in seinem Lande zu bieten, da wurde derselbe nach Straßburg zur Uebernahme eines Pfarramts berufen (1663). Er zögerte sehr, jetzt schon ein selbständiges Pfarramt zu übernehmen, da er die schwere Verantwortlichkeit für die damit verbundene Seelsorge noch nicht tragen zu können meinte. Als ihm jedoch mit Rücksicht auf seine Bedenken daselbst eine Freipredigerstelle angeboten wurde, mit welcher die Verpflichtung zur Seelsorge nicht verbunden war, so glaubte er ihr nicht aus dem Wege gehen zu dürfen, zumal ihm bei einer derartigen Tätigkeit Muße blieb, einerseits seinem Wissensdrang bessere Befriedigung zu geben, anderseits akademische Vorlesungen zu halten; denn es scheint, als ob damals Speners Neigung mehr auf die akademische Karriere gerichtet gewesen sei, als auf die pastorale Wirksamkeit. Aus dem Grunde rüstete er sich wohl auch auf die Erlangung der theologischen Doktorwürde, die ihm 1664 auf Grund einer Dissertation über Offb. 9, 13—21: "Muhamedanismus in Angelis Euphrataeis Sancto Joanni praemonstratus", zu teil wurde. Am Tage seiner Promovierung fand zugleich seine Hochzeit statt mit Susanna Erhardt, der Tochter eines Straßburger Ratsherrn. Zu dieser Ehe hatte er sich besonders durch seine Mutter bestimmen lassen; denn er selbst fühlte sich nicht sonderlich gedrungen zu heiraten, und später machte er einmal die Aeußerung, „aus Besorgnis bei seinem ernsten Charakter habe er eigentlich beschlossen, eine Witwe zu wählen, welche einen störrischen Mann besessen und daher auf ein galantes Entgegenkommen weniger Anspruch machen würde.“ Dennoch ist seine Susanna sehr gut mit ihm fertig geworden, und er gesteht, daß er für diese Gottesgabe nicht dankbar genug sein könne. Die Erwerbung des Doktortitels war für Speners weitern Lebensgang von Bedeutung; denn ohne diese Würde wäre der kaum dreißigjährige Mann schwerlich bald darauf zu der hohen Stellung in Frankfurt a. M. gelangt.

Anno 1666 nämlich erging an ihn ohne sein Zutun die Berufung nach Frankfurt a. M. zum ersten Prediger und Senior (Superintendenten) der dortigen Geistlichkeit. Manch einer hätte nun wohl solche Gelegenheit mit Freuden wahrgenommen, um zu Ansehen und Ehre zu gelangen. Aber Spener hat nie nach solchen Dingen gehascht; er ist überhaupt nie eigene Wege gegangen, sondern hat in allen wichtigen Fragen Gott walten lassen und nicht eher einen bedeutsamen Schritt getan, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Herr denselben wolle. Und so fühlte er sich erst nach längerer Beratung mit der Straßburger theologischen Fakultät in seinem Gewissen beruhigt, dem an ihn ergangenen Ruf Folge zu leisten.

Hier nun in Frankfurt beginnt Speners Bedeutung für die Weiterentwicklung der protestantischen Kirche. Man kann sich denken, daß ein Mann wie er, der jeder handwerksmäßigen Verwaltung des geistlichen Amtes abhold war, bei den verweltlichten Bewohnern der freien Reichsstadt auf mancherlei Hindernisse stieß. So z. B. stand die Entscheidung über die kirchlichen Ordnungen dem Stadtrat zu, der durch etliche Abgeordnete bei den Konferenzen des Ministeriums vertreten war. Nur durch sie konnten etwaige Wünsche und Beschwerden der Geistlichkeit an den Rat gelangen. Diese Umständlichkeit brachte viele Beratungen hin und her mit sich, welche oft genug doch nicht zum gewünschten Ziele führten, da die bürgerliche Behörde meist nicht das rechte Verständnis für die Gemeindebedürfnisse besaß und außerdem mit großer Zähigkeit an ihren Vorrechten und am alten Herkommen festhielt. Dazu kam, daß Spener bei seinen Amtsgenossen nicht die Unterstützung seiner Reformbestrebungen fand, welche sie ihm hätten leisten sollen. Zwar hat das gegenseitige brüderliche Verhältnis nie eine Trübung erlitten, dazu war Spener viel zu rücksichtsvoll und vorsichtig, und die Erkenntnis der selbstlosen Absichten ihres Seniors ließ es nie dahin kommen, daß sie ihm geradezu opponierten; aber an der warmen Befürwortung und tatsächlichen Ausführung derselben ließen sie es häufig fehlen. Ferner hatte die streitsüchtige und anmaßende Manier der Geistlichen, ihre oberflächliche Amtsführung, die Vernachlässigung des Jugendunterrichts u. drgl. m. die Laien in hohem Grade der Kirche entfremdet; es fehlte das innere Band zwischen Hirt und Herde. Für Spener war es aber ein bedrückendes Gefühl, Seelsorger sein zu müssen und dabei fast überall einer gewissen Zurückhaltung oder gar Unnahbarkeit zu begegnen. Vor allem aber lag es ihm schwer auf dem Herzen, daß eine beträchtliche Anzahl gar nicht in die Beichte und zum Abendmahl ging und es seine Schwierigkeit hatte, diese Leute dahin zu bringen, daß sie ihm zu einer Unterredung standhielten. Da galt es denn, viel Geduld und Weisheit zu üben und betend die Sache dem Herrn anzubefehlen, um nicht durch Ueberstürzung Störrigkeit und Mißtrauen anzurichten.

In erster Linie wandte er seinen Predigten besondern Fleiß zu. Der Polemik enthielt er sich. Nur ein einziges Mal, als die Reformierten sich in Frankfurt ein Feld zu erobern suchten, passierte ihm ein derber Ausfall gegen dieselben, den er aber nachher herzlich bedauert hat. Im übrigen ging er darauf aus, seiner Gemeinde den Rat Gottes zu ihrer Seligkeit in Schlichtheit zu verkündigen und sie zur Bekehrung vom toten Wesen zu führen. Außerdem wich er von der Gewohnheit, immer wieder über die Evangelien des Kirchenjahrs zu predigen, ab und behandelte auch die Episteln und freie Texte; zuweilen legte er auch ein Stück aus dem Katechismus aus: alles, um seine Gemeinde nach Möglichkeit in den Geist der Schrift einzuführen und mit ihrem Gesamtinhalt bekannt zu machen.

In der richtigen Erkenntnis, daß er behufs Anbahnung besserer

Zustände sich vornehmlich des heranwachsenden Geschlechtes anzunehmen habe, legte er großes Gewicht auf den bisher vernachlässigten Jugendunterricht, welchen die Pfarrer in der Meinung, er sei unter ihrer Würde, den Lehrern überlassen hatten. Statt des vielen Memorierens und Einpaukens des Katechismus beschränkte er den zu behandelnden Stoff und suchte, durch Herbeiziehung der biblischen Geschichten die christlichen Wahrheiten den Kindern verständlich zu machen und ins Herz zu pflanzen. Er hat sich darin nicht irre machen lassen, mochte er auch deswegen von Unverständigen „der Schulmeister“ gescholten werden.

Auch die aus verschiedenen Gründen in der protestantischen Kirche Deutschlands stark in Verfall geratene Konfirmation hat Spener wieder erneuert. Wenn auch in Frankfurt selbst seine dahinzielenden Bemühungen erst gegen Ende seiner dortigen Wirksamkeit belohnt wurden, so fanden sie doch bei der zum Stadtgebiet zählenden Landgemeinden um so williges Entgegenkommen, wie er bei diesen überhaupt für seine Reformen einen weit fruchtbareren Boden antraf. So z. B. fanden sie sich verhältnismäßig leicht bereit zur Einführung der Kirchenzucht, und die Gemeindeältesten standen ihm bei der Handhabung derselben zur Seite, während in der Stadt mancherlei Beschwerden über Ausschreitungen einzelner von dem Rat einfach ad acta gelegt wurden und noch heute in dem dortigen Kirchenarchiv als unerledigt zu finden sind.

Doch treue und zielbewußte Arbeit im Weinberg des Herrn hat die Verheißung, daß sie nicht vergeblich ist. Tritt der sichtbare Erfolg auch nicht immer so schnell ein, als wir ungeduldigen Menschen es erwarten, so kommt er doch, wenn Gottes Stunde sich gefunden. Von Anfang an hatte Spener betont, daß die äußere Zugehörigkeit zur rechtgläubigen Kirche, die bloß verstandesmäßige Aneignung der christlichen Lehre, die nur äußerliche Beteiligung an Gottesdienst und Sakrament und die Enthaltung vor groben Sünden und Lastern noch nicht das Christentum ausmachen, daß es vielmehr auf die geistliche Wiedergeburt, auf die eigene Erfahrung der Heilswahrheiten und Heilstatsachen und auf das tägliche Wachstum in der Heiligung ankomme, und hatte dadurch gewiß hier und da ein empfängliches Herz aus dem Schlafe aufgerüttelt. Aber eine heilsamere und nachhaltigere Wirkung erzielte er erst durch eine am sechsten Sonntag nach Trin., 1669, gehaltene Predigt über Matth. 5, 20, „Von der Pharisäer ungültiger Gerechtigkeit,“ in welcher er das äußerliche Christentum seiner Zeit mit dem heuchlerischen Pharisäertum auf dieselbe Stufe stellte. Das brachte eine Scheidung unter seinen Zuhörern hervor. Den einen dünkte das eine harte Rede, und sie erklärten, hinfort Speners Kirche nicht mehr besuchen zu wollen; andere dagegen wurden in einen heilsamen Schrecken über ihr bisheriges Leben versetzt und zu ernstlicher Buße getrieben.

Im nächsten Jahre geschah ein weiterer Fortschritt. Etliche Ernst-

gesinnte beklagten sich bei ihrem Seelsorger über die Verderbnis der gangbaren gesellschaftlichen Unterhaltung und drückten den lebhaften Wunsch aus nach einem engern Zusammenschluß, der ihnen Gelegenheit biete, sich über das eine, was not tut, in Liebe und Einfalt zu besprechen. Daher entschloß sich Spener, in seinem Arbeitszimmer Zusammenkünfte zum Zweck gegenseitiger Erbauung zu veranstalten. Er eröffnete die Versammlungen mit Gebet, besprach dann die Predigt des vergangenen Sonntags oder Abschnitte aus der Heiligen Schrift oder Andachtsbücher, daneben wurden Fragen, die jemand vorbrachte, in ungezwungener Weise behandelt. Das war der Anfang der collegia pietatis. In kurzem wuchs die Zahl der Beteiligten, so daß sich die Notwendigkeit ergab, die Versammlungen in die Kirche zu verlegen. Weil aber der Stadtrat dazu seine Einwilligung verweigerte, so fingen etliche Gemeindeglieder an, ähnliche Erbauungsstunden in ihren eigenen Häusern einzurichten, wodurch leider die Kontrolle über dieselben verloren ging, so daß Ausschreitungen vorkamen, die Spener durchaus nicht billigen konnte. Etliche verstiegen sich sogar so weit, daß sie aus Ueberschätzung ihrer Konventikel dem geordneten Gottesdienst fern blieben und selbst den Genuß des heiligen Abendmahls mit dem großen gemischten Haufen mieden. Das hat Veranlassung gegeben zu der Entstehung des Namens „Pietisten" oder Frömmler, womit spottweise alle diejenigen belegt wurden, welche irgendwo, selbst in der unschuldigsten Weise, außerhalb der Gotteshäuser zu erbaulichen Besprechungen oder Andachten sich vereinigten. Zum Glück ist es Spener gelungen, den oben genannten Auswüchsen allmählich Einhalt zu tun und die allermeisten, welche sich zum geistlichen Hochmut hatten verleiten lassen, wieder zur Nüchternheit zu bringen, so daß 1682 der Rat der Stadt, durch den Druck seitens der Bürgerschaft veranlaßt, seine Zustimmung zur Verlegung der collegia pietatis in die Kirche erteilte. Damit trat auch in dem Charakter derselben eine Veränderung ein, es wurden nun Bibelstunden daraus.

Inzwischen (1675) war Spener mit einer Schrift hervorgetreten, die als eine der bedeutendsten Erscheinungen in der kirchlichen Literatur des 17. Jahrhunderts zu betrachten ist. Ich meine seine "Pia Desideria" oder „Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirche, samt einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen." Nach einer herzergreifenden, gründlichen Darlegung des verderbten Zustandes der damaligen Evangelischen Kirche und des dadurch verursachten Aergernisses, empfiehlt er sechs Heilmittel, die hier nur in gedrängter Kürze wiedergegeben werden können:

1. Das Wort Gottes muß reichlicher unter das Volk gebracht werden, und zwar durch eine umfangreichere Auswahl der Predigttexte zum Zweck der Einführung der Gemeinde in den Gesamtinhalt der Schrift, durch Hausandachten, bei denen das Bibellesen die Hauptsache sein muß, durch kursorisches Lesen der Bibel beim öffentlichen Gottesdienst und durch erbauliche, von einem Geistlichen geleitete Ver-

sammlungen, in denen auch Fragen und Bedenken der Beteiligten zur Sprache kommen können.

2. Die Christenheit muß sich des allgemeinen Priestertums wieder bewußt werden, so daß das Lehren und Vermahnen und Beten nicht als etwas angesehen werde, das dem Geistlichen ausschließlich zukomme, sondern als Recht und Pflicht jedes bekehrten Christen, insonderheit der Gemeindevorsteher und der Eltern.

3. Jedermann ist ernstlich daran zu erinnern, daß es mit dem Wissen von den christlichen Heilswahrheiten nicht genug sei, sondern die tätige Ausübung des Christentums als notwendige Ergänzung und Bewährung demselben zur Seite stehen müsse.

4. Statt der bloß lehrhaft überzeugen wollenden und meist nur Erbitterung anregenden Polemik gegen Irrgläubige und Ungläubige, befleißige man sich eines Verhaltens, welches von herzlicher Liebe zu dem Gegner zeugt und ihn nicht bloß widerlegen, sondern bessern will.

5. Die Erziehung und Ausbildung der zukünftigen Prediger muß besser und zweckmäßiger gestaltet werden, so daß dieselben nicht allein zu einem fleißigen Studium und zur Erwerbung gründlicher Kenntnisse, sondern namentlich auch zu einem frommen und gottesfürchtigen Leben angewiesen werden.

6. Die Predigten sind alles gelehrten Beiwerks und der rhetorischen Künstelei zu entkleiden und müssen einfach und erbaulich sein und auf die Weckung des neuen Lebens, die Förderung des Glaubens und das Wachstum der Früchte desselben abzielen.

Die in diesen Sätzen ausgesprochenen Wünsche erscheinen unsereinem ziemlich selbstverständlich. Das Aufsehen aber, welches sie damals erregten, beweist, wie spärlich sie zu Speners Zeit noch bei den Geistlichen sowohl, als auch bei den Laien vertreten waren, und welche Notwendigkeit deshalb vorlag, sie auszusprechen. Neu waren sie der Hauptsache nach keineswegs; das hat sich Spener auch nie eingebildet, beruft er sich doch in dieser Schrift wiederholt auf Aussprüche Luthers und auf sonstige allgemein anerkannte Autoritäten. Aber in ihrer Uebersichtlichkeit, Klarheit, Schlichtheit und Gründlichkeit bildeten sie doch ein bedeutsames Reformprogramm. Ihre Wirkung blieb auch nicht aus. In vielen Herzen fanden Speners warme Worte einen Widerhall, so daß gar bald in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Gesinnungsgenossen von ihm um so beherzter auftraten und sich fromme Kreise zu ähnlichen Privatversammlungen zusammentaten wie in Frankfurt. Spener selbst läßt sich über den errungenen Erfolg folgendermaßen aus: „Ich sage dem höchsten Geber aller guten Gaben demütigst Dank, der meine einfältigen pia desideria über alles mein Erwarten so kräftig gesegnet hat, daß sie zu einer Stimme geworden, welche manche Schlafende erweckt, einige, die in der Stille geseufzt, ermuntert, mir aber Gelegenheit gegeben hat, viele derjenigen kennen zu lernen, die es mit der Sache Gottes treulich meinen. Es sind nicht nur

mit mir, sondern unter sich selbst viele solcher lieben Leute bekannt geworden und haben in Gott Freundschaft miteinander gemacht. Wie ich denn versichern kann, daß in Ober- und Niederdeutschland, auch den nordischen Provinzen, derjenigen mehr sind, die die Besserung der Kirche suchen, als man hätte denken und hoffen können."

Freilich, der Teufel hätte nicht mehr der alte, böse Feind sein müssen, wenn er nicht auch hier Unkraut unter den Weizen gesät und das Aufblühen des neuen Lebens zu stören gesucht hätte. Wir haben auf die separatistische Bewegung in Frankfurt schon hingewiesen. Auch an etlichen andern Orten zeigte sich derselbe geistliche Hochmut. Das benutzten nun die Eiferer auf der andern Seite zur Verleumdung und Verlästerung Speners und der durch ihn vertretenen Sache und richteten dadurch vielen Schaden an. Wenn nun auch der teure Gottesmann von Weh und Herzeleid deswegen ergriffen wurde, so bezahlte er doch nicht mit gleicher Münze, sondern verteidigte, wenn auch mit Entschiedenheit, so doch im Geiste brüderlicher Liebe seine Gewissensüberzeugung gegen jedermann durch Wort und Schrift.

Die Separation erschütterte auch Speners Stellung in Frankfurt. Je länger, desto mehr stellte sich der Stadtrat in Gegensatz zu ihm und verweigerte schließlich fast jede Unterstützung seiner Bestrebungen. Darum hielt er es für angezeigt, so schwer es ihn auch ankam, nach zwanzigjähriger Wirksamkeit sein Arbeitsfeld aufzugeben, als an ihn ohne sein Zutun eine Berufung nach Dresden erging. Begleitet von den Segenswünschen und Gebeten seiner Pfarrkinder und der vielen Freunde, die er sich sonst erworben hatte, verließ er die Stadt.

Der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen berief nämlich Spener in seine Hauptstadt D r e s d e n als Oberhofprediger und Mitglied des Oberkonsistoriums, eine Stellung, welche damals als die höchste in der ganzen Evangelischen Kirche angesehen wurde. Hier schien nun anfänglich sich alles sehr günstig gestalten zu wollen, selbst der Kurfürst bezeugte, er habe nie geglaubt, daß ihm jemand das Herz so rühren würde, wie sein Spener es könne. Aber bald zog allerlei Gewölk am Himmel herauf. Erstens hatten sich etliche hervorragende sächsische Geistliche auf Speners Stelle Hoffnung gemacht und betrachteten deshalb den aus der Ferne Gekommenen als einen Eindringling, und auch die übrige Geistlichkeit sah auf den Fremdling scheel. Zweitens war vorauszusehen, daß die in Leichtsinn und Ungebundenheit dahinlebenden Hofleute in Dresden sehr bald für den neuen Prediger nicht viel übrig haben würden. Was aber Speners Tätigkeit besonders erschwerte, waren jene pietistischen Streitigkeiten, welche den Rest seines Lebens zu einer Zeit fortgesetzter Fehden gestalteten und nachher noch Jahrzehnte hindurch anhielten.

Es hatte nämlich, als Spener noch gar nicht nach Sachsen gekommen war, der Professor Johann Benedikt C a r p z o v in Leipzig seinen Studenten gegenüber sich mehrmals anerkennend über den Pietismus ausgesprochen und sogar in Predigten die collegia pietatis öffent-

lich in Schutz genommen. Infolgedessen hatte der Magister Aug. Hermann Francke den Versuch gemacht, derartige Versammlungen unter dem Namen collegia philobiblica ins Leben zu rufen. Der Zudrang zu denselben ward so groß, daß man in den Häusern bald keinen genügenden Raum mehr hatte, und zwar waren es keineswegs Studenten allein, die sich herzutaten, sondern auch Professoren und Magister. Doch wurde streng darauf gehalten, daß nicht einer der Professoren, sondern nur ein Magister diese Versammlung leitete, gleich als wenn das unter ihrer Würde gewesen wäre. Da kam Spener nach Dresden, und als er einmal bei Gelegenheit der Prüfung der Kandidaten, an der er als Oberkonsistorialrat sich zu beteiligen hatte, die theologische Fakultät allen Ernstes auf die unzureichenden Bibelkenntnisse der Examinierten aufmerksam machte und darauf hinwies, daß in Zukunft der Exegese mehr Aufmerksamkeit zu widmen sei, da wandte sich das Blatt. Derselbe Carpzov, welcher früher erklärt hatte, „die werden es zu verantworten haben, welche über solche gute Dinge die Nase rümpfen," bewies jetzt, daß sein Amtsstolz stärker war als sein Eifer für praktisches Christentum; denn er befeindete von nun an die collegia philobiblica, wo er nur konnte. Und als nun gar die beiden Magister Paul Anton und Aug. Herm. Francke collegia biblica, d. h. eigentliche exegetische Vorlesungen, anfingen, und zwar, was etwas ganz Ungewohntes war, in deutscher Sprache, und die Zahl ihrer Zuhörer fortwährend wuchs, wurde Carpzov immer rabiater. In Gemeinschaft mit seinen Kommilitonen schnüffelte er sogar in Speners Schriften nicht weniger als 264 arge Ketzereien auf, und der Angegriffene sah sich, so gern er auch in der Stille und im Frieden gearbeitet hätte, veranlaßt, solche boshaften Beschuldigungen nicht auf sich sitzen zu lassen; denn Schweigen wäre unter den gegebenen Umständen als ein Zugeständnis angesehen worden. Dennoch wurden 1690 jene Vorlesungen geradezu verboten, denn auf Unterstützung seitens des Kurfürsten durfte er nicht mehr rechnen, da er infolge beichtväterlicher Vorstellungen, die er demselben um seines losen Lebens willen hatte machen müssen, dessen Sympathie in dem Grade verloren hatte, daß seine Entlassung erfolgt wäre, wenn Johann Georg nicht gefürchtet hätte, daß dann seine Lüderlichkeit Tagesgespräch werden würde. Und Spener sagte: „Wenn ich täglich in Dresden auf Dornen gehen müßte, so darf ich den mir von Gott anvertrauten Posten nicht nach eigenem Entschluß verlassen." Als er aber 1691 einen Ruf nach Berlin als Propst (propositus) an der Nikolaikirche erhielt, nahm er denselben bereitwillig an.

Hier in Berlin hat Spener nun noch 14 Jahre gewirkt, und zwar in ausgedehnterer Weise als bisher. Erstlich einmal war hier seine Zuhörerschaft weit zahlreicher, als die der Hofgemeinde in Dresden. Und dann ließ sich bei dem Kurfürsten Friedrich III. durch den einflußreichen und mit Spener in christlicher Freundschaft verbundenen Geheimrat von Schweinitz, manches erreichen. Das Wichtigste aber war die Entstehung der Universität Halle. Der Leipziger

Philosoph und Rechtsgelehrte, Christian Thomasius, einer der hellsten Köpfe seiner Zeit, hatte nämlich die erste deutsche Zeitschrift, die jemals begründet worden ist, herausgegeben und darin den Zopf der damaligen Gelehrten mit sprudelndem Witz und mutwilliger Laune angepackt. Infolgedessen war ein glühender Haß gegen ihn losgebrochen, und man hatte sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt. Da flüchtete er ins Brandenburgische und ließ sich in Halle nieder (1690), wo er vor einigen hundert Studenten, die ihm von Leipzig gefolgt waren, seine Vorlesungen fortsetzte. Dies brachte den von dem Kurfürsten schon früher gehegten Plan, in Halle eine neue Universität zu gründen, zur Reife. Weil nun Spener von Anfang an ein großer Einfluß auf die Besetzung der Lehrerstellen an dieser Hochschule eingeräumt wurde, so wurde die theologische Fakultät daselbst aus lauter solchen Männern zusammengesetzt, die seiner Richtung angehörten. Breithaupt, Francke und Anton waren die bedeutendsten unter ihnen. Aber freilich hat ein solcher Erfolg Spener auch wieder neue Verdrießlichkeiten eingebracht. Denn wenn schon vorher der Kampf der alten Schultheologie gegen die neue Geistesströmung heftig genug gewesen war, so wurde er nun um so erbitterter, und Spener mußte sich nach allen Seiten hin seiner Haut wehren. 1695 schrieb er: „Nun geht's von allen Seiten auf mich los, und scheint unter gewissen Leuten eine gegen mich gemachte Liga zu sein. Der Herr aber gibt mir eine ungewöhnliche Freudigkeit, als ich kaum je gehabt. Denn ob mir wohl leid tut, der Stein des Anstoßes zu sein, daran sich viele zu ihrem schweren Gericht stoßen, so kann ich doch keine Stunde deswegen niedergeschlagen oder traurig sein. Ich begegne meinen Widersachern in der Gnade Gottes also, daß ich, so viel möglich ist, die Regeln der Sanftmut nicht gern überschreite." Da aber die Angriffe seiner Feinde immer wieder auf dasselbe hinausliefen, so entschloß er sich zuletzt, nicht mehr zu antworten. Er hatte ja ohnedies Arbeit die Fülle. Denn aus allen Gegenden Deutschlands holten Freunde des Reiches Gottes seinen Rat ein oder erbaten Aufschluß über diese oder jene theologische Frage, so daß er in den letzten Jahren seines Lebens allein an sie durchschnittlich 1000 zum Teil ausführliche Briefe geschrieben hat. Außerdem beschäftigte er sich mit der Herausgabe verschiedener Predigtsammlungen und mit der Durchsicht und Ordnung aller seiner bisherigen Schriften. Man staunt, wenn der Katalog seine Werke angibt auf 7 Bände in Folio, 63 Bände in Quart, 7 in Oktav und 46 in Duodez, dazu eine Anzahl Vorreden zu Büchern von Freunden oder zu älteren Erbauungsschriften, welche er aufs neue in das christliche Publikum einführte. Außer dem bereits Gedruckten sind aber noch in Frankfurt, Leipzig, Halle, Hamburg u. s. w. zahlreiche Spenersche Schreiben und Briefe im Manuskript vorhanden. Welch ein tatenreiches Leben!

In das Lebensbild eines Mannes gehören ohne Zweifel auch etliche Notizen aus seinen Familienverhältnissen. Da müssen wir denn sagen, daß Spener, der in seinem Beruf so viel Anfechtung und Anfeindung

durchgemacht hatte, auch in seinem Hause schwere und schmerzvolle Demütigungswege hat gehen müssen. Von elf Kindern mußte er drei ins Grab betten. An seinen Söhnen hat er viel Herzeleid erlebt. Der älteste, Johann Jakob, Professor der Physik und Mathematik in Jena, starb 1692 und war, wie sein Vater erwähnt, unter körperlichen Leiden zu geistlicher Genesung gelangt. Sein zweiter Sohn, der Theologe Wilhelm Ludwig, berechtigte zu guten Hoffnungen, starb aber schon im 21. Jahre. Ein dritter, Jakob Karl, Professor der Rechte in Halle und Wittenberg, verfiel in Melancholie, die ihn zur Führung seines Amtes untüchtig machte. Der jüngste Sohn, Ernst Gottfried, kam am weitesten ab vom rechten Weg. Nachdem er anfänglich Theologie studiert hatte, wurde er in ein lasterhaftes Leben hineingezogen, wandte sich nach des Vaters Tod der Jurisprudenz zu und starb dann bald. Aber an ihm ist auch zur Wahrheit geworden, was einmal der Monika von ihrem Bischof mit Bezug auf Augustinus gesagt wurde: Ein Sohn so vieler Tränen kann nicht verloren gehen. Auf dem Sterbebette fand sich der junge Mann zurück und schlug in sich mit dem Bekenntnis: Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge. Als seinen Leichentext bestimmte er die Geschichte vom verlornen Sohn.

Im 71. Lebensjahr, am 5. Februar 1705, durfte Spener den Pilgerstab niederlegen. Ohne Kampf schlummerte er hinüber in die Wohnungen des Friedens. Seiner Bestimmung gemäß wurde ihm nicht ein schwarzes, sondern ein weißes Totengewand angelegt, und aus gleicher Ursache trug sein Sarg die weiße Farbe. Er hatte gesagt: Ich habe Zeit meines Lebens genug getrauert und gekämpft; nun will ich im Tode bekennen, daß ich in Hoffnung einer Besserung der Kirche abgeschieden und zur triumphierenden Kirche eingegangen bin.

So lebte, so stritt und litt, so starb der große Gottesmann. — Fragen wir uns nun zum Schluß: In welcher Weise hat Spener die Evangelische Kirche beeinflußt? Es versteht sich von selbst, daß kein Mensch bei seiner Unvollkommenheit etwas Vollkommenes zu leisten vermag, selbst wenn seine Begabung noch so hervorragend, sein Zielbewußtsein noch so ausgebildet, und sein inneres Leben noch so sehr unter die Zucht des Geistes Gottes gestellt sein mag. Darum sind auch sowohl Speners Charaktereigenschaften, als auch seine Leistungen nicht jedem Tadel entrückt, wenn auch die Ehrenhaftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung selbst von seinen Feinden kaum je in Zweifel gezogen sind. Es mangelte ihm das Heldenhafte, die Tatkraft, welche für ein hohes Ziel alles einzusetzen willens ist, wie wir das bei einem Luther finden. Mit großer Vorsicht und Mäßigkeit verband er eine gewisse Schüchternheit, die ihn zuweilen von einer entschiedenen Stellungnahme zurückhielt, wo dieselbe doch am Platz gewesen wäre, freilich nicht aus Besorgnis für seine Person, sondern um nach seiner Meinung „das Werk der Gottseligkeit" nicht zu hindern. Dann wird ihm von gewisser Seite vorgeworfen, daß er vermöge seiner Betonung des praktischen Christentums und seiner Duldsamkeit gegen dogmatisch zweifelhafte Elemente und

durch etliche für jene Zeit fast zu liberale Aeußerungen über die Bedeutung dogmatischer Abweichungen in gewisser Beziehung dem Indifferentismus in der Lehre und damit dem Rationalismus der Weg gebahnt habe, während andere behaupten, daß diese mit Spener und seinen Gesinnungsgenossen gar nichts zu tun hätten, sondern als eine Reaktion gegen den Orthodoxismus anzusehen seien. Mir scheint die Hauptfrage die zu sein: Lag die in Spener konzentrierte Bewegung im Wesen und Beruf der Kirche, ist durch sie eine infolge geschichtlicher Verhältnisse bisher nicht gehörig in Angriff genommene Aufgabe auf die Tagesordnung gesetzt und dadurch die Mission der Kirche um einen Schritt vorwärts gekommen, oder ist durch sie etwas Fremdartiges in die Kirche hineingetragen worden? Die ganze bisherige Besprechung kann keinen Zweifel darüber lassen, wie wir diese Frage zu beantworten haben. Die ungesunden Strömungen und Auswüchse des religiösen Lebens, welche den Pietismus begleitet haben, können die Berechtigung desselben an sich nicht in Frage stellen. Es ist nun einmal so, daß auf all und jedem Gebiet die Entwicklungsstufen mit Krankheiten verbunden sind; dieselben mögen bedauerlich und dem Wachstum zeitweilig hinderlich sein, ja oft gefährlich werden, aber sie müssen von allem Lebendigen durchgemacht werden. Wenn wir es billigerweise den Jesuiten überlassen, unsern Reformator Luther als den Urheber und Anstifter nicht bloß der Schwärmerei und Bilderstürmerei seiner Tage, sondern als den Vater der Revolution überhaupt hinzustellen, weil er die Freiheit des Christenmenschen verkündigt hat, so verbietet es die Gerechtigkeit, den ehrwürdigen Spener verantwortlich zu machen für Ausschreitungen, die er weder gewollt noch gebilligt.

Wir geben nun im folgenden eine Ueberſicht über die heilsamen Anregungen, die Spener gegeben hat und die noch heute segensreich fortwirken.

1. In Bezug auf das geistliche Amt hat Spener den Wahn bekämpft, als ob mit dem Bekenntnis zur reinen Lehre und der Predigt derselben die Hauptsache getan sei. Er stellte höhere Anforderungen an dasselbe. Seine Träger sollen schon bei ihrer Ausbildung zu christlichen Persönlichkeiten heranwachsen und sich auch nachher in ihrer Tätigkeit und ihrem Lebenswandel als solche erweisen. Damit hat er ein Erfordernis betont, welches heutzutage allgemein anerkannt ist.

2. Spener stellte den Grundsatz auf, daß die Predigt ein Zeugnis von Christo sein soll und deshalb den Zweck hat, in Gottes Wort einzuführen und christliches Leben zu wecken und zu fördern. Theologische Zänkereien gehören nicht auf die Kanzel.

3. Spener hat mit Nachdruck auf den hohen Wert der speziellen Seelsorge hingewiesen, wie sie mittelst Unterredung mit dem einzelnen und durch Kranken- und Hausbesuche ausgerichtet wird. Ihre Bedeutung und Notwendigkeit wird hierzulande von keinem bestritten

und in Deutschland bei der zunehmenden Entkirchlichung wieder von neuem erkannt.

4. Spener hat das Verständnis für den kirchlichen Jugendunterricht gehoben und die erziehliche und erbauliche Aufgabe desselben betont. Außerdem ist ihm die Verbreitung der Konfirmation zu verdanken, welche ihm die Erneuerung des Taufbundes und die Wiederholung der Zusage desselben durch den Getauften in Bekenntnis und Gelübde war. Religionsunterricht, Jugendgottesdienst, Sonntagschule, Christenlehre und ähnliches verdanken ihm viel.

5. Spener hat mit aller Energie das Gewohnheitschristentum, das Vertrauen auf das opus operatum bekämpft und unermüdlich neben der Lehre das Leben, neben der Rechtfertigung die Heiligung, neben dem Glauben die Werke betont, mit andern Worten: bewußtes, lebendiges und tätiges Christentum gefordert, und darauf wird die echt evangelische Predigt stets dringen müssen.

6. Spener hat den Sinn für Hausandacht und Bibellesen mächtig gefördert und durch sein Eintreten für eine strengere Sonntagsheiligung ist er der Bahnbrecher geworden für die modernen Bemühungen um Sonntagsruhe und Sonntagsfeier.

7. Spener hat im Hinweis auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen das Recht und die Pflicht der Laien betont, sich an der Kirchenverwaltung mitzubeteiligen und christliche Liebestätigkeit auszuüben an Armen, Kranken, Witwen und Waisen u. drgl. Mit Fug und Recht darf er der „Vater der Inneren Mission“ genannt werden, die besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen so mächtigen Aufschwung und so überaus gesegnete Erfolge erlebt hat.

8. Spener hat der Verpflichtung der evangelischen Christenheit zur Heidenmission Ausdruck gegeben zu einer Zeit, in welcher für dieselbe fast noch gar kein Verständnis vorhanden war. Seine Schüler und Freunde sind es gewesen, die von Halle aus 1705 zum ersten Mal in Deutschland die evangelische Mission unter den Heiden in Angriff nahmen, und Zinzendorf mit seiner Brüdermission war ein Patenkind und Verehrer Speners.

9. Spener hat gegenüber der weitverbreiteten sittlichen Laxheit fortgesetzt auf christliche Zucht gedrungen und somit eine Schärfung und Verfeinerung des sittlichen Gefühls erreicht. Vor allem war er einer der ersten, die gegen den Mißbrauch geistiger Getränke beim deutschen Volk aufgetreten sind.

10. Endlich hat Spener das Verständnis für die gemeinsamen Interessen aller auf dem Boden der Reformation stehenden Kirchengemeinschaften geweckt und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten anbahnen helfen. Dadurch ist er der Herold aller interdenominationellen Bestrebungen geworden, wie der der Evangelischen

Allianz, des Gustav-Adolf-Vereins und ähnlicher Vereinigungen. Und wer müßte nicht zugeben, daß die Existenz der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika auch eine Erfüllung der Hoffnung Speners sei!

So sehen wir denn, daß durch Speners Einfluß neues Leben in der Evangelischen Kirche geweckt worden ist und manche neue Gesichtspunkte bezüglich des praktischen Christentums gewonnen sind, deren Verwertung der Kirche reichen Segen gebracht hat.

Geboren von der Jungfrau Maria.

P. G. Fr. Schütze.

(Schluß.)

Aber es werden nun auch philologische und archäologische Gründe gegen die Worte unsers Lehrsatzes, und besonders gegen den Lukasbericht angeführt, mit einem Wort: zeitgeschichtliche Gründe. Prüfen wir diese.

Da ist zunächst die angeblich historisch falsche Datierung des Prokonsulats des Quirinus-Cyrenius (Luk. 2, 2). Historisch fest stehen nun folgende Daten:

9—6 v. Chr. Statthalter: C. Sentius Saturninus,
6—3 v. Chr. Statthalter: P. Quintilius Varus,
6. n. Chr. Statthalter: Quirinius.

Wir haben da also eine Lücke von neun Jahren, die wir ausfüllen müssen. Mommsen[4]) läßt nun folgende Männer in dieser Zeit amtieren:

3—2 v. Chr. Quirinius,
2—1 v. Chr. C. Cäsar, der Adoptivsohn des Kaisers.

Nun ist es leicht denkbar und wird von Zumpt[5]) auch behauptet, daß der kaiserliche Prinz nur den Namen und die Ehren des Amtes genoß, während Quirinius als Chef der Verwaltung weiter fungierte. Eine solche Teilung der Arbeit ist ja bis heute noch bei Prinzen sehr beliebt. Dergestalt hat nach Zumpt die Statthalterschaft des Quirinius bis 2 n. Chr. gedauert.

Sodann soll Lukas die Schatzung des Quirinius aus dem Jahre 6 n. Chr. mit der früheren unter Herodes abgehaltenen verwechselt haben, und da Herodes ja schon 4 v. Chr. gestorben sei, sei die ganze Chronologie falsch, und darum die ganze Geschichte unglaubwürdig.

Lukas aber weiß und scheidet zwei Schatzungen, nämlich die erste zur Zeit der Geburt Jesu (Luk. 2, 2) und die andere (Act. 5, 37) zur Zeit des Aufruhrs des Judas Gaulonites. Da er aber (Luk. 2, 2) die Schatzung ausdrücklich als die allererste bezeichnet, so weiß er doch auch von einer zweiten und kann er sie doch nicht mit der andern verwechselt haben. Ebenso ist das Todesjahr des Herodes durchaus nicht gewiß.

4) Res gestae divi Augusti, p. 122.
5) Das Geburtsjahr Christi. 1869.

Aus den Angaben des Josefus, auf den wir zur Bestimmung des Datums angewiesen sind, ist bei ihren vielen Widersprüchen unter einander keine Sicherheit zu holen. Sicher ist, daß Herodes im 9. Regierungsjahr des Hyrkanus 15 Jahre alt war und ungefähr 70 Jahre alt geworden ist, sowie, daß kurz vor seinem Tode eine Mondfinsternis stattfand.[6]) Danach wäre Herodes 70 v. Chr. geboren. Die Finsternisse, um die es sich für Palästina nur handeln kann, sind die vom 13. 3. 4. v. Chr. und die vom 10. 1. 1. v. Chr. Erstere wird nun gewöhnlich zur Bestimmung des Todesjahres benutzt, obwohl man dann die dem Tode des Herodes folgenden Ereignisse, die sich noch alle vor Ostern abspielten, unnatürlich zusammendrängen muß. Mit einem Schlage löst sich der gordische Knoten, wenn man, wie schon Scaliger, die Finsternis des Jahres 1 v. Chr. annimmt. Dann fällt der unerklärliche Irrtum von 10 Jahren fort, Quirinius und die Schatzung, Herodes und die Geburt Jesu können dann sehr wohl auf das Jahr 3 v. Chr. vereinigt werden. So weit muß man zurückgehen, einerseits des Bethlehemitischen Kindermordes wegen (Matth. 2, 16), anderseits aber wegen des ungewissen Endes der Statthalterschaft des Quirinius.

Also mit diesem Beweis gegen den Lukasbericht ist es nichts, sondern man w i l l dem Evangelium nicht Recht geben, um einem profanen jüdischen Schriftsteller, der in seiner Chronologie es öfters nicht genau nimmt, der jedenfalls diesen Ereignissen und Kreisen viel ferner steht als Lukas mit seinen eingehenden Spezialforschungen (Luk. 1, 3), nicht Unrecht geben zu müssen.

Nun sind aber in Halicarnassus und Priene, zwei kleinasiatischen Küstenstädten, zwei Inschriften aus der Zeit des Kaisers Augustus aufgefunden, die angeblich zahlreiche wörtliche Anklänge an Luk. 2, 8 ff. aufweisen, so daß daraus offenbar sein soll, daß das, was von dem weltlichen „Heiland" Augustus gesagt ist, daß er als der Gott des Friedens und der Eintracht überall Glück und Segen verbreitet habe, später in die palästinensische Geburtslegende hineininterpoliert sei.

Diese Anklänge aber beweisen wieder absolut nichts. Jeder deutsche Primaner könnte aus seinem Virgil (4. Ekloge) noch viel frappantere Anklänge an Jes. 9, 6 ff.; 11, 6 ff.; Jer. 33, 12 ff. nachweisen. Folglich haben Jesaja und Jeremia aus dem, schlecht gerechnet, über 400 Jahre späteren Virgil abgeschrieben. Q. e. d. Vielmehr sind diese Anklänge aus der sogen. Sibyllinenliteratur zu erklären, die in Nachahmung der drei berühmten (183 v. Chr. verbrannten) sibyllinischen Orakel, allerlei Weissagungen, darunter auch die messianischen Verheißungen enthielt. Aber schließlich könnte man auch den Hinweis auf diese Schriften entbehren. Denn beachten wir, in welcher Zeit das Christentum einsetzte. Wir dürfen die Religionsgeschichte in vier Weltalter einteilen, das erste bis rund 350 v. Chr., das wir als das individualistische bezeichnen. Da hatte jedes Volk, jeder Stamm, jede Horde ihre eigene

6) Antiqu. XVII, 6, 1; XIV, 8, 2; 8, 5; XVII, 6, 4; Bell. Jud. I, 33, 1.

Götterwelt und ließ jeden Nachbarn ruhig im Glauben an den seinen. Dann aber kommt die zweite Epoche, die von ca. 350 v. Chr.—650 n. Chr. dauert. Inauguriert wurde diese Zeit, die wir die synkretistische nennen, im Westen durch die drei römisch-punischen Kriege, und im Osten durch Alexander. Eine durch Waffengewalt getragene Vermischung der Kulturen begann, und damit auch ein Austausch geistiger Güter. Teilweise wurden die Götter verschmolzen. Die lydische Ma wurde zur ionischen Cybele, der ägyptische Ra fand Fleisch von seinem Fleisch im Helios von Athen, und ließ sich's in Rom gefallen, Sol oder Apollo zu heißen. Was sich nicht in das System hinein amalgamieren ließ, thronte friedlich neben einander auf dem Kapitol in Rom. Wotan, Baal, Serapis und Zeus, für alle war Raum, so lange ihre Lehren dem römischen Staate nicht gefährlich wurden. Als dritte Periode folgt, charakterisiert durch Islam und Papsttum, der Absolutismus bis 1648, zum westfälischen Frieden, der die vierte Epoche einführte, in der wir jetzt leben, die sektionalistische, in der die Kirche sich in zahllose Einzelkörper geteilt hat, deren jeder die Wahrheit für sich in Anspruch nimmt und darum alle andern bestreitet. Auf das pastorale Idyll die kosmopolitische Verquickung, auf diese die autokratische Fuchtel und zuletzt die Kirchturmspolitik der Sekten.

In die zweite dieser Perioden nun fiel die Geburt Jesu und die Berichte darüber. Unter dem Druck der Fremdherrschaft im eigenen Lande, unter der Verachtung und Verspottung in der Diaspora, was war natürlicher, als daß sich die Stillen im Lande Israel immer tiefer in die Schrift mit ihren Verheißungen versenkten und im A. T. und seinen Worten lebten? Wir selber im 20. Jahrhundert können ja keinem religiösen Gefühl Ausdruck verleihen, ohne beständig, oft unbewußt, biblische Reminiszenzen zu verwerten; wie viel mehr der fromme Zacharias und die reine Magd? Wenn man ferner bedenkt, wie groß die Diaspora der Juden gewesen (Act. 2, 9—11; 1. Petri 1, 1), und wie groß ihr Missionseifer von jeher gewesen, so ist es doch ganz natürlich, daß ihre Ideen auch unter den Heiden Verbreitung fanden. Der Heilige Geist oder der Engel Gabriel oder auch der Apostel Lukas brauchten wirklich nicht nach Halikarnaß zu reisen, um dort die Stele des Augustus abzuschreiben. Vielmehr ist die gemeinsame Quelle das A. T. Römische Autoren, wie Tacitus und Sueton, bezeugen zudem das Eindringen jüdischer Ideen in weite Volksschichten.

Der Stern der Weisen aus Matth. 2 soll ein regelmäßiges Requisit der heidnischen Sage bei der Geburt und dem Tode großer Männer sein. Nun gewiß astrologischen Aberglauben hat es immer schon gegeben, und gibt es noch heut. Napoleon I. glaubte grade so an seinen Stern wie der Hohenstaufe Friedrich II. oder Julius Cäsar. Aber der Stern der Weisen hat wirklich existiert. Der Dänische Bischof Münter berichtet [7]), daß schon Kepler mit den damaligen unvollkommenen Hilfsmitteln eine

7) Der Stern der Weisen. 1827. Kopenhagen.

Konjunktion der drei Planeten Jupiter, Mars und Saturn für Februar oder März 748 a. u. c., d. h. 6 v. Chr. berechnete. Spätere Berechnungen haben dies Zusammentreten auf das Jahr 5 v. Chr. berichtigt. Aus Matth. 2, 8. 16 ergibt sich, daß der Stern zwei Jahre vor Jesu Geburt erschien, was also zu unserer frühern Berechnung auf das Jahr 3 v. Chr. vortrefflich paßt. Gegen unsere Argumentation spricht nur der Vers Matth. 2, 9, der sich schlechterdings astronomisch nicht erklären läßt. Mag nun das Erlebnis dieses einen Verses auch nur ein visionäres, eine Halluzination sein, so genügt das doch nicht, die Geschichtlichkeit des ganzen Berichtes anzufechten. Es gibt auch historisch gewordene Visionen, wie z. B. die des Konstantin vor der Schlacht an der Milvischen Brücke (in hoc signo vinces).

Der Bethlehemitische Kindermord endlich soll ein Abklatsch von 2. Mose 1, 15 ff. sein, wozu noch eine Anekdote aus Josefus [8]) beigetragen haben soll, daß der Befehl Pharaos nämlich sich auf die Weissagung eines Priesters gründete, nach welcher ein Knabe ihm gefährlich werden sollte. Sicher können wir nun Josefus als historische Quelle über den Pharaonischen Kindermord nicht ansehen. Mit besserem Recht vielmehr, wie behauptet wird, Matth. habe sich von Josefus beeinflussen lassen, dürfen wir sagen, daß dieser, um nicht bei den Römern durch Angabe von 2. Mose 1, 9 Gelächter zu erregen, die Begründung von dem Herodianischen Kindermord entlehnte. Aber auch aus andern jüdischen Schriften finden wir eine Bestätigung von Matth. 2, 16 ff. Die Tholedoth Jeschuah läßt Jesus unter König Alexander Jannaeus 90 v. Chr. geboren sein. In dies Jahr aber fällt nach Josefus (Ant. XIII, 1, 42; Bell. Jud. I, 4, 6) ein Blutbad unter den gefangenen pharisäischen Aufrührern von Bethome mit ihren Frauen und Kindern, und darauf folgend eine allgemeine Flucht der Pharisäer. Es ist klar, daß dieser chronologische Lapsus nur durch eine Verwechselung der beiden Bluttaten begründet werden kann. Oder hat Matthäus wieder aus der späteren Tholedoth abgeschrieben?

Es ergreift uns bittere Entrüstung, wenn man sieht, zu welchen Mätzchen selbst Gelehrte, die ernst genommen werden wollen, ihre Zuflucht nehmen, nur um der Bibel die Wahrhaftigkeit abstreiten zu können. Diese zeitgeschichtlichen Gründe sind, alle miteinander, nicht die Tinte wert, mit der sie niedergeschrieben sind. Unsere ganze Untersuchung läßt weder in noch außer der Bibel auch nur einen halbwegs plausiblen Grund, um die Geschichtlichkeit und Wirklichkeit der Jungfrauengeburt zu bestreiten.

III. Die Notwendigkeit.

In dem ganzen, weiten Gebiete der Wissenschaften ist es eigentlich nur die Mathematik, die mit Tatsachen operiert, alle andern haben Voraussetzungen und Bedingungen, die in die Wissenschaft die Spekulation einführen. Je weiter die Untersuchung sich von den Grenzen des sinnlich

8) Antiqu. II. 9, 2.

Wahrnehmbaren, instrumental Meßbaren, mathematisch Beweisbaren entfernt, desto sicherer werden alle vorgenommenen Denkprozesse in einem Werturteil enden. Besonders im Religiösen. In unserer Frage z. B. ist es für den Gläubigen von vornherein eine feststehende Tatsache, daß Jesus der Sohn einer Jungfrau ist. D. h. aber eigentlich nichts anderes als: Für unser Empfinden muß Jesus von einer Jungfrau geboren sein. Warum?

Wenn wir Gründe für dies Empfinden suchen, so sehen wir zunächst in der Bibel uns nach solchen um. Da haben wir denn Jes. 7, 14: Eine Jungfrau wird einen Sohn gebären, Immanuel. Zwar wird dagegen behauptet, das hebräische עַלְמָה bedeute nur „eine junge Frau", nicht aber eine Jungfrau." Diesen Einwurf aber hat schon v. Hofmann (in „Weissagung und Erfüllung I., S. 223) widerlegt, indem er den Grundbegriff „Mannbar" hervorhebt, womit eine bezeichnet wird, die imstande ist, vom Mann erkannt zu werden, wobei absolut nicht gesagt, daß sie schon erkannt ist. Aus Jes. 54, 4 aber geht hervor, daß an eine ehelose Person gedacht ist. Wenn wir ferner im N. T. die Geschichte der Emmausjünger mit offenen Augen ansehen, so finden wir dort auch eine Bestätigung. Luk. 24, 26 steht: Mußte nicht Christus solches leiden u. s. w. Nun wird „solches" gewöhnlich nur auf Jesu Passion bezogen. Aber mit Unrecht; denn wenn „solches" nur auf das Vorhergehende bezogen wird, so deckt es nicht die ganze Rede der Jünger; denn auferstehen und leben ist kein leiden. Wenn wir aber in V. 27 die Erläuterung und Ausführung von V. 26 sehen, so paßt wieder das „solches" auf die Passion allein erst recht nicht. Mose und die Propheten alle haben mehr von des Messias Geburt als seinem Tode geredet. Wenn Jesus alle Stellen auslegt, so ist Jes. 7, 14 auch darunter. Das „mußte nicht Christus solches leiden" dürfen wir also auch mit Recht auf seine wunderbare Menschwerdung beziehen. Aber mit Bibelgründen richten wir bei den modernen Verteidigern der sogen. Denkgläubigkeit nichts aus; denn wie leicht ist nicht auch der schlagendste Vers als späteres Einschiebsel erklärt. Versuchen wir es also mit Gründen der klaren Vernunft. Auch Vernunft sollen wir brauchen, wie Luther in Worms sich ja auch für Gründe der Vernunft, als der Schrift gleichwertig, zugänglich erklärt hat.

Man wende uns nun nicht ein, daß wir damit uns auf die Stufe der alten Scholastik zurückbegeben! Es ist wohl wahr, daß schon der Vater der Scholastik, Anselm von Canterbury, in seiner fides quaerens intellectum gesucht hat, eine ihm von vornherein feststehende Wahrheit durch Vernunftbeweise zu stützen. In der Gegenwart aber liegen die Verhältnisse doch anders. Die Theologie ist eine entthronte regina, kaum noch als ancilla im menschlichen Leben geduldet. Sie spricht nicht mehr, wie zu Anselms Zeiten: Weil ich so fest dastehe, daß mir nichts schaden kann, mag auch der Verstand seine Waffen an mir erproben; wie auch ein guter Fechtmeister sich freut, wenn sein Schüler ihm einmal einen Hieb beibringen kann. Jetzt aber ist der Verstand durchgegangen wie ein wildes Pferd und läuft, von seinen Erfolgen berauscht, wie ein

Malaye vom Haschisch, amuk. Nun gilt es, sich zu wehren auf Leben und Tod. Und dazu genügt nicht mehr das Wort Gottes, das der Verstand nicht achtet, sondern man muß ihm mit dem Verstand entgegentreten. Im alten germanischen Volksgericht war der Thing gehegt durch einen Wollfaden. Wer aber, heiliger Scheu vergessend, den Faden freventlich zerriß, der fand dahinter germanisches Schild und Schwert. Der Verstand schickt sich an, den Wollfaden, jedem Christen geheiligt, zu zerreißen. So ist's an uns, Schild und Schwert des Verstandes gegen den Verstand zu ergreifen und den frevelnden Störer hinauszujagen aus dem Heiligtum des Glaubenslebens. Oder, wie die Schrift sagt (Prov. 26, 5): Antworte einem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise dünke.

Nehmen wir also ruhig den Vorwurf des Scholastizismus auf uns und brauchen die von ihm geschmiedeten Waffen. Cur Deus homo? so fragte auch Anselm schon. Ein Mensch ist ausgeschlossen, weil alle der Erlösung bedürfen; ein Engel darf es auch nicht tun; denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist. So muß Gott als Mensch uns selbst erlösen, nicht purus Deus, denn dann würde ja das sündlose Wesen des Erlösers keinen meritorischen Charakter haben, sondern eine Person, die zugleich Gott und Mensch ist, muß es sein. Wie soll nun aber Gott Mensch werden? Auf sündlichem Wege? Nimmer! Nach Ps. 51, 7 lehrte schon Augustin, daß mit dem Akt der Zeugung die Sünde verpflanzt werde. Wie läßt sich denn nun Christi Sündlosigkeit mit einer sündlichen Geburt vereinigen. Wie kann der Gottmensch das Produkt eines tierischen Sinnlichkeitstriebes sein, wodurch er erblich belastet wäre mit dem Fluch des ganzen Menschengeschlechts? Es bleibt nichts übrig, wie schon Kant [1]) sagt, als eine jungfräuliche Geburt anzunehmen. Wenn Kant nun aber meint, diese Theorie habe doch ihre Schwierigkeit, weil von der sündlich geborenen Mutter her auch bei übernatürlicher Zeugung doch wenigstens die Hälfte der Sünde auf das Kind vererbt würde, so ist das eher eine Bestätigung unserer Schlußfolgerung. Diese Hälfte muß vielmehr im Erlöser vorhanden sein; denn ein Hoherpriester, der nicht wenigstens die Möglichkeit der Sünde in sich trüge, nicht wenigstens dem posse peccare zugänglich wäre, könnte uns schwache Menschen nicht verstehen, und da „alles verstehen alles verzeihen" ist, auch nicht erlösen.

Doch wir haben stillschweigend bisher etwas angenommen, was die moderne Theologie durchaus nicht ebenso stillschweigend hingehen läßt, nämlich, daß der Christus kein bloßer Mensch sein könne. Vielmehr ist ja das grade das Schlachtgeschrei der Modernen, daß Jesus nudus homo, nichts als ein Mensch, gewesen sei. Nun gut, lassen wir diese These einmal für einige Augenblicke stehen, um die logischen Konsequenzen zu ziehen. Obersatz also: Jesus war nur ein Mensch. Untersatz:

---

1) Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Ed. Rosenkranz. Leipz., 1838, S. 94.

Nun aber sind wir alle auch nur Menschen. Schluß: Folglich ist die Möglichkeit, daß wir alle Jesus sein können, d. h. Erlöser, Heilande, Seligmacher. In der Tat würden grade die größten Geister, die auf der Menschheit Höhen wandeln, sich kaum von jemand regieren und erlösen lassen wollen, der nur ihresgleichen ist. Was einmal geschehen ist, wiederholt sich auch öfter in der Natur; das müssen wir ja immer wieder hören, wenn wir die Einzigartigkeit der Jungfrauengeburt betonen. Nun gut, akzeptieren wir den Satz und fragen: Warum sind denn seither keine Menschen geworden, die sich so unmittelbar mit dem Vater eins gewußt haben, daß sie sich Gottes Sohn nannten? Die „Wissenschaft" glaubt ja doch an Evolution. Warum hat die Evolution denn gerade an diesem wichtigsten Punkt einen Stillstand erfahren? Antwortet man mir aber, Jesus sei zwar nur ein Mensch, es sei aber kein zweiter so vollkommener Mensch geworden, weil keiner mehr nötig gewesen wäre, nachdem Gottes Plan erfüllt sei, so behaupte ich, daß 1. wir bei dem jetzigen Zustand der Welt wohl noch viele sündlose Männer brauchten, und daß vor allem 2. es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit wäre, daß Gott gerade jenen Mann sich ausgesucht habe. Warum dann nicht jemand aus meiner Zeit und meinem Ort, ja warum denn nicht mich? Daher kommen denn auch solche hirnverbrannte Tollheiten, daß ein Dowie sich als Incarnation Christi erklären kann. Nein, ist Jesus nur ein Mensch, dann hinweg mit diesem, und gib uns den Barrabas los.

Und weiter: Nehmen wir die jungfräuliche Geburt aus Jesu Leben heraus, was bleibt vom Evangelium übrig? Ein frühreifer Wunderknabe, der sich nachher zu einem Schwärmer und Maulhelden entwickelt und von Pontius Pilatus gekreuzigt wird. Punktum, aus ist es mit dem Evangelium. Die wunderbare Sittenreinheit, die noch zugegeben wird, ist dann auch nicht weit her. Ist Jesus nur Mensch, so finden wir auf seine Frage: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? schon Antwort. Wie stimmt dann zum fünften Gebot, daß er als 12jähriger Knabe seinen Eltern fortläuft, daß er in Kana seine Mutter so grob anfährt, daß er (Matth. 12, 46 ff.) seine Mutter und Brüder verleugnet? Wie stimmt die Verfluchung des Feigenbaumes zum dritten Gebot, oder die Erlaubnis für den Dämon in die, nicht dem Menschen Jesus gehörigen, Säue der Gadarener zu fahren, zum achten? Nur, wenn wir die ewige Gottheit Christi festhalten, sind alle diese Stellen kein Vorwurf für Jesus. Dann kommt Jesu Kreuzigung und Auferstehung. Historisch fest steht Jesu Tod am Karfreitag, damit unweigerlich seine volle Menschheit dokumentierend. Aber die Auferstehung? Wäre der Mensch Jesus am dritten Tage auferstanden, so müßte sich dies Naturphänomen auch seither schon ereignet haben. Da dies aber mit der „Analogie aller sonstigen Erfahrung" in Widerspruch steht, so ist es dann auch damals nach dem Tode des Menschen Jesu nicht so gewesen, sondern der Mensch Jesus starb am 14. Nisan und wurde noch selbigen Tages begraben. Die Jünger aber kamen dann auf irgend einem unerklärlichen Wege zu einem mysteriösen Osterglauben, aus dem sich dann

ebenso unbegreiflich für die Forschung der Wissenschaft das Märchen von der Himmelfahrt und die Legende des Pfingstwunders entwickelte. Streichen wir also aus dem apostolischen Glaubensbekenntnis den Satz „geboren von der Jungfrau Maria" aus, so müssen wir auch hinter „gekreuzigt, gestorben und begraben" einen Punkt machen, und den ganzen folgenden Teil als unhistorisch fortlassen. Unser Glaubensbekenntnis lautet dann .... und an Jesum Christum, Mariä unehelichen Sohn, der gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt ist, gestorben und begraben. Zu solcher ungeheuerlicher Blasphemie gelangt man auf ganz streng logischem Wege, wenn man den einen Satz von der Jungfrauengeburt bestreitet.

Warum muß aber Gott Mensch werden? Warum kann er nicht, auch bei Weglassung aller Wunder des N. T., in unserm Innern zu uns reden? Ganz einfach, weil es solch einen Gott nicht gibt, der sich nur im Verstand des Denkens und im großen Naturweltall offenbart. Wären wir auf die Stimme Gottes in uns angewiesen, so hätte jeder seinen eigenen Gott, und der Gott in der Natur wäre ein pantheistischer Pleonasmus, den niemand gebraucht, und der auch ganz fehlen könnte. Es ist vielmehr der persönliche Gott, zu dem wir in ein Verhältnis treten können, der Mensch werden muß, um durch sein unverschuldetes und unverdientes Leiden uns zu erlösen; denn bei allem modernen Gerede über das Wesen des Christentums, das in dem gewaltigen Eindruck der erhabenen Lehre und reinen Persönlichkeit den Ausgangs- und Kernpunkt des christlichen Glaubens sieht, — täuschen wir uns doch nicht selbst! die Person Jesu Christi ist es, des Gottmenschen, auf der der Glaube ruht. Und seine Person würde nie die Welt so umgestaltet haben, wenn nicht das Wunder seiner Geburt, seines Lebens, seines Lebenausgangs es deutlich manifestiert hätten, daß hier mehr als ein Sokrates oder Plato, mehr als ein Abraham oder David, ja mehr als ein Mose oder Johannes auf die Erde gekommen. Darum mußte Gott ein Mensch werden, damit die Menschen durch diesen wieder gottähnlich würden. Nicht durch Lehre, nicht durch Vorbild, sondern durch sein Tun und Leiden werden wir erlöst. Das symbolum apostolicum, von aller Christenheit angenommen als der älteste Ausdruck dessen, was das Wesen des Christentums ist, spricht darum auch nicht von Jesu Lehre und Vorbild, sondern nur von den unbegreiflichen Wundern seines Lebens. Tertullian sagt [1]): „Gottes Sohn ist gestorben, das ist glaublich, weil es ungereimt ist. Er ist begraben und wieder lebendig geworden, das ist gewiß, weil es unmöglich ist." Und, setzen wir hinzu, er ist von einer Jungfrau geboren, das ist notwendig, weil es beides ungereimt und unmöglich ist.

Gewiß sind, wie wir betonten, die Ausführungen dieses letzten Teiles nur Werturteile, die jemand annehmen oder verwerfen mag nach seinem Verstand und Gewissen. Aber in Verbindung mit den beiden ersten Abschnitten erhalten sie doch ihre Bedeutung, nämlich, uns sicher zu

1) De carne Christi.

machen in dem Festhalten an unserm Glaubensbekenntnis. Und dies um so mehr, da wir wissen, daß wir in dem Jungfrauensohn Leben und volles Genüge haben sollen und haben. Anderseits aber:

Ist Christus Traum, so ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Herde Bestien wacht. (Lenau.)

Versuchungen,
wie sie insbesondere an die Inhaber des evangelischen Pfarramtes herantreten.

(Referat, ausgearbeitet von P. J. W. Frankenfeld und am 26. August, 1903, auf der Versammlung der Washington, Mo., Pastoralkonferenz verlesen. Auf Beschluß dieser Pastoral-Konferenz eingesandt.

Jeder einzelne Mensch hat in der Menschheit seine von Gott ihm bestimmte und zuerteilte Stellung einzunehmen und während seines Erdenlebens die mit dieser Stellung verbundene Aufgabe zu lösen, je nach den ihm verliehenen Gaben und Kräften. Diese Stellung kann er aber erst dann ganz und voll ausfüllen, wenn er die Aufgabe recht erkannt und erfaßt hat und sich nun auch aufs treueste bestrebt, solcher Erkenntnis gemäß zu handeln. Um so eifriger werden wir ihn hierin finden, je mehr er sich auch der Verantwortlichkeit bewußt geworden ist, die infolge seiner ihm zugewiesenen Stellung und Aufgabe auf ihm ruht. Je höher die Stellung (vergl. Matth. 5, 14), desto größer die Verantwortlichkeit: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern," Luk. 12, 48. Für einen evangelischen Pfarrer hat gerade dieses Wort des Meisters, das derselbe besonders an seine zwölf Jünger (vergl. Luk. 12, 22: „Er sprach aber zu seinen Jüngern"), die ersten evangelischen Verkündiger, gerichtet hatte, eine nicht zu verkennende Bedeutung und die darin enthaltene unumstößliche Wahrheit wird nie ungestraft von ihm außer acht gelassen werden. Der evangelische Pfarrer ist Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse, 1. Kor. 4, 1, ein Botschafter an Christi statt, 2. Kor. 5, 20, cf. Jes. 52, 7, und als solcher bekleidet er die höchste Stellung, das wichtigste Amt, das je ein Mensch inne haben kann; er hat daher auch die schwerste Aufgabe, die es geben kann und trägt die größte Verantwortlichkeit, die irgend jemand auf sich haben kann, wenngleich diese Wahrheiten von der Masse des Volkes, wie auch von den evangelischen Gemeinden selbst, ja leider sogar von Inhabern des heil. Amtes gar nicht, oder doch wenigstens nicht genügend erkannt noch anerkannt werden. Um so tiefer und erschütternder sollte uns diese traurige Tatsache ins Gewissen dringen, je mehr wir wahrnehmen und beobachten, daß mit der Bedeutung unserer Stellung und mit der Schwere der Verantwortlichkeit auch die Größe der Gefahren, sowie die Heftigkeit der Versuchungen gleichen Schritt halten: je hervorragender

und je einflußreicher auf andere unser privates wie öffentliches Leben und Wirken ist, desto größer sind auch die uns drohenden Gefahren, desto heftiger die an uns herantretenden Versuchungen. Man vergleiche hier die Versuchung Christi und seinen Kampf in Gethsemane; die Worte Jesu an Petrum, Luk. 22, 31, und die Verleugnung Petri; die Erkenntnis und das Bekenntnis Pauli, 2. Kor. 12, 7, und sein Leiden.

Das evangelische Pfarramt — analog dem Amte der Priester und Propheten des Alten Bundes, deren Hauptaufgaben bestanden in der Vermittlung zwischen Volk und Gott und in der Offenbarung des göttlichen Willens an das Volk durch Belehrung und Unterweisung — ist das höchste und bedeutsamste Amt auf Erden, weil es in seiner Ausübung sich nicht wie alle andern Aemter aufs Zeitliche und Irdische lediglich oder doch vorzugsweise erstreckt, sondern aufs Ewige und Himmlische, und nur darauf sich richtet; es birgt aber auch in sich die heftigsten und stärksten Versuchungen, und zwar

einmal Versuchungen, die nur an einen Inhaber des evangelischen Pfarramts herantreten;

zum andern Versuchungen, die in dieser seiner Stellung stärker gegen ihn auftreten, als wenn er in einem andern Beruf tätig wäre.

Die Grade der Gefahr, diesen Versuchungen zum Opfer zu fallen, werden wesentlich bestimmt durch die äußern Verhältnisse, die den evangelischen Pfarrer umgeben, wie durch sein Naturell (d. h. seine leibliche Konstitution und innere Beanlagung), das er von seinem Schöpfer empfangen hat: ob er auf dem Lande oder in der Stadt, in einer großen oder einer kleinen Gemeinde, unter friedlichen oder zanksüchtigen Leuten wirkt; ob er eine starke oder eine schwache Konstitution hat; ob sein Temperament ein cholerisches oder ein phlegmatisches, ein sanguinisches oder ein melancholisches ist. Der Verfasser hat versucht, im folgenden die in Frage stehenden Versuchungen zu gruppieren, dabei die verschiedenen Temperamente zu berücksichtigen und auch biblische Beweisstellen anzuführen.

I. Versuchungen, wie sie aus einer Ueberschätzung der Rechte des evang. Pfarrers hervorgehen,

und wohl am ehesten an einen Sanguiniker, den leichtblütigen, den „leicht erregbaren, aber ohne ausdauernde Kraft der Gegenwirkung" seienden herantreten.

1. Die Versuchung zur Selbstüberhebung.

Selbstüberhebung hat den Satan zu Fall gebracht; Selbstüberhebung will er auch beim Heiland erreichen. „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden," und: „Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab," Matth. 4, 3. 6, waren Versuchungen zur Selbstüberhebung. Dieselbe Versuchung sehen wir in der evang. Geschichte an die Apostel herantreten; sie liegt jedem evang. Pfarrer mehr oder weniger nahe und zwar deshalb:

a. Weil er zu seinem Amt von Gott besonders berufen wird. — Hier steht die Sache ähnlich so wie beim Volke Israel. Dieses war auch von Gott besonders auserlesen und bestimmt zu seinem Volke und infolge dieser Wahl däuchte es sich erhaben über alle Völker und Menschen und meinte, es nicht mehr so genau nehmen zu müssen mit dem Gehorsam gegen Gott und seinen geoffenbarten Willen. Es verrannte sich je länger desto mehr in den geistlichen Hochmut hinein, der zu dem Falle führte, bei welchem sich bewahrheitete, daß das Gericht anfangen muß am Hause Gottes, 1. Petri 4, 17. Wie wir hier im Alten Bund diese Versuchung an eine ganze Nation herantreten und diese derselben zum Opfer fallen sehen, so sehen wir es im Neuen Bund an einzelnen und zwar an den besonders bevorzugten Personen. Petrus, der Mund der Apostel, der erste im Jüngerkreis, wenn es zu reden oder zu handeln galt, wird uns in den Evangelien wiederholt nicht nur als in dieser großen Gefahr stehend, sondern auch einmal in derselben fallend vorgeführt, Luk. 12, 41—46, wo er beim Gleichnis vom wachsamen Hausherrn den Heiland verwundert fragt: „Sagst du das Gleichnis zu uns, oder auch zu allen?" Ferner Luk. 22, 31—34, bei der Ankündigung seiner Verleugnung seitens des Herrn, worauf er antwortet: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich mich doch nimmermehr ärgern," Matth. 26, 33; „und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen," V. 33; endlich Matth. 26, 69—75 seine dreimalige Verleugnung. Dem gegenüber darf und kann Paulus bekennen, daß er vor dem Fall in diese Versuchung bewahrt geblieben, aber nur durch den „Pfahl im Fleisch" (wohl ein körperliches Leiden), den ihm Gottes Gnade zu diesem Zweck gesandt hatte, 2. Kor. 12, 7. In dieser Stelle finden wir auch eine weitere Ursache angegeben, warum einem evangelischen Pfarrer gerade diese Versuchung zur Selbstüberhebung so nahe liegt:

b. Weil er zur Ausübung seines Berufs besonders vorbereitet und ausgerüstet wird („auf daß ich mich der göttlichen Offenbarungen nicht überhebe"). Diese Vorbereitung ist eine doppelte: 1. eine geistige, wie sie ihm auf den Schulen, Hochschulen und Seminarien zu teil wird und seinen Geist und Verstand, sein Erkenntnis- und Denkvermögen u. s. w. bildet; 2. eine geistliche, die er empfängt durch die göttlichen Offenbarungen des Heiligen Geistes, der nach Christi Verheißung die evang. Zeugen alles lehren (Joh. 14, 26, speziell an die zwölf Jünger gerichtet), ja, aus ihnen heraus, durch sie und deshalb gewissermaßen für sie reden soll, Mark. 13, 11, ebenfalls speziell zu den Jüngern geredet. Diese geistliche Ausrüstung ist selbstverständlich die wichtigste; denn sie richtet sich ans Herz und "pectus facit theologum".

Infolge dieser doppelten Ausrüstung steht ein rechter evang. Pfarrer über den andern Mitmenschen erhaben, aber nicht als Richter und Aburteiler, der geringfügig auf sie hinabblicken soll und darf, sondern der doppelt zu beachten hat: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werde" (Matth. 7, 1, auch in erster Linie an die Apostel gerichtet), und

dessen Aufgabe ist, die andern als Miterben der göttlichen Gnade, Eph. 3, 6 ff., zu sich hinaufzuheben. Darum warnt Paulus alle Inhaber des evang. Pfarramts ernstlich vor der Gefahr der Selbstüberhebung, einmal durch Hinweis auf sein vorhin schon angedeutetes Leiden, 2. Kor. 12, 7, zum andern durch sein persönliches Verhalten: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde," 1. Kor. 9, 27. Daß nun trotz dieser eindringlichen Warnungen der Heiligen Schrift aus dem Munde des Herrn und seiner Apostel, trotz der in dem Buch des Lebens gegebenen abschreckenden wie ermunternden Beispiele (einerseits Israel, Petrus, Judas u. a., andererseits Paulus, Timotheus), trotz der mannigfachen Beobachtungen und Erfahrungen in der Geschichte und im Leben der Völker, der Kirche, der Geistlichen in kaum einem andern Stand so viel Einbildung sich zeigt, als gerade unter Geistlichen und theologischen Studenten, ist ein nur zu deutlicher Beweis für die eben ausgesprochene Behauptung und für die Wahrheit, wie sie unser geehrter Ex-Inspektor Dr. L. Häberle in seiner Pastoraltheologie mit folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „Die Selbstüberhebung ist die größte Gefahr, die einem Pastor droht." Ihr zu entgehen ist nur durch eine vom Geist Gottes bewirkte Treue, besonders **Treue im Kleinen**, möglich; Luk. 16, 10 ff.: „Wer im Geringsten treu ist, ist auch im Großen treu," siehe ferner Luk. 12, 42; 1. Kor. 4, 2, bei deren Uebung man immer mehr in Aufrichtigkeit sprechen lernt: „Wir sind unnütze Knechte, wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren," Luk. 17, 10, und allen Anspruch an irgend welches Verdienst fahren läßt, weil man dabei gerade am deutlichsten erkennt, wie sehr es bei einem fehlt und mangelt.

Innig verwandt mit dieser Versuchung zur Selbstüberhebung ist die zur

2. Herrschsucht,

mit welcher der Versucher auch in seinem dritten Anlauf an den Herrn hinanstürmte, Matth. 4, 8—10; die im Alten Bund bei der Priestern so viele Opfer forderte: „Die Priester herrschen über das Volk," Jer. 5, 31; „Streng und hart herrscht ihr Hirten Israels über die Herde," Hes. 34, 4; die wir auch bei den Pharisäern des Neuen Bundes finden: „Ihr schließet des Himmreiches Türe zu," u. s. w., Matth. 23, 13, sowie in der römischen Hierarchie bis auf den heutigen Tag.

Es ist freilich ein Grundsatz, schon bei der Schöpfung in die irdischen Verhältnisse hineingelegt, daß der geistig Höhere den Niederen beeinflußt, leitet, beherrscht; der Mensch wurde als geistig begabtes Wesen zum Herrscher über die ganze Erde und über alles, was darinnen ist, gesetzt, Gen. 1, 28. Da nun ein Pastor geistig und geistlich höher steht als seine ihm Anvertrauten, oder doch stehen sollte, so läßt es sich auch leicht erkennen, daß er eine gewisse gebietende Stellung einnehmen kann und darum auch eine Versuchung dazu sehr nahe liegt, was abermals aus biblischen Warnungen und Mahnungen, wie aus geschichtlichen Tatsachen sich klar nachweisen läßt. Sagt doch der Herr selbst

bei Gelegenheit jenes Rangstreites unter den Jüngern, den die beiden Zebedäisöhne, in einer Anwandlung zur Selbstüberhebung und Herrschsucht, durch ihre Bitte veranlaßt hatten: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherrn haben Gewalt; so soll es nicht sein unter euch," Matth. 20, 20—28; Mark. 10, 35—45. Später mahnt er bei der Fußwaschung durch eine symbolische Handlung die evang. Pfarrer nicht zum Herrschen, wie manche Pastoren, nach ihrer Praxis in ihren Gemeinden, wie in den Kirchengemeinschaften zu urteilen, diese Stelle mißzuverstehen scheinen, sondern zum Dienen, Joh. 13, 12—17, und nennt den selig, der das recht erfaßt und übt.—Petrus hat das in seinem spätern Leben recht verstanden; denn er mahnt in ähnlicher Weise nicht nur die evang. Pastoren, sondern alle Beamten der christlichen Kirche, Gemeindevorsteher und andere Aelteste: „Weidet die Herde Christi, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde," 1. Petri 5, 2. 3. Paulus hat das recht geübt: „Wir sind nicht Herren über euern Glauben, sondern Gehilfen eurer Freude," 2. Kor. 1, 15. Die treuliche Beachtung und Befolgung dieser Ermahnungen, sowie die Nachahmung der Beispiele unsers dienenden Meisters und seiner dienenden Jünger, wird die rechte Waffe gegen den feurigen Pfeil des Satans sein, gegen die Neigung und Versuchung zur Herrschsucht.

II. Versuchungen, wie sie aus Geringschätzung des evangelischen Pfarramts hervorgehen

und mehr an den Phlegmatiker, den kaltblütigen, „der schwer beweglich und wenig empfindlich gegen äußere Eindrücke, aber ausdauernd in dem Begonnenen ist," herantreten.

Hier ist es zunächst die Versuchung zur

1. Gleichgültigkeit,

die dem Inhaber des evangelischen Pfarramts droht, und zwar die Gleichgültigkeit

a. gegen Gottes Wort;
b. im Gebet;
c. in Ausübung der Amtshandlungen;
d. in der eigenen Seelsorge.

a. Ein evang. Pfarrer, als göttlicher Sendbote, muß sich natürlich viel mit der Heiligen Schrift, dem geoffenbarten Wort und Willen Gottes beschäftigen; dieselbe ist oder sollte doch seine tägliche Begleiterin sein; denn in den Gottesdiensten, bei den Amtshandlungen, bei seinen seelsorgerlichen Besuchen und Krankenbesuchen muß er ihren Beistand in Anspruch nehmen. Bei dieser vielfachen Anwendung liegt die Gefahr sehr nahe, Gottes Wort gering zu schätzen, gleichgültig gegen dasselbe zu werden, wie man ja auch sonst nur zu sehr geneigt ist, diejenigen Personen, mit denen man in regem Verkehr steht, gering zu achten; das, womit man täglich umgeht, gleichgültig zu behandeln, während man anderseits fernstehende Personen hochachtet und was man nicht besitzt, sehnlichst begehrt und mit seinem ganzen Sinnen und Denken erstrebt.

Die Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort zeigt sich auf mancherlei Weise, z. B. darin, daß man

1. sich eine große, vielleicht gar über die äußern Mittel weit hinausreichende Bibliothek anlegt und, a la Carnegie, dieselbe gleichsam zum Abgott macht, was Verfasser namentlich bei manchen der amerikanischen Pastoren schon bemerkt hat;

2. anstatt vor allem erst seine Bibel zu lesen und in den verschiedenartigen Lebenslagen und Tagesfragen dieselbe zu Rate zu ziehen, zu allerlei Zeitungen und Büchern, zu Zeitschriften, Magazinen, Bibelwerken, Exegesen u. s. w., seine Zuflucht nimmt und so, statt sich an der Quelle zu laben, bei den verschiedenen Nebenflüssen und -flüßchen verschmachtet;

3. bei der Vorbereitung auf die Predigt es sehr leicht nimmt und — wie viele Laien — denkt: „Wozu bin ich denn sechs, sieben, acht und mehr Jahre auf der Seminarbank herumgerutscht, wenn ich mich jetzt noch fort und fort, und gar nach drei-, fünf-, zehnjähriger Uebung und Erfahrung mit so vieler Mühe und Arbeit vorbereiten soll!“ — Das Resultat solchen Denkens und Handelns ist nicht nur leicht ausgerechnet, sondern wird tatsächlich bald genug beobachtet: geistige und geistliche Verflachung, langweilige Predigten u. s. w. — Warnend erhebt gegen solche der Herr durch die Propheten Jeremias und Hosea seine Stimme, indem er durch erstern seinem Volk und dessen Leitern sagen läßt, Jer. 8, 8. 9: „Wie mögt ihr doch sagen: Wir wissen, was recht ist, und haben die Heilige Schrift vor uns? Ist's doch eitel Lügen, was die Schriftgelehrten setzen! Darum müssen solche Lehrer zu Schanden, erschreckt und gefangen werden; denn was können sie Gutes lehren, weil sie des Herrn Wort verwerfen?“ und durch den letztern bestätigt: „Mein Volk ist dahin, darum, daß es nicht lernen will; denn du verwirfst Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen, daß du nicht mein Priester sein sollst. Du vergissest des Gesetzes deines Gottes, darum will ich auch deiner Kinder vergessen,“ Hosea 4, 6. — Lernen, ausdauernd forschen (2. Tim. 3, 14: μένειν = ausdauern; Joh. 5, 39: ἐραυνᾶν = ausspüren) soll namentlich auch ein evang. Pfarrer in der Heiligen Schrift, als dem göttlichen Worte des Lebens, das außer der menschlichen Seele das einzige auf Erden ist, das ewig währt, Matth. 24, 35. Wo das unterbleibt, da schwindet das rechte Verhältnis zu Gott, die rechte Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott und konsequenterweise auch das rechte Wirken für Gott und sein Reich; da findet sich auch bald

b. die Gleichgültigkeit im Gebet. — So schwer es auf der einen Seite angehenden Geistlichen in der Regel ist, frei öffentlich zu beten — dem Verfasser selbst war es anfänglich geradezu peinlich, wenn er irgendwo ein freies Gebet öffentlich sprechen sollte, und er kennt eine Anzahl Brüder, denen es ebenso erging — so groß ist auf der andern Seite die Versuchung, späterhin es damit sehr leicht zu nehmen, weil es in der Amtsausübung eines Pastors eben so viel, oder gar noch mehr im Gebrauch

ist, als die Anwendung der Heiligen Schrift; in Schule, Sonntagschule, Konifrmandenunterricht, Gottesdiensten, Vereinsversammlungen, bei allen Amtshandlungen, Krankenbesuchen, Hausbesuchen wird es angewendet; was liegt da näher als die Gefahr, daß es dem Betenden zur Gewohnheitssache wird, bei der dann so leicht das pharisäische Heuchlertum einreißt, vergl. Matth. 6, 5; 23, 14! Mehr noch aber droht die Gefahr, das private Gebet, das Gebet im Kämmerlein zu versäumen. Der alte Adam, der auch im evang. Pfarrer nicht so schnell stirbt, entschuldigt sich so gerne damit, daß ja so oft gebetet werde, und man sich darum wohl das private Gebet schenken könne. Und doch hat der Heiland gerade das Gebet den Zwölfen so eindringlich nahe ans Herz gelegt: in der Bergpredigt, Matth. 6, durch Unterweisung zum rechten Gebet, Luk. 11, 18, und ganz besonders noch in seinen Abschiedsreden, Joh. 14, 13 f.; 16, 23—28, und hat es den Dreien in Gethsemane warm anempfohlen als ein Bewahrungsmittel vor dem Fall, Matth. 26, 41.

c. Ebenso droht einem evang. Pfarrer das Gleichgültigwerden bei den Amtshandlungen, namentlich wenn dieselben bei einer großen Parochie fast alltäglich und mehrfach am Tage vorkommen. Uns Studenten wurde im Seminar von einem Pastor erzählt, der als leidenschaftlicher Raucher bei Taufen oft kaum das „Amen" des Segens gesprochen, ohne fast im selben Atemzug fortzufahren: „Na, wo habe ich denn nur gleich meine Zigarre hingelegt?" oder: „Ob meine Zigarre wohl noch brennt?" Daß bei derartigem oder ähnlichem Verhalten seitens des Pastors schwerlich ein segenbringender Eindruck der sakramentlichen Handlung, wenn nicht gar ein Aergernis oder Anstoß bleibt, fällt einem Ernstgesinnten nicht schwer, einzusehen; ebenso, daß bei einem gedankenlosen, "business-like" Abrappeln der gegebenen Formulare, wie man auch leider zu leicht es macht, keine Ehrfurcht vor den Sakramenten bei den Leuten sich bilden kann.

d. Die Grundlage, auf der all diese Gleichgültigkeit sich aufbaut, liegt in der Gleichgültigkeit bezüglich der eigenen Seelsorge, worüber ich die werten Brüder nur — der Kürze wegen — auf den trefflichen Artikel in unserm „Magazin" vom Juli 1903, S. 278—281: „Wer treibt Seelsorge an uns Seelsorgern," von Pfarrer Küßner, verweisen möchte.

Gleichgültigkeit, nur in anderer Weise, ist auch die

2. Schablonenhaftigkeit

in der Ausübung der Seelsorge an andern, an den Anvertrauten in der Gemeinde. Darunter verstehen wir die ungenügende, resp. auch häufig ganz fehlende Berücksichtigung der einzelnen Individualitäten und deren Temperamente, Charaktereigenschaften, Neigungen, u. s. w. Sehr häufig — und darin ist oftmals, vielleicht öfter, als mancher annimmt und glaubt, die Ursache zu suchen, daß „es nicht gehen will mit dem Pastor," oder mit der Gemeinde — werden vom Pastor alle Glieder und Personen in der Gemeinde über „einen und denselben Leisten geschlagen," um

bildlich zu reden. Wenn sie dann nicht gleich passen, wird so lange gewalttätig, um nicht zu sagen unvernünftig, darauf „losgehämmert", bis sie, wenn biegsamen Materials, sich dem Leisten angepaßt haben; oder aber, wenn hart und spröde, „platzen" (daher wohl in vielen Fällen der „Spektakel" zwischen dem Pastor und seiner Gemeinde). Ein evang. Pfarrer ist von seinem Lehrherrn Christus verpflichtet, nach dessen Vorbild und Beispiel auf die Eigenarten der einzelnen Persönlichkeiten Rücksicht zu nehmen und danach seine seelsorgerliche Behandlung einzurichten. Wie behandelte Jesus sie alle verschieden: den grübelnden Nikodemus, Joh. 3; die leichtsinnige Samariterin, Joh. 4; die reumütige Sünderin, Luk. 7; die geschäftige Martha und die stille Maria, Luk. 10 — und will man ein Beispiel für die vier verschiedenen Temperamente, so betrachte man einmal sorgfältig mit psychologischer Brille die Stelle Luk. 9, 54—62: V. 54—57a — die Zebedäisöhne — cholerisch; Jesus bezähmt das heiße Blut; V. 57b. 58 — der Schriftgelehrte — sanguinisch; Jesus warnt den leichten Sinn; V. 59. 60 — (wahrscheinlich Thomas) — melancholisch; Jesus ermuntert den trüben Mut; V. 61. 62 — (unbekannt) — phlegmatisch; Jesus spornt das träge Herz an.

Paulus folgte treulich den Fußstapfen des Herrn, wie es nach 1. Kor. 9, 19—23 aus seiner eignen Handlungsweise und nach den Pastoralbriefen, aus seinen Ermahnungen an Timotheum und Titum, unverkennbar hervorgeht. Vergl. 1. Tim. 5, 1—6;; 21 und Tit. 2, — Und wenn nun der Herr die Hirten des Alten Bundes wegen Versäumnis der Berücksichtigung besonderer Bedürfnisse seitens ihrer Anbefohlenen so scharf rügt: „Der Schwachen wartet ihr nicht, und die Kranken heilet ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht und das Verlorene suchet ihr nicht," Hes. 34, 4, wie viel mehr wird er von den evang. Pfarrern, den neutestamentlichen Hirten, erwarten, daß dieselben ihre Wirksamkeit nach den besondern Seelenzuständen und der Beschaffenheit ihrer Pflegebefohlenen einrichtet.

Dr. Martin Luther schrieb einst in einem Brief an Bucer unter dem Schriftwort, 1. Kor. 14, 12: „Ich halte den Brauch, wenn ich auf die Kanzel komme, so sehe ich mich um, was für Leute da sitzen, und weil die meisten einfältige Leute sind, so predige ich ihnen, was ich denke,, daß sie es verstehen können. Ihr aber fliegt allzu hoch im Geiste, daher schicken sich eure Predigten vor Gelehrte, aber unsere Leute können euch nicht verstehen. Darum gehe ich mit diesen um, wie eine herzliche Mutter mit ihrem weinenden Kinde, dem sie die Brüste gibt und mit ihrer Milch tränket, welche ihm besser schmeckt und bekommt, als wenn sie ihm den köstlichsten Zucker und niedlichsten Saft aus der Apotheke reichte." — Und der bekannte Stadtpfarrer Dann sagte manchmal, wenn er ausgehe zu seinen Haus- und Krankenbesuchen, müsse er einen ganzen Schlüsselbund in der Tasche mitnehmen für all die verschiedenen Häuser und Herzen und oft lange probieren, bis er den rechten Schlüssel finde für eins seiner Beichtkinder; da

braucht das eine Trost, das andere Vermahnung, das eine Gesetz, das andere Evangelium; das eine Belehrung für den Kopf, das andere Anregung für das Herz; das eine geistlichen Trost, das andere leiblichen Rat und man möchte nur wie ein Paulus allen alles sein." — Ein derartiges Verfahren erfordert viel Weisheit von oben, viel Kraft aus der Höhe, viel Aufmerksamkeit, Geduld und Selbstüberwindung, und das alles ist dem natürlichen Menschen, auch eines evang. Pfarrers, unbequem und zuwider — und daher die Versuchung zur Schablonenhaftigkeit.

Noch zwei weitere Versuchungen, die einer Geringschätzung des evang. Pfarramts entspringen, obwohl vielleicht nicht gerade nur dem Phlegmatiker besonders drohend, sind die zur Menschenfurcht und zum Buhlen um Menschengunst. Beide Versuchungen liegen in dem Umstand begründet, daß ein Pastor in Bezug auf seine äußere, irdische, finanzielle Versorgung, wie auch auf seinen sichtlichen Erfolg von seinen ihm Anvertrauten abhängig ist, die im Neuen Bund nicht wie im Alten gesetzlich zu bestimmten Abgaben irdischer Güter, wie des Zehnten, verpflichtet werden, und eben auch kein willenloses Material der Verarbeitung sind.

3. Menschenfurcht

scheint bei dem Timotheus eine drohende Versuchung gewesen zu sein, da Paulus ihn in den beiden Briefen häufig zu unerschrockener Ausübung seines Amtes in allen Lagen und Verhältnissen auffordert, 2. Tim. 2, 1. 3, u. a. Stellen; auch Titus war wohl nicht ganz frei davon, vergl. Tit. 1, 10—2, 15. — Jesus warnt auch Matthäi 10, 17—23 nachdrücklich davor. Diese Versuchung, aus Furcht vor den Menschen im Beruf untreu zu werden, liegt tatsächlich nahe, da eines evang. Pfarrers Amt seit Gründung der christlichen Kirche von vielen nicht recht verstanden, von noch mehreren nicht richtig geschätzt und gewürdigt wird, und weil er, vermöge seiner Stellung, mit allerlei, auch mit jähzornigen gewalttätigen, mit einflußreichen, mächtigen Leuten, mit heimtückischen, verschmitzten Personen verkehren muß, ja jeweilen in seiner Wirksamkeit von solchen vielfach abhängig ist, die ihn aus der Gemeinde, aus seiner Stellung hinausdrängen, wenn er ihnen nicht predigt, nach dem ihnen die Ohren jücken, 2. Tim. 4, 3, wenn er ihnen mit der vollen Schärfe der göttlichen Wahrheit infolge ihres unchristlichen Lebenswandels nahetreten, oder in der Leitung der Gemeindeangelegenheiten ihrem Eigensinn und Besserwissenwollen entgegen sein muß. Besonders tritt diese Versuchung an den jungen, eben erst ins Amt hinausgetretenen Geistlichen heran, den die älteren, lebenserfahrenen Glieder der Gemeinde häufig „bemuttern" wollen und denen gegenüber er in eine überaus schwere, Amt und Wirksamkeit verleidende Stellung hineinkommen kann. Und sollte es auch gerade nicht so weit kommen, daß man die Gemeinde verlassen und ins Wechselfieber hineingeraten muß, Spott, Hohn, Verachtung, Verkennung begegnet einem mehr oder weni-

ger doch überall — und da kaum etwas anderes so sehr beißt und schmerzt, als Spott und Hohn, so schweigt, um solches nicht leiden zu müssen, leicht ein Pastor, wo er reden, verstummt, wo er zeugen, duckt und drückt sich, wo er handeln sollte, aus Furcht vor den Menschen, das schöne Psalmwort vergessend, das gerade auf Gottes Diener seine Anwendung findet: „Der Herr ist mit mir, was können mir Menschen — Ps. 118, 6 — was könnte mir Fleisch — Ps. 56, 5 — tun?" und des mutigen Pauli Wahlspruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Römer 8, 31.

Wo man nun aber der Menschenfurcht mutig die Stirn bietet, da droht leicht die andere Gefahr: die des

4. Buhlens um Menschengunst,

bei dem man nicht anders als ungerecht und parteiisch verfahren kann; denn man wird gegen Einfluß habende, Reiche u. a., um es ja nicht mit ihnen zu verderben, sie „nich beuse tau maken", sanft, freundlich, wenn nicht gar schmeichlerisch, so doch schonend gegen die Fehler auftreten, dagegen die übrigen, von denen nichts zu befürchten ist, herrisch, oder doch gleichgültig behandeln. Aeußerlich erfolgreicher mag solch „ein Mäntelchen nach dem Wind hängender Scherenschleifer" vielleicht schon sein, aber wie will er sich mit solchem Tun vor Gott verantworten, der ihm befohlen hat, sein Wort und seinen Willen rein und lauter, ganz und voll, vergl. Matth. 5, 19, ohne Menschenfurcht, aber auch ohne nach Menschengunst zu fragen, zu verkündigen — 1. Tim. 6, 17—19 — und ihm die Verheißung mitgegeben hat: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende," Matth. 28, 20, und das Wort an Paulus zuruft: „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn ich bin mit dir und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden!" Act.18,9.10.

Alle bisher genannten Versuchungen, die insbesondere an die Inhaber des evang. Pfarramts herantreten: Selbstüberhebung und Herrschsucht, Gleichgültigkeit und Schablonenhaftigkeit, Menschenfurcht und Buhlen um Menschengunst, entspringen mehr oder weniger einer unrichtigen Schätzung entweder der Rechte, die das Pfarramt verleiht, oder des Amtes selbst — aber auch bei richtiger Würdigung desselben sind die Versuchungen nicht ausgeschlossen.

III. Versuchungen, wie sie auch bei richtiger Würdigung des evang. Pfarramts an den evang. Pfarrer herantreten.

Da ist es vor allen Dingen der

1. falsche, blinde Eifer

gegen den fehlenden Nächsten, in den namentlich ein Choleriker, der heißblütige, „mit einer hochentwickelten Rezeptivität und Spontaneität" versehene Geistliche so leicht gerät. Als biblisches Beispiel denken wir uns die beiden Zebedäisöhne, Mark. 3, 17; Luk. 9, 51—56. Derselbe blinde Eifer ist es, der den evang. Pastor beherrscht, wenn er bei den mannigfach sich bietenden Schäden und Fehlern innerhalb seiner Gemeinde immer gleich aufbraust, gleich in Feuer und Flamme gerät, wenn

er z. B. hört, daß dieser Jüngling, jene Jungfrau seiner Gemeinde auf dem unzüchtigen Ball war; daß dieses oder jenes Gemeindeglied unmäßig gewesen; daß alle paar Wochen am Samstag, bis spät in die Nacht, oder besser: bis früh am Morgen, so ein Picknick mit Fresserei und Schlemmerei die Leute gefangen nimmt und sie Sonntags vom Hören des Wortes Gottes abhält, derselbe blinde Eifer, wenn er dann gleich „schimpft" vor denen, die anwesend sind und wohl auch ganz unschuldig dazu; sie sind nicht dabei gewesen und sind ja im Gotteshaus — derselbe blinde Eifer, wenn er gleich Feuer vom Himmel regnen lassen, mit dem Schwert dreinschlagen möchte, falls es nicht nach Willen geht. Es ist eine sehr leichte Sache: aufzubrausen und zu schimpfen, und es hört sich auch an, als sei es einem „furchtbar" ernst mit dem Christentum — und doch — doch weist der Herr jeden solchen in seine Schranken zurück mit dem ernsten: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," Luk. 9, 55. Durch rechte Klugheit ohne Falsch, Matth. 10, 16, soll ein evang. Pastor gegen solche Laster und Sünden wirken, eingedenk der Tatsache, daß in vielen, wohl den meisten Fällen dieselben der Unwissenheit (vergl. Act. 3, 17; Eph. 4, 18; 1. Tim. 1, 13) entspringen; eingedenk ferner der Weisung Christi: „Ich sende euch wie Lämmer mitten unter die Wölfe," Luk. 10, 3, und der apostolischen Mahnung: „Liebe Brüder, so ein Mensch (also irgend einer) etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid," Gal. 6, 1. (Vergl. hier auch Jes. 40 „Tröste!" — aber auch Hes. 3, 17—21 „Warne!")

Dieser blinde Eifer führt auch, wie sich aus dem Gesagten leicht ergibt, zu dem unnützen Geschwätz, vor welchem Paulus in den Timotheusbriefen vier Mal warnt, und auch den evang. Pfarrern zur Warnung sagt der Heiland jenes scharfe Wort an die Pharisäer: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen Wort, das sie geredet haben," Matth. 12, 36.

Dem Melancholiker, dem schwarzblütigen, „im allgemeinen gemäßigten, bei dem Rezeptivität und Spontaneität in gleicher Weise zurückgetreten sind," droht eine andere Versuchung, die zur

2. Mutlosigkeit.

Kein Amt und Beruf sollte einen so berechtigten Anspruch auf Erfolg haben und machen können, als das evang. Pfarramt, das die Versöhnung der Sünder mit ihrem Gott predigt. Dem gegenüber steht aber leider die bedauernswerte Tatsache, daß bei keiner andern Wirksamkeit weniger sichtbarer Erfolg zu merken ist, als gerade bei der des evang. Pfarramts, d. h. als Regel; es gibt Ausnahmen (Spurgeon, Moody u. s. w.). Diese Tatsache wird für manchen zur Versuchung, wie wir in etwas an dem Beispiel des Elias sehen können, 1. Kön. 19, der nach jener gewaltigen Glaubenstat auf dem Karmel erwartet zu haben scheint, daß nun ganz Israel samt König Ahab und Königin Isebel

dem Gott Jehova zu Fuß fallen und ihm dienen würde — als nun aber Isebel ihm mit dem gleichen Tode droht, den die Baals- und Hainspfaffen erlitten hatten, wird er mutlos und verdrießlich; der erwartete Erfolg ist ausgeblieben, darum: „Es ist genug; so nimm nun, Herr, meine Seele von mir." Und Elias ist nicht nur der alttestamentliche, noch der einzige Bote Gottes, dem es also ergangen, sondern er hat viele Brüder, die gleich ihm, wenn der erwartete Erfolg nicht eintrifft, mutlos „die Büchse ins Korn werfen" möchten; sie nehmen sich nicht einmal genügend Zeit, genauer nachzusehen, ob es denn auch wirklich so trübe und traurig ist, als es ihnen erscheint, sonst würden sie, wohl zu ihrer Beschämung, hören müssen: So schlimm ist's gar nicht, du bist nicht der einzig Getreue, „Ich will mir lassen überbleiben 7000 in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeuget haben vor Baal und allen Mund, der ihn nicht geküßt hat," 1. Kön. 19, 18, oder: „Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt," in dieser Gemeinde, Act. 18, 10. Aehnlich verhält es sich bei den Jonasnaturen; da ist zwar Erfolg sichtbar, aber nicht der gewünschte, nicht so wie der Eigenwille es sich ausgedacht, die Phantasie es sich ausgemalt hat, Jona 4, 1—3. Und die geschichtlichen Beweise aus unserer Zeit? Sollten wir sie nicht vielleicht zu finden haben in dem fast beständigen Wechseln mancher Pastoreen in den verschiedenen Denominationen, das häufig nur stattfindet, weil nicht sofort der erwartete Erfolg sich zeigt, weil auf das vielleicht ehrlich gemeinte aber am unrechten Ort angebrachte Poltern oder Eingreifen hin die Leute nicht gleich ihren Lebenswandel und ihr Verhalten nach dem Wunsche des Pastors gestalten? Oder darin: daß mancher sein Amt unter irgend einem geringfügigen Vorwand niederlegt und versucht, wie Jona seinem Gott aus der Schule und aus der Arbeit zu laufen? — Daß Gott aber trotzdem nach seiner Gnade mit solchen noch etwas anzufangen weiß zur Verherrlichung seiner Ehre und zur Rettung der Seelen, sehen wir an Elias, der zur Ueberwindung seiner Mutlosigkeit neue Aufträge erhält; und an Jona, der nicht eher Ruhe gewinnt, als bis er gehorcht. Wie herrlich erquickt und ermuntert uns der Herr in Stunden der Entmutigung mit seinem Wort der Verheißung: „Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern tun, das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende," Jes. 55, 11; und wie erhebend stärkt und ermutigt er uns mit dem apostolischen Wort: „Darum, meine liebe Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn," 1. Kor. 15, 58.

IV. Einige weitere Versuchungen, die nicht gerade nur an den Inhaber des evang. Pfarramts herantreten, aber doch in ihren Folgen auch bei Pastoren sich häufig zeigen und gewissermaßen zu den Versuchungen gerechnet werden können, die den Pastor in seiner

Stellung als solcher stärker und heftiger bedrohen, als wenn er in einem andern Beruf wirkte, und die es darum wert sind, auch noch erwähnt und kurz behandelt zu werden unter dem angegebenen Thema:

1. Nahrungssorgen.

Niemand soll solche haben, nach dem Grundsatz der Heiligen Schrift, die immer wieder davon abmahnt und auf den hinweist, der da weiß, was wir bedürfen und der für uns sorgt, ehe denn wir ihn darum bitten; besonders mahnt der Herr, sowohl in der Bergpredigt, Matth. 6, 25—34, als auch bei Aussendung seiner Zwölfe, Matth. 10, sowie der Siebenzig, Luk. 10, seine Sendboten, sich vor dieser Gefahr zu hüten, ein Beweis, daß dieselbe von einem evang. Geistlichen zu beachten ist — und wer wollte das leugnen? Bei unsern Verhältnissen namentlich, wo die Besoldung und Versorgung der Pastoren oftmals kaum zur täglichen Nahrung reichen will. Aber nichtsdestoweniger sind wir verpflichtet, entschieden gegen diese Versuchung uns zu wappnen. Die Priester des Alten Bundes sollten ungehindert ihrem Beruf nachgehen, daher ihre Versorgung durch die Zehnten; die Apostel sollten sich weder mit unnützem Gepäck beschweren, noch den nutzlosen, seelengefährdenden Sorgen sich hingeben, daher jene nachdrücklichen Warnungen ihres Meisters und Herrn; — und ein Inhaber des evang. Pfarramts soll fort und fort Petri Mahnung in die Tat und Wirklichkeit umsetzen: „Alle eure Sorge werfet auf ihn," 1. Petri 5, 7.

Mit dieser Versuchung, sich unnötigen Sorgen hinzugeben, ist nahe verwandt die Gefahr des

2. „Dienens um Lohn,"

das vom Propheten Micha 3, 11 an den Häuptern, Priestern und Propheten Israels schon so scharf verurteilt wird: „Ihre Häupter richten um Geschenke, ihre Priester lehren um Lohn, und ihre Propheten wahrsagen um Geld, verlassen sich — bei alledem — auf den Herrn und sprechen: Ist nicht der Herr unter uns?" und das dennoch unter den evang. Geistlichen vielfach sich zeigt. Wie gar leicht entsteht bei einer bevorstehenden Amtshandlung etwa die Frage, die auch, natürlich nicht öffentlich vor den Leuten, nicht selten ausgesprochen wird: „Wie viel wird das wohl einbringen?" oder die Freude am Mammon spricht sich, bewußt oder unbewußt also aus: „Da bekommst du wahrscheinlich $5 oder $10," für eine Trauung, Konfirmation, Beerdigung, — ja, mancher geht so weit, sich die Krankenkommunion extra bezahlen zu lassen. Oder beim Stellenwechsel heißt es heutzutage fast immer zuerst: „Ja, wie viel Gehalt zahlt ihr denn?" und zuletzt: „Wenn ihr mir nicht $50, $100, $200 zulegt, gehe ich, Basta!" und wie häufig gibt die Antwort darauf den Ausschlag und nicht der Wille Gottes. Nur ist dabei schwer zu begreifen, wie solche Diener Gottes, ohne zu erröten und schamrot zu werden, vor ihren Gemeinden predigen können über solche Schriftstellen,

die gegen das Sorgen, die Habsucht, den Geiz, des Dienens um Lohn so entschieden auftreten, vergl. 1. Petri 5, 2.

Eine weitere Versuchung ist die, zu viel Zeit auf allerlei

3. Nebenbeschäftigungen

zu verwenden, die zum Teil dem Lebensunterhalt dienen, zum Teil auch nur als Lieblingsbeschäftigungen anzusehen sind. Wie mancher praktiziert z. B. nebenbei, d. h. leider so viel als in der Hauptsache, als Arzt, oder „farmt so ein bißchen nebenbei," treibt Hühner- oder Bienenzucht, Obstbau und dergl., um, wie er sich ausdrückt, "both ends meeten" zu machen. Wohl mancher verwendet einen zu großen Teil seiner Zeit auch auf Schreinerei, Pferdepflege, Jagen, Fischen u. s. w., weil ihm „das Spaß macht". An und für sich ist gewiß nichts Unrechtes daran, und der Verfasser huldigt selbst zur Erholung bald dem einen, bald dem andern der genannten Dinge in etwas, dabei hat er aber auch an sich selbst erfahren, wie leicht man dadurch sich die Zeit zur Ausübung seiner pastoralen Tätigkeit rauben läßt.

4. Unmäßigkeit

scheint in unserer Zeit auch noch so eine besondere Gefahr zu sein, in die Pastoren leicht fallen. Neu ist die Sache aber keineswegs: das erste Priesterpaar, Nadab und Abihu, 3. Mose 10, scheint schon dieser Versuchung zum Opfer gefallen zu sein. Die sitzende Lebensweise der Pastoren bringt oft Störungen der Verdauungsorgane mit sich, die man dann nur zu leicht vorschützt. „Heißt es da nicht," sagt da einer, „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen, und weil du oft krank bist?" „Weißt du nicht," fällt da ein anderer ein, „daß es Richter 9, 13 heißt: Aber der Weinstock sprach zu den Bäumen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe?" und Psalm 104, 15: „Der Wein erfreuet des Menschen Herz," wie auch Pred. Sal. 10, 19: „Der Wein muß die Lebendigen erfreuen," von einer guten Wirkung des Weins reden, und entschuldigt sich mit einem trüben, niedergeschlagenen Gemüt u. s. w. Ist 3. Mose 10, 9 und Hes. 44, 21 auch an die alttestamentlichen Priester gerichtet, so achtet der Verfasser dennoch, daß, um des Schlußsatzes willen: „Das sei ein ewiges Recht allen euern Nachkommen," dieses göttliche Gebot auch den neutestamentlichen Priestern, d. i. den evang. Geistlichen, gilt, und sieht es als Unrecht an, wenn es sich einer zur Gewohnheit macht, im Weingeist oder im Biergeist zu predigen, indem er erst vor dem Gottesdienst sich „eins leistet", um so mehr, als auch Paulus eben in seinen Schreiben an Timotheus und Titus (cf. 1. Tim. 3, 3 und Tit. 1, 7) ausdrücklich betont, ein Bischof solle nicht sein ein Weinsäufer, wozu wir getrost hinzufügen dürfen: und auch kein Bier- oder Branntweinsäufer.

Endlich sei mir gestattet, in Kürze noch auf eine, besonders den jugendlichen, noch unverheirateten Geistlichen drohende Versuchung hinzuweisen, die des

5. leichtsinnigen Verhaltens gegen das Gebot der Keuschheit.

Man hört zu Zeiten, häufig auch unter Pastoren, von leichtsinnigen Verlöbnissen, die durch die spätere unbegründete oder doch ungenügend begründete Aufhebung derselben als leichtsinnig gebrandmarkt werden! Die Versuchung ist naheliegend; denn wird auch das Pfarramt nicht gehörig respektiert und gewürdigt, so gilt doch der Inhaber als eine angesehene, mancher Jungfrau oder auch Witwe sehr begehrenswert erscheinende Person — und bald werden Netze gesponnen, ihn zu fesseln. Da gilt es auch auf der Hut zu sein, daß man nicht unerwartet gefangen oder gefällt werde!

Aus dem Vorstehenden geht genugsam hervor, daß den Inhabern des evang. Pfarramts gar mancherlei Versuchungen und Gefahren drohen und sie alle Ursache haben, sich Jesu Wort an Petrus und die beiden andern Jünger: „Wachet und betet, daß ihr nicht in der Versuchung fallet," Matth. 26, 41, tief einzuprägen und es wohl zu beherzigen; denn wie Pfarrer Küßner sagt: „Schwer ist unser Seelsorgeramt auf Erden, doppelt schwer in unserer ernsten Zeit mit ihren vielen, von dem Einen, was Not tut, ablenkenden Interessen. Aber schwerer noch ist die Verantwortung für unser Seelsorgeramt in der Ewigkeit." Aber auch alle Rechte besitzen sie, sich zu halten an die beseligende Wahrheit von Hebräer 4, 15. 16: „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist, gleichwie wir, doch ohne Sünde. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hilfe not sein wird."

Der konfessionelle Hader unter den Lutheranern von Amerika.

Auf den außerhalb des Streites Stehenden macht es einen überaus traurigen, kläglichen und betrübenden Eindruck wahrzunehmen, wie die lutherischen Konfessionsgenossen sich gegenseitig verketzern, verurteilen, beschimpfen und herabsetzen. Jowa-Synode und Ohio-Synode einerseits, Missouri-Synode anderseits werden nicht müde, sich unaufhörlich zu bekämpfen. Und wahr ist es, wenn das Jowa-Blatt schreibt: „Es ist eine der traurigsten Verirrungen des missourischen Geistes, daß es jede Gebetsgemeinschaft für eine Betätigung der Kirchengemeinschaft hält." Da trug sich nämlich in Springfield, Minn., folgender Fall zu: „Der Minnesota-Distrikt der Ohio-Synode bekämpfte in seinen Lehrverhandlungen die Lehre der Missouri-Synode. Zugegen war der Pastor der missourischen Gemeinde in Springfield, Minn. Als während der Versammlung ein starkes Gewitter heraufzog, wurde beschlossen, eine „besondere Andacht" zu halten. Alle erhoben sich, nur der Missourier blieb sitzen." Darüber ist nun in den Kirchenblättern von der Ohio- und Jowa-Synode viel geschrieben wor-

den, was neue Erbitterung auf seiten der Missouri=Synode erzeugte. Das ist ein Zerren und Reißen, ein Schimpfen und Wiederschimpfen, daß es, ach so gar furchtbar, das Gegenteil zeigt von 1. Petri 2, 21—23. Und sieht man genauer zu, worüber die lutherischen Brüder streiten und kämpfen, so sind es scholastische Spitzfindigkeiten, die für den einfachen Mann unfruchtbar und unverständlich sind. Man wird erinnert an Karl Geroks Verse:

Gibt's keinen bessern Kampf zu kämpfen,
Als Wortgezänk und Silbenstreit?
Gilt's nicht des Satans Macht zu dämpfen
In dieser letztbetrübten Zeit?
O grüßet froh als Bundsgenossen,
Wer unterm Banner Christi ficht;
Die dichten Glieder festgeschlossen!
Denn anders geht's zum Siege nicht.

Soll denn der Erzfeind lieber siegen,
Eh ihr besiegt den Brudergroll?
Soll Zions Bau darniederliegen,
Eh daß der Nachbar helfen soll?
Ist dies das heilige Erbarmen?
Ist dies der stille, sanfte Geist?
Sind dies die Kleinen, Geistigarmen,
Die unser Meister selig preist?

Wir können's nicht helfen, wir müssen es bekennen, daß auch wir glauben, daß eben der Mangel an w a h r e r D e m u t es ist, der den Streit nicht zur Ruhe kommen läßt. Der aufgeblasene, geistliche Hoch= mut läßt den andern nicht in Ruhe. Ich, ich allein habe Recht! Du hast Unrecht! Und so lange du nicht d e n k st, l e h r st und g l a u b st bis auf das Tüpfelchen vom J, was i c h d e n k e, l e h r e und g l a u b e, so lange kann ich mit dir keine Gemeinschaft haben, kann mit dir nicht beten, nicht mit dir zum Abendmahl kommen!

O, was wird der Herr wohl sagen, wenn die streitenden, zanken= den, keifenden, lästernden Brüder miteinander vor seinem Thron er= scheinen? Wird er nicht sie fragen: Wann und wo habe ich euch ge= boten, ihr müßt alle ganz einerlei denken, glauben, lehren? Ihr dürft keinen Ketzer neben euch unangefochten lassen, sondern müßt ihn so lange anfallen (vergl. das Motto v. „L. u. W."), bis er euerm überlegenen Geiste demütig sich unterwirft? Wird er sie nicht vielmehr an das Wort Joh. 13, 34 und 35 erinnern? Und an Mark. 10, 43—45. Eher das Leben lassen, als den Bruder kränken, beleidigen — wo findet sich das?

Wir wollen hier nur ein Beispiel geben von dem unfruchtbaren Streit zwischen Ohio und Missouri.

Der Apostel Paulus schreibt, 2. Kor. 5, 19: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu u. s. w. . . . So bitten wir nun an Christi statt: L a s s e t e u c h v e r s ö h n e n m i t G o t t !" Also, V. 18, Gott hat in Christo die Welt mit ihm versöhnt. V. 20, lasset euch versöhnen! Wenn doch die Versöhnung, nach V. 18, geschehen ist, eine fertige Tatsache —, warum noch die Bitte: Lasset euch versöhnen? Der einzelne steht und

bleibt stehen unter dem Zorn und Fluch trotz der geschehenen und angebotenen Versöhnung in Christo, so lange er nicht sich selbst versöhnen läßt mit Gott. Hierüber nun streiten sich Ohio und Missouri, indem sie den scholastischen Begriff der Rechtfertigung hier herbei ziehen. Es ist der alte unselige Streit. Ohio sagt: „Wir glauben und bekennen: durch die durch Christum geschehene Versöhnung ist der heilige und gnädige Gott uns entgegengekommen, so daß er uns nun die Sünde vergeben und rechtfertigen kann; die Rechtfertigung selbst aber geschieht nicht eher, als bis durch Gottes Gnade der Glaubensfunke im Herzen des armen Sünders angezündet worden ist; dann vergibt Gott dem Sünder die Sünden." — Dazu schreibt nun Missouri: „Nach Ohio ist die Vergebung der Sünden nicht vorhanden vor dem Glauben, so daß der Mensch sich dieselbe nur anzueignen hat durch den Glauben. Und die subjektive Rechtfertigung geschieht nicht per fidem, sondern post fidem. Ohio betont mit großem Nachdruck, „daß der Glaube der Rechtfertigung vorangehen muß." Den Ohioern ist der Glaube nicht das Ergreifen der bereits vorhandenen*) und von Gott dargebotenen Vergebung, sondern das Verhalten des Menschen, welches die Möglichkeit der Vergebung zur Wirklichkeit erhebt und somit in letzter Instanz die Vergebung oder Rechtfertigung zu stande bringt.†) Uns ist das Glauben das bloße Nehmen (nuda apprehensio) der Vergebung. Den Ohioern ist das Glauben eine Bedingung der Vergebung. Uns ist der Akt des Glaubens das einzige Mittel der Rechtfertigung auf seiten des Menschen, den Ohioern ist das Glauben eine Ursache der Rechtfertigung, i. e. eine Bedingung, ohne welche die Rechtfertigung nicht zu stande kommt" u. s. w.

Hier haben wir die ganze Spitzfindigkeit, den Wort- und Silbenstreit: per fidem — post fidem! Nein n i c h t post — sondern per fidem! So wird hin- und hergezerrt in scholastischen Wortklaubereien, und darüber wird der Bruder verlästert, der Leib Christi zertrennt, der

*) Die Rechtfertigung im theologischen Sinne verursacht hier den Streit. Die Vergebung ist sachlich doch nichts anderes als die S ä t t i g u n g d e s H u n g e r n d e n, d i e S t i l l u n g d e s H u n g e r s (siehe unten!) und diese ist sicher n i c h t v o r h a n d e n, ehe der Hungernde wirklich i ß t u n d g e g e s s e n h a t; sie erfolgt per edere und post edere. D u r c h das Essen (sonst würde er nie gesättigt), und post edere, nach dem Essen, denn das Sattwerden foglt n a c h dem Essen. So ist also das edere in der Tat conditio sine qua non (eine unerläßliche Bedingung) der Sättigung. Nicht conditio meritoria (verdienstliche Bedingung), das behauptet auch Ohio nicht, aber doch necessaria (notwendige), weil absolut der Hungernde verhungern muß, wenn er nicht essen will. Man setze für V e r g e b u n g : S ä t t i g u n g, dazu paßt das „b e r e i t s v o r h a n d e n e n" einfach nicht. Ja die S p e i s e ist da, d. h. d i e G n a d e, welche vergeben will; aber die Sättigung, das ist die wirksame Vergebung, welche im Herzen sich geltend macht, wie ((s. v. v.), die Speise im Magen, ist n i c h t v o r h a n d e n vor dem tatsächlichen Essen, sondern erfolgt — beim Bilde zu bleiben — durch, während, nach dem Essen!

†) Hier wird Ohio imputiert, daß es das gläubige Annehmen zu einem verdienstlichen, oder einem die Rechtfertigung bewirkenden Akt machen wolle. wovon Ohio weit entfernt ist. Weil Ohio von Bedingung spricht, schreit Missouri: Ihr seid Synergisten, ihr lehrt das Mitwirken des Sünders zur Seligkeit.

Welt, dem Feind, ein Schauspiel der sich — liebenden — Jünger Jesu dargeboten! Für Missouri fangen hier die Schrecken des Synergismus an, das Verhalten des Menschen! Wie ist ihm denn nun?

Da ist ein reicher Mann, der aus großer Liebe ein reiches und gutes Mahl bereitet hat und nun alle hungrigen Bettler durch seine Knechte einladen läßt: Kommt alle und esset und sättiget euch von meinem Mahl. Ihr sollt es alle umsonst haben. Das lassen sie sich denn auch gefallen, Gelehrte und Scholastiker und gemeines Volk; sie kommen, essen und sättigen sich alle an dem umsonst dargebotenen Mahl. Aber nachdem sie satt geworden, fangen die Scholastiker an zu philosophieren und sich zu streiten, ob sie nun satt geworden sind per edere (durchs Essen) oder post edere (nach dem Essen). Eine hochwichtige Streitfrage! Ob das Edere ein Verhalten des Menschen, eine Bedingung, ja horribile dictu: eine Ursache des Sattwerdens sei, oder ob das Sattwerden auch schon ohne das edere (Essen) vorhanden war und nur so an den Hungrigen herangeflogen kam, daß es nur einer nuda apprehensio (eines bloßen Zugreifens) bedurfte, um flugs den Hungrigen mit einem Schlage satt zu machen.

Gewiß, diese Frage ist so hochwichtig, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sich darüber zu erhitzen und sich Teller, Schüsseln und Besteck an den Kopf zu werfen, um die Streitfrage zu entscheiden, ob das Verhalten, das edere, Bedingung des Sattwerdens, i. e. Ursache sei! „Ursache" — ja das ist des Pudels Kern. Ursache der Sättigung ist einzig und allein die aus freier Güte geschenkte Speise, aber diese Speise sättigt den eben nicht, der sie nicht ißt. Er muß also essen, und das ist doch ein „Verhalten" auf seiner Seite! Halt! schreit Missouri, das ist Synergismus! Der Mensch hat nicht selbst gegessen, die Gnade hat's ihm, nicht volens seinerseits (d. h. nicht mit seiner Einwilligung, das wäre wieder Synergismus!), sondern nolens (trotz Widerstrebens!) mit Löffel und Gabel hineingeschoben! — Wohl, aber der Mensch hat's doch, s. v. v., geschluckt und nicht ausgespien! Das ist doch auch ein Verhalten! Nein, schreit Missouri, er hat's geschluckt, weil, nun — weil er dazu prädestiniert (erwählt) war von Ewigkeit! — Wohl, sagt Ohio, er war prädestiniert (erwählt) in Voraussicht des Glaubens, d. h., weil Gott wußte, er würde essen und schlucken! Nein, schreit Missouri, ihr setzt der absoluten Gnade Schranken; ihr bringt euern Synergismus in die Gnadenwahl!

So geht die Katzbalgerei fort ins Unendliche. Und weil keiner nachgeben will, so erklären endlich die Frechsten unter ihnen dem gütigen Gastgeber: Wir wollen in Zukunft mit denen dort nicht mehr zusammen betteln (beten), das wäre ja Kirchengemeinschaft und geht gegen unser Gewissen! Du mußt uns hinfort an einem andern Ort Audienz geben, wenn wir dich anbetteln wollen. Und du mußt uns in einem andern Haus einen Extratisch setzen, wir wollen mit denen dort keine Tisch- (Abendmahls-) Gemeinschaft haben, das geht gegen unser zartes Gewissen! Was wohl der gütige Herr zu solchem anmaßenden Bettel-

stolz sagt? Uns dünkt es eine unbegreifliche Langmut und Geduld, wenn der Herr das freche Volk nicht mit Peitschen aus dem Hause treibt.

So treiben's die gelehrten Scholastiker, die das Gras wachsen und die Mücken husten hören. Die ungelehrten Laien aber, die „einfältigen Lutheraner", sitzen mit am Tisch und sperren Mund und Nase auf über die Gelehrsamkeit ihrer Professoren, lassen sich verpflichten, bei ihrer Seelen Seligkeit keine Gemeinschaft zu haben mit denen, die ihre gelehrten Wortführer in den Bann getan haben. Sie verstehen freilich nicht, warum es so sei und sein muß; aber das ist bei einem „einfältigen Lutheraner" auch nicht nötig, wenn er nur weiß, daß seine Kirche die allein wahre ist und alle andern im Irrtum sind, das genügt!

Fürwahr, es wäre zum Totlachen, dieses Gezänk; wenn es nicht so unsäglich traurig wäre! Darum wollen wir lieber Geroks Vers ein wenig variieren:

„O sieh die Torheit deiner Freunde,
Verklärtes Haupt, in Mitleid an.
Und bau dir selber die Gemeinde
Nach deinem ewgen Meisterplan!
Und hältst du mit verklärten Seelen
Die himmlische Kommunion:
Laß nicht die Lutheraner fehlen
Bei jener großen Union!"*)

Homiletisches.

Predigt über 1. Joh. 2, 21—26.

Lektion am Altar: Matth. 26, 59—64.

In Christo Jesu geliebte Gemeinde!

Unter allen Wahrheiten des Christentums ist wohl keine so sehr zu allen Zeiten den Angriffen des Feindes ausgesetzt gewesen als die Lehre, daß Jesus sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und auch in unsern Tagen, wo das Christentum immer weiter dringt in die Völkerwelt, wird gleichwohl diese Wahrheit bekämpft, bitter bekämpft, mitten in der Christenheit. Und nicht nur religionslose Spötter, Freigeister, Ungläubige, nicht nur Sozialisten und rohe, unwissende Menschen finden wir unter denen, welche die Gottheit Christi leugnen. Nein, es gibt Theologen, Professoren und Pfarrer, welche ein sogenanntes un=

*) Ob freilich solche Fürbitte den echten Lutheranern genehm ist, ist noch fraglich. Denn welcher waschechte Lutheraner bekommt nicht das Gruseln, wenn er auch nur von ferne etwas von Union wittert? Die Iowaer sind für Missouri schon nicht mehr waschecht, sondern machen sich unionistischer Ketzerei schuldig. Man höre den Beweis! Das Generalkonzil und die Generalsynode haben gemeinschaftlich die allgemeine ev.=luth. Konferenz nach Amerika eingeladen. Die Generalkonferenz schickt ferner ihren Vertreter zum Generalkonzil. Indem nun Iowa auch seinen Vertreter zum Generalkonzil schickt, so tritt damit die Iowa=Synode (durch ihren Vertreter) auch in kirchliche Gemeinschaft mit der Generalsynode und durch diese wieder mit den Sekten, welche die Generalsynode als Glaubensbrüder behandelt, macht also sich des zur homöopathischen Hochpotenz verdünnten Unionismus schuldig, quod erat demonstrandum. Dieser Weisheitsschluß ist in „L. u. W.", Juliheft 1905, zu finden.

dogmatisches, modernes Christentum aufrichten und verbreiten wollen, in welchem die Lehre von der Gottessohnschaft Jesu Christi nichts mehr gilt. Jesus soll wohl ein vorzüglicher Mensch, ein Ideal der Menschheit sein, aber nicht Gottes Sohn. — Diese Erscheinungen dürfen uns aber nicht irre machen, denn es ist klar und deutlich genug in der Schrift zuvor versehen, daß der Lügengeist den Abfall von der christlichen Wahrheit herbeiführen wird. Dieser Abfall wird zuletzt, wenn die Bosheit aufs höchste gestiegen ist, in einer persönlichen Spitze gipfeln, welche in der Schrift den Namen der Antichrist oder Widerchrist bekommt. Wie weit oder wie nahe wir nun bei der Zeit sind, in welcher der Abfall diese persönliche Spitze erreichen wird, das ist eine Frage, mit welcher wir heute uns nicht zu beschäftigen haben. Für uns ist vielmehr heute auf Grund unsers Textes eine andere Betrachtung nahe liegend und wichtig. Wir wollen zeigen:

Daß das Bekenntnis zu der Gottessohnschaft Jesu Christi der Eckpfeiler des Christentums ist.

1. Die Wahrheit von der Gottessohnschaft wird zuerst von Christo selbst, dann von den Aposteln bezeugt; durch die Auferstehung und Geschichte bestätigt.
2. Auf ihr ruht unser ganzer Christenglaube.
3. Jede Lehre, die diesen Grundpfeiler antastet, kommt vom Geist der Lüge.

1. Die Wahrheit, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, wird hier in unserm Text ausdrücklich ausgesprochen in V. 21 und 22. Nehmen wir dazu den 24. Vers, so ersehen wir daraus, welchen Nachdruck der Apostel Johannes darauf legt, daß diese Wahrheit von Anfang an bei den Lesern des Briefes sei verkündigt worden. Er will sagen: das haltet fest, das laßt euch nicht rauben, noch zweifelhaft und ungewiß machen. Wenn euch etwas daran gelegen ist, in der seligen Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes zu bleiben, so haltet diese göttliche Wahrheit fest, auf welche unser Heil und Seligkeit gegründet ist. — Allerdings steht es nicht so, daß das bloße Annehmen und Festhalten dieses Glaubensartikels an sich schon uns selig machen kann. Das wäre ein verkehrter Aberglauben, dem wir keine Nahrung geben wollen. Jesus selbst hat ja das Wort gesprochen, durch welches aller herzlose Scheinglaube und Lippenbekenntnis gerichtet wird: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel." Ferne also sei es von uns, jenen falschen Wahnglauben fördern zu wollen, der da meint mit dem bloßen Bekenntnis von der Gottessohnschaft Jesu Christi den Schlüssel zur Himmelstür zu besitzen. Auch Johannes ist himmelweit davon entfernt zu glauben, daß man ohne Bekehrung von der Welt, Sünde und Fleisch mit dem bloßen Bekenntnis könne selig werden (vgl. 1. Joh. 2, 15; 3, 9. 10. 16; 5, 3. 4 u. s. w.). Aber trotzdem ist und bleibt dennoch die Wahrheit, daß Jesus sei Christus, der Sohn des lebendigen Got-

tes, der Grund- und Eckpfeiler, mit welchem das ganze Christentum steht und fällt. Das eben möchte ich noch weiter darlegen.

Wir müssen vor allem beachten, daß es ja nicht bloß die Apostel waren, welche den Glauben aufbrachten, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes. Die Feinde dieser Wahrheit suchen oft die Sache so darzustellen, als ob eigentlich erst die Apostel, namentlich Paulus, diese Lehre aufgebracht hätten, sie erst hätten den Menschen Jesus zum Gott gemacht, ihm göttliche Würde angedichtet. Jesus selbst hätte diesen Anspruch nicht erhoben. Um solche freche Behauptungen aufstellen zu können, müssen sie freilich zuerst andere Gewaltstreiche verüben. Sie müssen vor allem die Schriften des Apostels Johannes als unecht erklären, d. h. die Autorschaft des Apostels Johannes bestreiten, in welchen die bestimmtesten Zeugnisse von der Gottessohnschaft in Jesu Mund zu finden sind.

Aber, so weit wir auch entfernt sind, jener frechen Leugnung zuzustimmen, daß der Apostel Johannes nicht der Urheber des Evangeliums, der Briefe und der Offenbarung sei, auch abgesehen von den Schriften des Johannes bleibt Zeugnis genug, um den Widersprechern das Maul zu stopfen. Wir haben am Altar ein Wort aus Matthäus vernommen (Kap. 26, 59—64), das für sich allein schon genügend ist, für jedes der Wahrheit offen stehende Gemüt den Beweis zu bringen, daß Jesus selbst es gesagt hat, er sei Christus, der Sohn Gottes des Hochgelobten. Und unter welchen Umständen hat Jesus das gesagt?

Er stand als Gefangener vor dem hohen Rat zu Jerusalem. Seine Feinde hatten beschlossen, ihn unter allen Umständen zu töten. Sie wollten aber den Schein des Rechts wahren, als ob er nach jüdischem Gesetz ein todeswürdiger Verbrecher sei. Da suchten sie denn Zeugen aufzutreiben, welche das Gewünschte bezeugen sollten. Allein sie konnten keine zwei übereinstimmende Zeugen aufbringen, welche ihm etwas Schlimmes zur Last legen konnten. Als nun die Feinde Jesu schon in heller Verzweiflung waren, weil Jesus auf alle Anklagen und Fragen nur mit Stillschweigen sie bestrafte, da kam dem Hohenpriester eine Inspiration, ein rettender Gedanke. Er stellte eine Eidesfrage an Jesum: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten!" Nun bedenket, was für Jesum mit dieser Frage auf dem Spiele stand! Er wußte so viel gewiß: Sage ich: ja! so kostet das sicher mein Leben! Hätte er also den geringsten Zweifel daran gehabt, daß es so sei, wie hätte er es wagen können die Antwort zu geben: „Du sagst es, denn ich bin es! Doch sage ich euch: Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels." Bedenket, Geliebte, was das heißen will, daß Jesus selbst so vor Gericht, unter Eid und im Angesicht des Todes bekannte: Ich bin Christus, Gottes Sohn! Wahrlich, diesem Zeugnis gegenüber wird jeder Leugner unbedingt zum Lügner, wie Johannes in unserm

Text sagt. Denn welche schreckliche Folgerung würde sich in der Tat für Jesu Person und Charakter ergeben, wenn er das falsch geschworen hätte, sei es wissentlich, sei es, weil er selbst betrüglicherweise sich in eine falsche Rolle aufgesteigert hätte? — Die Juden haben auf dieses Wort hin ihn als Gotteslästerer zum Tode verdammt. Und sie sind damit jedenfalls konsequenter gewesen und haben mehr Mut gehabt, die Konsequenz ihres Unglaubens zu ziehen, als unsere heutigen ungläubigen Professoren und Pfarrer, welche ihm die Würde der Gottessohnschaft rauben, aber sonst ihn als Ideal der Menschheit hinstellen wollen!

Aber das ist ja nicht das einzige Mal, daß Jesus sich selbst als Sohn Gottes erklärte. Wir lassen jenes schöne Wort uns nicht rauben: „Also hat Gott die Welt geliebt, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Und kennt ihr nicht auch jenes andere Wort (Joh. 9), wo er den geheilten Blindgebornen fragte: „Glaubst du an den Sohn Gottes?" und jener sprach: „Herr, welcher ist es, auf daß ich an ihn glaube?" Und Jesus sprach: „Du hast ihn gesehen und der mit dir redet, der ist es! Und jener fiel vor ihm nieder und sprach: „Herr, ich glaube!" und betete ihn an. Wie konnte Jesus, der so sehr gegen das Ehrenehmen eiferte (Joh. 5, 41—44), sich solche Verehrung gefallen lassen, wenn sie ihm nicht gebührte? Und selbst seine Feinde bezeugten: Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht (Joh. 19, 7). Und so könnte ich noch lange fortfahren mit Zeugnissen Jesu selbst, aus welchen sich ergibt, daß er die Würde der Gottessohnschaft beanspruchte. Ist's da ein Wunder, wenn auch die Apostel immer deutlicher und bestimmter es bekannten, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes? Wie hätten sie, die Urzeugen der Wahrheit, dieses Bekenntnis verschweigen können, für welches ihr Herr und Meister in den Tod gegangen ist? Wahrlich: nicht die Apostel haben erst den Menschen Jesus vergottet, wie die Feinde lästern, nicht sie haben erst diese Lehre allmählich erfunden und ausgebildet, sondern Christus selbst hat auf Grund dieser Wahrheit, welche er bekannte (cf. 1. Tim. 6, 13) sein Leben gelassen! Die Apostel aber haben erst allmählich und langsam die unermeßliche Tiefe und Tragweite dieser göttlichen Wahrheit geahnt und erfassen gelernt und dann immer deutlicher sie zu verkündigen gewagt. Unter allen apostolischen Schriften, die uns überliefert sind, sind die des Johannes die spätesten und gerade in ihnen ist am deutlichsten und bestimmtesten diese Lehre der Gottessohnschaft Jesu vorgetragen.

Nur kurz will ich noch darauf hinweisen, daß diese Lehre eine direkte Bestätigung erhalten hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Diese Tatsache ist so felsenfest bezeugt, daß dagegen alle Lügenmacht des Teufels nicht aufkommen kann. Nun bedenket, was daraus sich ergibt! Wäre Jesus mit einer Lüge und Anmaßung falscher Würde ins Grab gesunken, glaubt ihr, daß dann seine Auferstehung gefolgt wäre? Die Auferstehung Jesu Christi von den Toten ist

die göttliche Antwort auf die Verwerfung der Menschen! Weil Jesus in der Tat der Sohn Gottes in Kraft des Geistes der Heiligkeit war, darum konnte der Tod ihn nicht halten, darum ist er als Sieger über Grab und Tod wieder auferstanden. Das bezeugt auch Paulus in Röm. 1, 4, daß Jesus als Sohn Gottes in Kraft, nach dem Geist der Heiligkeit, erwiesen sei, infolge der Auferstehung von den Toten.

Aber wir dürfen sagen, auch das Zeugnis der Geschichte des Christentums spricht dafür, daß Jesus in der Tat sei der Christ, der Sohn Gottes. Was er nach Matth. 28, 18—20 seinen Jüngern verheißen hat, das hat er erfüllt durch die Jahrhunderte, sonst hätte das Christentum solchen Sieg nicht erringen können, trotz aller Bosheit der verbündeten Mächte der Finsternis. Er hat verheißen: Die Pforten der Hölle sollen meine Gemeine nicht überwältigen, und das sehen wir bestätigt durch alle Zeiten, auch in den Ländern der dicksten römischen Finsternis, Italien, Spanien, Frankreich, Oestreich: das reine Evangelium bricht sich Bahn über die frevelhafte Menschenvergötterung! Fest steht das Bekenntnis, daß Jesus sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

2. Dieses Bekenntnis ist der Grund- und Eckpfeiler, auf welchem unser ganzer Christenglaube ruht. Denket einmal, wenn es nicht wahr wäre, was dort Jesus unter Eid im Angesicht des Todes vor dem hohen Rat bekannt hat, was dann sich für unsern Glauben ergeben müßte! Könnte dann unser Glaube aufrecht erhalten werden, daß Jesus Christus für unsere Sünden gestorben sei? (1. Kor. 15, 3; 1. Joh. 2, 2). Könnten wir dann noch sagen, daß Jesus Christus uns erlöst habe von Sünde, Tod und Teufel? Die schönsten und trostreichsten Sprüche müßten wir dann aus der Bibel streichen. Was steht 1. Petri 1, 18. 19? Streicht das aus! Was steht 1. Joh. 1, 7? Streicht es aus! Was steht Offb. 5, 9? Streicht es aus! Was sagt Paulus, Eph. 1, 7? Streicht es aus! Ist es nicht wahr, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes, so müssen diese und noch viele andere ähnliche Sprüche gestrichen werden! Denn die Erlösung durch sein Blut hängt davon ab, ob Jesus dort die Wahrheit gesprochen, oder ob die Juden recht hatten, die ihn zum Tode verdammten!

Aber noch mehr hängt davon ab! Unser Text sagt, V. 23: „Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht." Wie so denn? Nun, wenn Christus nicht unser Erlöser und Versöhner ist, dann stehen wir noch unter dem Fluch und Gericht der Sünde! Dann dürfen wir es auch nicht wagen, Gott als Vater anzurufen. Dann müssen wir noch mehr Sprüche in der Bibel ausstreichen. Was sagt Paulus, 2. Kor. 5, 19—21? Streicht das aus! Was sagt er Eph. 1, 6? Streicht auch das aus! Streicht den Lobgesang der Engel als poetische Ausschmückung: einer schönen — Sage: Luk. 2, 14. Ja, streicht dann auch das Vaterunser aus der Bibel, denn wie kann der Sünder es wagen, den heiligen Gott als Vater anzurufen? Fliehen, fliehen muß er vor der heiligen Majestät, wenn er nicht das Blut des

Sohnes Gottes als Bedeckung seiner Sünden in Anspruch nehmen darf!

Und endlich sagt unser Text, V. 25: „Und das ist die Verheißung, die er uns gegeben hat: das ewige Leben!“ Und damit wir den Apostel ja recht verstehen, wollen wir vergleichen, was er Kap. 5, 11 schreibt: „Das ist das Zeugnis, daß uns Gott das ewige Leben hat gegeben und solches Leben ist in seinem Sohne!“ Auch dieses Wort müßte fallen, wenn es nicht wahr wäre, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes. Und wie oft und bestimmt hat Jesus selbst es bezeugt, daß wir durch den Glauben an ihn das ewige Leben haben! Ich erinnere nur an Joh. 3, 16; 5, 24; 6, 47 ff.; 10, 27; 17, 2 und 3. — Wie könnten wir hoffen und glauben, daß Jesus uns das ewige Leben schenken könne, wenn er selbst nicht mehr wäre als ein armer, schwacher Mensch, Fleisch vom Fleisch geboren. Und wenn er auch der beste, edelste, frömmste, heiligste, vollkommenste Mensch wäre, — durch alle diese Häufung vortrefflicher Eigenschaften würde seine Machtsphäre um keinen Zoll breit erweitert und erhöht, er könnte nicht betraut sein mit der Macht über Himmel und Erde, er könnte nicht über alle Gewalt im Himmel und auf Erden erhaben sein, er könnte nicht unser Erlöser, Versöhner und Spender des ewigen Lebens sein! Es bleibt dabei: Die Wahrheit, daß Jesus ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ist der Grund- und Eckpfeiler des ganzen Christentums! Brecht diesen Pfeiler nieder, so stürzt der ganze Christenglaube in Trümmer! Das ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben und der zum Eckstein geworden ist! Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen (Ps. 118, 22 f.). Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen, auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen. Das müssen sicher alle jene Lügengeister erfahren, welche an diesem Bekenntnis sich vergreifen. Darum sagen wir getrost auf Grund unsers Textes, V. 22:

3. Jede Lehre, welche diesen Grundpfeiler antastet, stammt vom Geist der Lüge. Vom Geist der Lüge stammt jeder Versuch, die Gottheit Christi anzutasten. Das spricht Johannes noch bestimmter aus im 4. Kap. V. 1—3. Wie einst im Paradies die alte Schlange sich nicht scheute, die Wahrheit Gottes in Lüge zu verkehren, als sie zu Eva sprach: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben,“ womit sie ganz frech und offen dem Wort Gottes widersprach, welches gesagt hatte: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben“: — So erfrecht sich auch jetzt der Geist der Lüge, den Sohn Gottes, Jesum Christum, und seine Apostel zu Lügnern zu stempeln. Denn wir haben es deutlich genug gesehen, wie bestimmt sowohl Christus, als auch seine Apostel, für diese Wahrheit eintreten. Wer also trotzdem es wagt, dieses Wort zu leugnen, der macht eben einfach den Herrn Jesum und seine Apostel zu Lügnern und Betrügern! Nun sehe man doch, welche edle Früchte unleugbar aus dem Baum des Christentums hervorgewachsen sind. Wie viel hat das Christentum zur

Veredlung der Menschheit beigetragen! Der Herr sagt aber: An den Früchten erkennet man den Baum! Matth. 7, 16—20. — Wohl hat es auch viele Zerrgestalten des Christentums zu allen Zeiten gegeben, stümperhaftes Wesen. Aber das ist noch kein Beweis dagegen, daß das Christentum unleugbar sehr viele, edle Früchte hervorgebracht hat zu allen Zeiten. Und diese alle sollten auf einem faulen Baum gewachsen, auf Lüge und Betrug gegründet sein? Wahrlich — wer solche Ungeheuerlichkeit zu behaupten wagt, dem können wir getrost ins Gesicht sagen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Ihr könntet nicht Christum und seine Apostel zu Lügnern stempeln, wenn ihr nicht selbst die Wahrheit in euch erwürgt und euch dem Lügenvater (Joh. 8, 44) ergeben hättet! Darum bleibt's dabei: Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes? Ist das kein Lügner — dann gibt's auch keinen Lügner mehr, dann hat die Lüge Gleichberechtigung mit der Wahrheit! — Das ist's was jene wollen! Davor aber bewahre uns Gott in Gnaden. Amen.

Predigt über 1. Joh. 3, 13—18.

Im Herrn geliebte Gemeinde!

Unser heutiger Text führt uns mit ganz wenigen, aber tief einschneidenden Worten den Unterschied vor Augen, welcher besteht zwischen dem Wesen und Treiben der Kinder dieser Welt und dem Leben der echten Jünger Jesu. Der Apostel gibt uns nämlich hier drei Kennzeichen des wahren Christentums, welche wirklich untrüglich genannt werden können aus dem einfachen Grund, weil sie nicht nachgeahmt und nicht verfälscht werden können. Während nämlich sonst der Apostel Johannes in diesem Brief das Bekenntnis des Glaubens an Jesum, daß er sei der ins Fleisch gekommene Christus und Sohn Gottes, als ein Erfordernis echten Christentums hervorhebt, so sind hier im Text Kennzeichen aufgestellt, die noch untrüglicher sind als jenes Glaubensbekenntnis. Denn es läßt sich nicht leugnen, das Bekenntnis des Glaubens kann sehr wohl auch ein unfruchtbares Lippenbekenntnis, der Ausdruck eines Glaubens sein, der nichts ist als ein bloßes Fürwahrhalten, eine für das Leben unfruchtbare Spekulation, ein bloßes Gedankending, das keine durchgreifende Veränderung im Herzen und Leben des Menschen hervorbringt. Hier aber stellt der Apostel solche Kennzeichen des Christentums auf, in welchen sich unzweifelhaft die Christusähnlichkeit der Jünger Jesus darstellt und ausprägt. Vernehmen wir also die

drei Kennzeichen des wahren Christentums wie sie dem Text zu entnehmen sind.

I. Echte Christen erfahren den Haß der Welt.
II. Echte Christen haben Christi Liebesleben in sich.
III. Echte Christen sind darum bereit, Gut und Leben im Dienst der Liebe zu opfern.

I. 1. Der Apostel Johannes sagt in unserm Text, V. 13: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset." Er spricht es als eine Tatsache aus, daß er und seine Mitbrüder den Haß der Welt zu erfahren haben. Und wir wissen es ja auch zur Genüge aus der Geschichte des Christentums von den ersten Anfängen an, wie sehr Christi Jünger von dem Haß der Welt zu leiden hatten. Zuerst ging der Haß aus von den feindseligen Juden, und richtete sich anfangs hauptsächlich gegen die Apostel Jesu Christi, dann gegen die Christengemeinde überhaupt, die bald im jüdischen Lande hin und her verfolgt wurde. Besonders aber war es der Apostel Paulus, der überall in der ganzen Welt von dem Haß der Juden verfolgt wurde, wo immer er auftrat.

Je mehr dann aber die Siegesbotschaft von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, auch in die Heidenwelt eindrang und die Christengemeinde aus dem Volk der Heiden sich mehrte, um so mehr verband sich dann auch der Haß der Heiden mit dem Haß der Juden, ja er wurde von den Juden gereizt und aufgestachelt und es folgten nun die schrecklichen blutigen Verfolgungen des heidnischen Roms wider die Jünger Jesu, in welchen so viele tausend Märtyrer unter den schrecklichsten Qualen aller Art ihr Leben lassen mußten.

Ist denn aber, nachdem das Heidentum allmählich überwunden war und die alten Heidenvölker wenigstens dem Namen nach Christen geworden waren, der Haß der Welt wider die echten Jünger Jesu nicht wenigstens innerhalb der Christenvölker ausgestorben? Nur wer mit der Geschichte der christlichen Kirche unbekannt ist, oder die Wandlungen, welche die Welt unter dem Einfluß des Christentums durchmachte, nicht durchschauen und richtig beurteilen könnte, der könnte wohl so etwas glauben. — Allein die Geschichte zeigt uns klar und deutlich: Welt bleibt Welt, Fleisch bleibt Fleisch durch die ganze Weltgeschichte hindurch, nur daß die Welt es versteht, in allerlei frommen Verkleidungen ihren wahren, christusfeindlichen Charakter zu verbergen. So hat, nachdem der Fall des Heidentums nicht mehr aufzuhalten war, die Welt bald ein frommes Gesicht aufgesetzt und hat im römischen Papsttum ein fromm sein wollendes Weltreich begründet. Die Herrscher auf dem sogenannten Stuhl Petri haben dann angeblich im Namen Christi eben so schändlich gewütet gegen die echten Jünger Jesu Christi, wie einst das alte heidnische Rom es getan. Es ist unglaublich, welche scheußlichen Martern und Qualen römische Priester erfanden, um ihre Opfer langsam zu Tode zu quälen. Und ist etwa der Christushaß nur auf die römische Priesterschaft beschränkt geblieben? Welche Greuel hat die französische Revolution gezeitigt? Und die Revolutionen in protestantischen Ländern des vorigen Jahrhunderts, — welch ein diabolischer Haß wider die echten Christen glühte doch in den sogenannten Achtundvierzigern! Und als sie in dieses Land flüchteten, haben sie ihren Haß wider Christum auch hierher gebracht: überall ist das Land voll von sogenannten Freigeistern, richtig gesagt: Christushassern! Um

nicht zu sehr ins einzelne zu gehen, sei es dem Leser überlassen, über die mancherlei Formen des Christushasses nachzudenken, die auch in unserm sogenannten humanen und erleuchteten Jahrhundert sich zeigen, in Lehren, in Büchern und in christusfeindlichen Taten aller Art. Es gibt Leute, die sonst ganz gebildet, gnaz jovial, höflich und fein sein können, aber sobald die Rede ist von der Kirche, von den gläubigen Bekennern Jesu, von der Bibel, von Christus, da kocht und wallt in ihnen die Wut auf, und ihr Mund strömt über von gemeinen Lästerungen und Beschimpfungen —, so daß man in einen höllischen Abgrund des Hasses zu blicken meint. Es ist also eine durch alle Jahrhunderte fortgehende Tatsache, daß Christi Jünger von dem Haß der Welt zu leiden haben. Ist das nicht wunderbar? Die Welt ist doch sonst heutzutage so verträglich und tolerant gegen allerlei Geistesrichtungen, warum nicht gegen die Christen?

2. Und doch sagt der Text: „Verwundert euch nicht!" Warum aber sollen wir uns darüber nicht wundern? Der Apostel gibt im Text selbst keine Antwort, warum wir uns nicht wundern sollen. Gehen wir aber zurück ins Evangelium Johannes, so finden wir dort in Kap. 15, 18—25 den ausreichendsten Aufschluß über den Haß der Welt.*)

Der Herr sagt dort: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. Wäret ihr von der Welt, so" u. s. w...... Aus diesen Worten entnehmen wir: die Welt haßt die Christen nur dann, wenn sie Christus ähnlich sind, wenn sie sind wie er, und wenn sie so leben und wandeln in der Welt wie er (1. Joh. 4, 17; 2, 6). Darinnen eben zeigt sich die Christusähnlichkeit der Jünger Jesu, in Gesinnung und Wandel. Und je mehr Christusähnlichkeit, desto mehr Haß und Feindschaft von der Welt; und je mehr Weltähnlichkeit (Röm. 12, 2; 1. Petri 4, 4), desto mehr Freundschaft von seiten der Welt! Mit andern Worten: im Haß der Welt offenbart sich nur der große, feindselige Gegensatz zwischen Gott und der Welt. Wie Christus die vollendete Gottesoffenbarung in diese Welt brachte, so mußte er auch den vollendeten, grimmigen Haß der Welt an sich erfahren. Und in dem Maße, in welchem auch die Christen eine echte Offenbarung göttlichen Lebens in dieser Welt darstellen, — d. h. je mehr sie Christus ähnlich sind —, in dem Maße zeigt sich auch bei ihnen der Gegensatz zwischen Gott und Welt und sie müssen darauf gefaßt sein, den Haß der Welt zu erfahren. Gott und Welt stehen in solch unversöhnlichem Gegensatz, daß es ganz unmöglich ist, Gottes Freund und zugleich auch der Welt Freund zu sein. (Matth. 6, 24; Jak. 4, 4.)

Aus diesem Gegensatz also, zwischen Gott und Welt, entspringt der Haß, welchen die Welt gegen die echten Kinder Gottes trägt. Darum sagt Johannes: Verwundert euch nicht! Es wäre vielmehr zu verwundern, wenn es anders wäre! Höret, was der Herr in

*) Um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, bitten wir, diese Verse im N. T. selbst nachzuschlagen.

der Bergpredigt sagt (Luk. 6, 22. 23. 26): „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch und verwerfen euern Namen als einen boshaftigen, um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann u. s. w. . . . Aber dagegen: Wehe euch, wenn euch jedermann wohlredet“ u. s. w. . . . Es ist also ein gefährliches Symptom, wenn Christen gar keine Feinde haben in dieser Welt, denn echtes Christentum steht einmal in feindlichem Gegensatz geegen das Wesen und Treiben dieser Welt. Hiller hat davon gesungen:

Christen, ihr seid Wunderleute,
Die der Welt ein Scheusal sind.
Doch das Leben wird zur Beute,
Wenn der Welt Gestalt verschwind't.
Ihr seid nicht daheim auf Erden,
Euer Erbteil ist im Licht,
Sucht nur Jesu gleich zu werden,
Denn sie kennet ihn auch nicht!

Es wird wohl jedem klar sein: der Haß der Welt ist ein unnachahmliches Kennzeichen der Jüngerschaft Jesu. Doch der Text nennt uns noch deren zwei.

II. Das zweite Merkmal echten Christentums, aus welchem dann das dritte notwendig folgt ist: die Jünger Jesu haben in sich das echte, unverfälschte Liebesleben Jesu. Der Text sagt (V. 14): Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder (vergl. V. 15. 16). Die Christusähnlichkeit der Jünger Jesu zeigt sich in ihrem Liebesleben. Die Liebe, welche echte Christen üben, ist ein naturgemäßes (organisches) Gewächs des Lebens Christi, das in ihnen ist. Wie ein in voller und reicher Frucht stehender Obstbaum oder Weinstock uns ein untrügliches Bild echten Lebens zeigt, das nicht verfälscht oder nachgeahmt werden kann, so ist das Liebesleben der Jünger Jesu ein untrügliches Merkmal, daß Christi Leben in solchem Christen lebt. Der Herr hat seinen Jüngern das Wort gesagt: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Also das Liebesleben ein Kennzeichen der Jüngerschaft Jesu! Aber — nur das Liebesleben, das so geartet ist, wie die Liebe Jesu, in welchem also die Christusähnlichkeit zum Vorschein kommt. Es ist das eine andersartige Liebe als die gemeine Liebe, welche auch die Welt kennt und übt. Die Welt weiß ja auch von Liebe zu singen, zu sagen und zu preisen. Liebeslieder, Liebesromane, Liebesgeschichten — davon ist die Welt voll. Aber was für eine Liebe ist es, welche die Welt kennt, preist und zum Teil auch übt?

Die Liebe der Welt ist die natürliche, aus dem Fleisch geborene, den Trieben des Fleisches entsprechende Liebe. Auch diese Art Liebe ist —

das wollen wir nicht übersehen — ursprünglich göttlichen Ursprungs, ein Abbild der Vaterliebe Gottes. Als Gott, der Herr, dem Manne das Weib zuführte, da war es ein gottgewollter Trieb, der die beiden in Liebe verband und die Schrift sagt: Hinfort wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und werden die zwei ein Fleisch sein. Und Gottes Segenswort sprach zu ihnen: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ u. s. w. Und aus der Gattenliebe erwuchs Eltern- und Kindesliebe, Freundesliebe“ u. s. w. Und edle Liebestaten hat auch unstreitig diese natürliche Liebe erzeugt unter allen Völkern. Uebertrieben ist es, die natürlichen Tugenden glänzende Laster zu nennen.

Aber das müssen wir sagen: Wenn die natürliche Liebe nicht gereinigt, geheiligt, geadelt, verklärt wird von der viel höher stehenden Liebe Christi, so vermag sie den Menschen nicht zu retten und empor zu ziehen in die höhere, göttliche Lebenssphäre, zu welcher Gott den Menschen bestimmt und berufen hat. Im Gegenteil: die natürliche Liebe, die aus dem Fleische stammt, wird verunreinigt, und sie ist schon in der Quelle entartet und vergiftet vom Unrat der Sünde. Wenn diese natürliche Fleischesliebe zur Leidenschaft entzündet wird, da entsteht gar leicht ein Brand, der bis in die Hölle brennt. Welche schreckliche Taten vollbringt der Liebeswahn, die Liebesbrunst, die Fleischeslust: Mord, Totschlag, Ehebruch — Sünden und Greuel aller Art gebiert die entartete Weltliebe. Die Theater, die Tänze*), die Romane üben darum einen so zauberischen Reiz auf das verderbte Menschenherz, weil sie nicht die reine, edle, gottgewollte natürliche Liebesflamme entzünden und nähren, die mit milder Wärme das Herz durchdringt, sondern jene unreine, unheilige Leidenschaft entzünden, durch welche der Mensch degradiert und auf die tiefste Stufe des Naturlebens zurückversetzt wird, statt daß er geadelt und zur Gott- und Christusähnlichkeit erhoben wird.

Die Liebe Christi nun, welche in Jesu Jüngern lebt, muß anderer Art sein, als die natürliche Weltliebe. Wie anders geartet diese Liebe sei, zeigt uns schon Matth. 5, 43—48. Es ist eine Liebe, die keinen Unterschied macht zwischen Guten und Bösen; die nicht durch das Böse und das Unrecht sich erbittern läßt; die nicht Böses mit Bösem vergilt, sondern die alle Hasseserweisungen mit gesteigerten Liebesbeweisen vergilt und sie dadurch zu überwinden sucht. Es ist eine Liebe, die allerdings ganz besonders in echter und unverfälschter **Bruderliebe** (Text) sich zeigt, die aber doch nicht bei dem Bruder und Glaubensgenossen stehen bleibt, sondern die, wie Christi Liebe, auch sogar die gottfeindliche, ihn und Christi Jünger hassende Welt noch mit Liebe umfängt. Und zwar mit einer Liebe, die nicht nur in schönen Worten und Gefühlen sich kund gibt, sondern die, wie Christus, auch

III. **bereit ist, Gut und Leben zu lassen im**

*) Hier läßt sich begründen, warum das Tanzen u. s. w. dem Menschen zur Sünde werden muß, indem es ihn von seinem göttlichen Adel abbringt.

Dienst der Bruderliebe (Text: V. 16—18). Die Christusähnlichkeit der Jünger Jesu offenbart sich in Taten, in Werken der Liebe, wie sie dem Geiste der Liebe Christi entspringen und entsprechen. Hier könnte ich ja nun erinnern an Werke heroischer Liebe und Selbstaufopferung: „An die Saat der Mohren" in heißen Klimaten, an die Hingabe Damians und anderer, die im Dienst an den Aussätzigen selbst aussätzig wurden, an die Liebeswerke eines A. H. Francke und Georg Müller und dergl. Da würde aber mir mit Recht gesagt werden: Nicht jeder Christ kann solche heroische Glaubens- und Liebeswerke tun. Wenn die Liebe Christi nur darin sich zeigen soll, ist sie unpraktisch und nur in Ausnahmefällen zu üben. Nein, der echte Glaubens- und Liebesheroismus soll und muß im täglichen Leben zu brauchen sein: im häuslichen und Familienkreis, im Freundeskreis, in der Gemeinde, im ganzen Umgang und Verkehr auch mit Fernestehenden, überall muß der Christ als Christ sich zeigen. „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Wie viel Geduld, Demut, Sanftmut ist erforderlich im täglichen Leben und Umgang, um das echte Liebesleben ungetrübt aufrecht zu erhalten! Wie viel verletzende Worte, kränkendes Benehmen und Verhalten gefährdet die Liebe unter denen, die sich am nächsten stehen. Wie schwer findet man das demütige Wort: Vergib! Wie schwer fällt das rechte Vergeben und Vergessen! — Und wie viele Tränen gibt's doch zu trocknen, bekümmerte Herzen zu trösten, Gebeugte aufzurichten, Gefallene in erbarmender Liebe zu suchen, zu tragen und zum Heiland zu bringen, Kranke mit Geduld und verständiger Einsicht zu pflegen! Ja, gerade hier tut sich ein Feld auf, wo das Defizit in der Liebe sich oft schrecklich offenbart! Die demütige, sanfte, liebende Geduld gegen Kranke ist nicht sehr häufig zu finden. Und wenn nun gar ansteckende Seuchen und Krankheiten ausbrechen, wenn die Kranken dahinsterben —, o wie herzlos, lieblos, unbarmherzig zeigt sich da die Welt gegen ein solch unglückliches Haus und Familie! Niemand will dem Hause nahen, niemand die nötige Pflege und Abwartung tun, niemand die Toten herausholen und begraben. Vom Arzt und etwa vom Pastor erwartet man, daß sie ihres Amtes warten, aber unter den übrigen Christen ist selten einer, der bereit ist, sein Leben einzusetzen im Liebesdienst für die Brüder. Seht, das sind Kennzeichen der Liebe Christi, wenn jemand sein Leben, Gut und Blut einsetzen kann im Dienst der Bruderliebe.

Dem Bruder dienen unter Hintansetzung des eigenen Vorteils, mit persönlichen Opfern an Zeit, an Kraft, an Leben und Gesundheit, an Geld und Gut —, so hat Christus uns geliebt und — „wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen."

„Ach wirk in mir zu deinem Ruhm,
O Gott, das wahre Christentum!" Amen.

Exegetisch-homiletische Studien.

I. Advent.

Altkirchliche Epistel: Röm. 13, 11—14.

Bei diesem Text muß schon die genauere Uebersetzung vorangestellt werden, um das rechte Verständnis des Textes zu ermöglichen. Wir folgen der von G e ß gegebenen Uebersetzung, auf dessen Bibelstunden über den Römerbrief wir hier verweisen möchten.

V. 11. Und weil wir das wissen, nämlich den Zeitpunkt, daß die Stunde da ist, daß ihr endlich aufwachet vom Schlaf, sintemal jetzt näher ist unser Heil, als da wir gläubig wurden; V. 12: Die Nacht ist vorangeschritten, der Tag aber nahe gekommen —, so lasset uns u. s. w. (folgt die bekannte Luther-Uebersetzuzng).

Es macht für die Auffassung des Textes einen ziemlichen Unterschied, wie die Begriffe T a g und N a c h t hier gefaßt werden. Früher glaubte man die Sache so fassen zu müssen: Die N a c h t ist die Zeit des Alten Testaments, in welcher nur die Sterne der göttlichen Verheißung matt das Dunkel des menschlichen Lebensweges erhalten; der T a g aber sei angebrochen mit der neuen Weltzeit, mit dem Auftreten Jesu Christi, der von sich ja bezeugt: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben." Wer so die Begriffe von Tag und Nacht in unserm Text auffaßt, wird dem entsprechend auch die übrigen Gedanken des Textes verwerten müssen.

Allein die genauere Uebersetzung schließt eine andere Auffassung in sich. D i e N a c h t i s t d i e g a n z e j e t z i g e W e l t z e i t b i s h i n z u r W i e d e r k u n f t C h r i s t i, diese Nacht ist also auch jetzt noch nicht vergangen. D e r T a g k o m m t e r s t dann, bricht dann herein, w e n n C h r i s t u s w i e d e r k o m m t i n H e r r l i c h k e i t. Dieser Tag der Wiederkunft Christi bringt erst die volle E r l ö s u n g der Kinder Gottes, auf welche auch die Apostel noch sehnsüchtig warteten und ausschauten. (Röm. 8, 18—23; 2. Kor. 5, 2; Luk. 21, 28). Demgemäß ist dann auch der Sinn von V. 11 und 12a zu bestimmen. Der Apostel hält nämlich dafür, daß die seit seiner und der Leser Bekehrung verflossene Zeit schon ein erheblicher Zeitabschnitt sei, und daß sie unterdessen dem Tag der Zukunft Christi um ein Erhebliches näher gerückt seien. Wenn seine Bekehrung um 37 a. D. erfolgte, der Brief aber ums Jahr 59 geschrieben ist, so waren erst zwei Jahrzehnte verflossen. Paulus aber hält dafür, sie seien schon ziemlich dem Anbruch des Tages näher gerückt. Auch die andern Apostel erwarteten des Herrn Wiederkunft in Kürze (vgl. 1. Petri 4, 17; 1. Joh. 2, 18; Hebr. 9, 26; 1. Kor. 10, 11). Der Herr hat ausdrücklich seinen Aposteln allen Aufschluß darüber verweigert, w a n n seine Wiederkunft zu erwarten sei. Sie und alle kommenden Generationen sollten und sollen in steter Erwartung der Zukunft Christi stehen. (Luk. 12, 35 f.)

Die Nacht ist vorangeschritten, sie ist also bald vorbei, bald bricht der helle lichte Tag der Ewigkeit an, — das ist das Motiv, auf welches der Apostel die Ermahnung des Textes gründet; der Vorblick auf den nahenden Tag des Heils, der endgültigen Erlösung, soll ein Antrieb werden, aufzustehen vom Schlaf, die Nachtgewänder abzulegen, die Tageskleider anzuziehen — dies die Grundgedanken des Textes.

Die Nacht ist die Zeit des Schlafs; und dieser ist ein Bedürfnis unserer jetzigen Natur. Manche Menschen brauchen die Nacht, statt zur Erquickung, zu Werken der Finsternis: Unzucht, Völlerei, Händel und Streit und dergl. Wenn sie hernach dann doch in Schlaf sinken, so bringt er ihnen nicht die rechte Erfrischung und Stärkung für den kommenden Tag. Des Christen Leben soll kein blauer Montag sein!

Doch aber gibt's verschiedenen Schlaf. „Es gibt einen solchen Betäubungsschlaf, bei welchem der Leib in hellem Wachen sich befindet, die Seele aber mit Phantasien, Empfindsamkeien, Grämen über unerfüllte Hoffnungen . . ., namentlich auch mit Romanlesen ein tatenloses Traumleben führt." — „Und es gibt auch einen solchen Betäubungsschlaf, bei welchem nicht allein der Leib, sondern auch die Seele in hellem Wachen und nützlicher Tätigkeit sich befindet; der Geist aber, das ist dasjenige im Menschen, womit er Gott vernehmen und lieben könnte, entweder niemals zur Regsamkeit gekommen oder in Abstumpfung geraten ist." Solcher Leute, bei denen der Geist in dumpfem Schlafe liegt, sind alle Länder voll. Man kann dabei brauchbar und tüchtig sein für diese Welt, Ehren und Verdienste in ihr erwerben, nur für Gott und die Ewigkeit bleibt man unbrauchbar! Nur? Was hier ein „nur" war, wird im Tode das entscheidende ein und alles, gegen welches alles andere wertlos ist und bleibt. Und dann: welch ein Erwachen!

Das Aufstehen vom Schlaf ist demnach das Umgehen mit dem Gott des Lebens, der uns in Christo nahe getreten ist. Umgang mit Gott im Wort und Gebet. — Aber auch ein Ablegen der Werke der Finsternis ist nötig, alles was vom alten Adam stammt, unsern Sinn berückt und von Gott und Ewigkeit abzieht, bringt uns zu Fall. Doch vom Fasten allein, vom Enthalten, wird man nicht stark. Das Ablegen allein genügt nicht, es gilt die neue Lebenskraft zu ergreifen. „Mit Zürnen gegen den alten Menschen und mit Fassen guter Vorsätze kann man dem alten Wesen nicht den Todesstoß geben, der Winter wird nur durch den Frühling ausgetrieben, die Finsternis nur durch das Licht. In das freudenbringende Licht des Evangeliums mußt du dich stellen." — Doch was wir vom Lichte anziehen sollen, wird hier zunächst nicht Kleid genannt, sondern Waffen des Lichts, weil die neue Ausrüstung, die das Evangelium uns gibt, hinfort zum Kampf gegen die Finsternis nach innen und außen soll gebraucht werden. Nachher, V. 14, heißt es: „Ziehet an den Herrn Jesus Christ," d. h. Jesu Wort und Jesu Bild, wie er auf Erden gelebt hat, soll uns umschließen und

vor der Sünde bewahren (1. Joh. 3, 5). Christum anziehen bedeutet: den lebendigen Christus in sich haben. Der Leib aber soll als Rüstzeug für Seele und Geist nur so viel Rücksicht und Abwartung bekommen, als er nötig hat, um die Aufgaben zu erfüllen, welche in diesem Leibesleben von uns erfüllt werden sollen. Er soll also nicht durch törichtes Fasten und Abstinenz aller Art geschwächt —, aber auch nicht gemästet und übermäßig gepflegt werden, wodurch er zu seiner Arbeit auch untüchtig wird.

A. Wacht auf und wandelt im Licht des großen Tages.

I. Die Nacht ist vorangeschritten, der Tag aber nahe gekommen.
II. Darum wacht auf und legt das Nachtkleid ab.
III. Zieht an das Licht- (oder Tag-) Kleid und wandelt als Kinder des Lichts.

Oder(nach Uhlhorn):

B. Hört den Morgenweckruf des Advent.

I. Die Nacht ist vergangen, der Tag ist hereingekommen.
II. Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf.
III. Laßt uns ehrbarlich wandeln als am Tage.

Oder (nach Ahlfeld):

C. Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf.

I. Der Herr ist nahe.
II. Stehe auf vom Schlaf.

II. Advent.

Röm. 15, 4—13.

Zum Verständnis des Textes ist es nötig, auf den vorausgehenden Zusammenhang zu achten. Im 14. Kap. handelte der Apostel von dem Verhältnis der Starken und der Schwachen im Glauben zu einander. Die Judenchristen, welche sich in ihrem Gewissen noch an die gesetzlichen Beschränkungen der Juden gebunden erachteten, die im Genuß von Fleisch, Wein, in der Feier bestimmter Tage ängstlich waren, nennt er die Schwachen. Die andern, welche solche Skrupel nicht kannten, die Starken. Im 14. Kap. führt er es als Liebespflicht aus, daß beide Teile einander in Liebe vertragen, eingedenk der eigenen Verantwortung vor Gott.

Im 15. Kap. aber redet er nur (mit Ausnahme von V. 7) die Starken an, und zeigt ihnen, daß es nicht nur von ihrem Edelsinn erwaret werde, daß sie die Schwachen tragen, sondern es sei eine Schuldigkeit Gott, resp. Christus gegenüber. Der Nächste freilich hat ja keinen Rechtsanspruch an unsere Geduld und Milde, sondern soll und muß dieselbe als freie Gabe mit Dank anerkennen und annehmen. Aber Gott gegenüber ist auch das Beste, was die Liebe dem Nächsten erweist, eine Schuldigkeit. Diese Schuldigkeit begründet nun der Apostel damit, daß er darauf hinweist, daß Christus, der einzig Starke und

geistig Gesunde, sich selbst opferte für alle Schwachen; er hat alles für uns geopfert, und wir, die Knechte, sind doch nicht größer als der Herr! — Ps. 69 ist ja eigentlich kein messianischer Psalm im strengsten Sinne des Wortes (V. 6; V. 23—29 könnte der Herr nicht aussprechen!) Aber der Apostel begründet das Zitat (in V. 3) mit dem Wort V. 4. Allen alten Schriften ist gemeinsam, daß sie von dem zu begründenden Königreich Gottes reden; und alle alttestamentlichen Gotteskämpfer, von welchen die alten Schriften reden, sind doch nur die Schattenrisse des Gotteskämpfers, welcher das wahre Gottesreich auf Erden begründen sollte. Doch, was die Schrift als Lehre uns darbietet, in allen diesen Dingen, hat die praktische Abzweckung, nicht bloß unser Wissen vom König und Königreich Gottes zu vermehren, sondern uns zu Bürgern dieses Reiches zu machen. — Der Rückblick auf die Leiden, Kämpfe und erfahrenen Wunderhilfen der Alten soll bei uns Geduld wirken, und er soll die Hoffnung festhalten, es werde doch durch Gottes Kraft möglich sein, den Sieg im Kampf mit Sünde und Schwachheit zu erringen.

Die Schrift ist voll von Worten des Heiligen Geistes, in welchen Kräfte der Geduld und des Trostes verborgen liegen für die derselben bedürftigen Seelen. Aber erst wenn Gott selbst (V. 5), diese Urquelle aller Geduld und alles Trostes, die Seelen erfaßt und bewegt, tritt die lebendige Berührung und Wechselwirkung zwischen dem Wort und der Seele ein, daß die im Wort beschlossene Kraft in die Seele strömt. Daher soll Pauli Bitte, V. 5a, auch uns zu gleicher Bitte anregen. Gott soll durch die Geduld und Tröstung, die er uns schenkt, uns zu Menschen freudigen Hoffens machen — das ist eigentlich der Sinn der Bitte, wie V. 13 namentlich bestätigt. Das Festhalten freudigen Hoffens ist der richtige Weg, um zu einerlei Gesinnung nach Jesu Christo zu führen, trotz der Verschiedenheit der Denkweise in Bezug auf nebensächliche Verschiedenheit. Sind Menschen darin von Herzen eins: Christus, der ewige König, ist in der Person Jesu von Nazareth erschienen, hat aus der Niedrigkeit, durch Not und Tod sich hindurchgerungen auf den Thron, und er ist unser Herr — so ist es unmöglich, daß sich nebensächliche Verschiedenheiten zu scheidenden Bergen zwischen den Brüdern auftürmen; außer wenn der Hochmut des natürlichen Herzens (V. 1. 2), die Ungeduld und das Verzagen an der Möglichkeit der Vereinigung sich dazwischen stellt. Deshalb kommt für Menschen, die Jesum Christum erkannt haben, alles darauf an, daß der Gott der Geduld und des Trostes diese aus dem natürlichen Menschen auftauchenden Irrlichter auslöschen könne. In diesem Fall muß es bleiben, oder immer wieder kommen zur Einheit des Sinns, indem man der fröhlichen Hoffnung lebt, daß die fortschreitende Erkenntnis des von allen in gleicher Weise geliebten Herrn über die Verschiedenheit der Meinungen hinausführen werde (cf. Eph. 4, 13).

V. 6. Aus der Einheit der Gesinnung kann dann das einmütige Lob und Anbetung Gottes hervorgehen. Und darin liegt eine herzstär-

kende Kraft und Seligkeit. Schon das Erklingeen eines Chorals von tausend Stimmen, zumal wenn er aus den Tiefen des Herzens ertönt, übt eine Kraft und Segen auf das Herz aus. — Auf Gottes Lob zielt schließlich das ganze Erlösungswerk ab. (Eph. 1, 3—6, 11. 12), das kommt zu stande bei dem rechten Eins werden der Herzen in Christo Jesu. — Durch V. 1—6 ist die Mahnung V. 7 zum herzlichen Aufnehmen der Brüder in der Weise begründet: „Schauet an, wie sauer es dem Herrn Christus geworden ist, euch in die Gnade Gottes aufzunehmen," denn V. 3b.

In Vers 8—13 strebt der Apostel demselben Ziele, die Starken zum Aufnehmen der Schwachen zu vermögen, auf dem andern Wege zu, daß er ihnen den Unterschied in Christi Aufnehmen der Juden und der Heiden zeigt.

V. 8. Christus ist freilich nicht bloß des Judenvolks, sondern aller Menschen Diener geworden (Matth. 20, 28; Joh. 11, 52), und das ist eine so große Sache, daß so oft wir daran denken, neben der Freude zugleich tiefe Beschämung, ja eine Art von Schrecken uns durchdringen muß; denn wie schlecht wird unsere Eigensucht in diesem Licht! Der Unterschied aber besteht darin: den Juden hat Gott verheißen, den Heiland zu senden (auch das war Barmherzigkeit und keine Schuldigkeit), und darum kam Christus zur Bestätigung der göttlichen Wahrhaftigkeit zu den Juden. Die Heiden aber, denen keine solche Verheißungen gegeben waren, können nur die lautere Barmherzigkeit preisen und sollen darum um so mehr die schwachen Judenchristen in Demut und Geduld tragen. Das zu begründen folgen V. 9—12 die Zitate. V. 13 kommt der Apostel nochmals zurück auf den göttlichen Urquell, aus welchem uns Freude, Friede, lebendige Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes zufließen muß, wenn es zur rechten Einigkeit der Christen auch zur Einheit der Anbetung, Einheit des Gottesdienstes der Christen untereinander kommen soll. — Wie beschämend ist die große Kluft, die menschliche Verirrung unter den Christen sogar einer und derselben Benennung erzeugt hat, daß sie Gebets-, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einander versagen auf Grund ihrer eigenen Menschenfündlein! Und andere verlästern, welche dem Ziel der Vereinigung nachstreben! Unser Text zeigt uns:

A. Das von Christo uns gesteckte Ziel, welchem wir nachjagen sollen.

I. Das Ziel ist:

1. Ertötung der Selbstsucht, Selbstgefälligkeit und Eigenliebe.
2. Wahre Vereinigung der Kinder Gottes in dem einen Heiland, der aller Erlöser geworden ist.
3. Einheitliches Lob, Anbetung und Verehrung Gottes im Geist und der Wahrheit.

II. Dieses Ziel kann nur erreicht werden:

1. Wenn alle Christen energisch darauf hinwirken und -streben, diesem Ziele näher zu kommen.
2. Wenn aller Bitte zu Gott dahin geht, daß er durch seinen Geist diese wahre Einheit wirken möge.
3. Wenn alle willens sind, sich dem göttlichen Willen der Einheit in Demut zu unterwerfen.

Oder:

B. Christen sollen lernen auf Grund ihrer Hoffnung einmütig Gott zu loben und zu preisen.

I. Wir sollen vor allem zu einer lebendigen Christenhoffnung kommen.
1. Durch die Schrift,
2. durch die Kraft des Heiligen Geistes.

II. Diese lebendige Hoffnung soll uns zu einem einmütigen Lob Gottes bringen.
1. Christen sind ein göttlich Volk aus einem Geist gezeugt.
2. Darum sollen sie zu einmütigem Lob und Anbetung Gottes sich vereinigen.

Oder:

C. Was muß sich unter Christen finden, wenn die Kirche Christi noch bestehen soll?
1. Einerlei Grund.
2. Einmütiger Mund.
3. Einträchtiger Bund. (Riemer.)

III. Advent.

1. Korinther 4, 1—5.

Die exegetischen Schwierigkeiten der ersten zwei Episteln nötigten zu mehr ausführlicher Behandlung, um daraus die rechten Predigtgedanken zu entwickeln. Dieser Text dagegen ist klar und durchsichtig, sein Zusammenhang mit den drei ersten Kapiteln leicht ersichtlich, er kann daher um so kürzer behandelt werden.

V. 1. Im Gegensatz zu dem Parteiwesen und sektiererischen Anhängen an menschliche Werkzeuge, das Paulus bisher scharf gerügt hat, will er nun den richtigen Gesichtspunkt angeben, von dem aus die Apostel und alle Prediger des Evangeliums angesehen werden sollen. Sie sind nämlich nichts als Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes. Köstliche Kleinodien sind ihnen anvertraut: das Wort von der Versöhnung, von der allerbarmenden Gnade Gottes in Christo, vom Sünderheiland und Lebensfürsten, die Macht, durch die heilige Taufe den Täufling in die Kindschaft Gottes aufzunehmen, dem Sünder im heil. Abendmahl die teuern Unterpfänder der Erlösung darzureichen; die Brautpaare im Namen Gottes zu segnen und im Frieden ihre Pfade ziehen zu lassen; die Kinder zu Christo zu leiten; die Alten zu trösten, zu stärken, zu erbauen, zu ermahnen, zu strafen im Namen Gottes; Verirrte zu suchen, Verwundete zu verbinden, Schwache zu stärken, Kranke, Betrübte zu trösten, Sterbende für den letzten Gang

zuzubereiten! Das alles ist eingeschlossen in die Aufgabe und Befugnisse der Diener und Haushalter Gottes.

V. 2. Und diese ihnen befohlene Aufgabe sollen sie mit wahrer Treue ausrichten. Nichts als nur Treue wird von ihnen gefordert, von dem gefordert, der sie in das Amt gesetzt und berufen hat. Was die rechte Treue sei, die der Herr sucht, brauchen wir nicht weiter auszuschreiben. Man lese: Luk. 12, 35—48; Matth. 24, 42—51; Hes. 34, 2 ff.; Jer. 23; Sach. 11, 4 ff. Zur Treue gehört, daß jeder dient mit der Gabe, die er empfangen hat, 1. Petr. 4, 10. Es hat nicht jeder alle Gaben, und man soll auch einen Knecht und Diener nicht falsch und ungerecht beurteilen, wenn er Dinge unterläßt, für welche ihm die Gaben fehlen. Doch soll der Knecht auch nicht unterlassen, um solche Gaben zu bitten, deren er fürs Amt bedarf.

V. 3. Menschliches Gericht über den Knecht des Herrn ist nun eine geringfügige, keineswegs entscheidende Sache. Menschenurteil ist oberflächlich, zwiespältig, blind, parteiisch, wetterwendisch, selten nur gerecht. Einige tonangebende Schreier entscheiden oft das Urteil der großen Menge, die ihnen urteilslos nachschwätzen.

V. 4. Auch das eigene Urteil, die eigene Meinung, die jemand von sich hat, gibt noch keinen Ausschlag; sondern die Diener Christi müssen gewärtig sein, vor ihrem Herrn Rechenschaft über ihre Amtsverwaltung abzulegen, abgesehen von der persönlichen Verantwortung über ihr eigenes inneres Leben.

V. 5. Weil nun also Menschen doch kein richtiges, zutreffendes Urteil weder fällen können, noch dürfen, darum ermahnt der Apostel, alles voreilige Aburteilen, alles Rühmen und Schelten zu unterlassen, bis der Herr kommt, und bis er auf Grund dessen, was er allein ganz weiß, kennt und durchschaut, auf Grund dessen, was im Herzen verborgen ist, ein gerechtes und wahres Urteil fällen wird. Das von ihm erteilte Lob wird dann ein wohlbegründetes sein, der Tadel dann aber auch ebenso gerecht wie einschneidend. (Matth. 25, 21. 23. 26.)

Der Text zeigt also die Erhabenheit der Diener und Verwalter Christi über alles menschliche Lob und Tadel, dagegen ihre Unterworfenheit unter das Urteil des Herrn.

Die Freiheit und Abhängigkeit der Prediger des Evangeliums.

I. 1. Ihre Freiheit von Menschenurteil, sei es Lob oder Tadel.
   2. Ihre Abhängigkeit von Christo, dem sie Verantwortung geben müssen.

II. Zu welcher Amtsführung das treiben muß.
   1. Sie müssen frei von Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit, ohne Ansehen der Person, ihres Amtes warten; können Lob und Tadel mit Gleichmut über sich ergehen lassen. (2. Kor. 6, 4—10.)
   2. Das soll sie aber desto mehr zu einem gewissenhaften Wandel in der Furcht Gottes treiben, eingedenk des kommenden Tages des Gerichts.

III. Wie demnach die Gemeinde sich zu dem Prediger des Evangeliums stellen soll.
1. Sie soll von voreiligem Lob und Tadel sich enthalten.
2. Nicht an Menschen sich hängen, und nach ihrem Namen sich nennen (Kap. 1, 13).
3. Sie soll wohl prüfen, ob ihre Prediger die heilsame Lehre des Worts vortragen und nicht Menschenfündlein.
4. Aber sie soll sich nicht anmaßen, ihnen Vorschriften zu machen, andere als die göttliche Lehre zu verkündigen. (2. Tim. 4, 1—5.)
5. Sie soll von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß ein treuer Prediger des Evangeliums mit ihr im Namen Gottes redet und handelt, und daß er und sie einst dem Herrn Verantwortung geben müssen. (Hebr. 13, 17; Hes. 3, 18 ff.; 33, 7—16.)

Diese Disposition dürfte Stoff für mehrere Predigten darbieten.

IV. Advent.

Philipper 4, 4—7.

V. 4. Gaudeo, gaudete! Ich freue mich, freut euch auch! Das ist nach Bengel die Summa des ganzen Philipperbriefs. Und doch ist dieser Brief aus der Gefangenschaft in Rom geschrieben. Zu einer immerwährenden Geistesfreude in dem Herrn fordert der Apostel hier auf. Freude aber ist ihrem Begriff nach überquellende Lebenslust und Lebenskraft, sie kann also nur da sein, wo eben tief im Grunde ein Lebensborn fließt. Die Geistesfreude in dem Herrn kann nur auf Grund der erfahrenen Barmherzigkeit Gottes sich einstellen.

V. 5. Aus dieser quillt dann auch die menschenfreundliche Gesinnung gegen alle Menschen. Die erfahrene Erlösung ist die einzig sichere Grundlage wahrer, echter selbstloser Menschenliebe. Sie wirkt und handelt nicht um des eigenen Nutzens und Vorteils willen, sondern um des Herrn willen; daher hier der Hinweis: Der Herr ist nahe! — Versetzt uns die erfahrene Erbarmung Gottes ins rechte Verhältnis zu den Mitmenschen, so bewirkt sie auch

V. 6 eine Erhebung und Befreiung gegenüber den das Leben trübenden Umständen und Verhältnissen, so daß der Christ kindlich mit gläubiger Zuversicht alles in die Hände seines himmlischen Vaters legen kann in gläubigem Gebetsleben. Und so gewinnt dann auch

V. 7 durch solchen kindlichen Wandel mit Gott und beharrliches Festhalten und Leben in der erfahrenen Erlösungstatsache der Friede Gottes eine stabile Herrschaft in dem armen umgetriebenen Menschenherzen. Freilich, Erfahrungen der Schwankungen im inneren Herzensstand werden wohl keinem erspart bleiben. „Ach, wie werd ich oft so müde," singt ein Woltersdorf im Liede (248, 5). Das wird wohl jedem auch passieren. Aber das ist begründet in unserm mangelhaften Bleiben und Festhalten in Christo (Joh. 15, 4 f.), in dem halbierten Wesen, da man das alte nicht ganz fahren läßt und noch mit dem alten Men=

schen paktiert. Da stellt sich die Unsicherheit des Gnadenstandes und die Unruhe des Herzens wieder ein.

Es gilt aber fest zu halten: es ist nicht *unser* Friede, den wir mit Gott gemacht haben, worauf unsere Erlösung und Freude beruht; sondern es ist *der Friede, den Gott uns objektiv in Christo darbietet*, ohne unser eigenes Verdienst und Würdigkeit. (Eph. 2, 14.) Dieser göttliche Friede wird uns frei geschenkt, aus Gnaden, und je mehr wir beharrlich uns einleben in diesen Gnadenstand, desto gewisser und unentreißbarer wird er unser Eigentum und kann Herz und Sinn bewahren und umschließen mit einer objektiven Gottesmacht, die aus Christi Tod und Leben uns zufließt, Röm. 6, 1—14; Joh. 8, 31 ff.

Unser Text zeigt uns also:

Den glückseligen Stand eines begnadigten Gotteskindes, das der Erlösung sich freuen kann.

In vierfachem Verhältnis zeigt sich das.

I. Sein Verhältnis zum Herrn ist ungetrübte Lebensfreude auf Grund der Erlösung. V. 4.

II. Sein Verhältnis zu den Mitmenschen ist allgemeine Menschenliebe um des Herrn willen. V. 5.

III. Sein Verhältnis zu den eigenen Lebensumständen und Verhältnissen ist kindliche Harm- und Sorglosigkeit, die dem Vater im Himmel alles überläßt, V. 6.

IV. Sein Verhältnis zum eigenen innersten Seelengrund ist der im Glauben ergriffene Gottesfrieden, der das unruhige Herz stillt in Gott. V. 7. (Vergl. Jes. 48, 22; 57, 20. 21; 26, 3; 27, 5; Röm. 5, 1.)

Oder:

Der Friede Gottes als heiliger Lebensquell für das Herzensleben des Christen.

I. Der Friede als Grund und Quell des Lebens.

II. Aus ihm fließt:
1. Freude.
2. Herzensmilde.
3. Heilige Sorglosigkeit.
4. Kindlich zuversichtliches Gebetsleben.
5. Bleibende Bewahrung in Christo.

Christfest.

Titum 2, 11—14.

Ist die Weihnachtsgeschichte, die Erzählung von der Geburt des Sohnes Gottes von einer Jungfrau in der Herberge zu Bethlehem, das Produkt der dichtenden Sage, oder ist es eine Geschichte, die buchstäblich wahr sich so zugetragen hat, wie sie uns im Neuen Testament erzählt wird? Von der Beantwortung dieser Frage hängt auch die richtige Deu-

tung unsers heutigen Textes sehr wesentlich ab! Ist Jesus nur der Sohn Josephs und der Maria, nicht auch Gottes Sohn, ist er selbst ein — unvollkommener Mensch, wenn auch relativ der vollkommenste der bisher auf Erden wandelte, ist er selbst ein Sünder, der für sich der Vergebung bedurfte, dann mögen zwar die zwei ersten Verse des Textes im rationalistischen Sinne der Selbsterlösung durch eigene Werke gedeutet werden, aber die letzten zwei Verse (13 und 14) müssen wir ausscheiden als Produkte der übertriebenen Jesusschwärmerei, welcher die Christenheit von Anfang — und nicht ohne Schuld des Meisters — verfallen ist.

Denn ist Jesus nicht Gottes Sohn und nicht sündlos, so kann er selbstverständlich nicht Heiland oder Erlöser der Sünder sein. Ein Recht, ein frohes Weihnachtsfest zu feiern, haben wir nur dann, wenn es kein Produkt der dichtenden Phantasie, sondern buchstäbliche, göttliche Wahrheit ist, daß dort in Bethlehem der Heiland geboren ist für alle Menschen, der — nachher, in seinem Tode — dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen (ἀφθαρσίαν) ans Licht gebracht hat durch das Evangelium (2. Tim. 1, 10). Nur wenn das granitene Wahrheit ist, welche das rationalistische Gesäusel unserer Tage nicht fortwehen kann, selbst wenn es zum Tornado christentötender Gottesfeindschaft sich steigern sollte — nur dann lohnt es sich, dem heutigen Text am heutigen Tag volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Text redet von der Erscheinung der Gnade Gottes, die erlösend sei, heilsam, heilwirkend, für alle Menschen (V. 11). Da ist nur die Rede des Engels, Luk. 2, 10. 11, aus der konkreten Sprache in die abstrakte übertragen. Wer den Text nicht rationalistisch verflachen und umdeuten will, der muß ihn wieder konkret verdolmetschen: die Gnade Gottes gegen die Sünder ist offenbar und den Menschen kund getan worden in der Geburt des Jesuskindes, von dem wir glauben und bekennen, daß er sei „wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in einer Person“ u. s. w. Als herablassende Gnade Gottes kann die Geburt des Jesuskindes uns nur dann erscheinen, wenn uns Joh. 3, 16 und 1, 14 buchstäbliche Wahrheit ist und bleibt. Nur der heilige Gottessohn kann der Bringer der Erlösungsgnade sein, und zwar wird er es eben dadurch, daß Gott im Fleisch erscheint, zu dem Sünder sich herabbeugt, sich zu ihm hinsetzt, sogar mit ihm ißt und trinkt und schließlich für ihn leidet und stirbt. Erlöser wird man nicht dadurch, daß man bloß schön von Gottes verzeihender Liebe spricht, sonst hätten auch Moses und die Propheten die Rolle von Erlösern gespielt. (2. Mos. 34, 6. 7; Jes. 1, 18; 43, 24 f.; Micha 7, 18.) Erlöser kann nur ein solcher werden, der stärker ist als Sünde und Tod, ein solcher, der dem Tode „die brutale, physische Macht“ nehmen kann, und vor dem auch der Tod zurückweichen muß, der neues Leben auch den Gestorbenen zu geben vermag, nur ein solcher kann in Wahrheit Erlöser sein. „Wer sich

selbst noch dem Tode beugen muß, tut gut im Grabe zu bleiben und nicht noch als Gespenst umherzuspuken." (Lepsius.)

Also die im Jesuskinde offenbar gewordene Gnade Gottes, die zu dem gefallenen Sündergeschlecht sich herabläßt, — das ist das Thema des heutigen Textes, V. 11. Diese Gnade züchtigt, erzieht uns, übt also einen pädagogischen Heilseinfluß aus auf die Sünder. Indem sie uns die große Gottesgnade anbietet, Kindschaft und Erbschaft in Aussicht stellt, will sie uns locken, reizen, mit sanftem Liebeszuge losziehen aus der alten Lebensart der Gottentfremdung (die von Gott nichts wissen will), und der Welt- und Sinnenlust, und zu einem neuen Lebenswandel überleiten, der im Gegensatz zum früheren Sündenleben nun charakterisiert wird als züchtig, gerecht und gottselig (=gottesfürchtig). V. 12.

Wer aber das Leben nach der Lust der Welt drangeben soll, der muß zuvor dessen gewiß geworden sein, daß das große Geschenk, welches das Christkind ihm bringt, den Wert der ganzen Welt überragt. Er muß, mit Petrus zu reden: Wiedergeboren werden zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten (1. Pet. 1, 3) zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe u. s. w. (V. 4).

So kann auch Paulus hier im Text nur darum sagen, die heilsame (oder erlösende) Gnade züchtigt uns zur Weltverleugnung, weil er dessen gewiß ist, daß echte Christen jene lebendige Christenhoffnung im Herzen tragen und täglich auf das Kommen des Herrn in Herrlichkeit warten (Text: V. 13). Diese herrliche Offenbarung unsers Gottes und Heilandes Jesu Christi soll ja auch dann die Offenbarung der Kinder Gottes in Herrlichkeit und Freiheit mit sich bringen (Kol. 3, 4), und das ist zugleich für sie ein stark ziehendes (züchtigendes) Motiv, der Reinigung von der Welt- und Sündenlust nachzustreben (1. Joh. 3, 2. 3). Also unter Vorhaltung der hohen Würde, der künftigen Herrlichkeit geschieht das Erziehen der erlösenden Gnade Gottes.

Und ferner unter dem ernsten Hinweis (V. 14) auf das teure Lösegeld, das der Erlöser bezahlt hat, um sich ein von der Ungerechtigkeit des Sündendienstes befreites und erlöstes Volk zu erkaufen mit dem Selbstopfer seines Lebens.

Wir betrachten auf Grund des Textes:

Die Erscheinung Christi im Fleisch.

I. In ihr ist die alle Menschen erlösende Gnade erschienen.
   1. Diese Gnade ist heilsam, heilend, weil sie erlösend ist.
      a. Erlösend ist sie, weil sie von einem wirklichen Heiland und Erlöser uns Kunde gibt, ihn uns bringt.
      b. Heilsam wird sie da, wo sie zuvor erlösend wirken kann und als solche fortwirken kann und darf durchs ganze Leben.

2. Diese Gnade ist für alle Menschen im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen: Fürs ganze adamitische Menschengeschlecht; das zeigt uns, wie groß der Weihnachtstisch des himmlischen Vaters für seine arme Menschheit ist.

II. In ihr ist zugleich die zu neuem Leben erziehende Gnade erschienen.

1. Die Gnadenzucht treibt an
   a. die alte von Gott ab-, der Welt zugewandte Lebensart zu verlassen.
   b. Dafür ein neues, Gott zugewandtes Leben zu führen, in welchem wir tüchtig gemacht werden zu dem Erbteil der Heiligen im Licht.
2. Als kräftige Motive für solche Zucht hält uns die Gnade vor:
   a. Das große himmlische Ziel der Vollendung in der Erscheinung Jesu Christi.
   b. Den großen Kaufpreis, um welchen Christus uns erlöst hat.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Unsere Generalsynode. Der erste Platz in der Rundschau gebührt billigerweise der „Generalsynode der Evang. Synode von Nord.-Am." Zum ersten Mal, seit der vor vier Jahren erfolgten Annahme der veränderten Statuten unserer Evangelischen Synode, versammelte sich unsere Generalsynode vom 20.—28. September d. J. in der evang. Salems-Gemeinde in Rochester, N. Y. Diese Stadt zählt nach uns zugänglichen Angaben zurzeit 162,608 Einwohner und ist von dem Fluß Genesee durchflossen, der höchst romantische Szenerien auch im Weichbild der Stadt darbietet.

Es war das erste Mal in der Geschichte unserer Kirche, daß unsere Generalsynode so weit im Osten tagte. Distriktspräsides und Abgeordnete der Distrikte hatten von allen Teilen des Landes, von Ost und West, von Süd und Nord sich eingefunden. Die große Ausdehnung unsers Landes mußte jedem sich aufdrängen, der bedachte, daß von New York, von New Orleans und Texas, von San Francisco und von Nord Dakota sich Glieder der Konferenz eingestellt hatten. Und wenn auch nur im Verhältnis von 1:12 die Abgeordneten gewählt werden, so gibt es doch zusammen mit denen, die von amtswegen zugegen sind und zum Teil Sitz und Stimme haben, schon eine ganz stattliche Versammlung und es ist keine Kleinigkeit für eine einzige Gemeinde, eine so große und ehrwürdige Körperschaft acht bis neun Tage lang kostenfrei zu beherbergen in Nahrung und Obdach. Das Programm der Versammlung zählte, inkl. die Beamten der Generalsynode, zusammen 161 Abgeordnete. Dazu kamen jedoch so viele andere mit hinzu, die teils ex officio, teils als besuchende Gäste zugegen waren, daß die Zahl wohl nahe an die 200 kam.

Ernste und schwierige Aufgaben lagen der Versammlung vor. Das Heft der gedruckten Amtsberichte und Distriktsanträge an die Generalsynode, ist 200 Seiten stark. Einer großen Anzahl von Komiteen lag die Arbeit ob; je ein bestimmtes Resort gründlich zu beraten und darüber wohl erwogene

Vorschläge vor das Plenum der Versammlung zu bringen. Die wichtigsten Beratungen waren geknüpft an die Titel: Revision der Statuten; Lehranstalten der Synode; Bericht des Synodalpräses; Verlag; Finanzbehörde; Invaliden-, Witwen- und Waisensache; Kirchbaukasse.

Da die revidierten Statuten erst vier Jahre in Geltung sind, hatte sich in diesem Quadriennium mancher Satz als mißverständlich herausgestellt; das neu eingerichtete Gerichtsverfahren hatte viele Mängel gezeigt. Es lag der Synode ob, diesen Mängeln nach besten Kräften abzuhelfen; den Widersprüchen, die zu Kompetenzstreitigkeiten führten, abzuhelfen; neuen Bedürfnissen entgegenzukommen und dergl. Da der „Friedensbote" noch früher als das „Magazin" schon eine kurze Synopse der Verhandlungen bringen wird, während später das gedruckte Protokoll den vollen Bericht bringt, so kann der Rundschauer es sich ersparen, auf Einzelheiten einzugehen.

Bemerken möchte er nur, daß es ihm vergönnt war, viele alte und liebe Bekanntschaften zu erneuern, Brüder wiederzusehen, die er seit drei Jahrzehnten nicht gesehen; und auch neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Er hofft aus dem Bekanntenkreise manche tatkräftige Mithilfe für das ihm aufs neue befohlene Blatt zu finden, und möchte alle seine Leser um treues Aushalten bei unserm „Magazin für evang. Theol. und Kirche" und Werbung neuer Leser herzlich und dringend bitten.

Die nationale Korruption. Darüber schreibt „Der Christliche Apol.":

Die Enthüllungen von Korruption und Unehrlichkeit im politischen Geschäftsleben in unserm Lande, die sich mit jedem Tage mehren, sind ein Besorgnis erregendes Zeichen unserer Zeit. Die Sucht reich zu werden, verleitet Männer in allen Stellungen und Verhältnissen, ihre Grundsätze fahren zu lassen und ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Viele gehen dabei zu Grunde. Unsere Tage liefern zahlreiche Illustrationen für die Wahrheit des Schriftwortes: „Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viele törichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis."

In unserm politischen Leben wird der hochsinnige Patriotismus, mit dem früher die besten Männer der Nation dienten, unter die Füße getreten. Die Ermahnungen der Väter der Republik zur Treue und Ehrlichkeit im öffentlichen Dienst werden belächelt. Oeffentliche Aemter werden gesucht und angetreten zum alleinigen Zweck des Privatgewinns. Die Gelder, welche in die öffentliche Kasse fließen — es sei der National-, Staats- oder Munizipal-Verwaltung — finden ihren Weg in Privatkassen zur Bereicherung einzelner. Ein neues Wort ist neuerdings gemünzt worden, um diesen Vorgang in unserm politischen Leben zu kennzeichnen: "graft" nennt man diese Art des öffentlichen Diebstahls. Vor kurzem erklärte unser neuer Marinesekretär, Bonaparte, in einer Rede in Baltimore: „Der zugrundeliegende Uebelstand in der Administration unserer öffentlichen Angelegenheiten ist Unehrlichkeit. Unsere öffentlichen Aemter werden zu häufig durch unehrliche Menschen besetzt und werden zu oft zu unehrlichen Zwecken benutzt."

Es ist die höchste Zeit, daß etwas in dieser Sache geschieht. Unser nationales Leben steht in Gefahr. Unser Land sinkt in den Augen der Welt immer tiefer. Die Männer, die schuld sind an diesem Zustand der Dinge, gehören nicht etwa den untern Schichten der Gesellschaft, sondern den höchsten Gesellschaftsklassen an. Die Vorfahren mancher derselben gehörten zu denen,

die das Fundament legten für den herrlichen Bau unserer Republik und deren freie Institutionen. Allein der Ruhm ihrer Vorfahren hat keinen Einfluß mehr auf sie. Sie haben ihre Grundsätze aufgegeben um des schnöden Mammons willen, der Fluch des Volkes und der Witwen und Waisen, die sie beraubten, ruht auf ihnen, und die Gefängnisse des Landes füllen sich mit denen unter ihnen, die ihres Verbrechens überführt wurden.

So weit der „Chr. Apol." — Zu der oben genannten Korruption ist aber noch hinzuzufügen der Ruin des Familienlebens, wie er in den Ehescheidungen und Prozessen wegen Bigamie u. s. w. zu tage tritt; ferner die erschreckende Zunahme der Mordstatistik, welche auf die allgemeine Verwilderung und Verrohung des Volkes zurückzuführen ist. Wir meinen, die großen englischen Kirchenkörper und andere christliche Korporationen könnten ein viel besseres Werk tun, wenn sie vereinigt auf Mittel und Wege sinnen würden, wie diesem sittlichen Verfall des Volkslebens Einhalt getan werden kann, statt sich darauf zu verlegen, einen aussichtslosen Kampf gegen den Tabak und Alkohol zu führen. Schreiber dieses ist weder ein Freund des einen noch des andern. Er hält aber die daran sich knüpfenden alten *Natursünden* für weniger giftig und gefährlich für das Volksleben, als die neueren *Kulturlaster*, zu welchen auch die allgemein grassierende Sucht des Verbrechens gegen das ungeborene Geschlecht gehört. Diese Kulturlaster der Neuzeit zu bekämpfen ist eine Riesenaufgabe, der gegenüber der Kampf gegen Tabak und Alkohol zum bedeutungslosen Geplänkel herabsinkt. Es ist einer Kirche unwürdig, sich in einen aussichtslosen Mückenkampf einzulassen und die Elefanten-großen Hauptlaster nur zu beklagen, statt hier die anderwärts vergeudete Energie zu betätigen.

Ausland.

Der Bund für Mutterschutz und die „neue Ethik". Der Kampf der positiv-christlichen Partei wird je länger je mehr nicht nur ein Kampf gegen moderne entleerende Theologie, sondern auch gegen eine „neue Ethik", die bereits sehr aggrissiv gegen die christliche Sittlichkeit vorzugehen beginnt.

Eine neue Zeitschrift, herausgegeben von Frl. Dr. Stöcker, hat sich die Aufgabe gestellt, für Mutterschutz (der unverehelichten Mütter) und Reform der sexuellen Ethik zu wirken. Ein Artikel in No. 37 der „Reformation" (S. 578) sucht sich mit diesen neuen Bestrebungen in der emanzipierten Frauenwelt ausenanderzusetzen. Wir möchten hier nur auf diesen Artikel aufmerksam machen, da es uns an Raum fehlt, heute einen längeren Auszug aus dem beachtenswerten Artikel darzubieten. Beachtenswert erscheint uns derselbe einmal, weil daraus die Tendenzen dieser, aller christlichen Sittlichkeit zuwiderlaufenden Bewegung zu erkennen sind; sodann weil er das, was diesen Bestrebungen im Licht der christlichen Barmherzigkeit einige Berechtigung verleiht, voll und ganz anerkennt. Daß verführte und gefallene Mädchen mit christlichem Erbarmen behandelt werden und deren Kinder dem leiblichen und sittlichen Elend entrissen werden sollen, das muß ja echten Jüngern Jesu unzweifelhaft gewiß sein. „Aber die Begriffe Schuld und Sünde, Reue und Sühne dürfen nicht ausgewischt und nicht ausgelöscht werden. Den unglücklichen unehelich Geborenen soll Teilnahme und Fürsorge geboten werden, aber nicht weil, sondern trotzdem sie nicht einer legitimen Ehe entsprossen sind."

Hier tut sich eine weite Kluft auf zwischen der christlichen Behandlung

der Gefallenen und ihrer Kinder und der modernen Mutterschutzbestrebungen, die sogar zu dem Satze sich verstiegen haben: „Die Mutterschaft soll eine Würde und Ehre werden, gleichviel, wie sie erworben ist. Das ist nichts anders als — Prostitution zur Ehre erhoben.

Evangelium und Lehrzucht. In „Reformation", No. 36, finden wir einen vorzüglichen Artikel über „Evangelium und Lehrzucht", als Antwort an Pfarrer Erich Förster auf eine von ihm veröffentlichte Schrift: „Weshalb wir in der Kirche bleiben." Wir möchten unsere Leser, denen die „Reformation" zugänglich ist, auf genannten Artikel nachdrücklich aufmerksam machen.

Ad. Harnack als Generaldirektor der königlichen Bibliothek in Berlin. Ueber die Berufung des Professors Dr. A. Harnack zum Generaldirektor der königlichen Bibliothek in Berlin schreibt der „Alte Glaube":

Die Bureaukraten fühlen sich verletzt. Sie hätten die einflußreiche Stelle gerne mit einem der ihrigen besetzt gesehen und jammern nun, daß plötzlich ein Nichtfachmann an die Spitze der maßgebenden Bibliothekverwaltung gestellt wird. Die Radikalen aber wittern orthodoxe Umtriebe. Harnack soll einer seit langem angesponnenen Intrige zum Opfer gefallen sein und allmählich ganz vom theologischen Schauplatz verdrängt werden. Wir haben uns hier nicht mit diesem Gerede, das in Wahrheit nicht viel anderes als ganz gewöhnlicher Klatsch ist, zu befassen. Wohl aber scheinen uns zwei Tatsachen aus der vollzogenen Ernennung mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen. Die eine ist, daß Harnack nicht sehr fest mit der Theologie verwachsen war, wenn er ihr noch in höheren Jahren ganz unerwartet den Rücken kehren konnte. Denn davon, daß er sein theologisches Lehramt, für das er übrigens in den letzten Jahren kein sehr großes Interesse mehr bekundete, noch weiter mit voller Energie auszuüben vermöchte, kann trotz der Versicherung, er werde auch fernerhin einzelne theologische Vorlesungen halten, niemals die Rede sein. Selbst wenn ihm ein zweiter Direktor mit technischer Vorbildung zur Seite gegeben werden sollte, warten seiner so schwierige und eingreifende Aufgaben, daß sie seine volle Arbeitskraft in Anspruch nehmen werden. Harnack ist darum mit dem Eintritt in seine neue Stellung für die Theologie so ziemlich verloren. Wir bedauern dies natürlich nicht. Wohl aber dürfen wir hervorheben, daß er damit über seine ganze theologische Arbeit selbst das schärfste Urteil gefällt hat. Was Tieferblickende schon längst behaupteten, hat er nun durch seinen eigenen Entschluß bestätigt: wir meinen, daß sein Herz weder der Theologie noch der Kirche gehört, sondern daß er ein kühler Polyhistor ist, dem die Organisation des Bibliothekwesens dieselbe Befriedigung gewährt, wie neutestamentliche oder dogmengeschichtliche Forschungen. Die andere Tatsache besteht aber darin, daß der Mann des kaiserlichen Vertrauens seine Laufbahn noch keineswegs abgeschlossen hat. Während gewisse Kreise ihren Triumph über seine Kaltstellung nicht verbergen können, gehen bereits Andeutungen durch die Presse, daß er an die Spitze eines neu zu errichtenden Bibliothekamtes berufen werden soll, dem die Leitung des gesamten preußischen Bibliothekwesens zu übertragen wäre. Und Eingeweihte sehen ihn über kurz oder lang in noch höherer Stellung. Ob diese Vermutungen, die sich bis in die Region der Ministersessel versteigen, zutreffen, wird die Zukunft lehren. Sehr wahrscheinlich scheint es aber auch

uns zu sein, daß Harnack, dessen ehrgeiziger Herrscherdrang außer allem Zweifel steht, seiner theologischen Führerstellung nicht deshalb entsagt hat, um im Staub der Bibliotheken ein einsames Bureaudasein zu führen.

Unverrückbare Grenzsteine heißt die Ueberschrift eines Artikels in der kirchlichen Monatsschrift „Positive Union". Prof. Dr. Ecke in Bonn setzt sich darin mit den gemäßigteren Vertretern der modernen, besonders der Ritschlschen Theologie auseinander. Als die erste ganz unerläßliche Voraussetzung für eine Verständigung bezeichnet er das gemeinsame Festhalten an der absoluten Gottesoffenbarung in Christo für Theologie und persönliches Christentum, weil durch ein Zurückweichen von dieser Position, auch wenn es nur theoretisch geschieht, der religiöse Heilsbesitz gefährdet wird. Bei einem Verfahren aber, wie es Dr. Rade und die Freunde der „Christlichen Welt" üben, indem sie einer schrankenlosen Freiheit der bestellten Lehrer der evangelischen Kirche das Wort reden und eine kirchliche Ordnung für „Nebensache" erklären, ist eine Verständigung schlechterdings unmöglich. Darum fordert Ecke als zweite unerläßliche Vorbedingung für eine Verständigung den Verzicht auf die Forderung eines schrankenlosen Subjektivismus, wie sie neuerdings von seiten der „Freunde der Christlichen Welt" her in überraschendem offenen Bruch mit den bisherigen genuinen Traditionen der eigenen Richtung und sogar im Gegensatz gegen überzeugende Kundgebungen von Vertretern des freisinnigen Protestantismus, zu nicht geringer Verschärfung der an sich schon ernsten gegenwärtigen Situation, geltend gemacht worden ist. — Er schließt damit: „Bekämpfung des religionsgeschichtlichen Radikalismus, der keine geschichtliche Offenbarung in Christo mehr kennt — Ueberwindung des schrankenlosen Subjektivismus, der das Wesen der Kirche aufhebt — Charaktervolle Zurückhaltung gegenüber gefährlicher Bundesgenossenschaft auf allen Gebieten des religiösen Handelns! Dürfen wir für diese drei unerläßlichen Forderungen auf ein Entgegenkommen rechnen? Durch klare Scheidung zu einer gesunden Verständigung — das ist der Weg, der aus einer sehr bedenklichen Situation heraus vorwärts führt!"

Römische Kirchenpolitik in Frankreich und Italien.

In Frankreich ist die Bekämpfung des Christentums überhaupt das treibende Prinzip der neueren Gesetzgebung. Das zeigt folgender Ausschnitt:

Die französische Kammer genehmigte einen Antrag Gérault-Richards, wonach Christi und Mariä Himmelfahrt fortan „Blumenfest" und „Erntefest", Allerheiligen „Gedenktag" und Weihnachten „Familientag" genannt werden sollen. Da wären sie also in Frankreich wieder einmal so weit, wie sie zur Zeit der großen Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren. Damals tilgte man alles, was noch an Gott erinnerte, dessen Absetzung man endlich dekretierte, um die „Vernunft" auf seinen Thron zu erheben. In dem „Kulturkampf", den man jetzt in Frankreich führt, handelt es sich eben nicht um eine schiedliche, beiden Teilen gerechte Trennung von Staat und Kirche, auch nicht um eine Bekämpfung der katholischen Kirche, sondern um einen Kampf gegen das Christentum überhaupt. Es ist darum auch verkehrt, wenn man die jetzige französische Kirchengesetzgebung mit den deutschen Maigesetzen vergleicht. Es gibt da nur eine Aehnlichkeit, nämlich

die, daß sie sich auch auf die Dauer als unausführbar erweisen wird. Die katholische Kirche, die bei dem Handel schlecht wegkommt, wird sich zu einer Opposition aufraffen, die immer mehr anschwellen und die bestehende Republik bedrohen wird. Nur eine völlige, dabei gegen die Kirche gerechte Scheidung, wie wir sie in Amerika haben, sichert dem Staat wie der Kirche die Aktionsfreiheit. Und die Kirche fährt bei einer solchen Trennung durchaus nicht übel. Aber in Frankreich will man wohl der Kirche alle Rechte nehmen, die sie bisher im Staate hatte, ihr aber auch, weil man sie fürchtet, durch Sondergesetze die Freiheit verkümmern. Man will sie eben nicht völlig freigeben.

Wie Rom sich zu dieser neuen Phase der Auseinandersetzung mit dem Staat stellen wird, zeigt das nachfolgende Item:

„Das Kirchendilemma in Frankreich." — In Frankreich wird eine der schwerwiegendsten Folgen des neuen Gesetzes über die Trennung der Kirche vom Staat die sein, daß fortan die katholische Kirche Frankreichs ein Departement der Verwaltung des Papstes sein wird. Wie verlautet, wird die neue Konstitution und Organisation der französischen Kirche bereits in den Bureaux der Kongregation in Rom ausgearbeitet. Nachdem der Papst gegen die Trennung protestiert hat, kann es ihm nicht so sehr mißfallen, daß er als alleiniger Regent über die Katholiken Frankreichs gesetzt wird. Der Staat hat sich aller seiner früheren Rechte begeben, der Papst hat fortan nicht nur die Investitur der früher durch den Staat ernannten Bischöfe, sondern die Ernennung selbst liegt ganz und gar in seinen Händen. Selbstverständlich werden Bischöfe und Priester, die für ihr täglich Brot nicht mehr auf den Staat angewiesen sind, sich auch diesem gegenüber sehr viel freier fühlen, und gerade diese Freiheit dürfte für den Staat Veranlassung werden, den Klerus mehr oder weniger zu verfolgen, so daß aus dem geplanten Gesetz leicht ein neuer Kulturkampf oder ein neues Konkordat mit dem Papst hervorgehen dürfte. Politische Köpfe machen auf die drohende Gefahr aufmerksam und werden suchen, ihr nach Möglichkeit vorzubeugen.

In Italien schien die vatikanische Politik zu einer Aussöhnung mit dem gehaßten Staat Italien sich hinzuneigen. Allein allem Anschein nach soll es nur eine veränderte Taktik geben. Das in Deutschland so mächtige Zentrum soll einen Ableger in Italien bekommen. (Es ist ja auch für die Ver. Staaten schon etwas derartiges in der Mache!) Wir geben hier einen Ausschnitt aus dem „Deutschen Volksfr.":

„Es bleibt beim alten." — Die Ausführungen des Papstes in seiner Enzyklika an die italienischen Bischöfe vom 11. Juni zerstören gründlich den Wahn, als sei mit Pius X. eine Aera der Versöhnung zwischen der Kurie und der italienischen Regierung angebrochen. Allerdings sollen jetzt durch die Gründung von Wahlvereinen die Katholiken, denen schon von Pius IX. und Leo XIII. die Teilnahme an den Parlamentswahlen in Italien verboten wurde, mehr auf das politische Leben vorbereitet werden. Es wird ihnen auch in Aussicht gestellt, daß sie möglicherweise demnächst zur Teilnahme am politischen Leben berufen werden sollen, aber nicht um als treue Bürger am Auf- und Ausbau des italienischen Staatswesens zu helfen, sondern nur um für „das höchste Interesse" der römisch-katholischen Kirche tatkräftig eintreten zu können.

Die Verfügungen des Papstes sind sehr bedeutsam. Sie gehen darauf aus, eine große, einheitliche klerikale Partei unter der Autorität der Hierar-

chie zu gründen, die sich mit sozialen und wirtschaftlichen Dingen befassen, aber auch ins politische Leben eingreifen soll. Die Kurie begnügt sich fortan nicht mehr mit dem bloßen Protest gegen die Ereignisse des Jahres 1870, sondern sie will die Politik des Landes beeinflussen und so auf ihre Rechnung kommen. Sie denkt nicht an eine Aussöhnung mit dem Königreich — die römische Frage ist gar nicht berührt — ja, sie hebt nicht einmal das non expedit formell auf, um sich ja nicht den Schein zu geben, als erkenne sie die gegenwärtige Situation an. Der Papst hat sich ferner in einer Privataudienz vom 1. Juli dem Präsidenten des Circolo San Pietro gegenüber geäußert, er werde sich niemals entschließen, die auf die Summe von 109 Millionen angelaufene Jahresrente zu beanspruchen.

Die in den letzten Monaten erschienenen Artikel und Broschüren mit Vorschlägen zur Lösung der „römischen Frage" haben gar keinen praktischen Wert, sie zeigen bloß, daß das Bedürfnis nach einer Regelung in gewissen Kreisen vorhanden; daß aber Pius X. auf die Ansprüche seiner Vorgänger nicht verzichtet, ist klar.

Und daß in Rom auch sonst „alles beim Alten bleibt" und man auch stets neue Heilige fabriziert, zeigt der nächste Abschnitt:

„Zwei Heilige kanonisiert." — Rom ist um zwei Heilige bereichert worden, was natürlich zu einem großen Schaugepränge Anlaß gab. Etwa 60,000 Menschen waren anwesend, als der Papst Pius X. am 11. Dezember in der St. Peters-Kirche die selig gesprochenen Alassandre Souli und Gerardo Maiella kanonisierte. Es war das die zweite Zeremonie dieser Art seit 1870 und zeigt, daß die Heiligsprechung in neuester Zeit etwas langsam vor sich gegangen ist. Die Basilika war bei diesem Anlaß aufs schönste dekoriert und prachtvoll mit elektrischen Lichtern beleuchtet. Vier prächtige Banner illustrierten die bemerkenswertesten „Wunder" dieser neuen Heiligen; in was dieselben bestanden haben sollen, wird in den Nachrichten über diese prunkhafte Feier nicht angegeben. Der „Thron" war hinter dem Hochaltar und dem „Stuhle Petri" errichtet und hatte einen Schmuck von Goldstrahlen mit dem Bilde der Dreieinigkeit in der Mitte. Alles zusammen nahm der Thron einen Raum von 90 Fuß Breite und 70 Fuß Länge ein. Die päpstliche Prozession versammelte sich in der Sixtinischen Kapelle des heiligen Sakraments. Der Papst, in vollem päpstlichem Schmuck, wurde in dem berühmten Tragsessel mit den historischen Fächern hereingetragen und bei seinem Erscheinen von der vieltausendköpfigen Menge mit Hochrufen begrüßt. Er war umgeben von Hofwachen und hohen Prälaten und bildete in seiner prunkenden Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast dem einfachen demutsvollen Gottessohn gegenüber, dessen Stellvertreter auf Erden er zu sein behauptet. Den Berichten zufolge sah der Papst blaß, ermüdet und weniger kräftig aus als vor einem Jahr. Es schien, als ob er an der dreifachen Krone schwer zu tragen habe. Als er sich auf dem hinter dem Hochaltar errichteten Thron niederließ, formierten die kirchlichen Würdenträger, die Kardinäle, Erzbischöfe u. s. w. ein Quadrat um ihn. Die Zeremonie soll äußerst interessant gewesen sein. Der Pontifex erklärte aber nach derselben, daß sie ihn sehr ermüdet habe. Nach Schluß der Feier vernahm man abermals Ausrufe der Verehrung und Loyalität. Alle in Rom anwesenden amerikanischen Kirchenfürsten, sowie die Mitglieder der Fakultät der amerikanischen Akademie in Rom, wohnten der Zeremonie bei.

Literatur.

Dr. E. Sellin. „Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Entwicklung der Religion Israels.“ Leipzig, Deichertsche Buchhandlung. 44 Seiten. Preis 80 Pf.

Der Verfasser, der unterstützt von der östreichischen Regierung und von der Akademie der Wissenschaften mehrere Jahre in Palästina an der Leitung von Ausgrabungen beteiligt gewesen ist, und der versichern darf, mit der Geschichte und mit dem gegenwärtigen Stande der Altertumsforschung auch in den andern orientalischen Ländern völlig vertraut zu sein, bietet in diesem Schriftchen, das aus der Ueberarbeitung eines in Berlin gehaltenen Vortrages entstanden ist, eine dankenswerte Handreichung zur Bildung unsers Urteils über die Entwicklung der israelitischen Religion. Wer von den in den letzten Jahren lärmend geführten Debatten über „Bibel und Babel“ einigermaßen Notiz genommen hat, der weiß, daß unter den Gelehrten, die auf diesem Gebiete arbeiten, eine Tendenz vorhanden ist, die Religion Israels, um es so auszudrücken, rein unter das Gesetz der Evolution zu stellen, d. h. die Entstehung und Fortbildung derselben vollständig aus der Beeinflussung derselben durch fremdländische Culturelemente zu erklären, d. h. dem Glauben an eine besondere göttliche Offenbarungsquelle derselben den Boden zu entziehen. Die eigentliche Wurzel des Interesses, das die christliche Gemeinde an jenen Ausgrabungen nimmt und zu nehmen hat, ist doch eben diese, daß sie zu fragen hat, wie wird unser Glaube an den Offenbarungscharakter der Religion, die im Alten Testamente ihre Urkunden hat, durch die Ergebnisse der Altertumsforschungen beeinflußt? Der Verfasser hat sich den Kreis, auf dem sich seine Erörterung bewegen soll, allerdings enger gezogen, als man bei flüchtigem Lesen des Titels erwarten könnte; beim ersten Blicke scheint das Thema, das er sich gestellt, ein geradezu unerschöpfliches zu sein. Wer in dem Schriftchen eine Aufzählung aller oder nur der bedeutendsten Funde, welche die Ausgrabungen zu Tage gefördert haben, erwarten sollte, würde sich getäuscht sehen, die Bekanntschaft mit den Ergebnissen der Ausgrabungen in Aegypten, Babylonien, Assyrien, wird im wesentlichen vorausgesetzt; nur über die seit etwa 20 Jahren in Palästina selbst und namentlich über die unter des Verfassers eigener Leitung gemachten Entdeckungen wird eine übersichtliche Auskunft gegeben. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß noch ein unabsehbares Feld unbearbeitet der Erforschung harrt. Eine ganze Reihe von Ländern, mit denen das alte Israel in Verkehr gestanden hat, von denen auch sein religiöses Leben beeinflußt werden konnte, das große aramäische Reich, das Ostjordanland, die arabische Halbinsel, das Phönizierland, harren noch der Erforschung. Eigentlich sind es bis jetzt erst zwei Länder, Aegypten und das Zweistromland mit Ninive und Babylon, in deren Geschichte und Kulturentwicklung ein genügender Einblick durch die Ausgrabungen ermöglicht ist. Zuerst sucht der Verfasser in möglichster Kürze die Frage zu beantworten: „Was haben die Ausgrabungen auf den Trümmerfeldern des Orients außerhalb Palästinas, wobei hauptsächlich Aegypten und Babylon in Betracht kommen, für unsere Erkenntnis der Religion Israels ergeben?“ Und hierbei stellt er eine Vorfrage, von deren Beantwortung allerdings die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner gesamten Darlegung abhängt; die Frage: „Was war die Religion Israels? Es gab eine Zeit, sagt er, da man mir antwortete: das Alte Testament. Aber das Alte Testament ist doch eine Sammlung von

Schriften, die im Laufe einer Geschichte von 1000 Jahren entstanden, eine Buchreligion ist doch diese Religion erst nach dem babylonischen Exil geworden, die Religion Israels aber war seit den Zeiten Mosis da, damals konnte man die Religion Israels noch nicht benennen als ein „Mosi und den Prophetenglauben," erst seit etwa dem Jahre 800 treten Propheten auf, deren Schriften gelesen werden konnten, hatte Israel zuvor keine Religion? Früher hatte man geantwortet: nun, in den ersten Jahrhunderten glaubte und gehorchte man dem Gesetze Mosis. Hat man sich aber das Richterbuch und die Samuelisbücher auf diese Frage hin angesehen, wird da ein Glaube an Mose und sein Gesetz erwähnt? und steht es bei den vorexilischen Propheten wesentlich anders? Nein, es darf als ein unumstößliches Resultat der neueren alttestamentlichen Forschung angesehen werden, daß, so gewiß auch Mose seinem Volke Gesetze gegeben hat, der größte Teil dessen, was unter seinem Namen auf uns gekommen ist, erst der Niederschlag einer jahrhundertelangen Entwicklung des israelitischen Volkslebens ist. Es ist also Israels Religion vorhanden gewesen, ehe ihre Urkunden fertig geschrieben waren. Läßt sich also von dieser ungeschriebenen Religion überhaupt eine Definition geben? Wie schwer ist es doch, eine allen Zeiten und allen Denominationen gerecht werdende wissenschaftliche Definition des Christentums zu geben, so ist's ja auch mit der Religion Israels. Nun aber kommt es doch auch nicht auf eine streng korrekte Formel der Definition an, sondern nur auf eine Andeutung dessen, was die berufenen Vertreter der Religion trotz allen Wechsels der Zeiten und Verhältnisse für das bleibende Wesen desselben angesehen haben, und so wird sich die Religion Israels in zwei Thesen charakterisieren lassen. 1. Für das vorprophetische Altisrael war es der Glaube an den Jehova von Aegypten und vom Sinai her, der sich Israel zu seinem Volke erkoren, ihm Gesetze gegeben, dem Volke sein Land geschenkt hat und in diesem der allein zu verehrende Herr ist, mächtiger, weiser und besser, gerechter als alle andern Götter. — 2. Darüber hinaus brachten die Propheten die weitere Entfaltung: dieser selbe Gott ist zugleich der einzige, der heilige Weltgott, dem deswegen dereinst alle Völker, Israel an der Spitze, in einem großen Gottesreiche dienen werden.

Wenn der Verfasser sagt, daß über Einzelheiten dieser Definition sich wohl werde immer streiten lassen, daß aber in der Hauptsache dies wohl unbestritten der eigentliche Kern der Religion Israels sei, von dem aus Weltanschauung, Recht und Sitte und Kultus bestimmt würden, so muß man ihm wohl in beiden Beziehungen Recht geben. Fraglich ist es ja, ob der Unterschied zwischen einem vorprophetischen und einem prophetischen Gottesbegriffe in der Weise nachzuweisen sei, fraglich ist vor allem, ob er nicht den Begriff der Religion überhaupt zu enge faßt, indem er Wesen und Erscheinung derselben so unterscheiden will, daß sie beide von einander getrennt vorkommen, als ob das Wesen anders als in seinen Erscheinungen zur Wirklichkeit käme; mit andern Worten, er unterscheidet zwischen legitimer Religion und religiösen Volksanschauungen und will nur die erstere mit dem Namen Religion bezeichnet wissen; aber wenn man nach der wirklichen Religion Israels fragt, ist nicht diese Wirklichkeit eben die Summa aller der in Israel vorhandenen relgiösen Vorstellungen, die verkehrten mit eingerechnet? Wenn Jerobeam Priester machte aus den Niedrigen des Volkes, waren das keine Repräsentanten israelitischer Religion? War Elias auf Karmel der einzige Vertreter der israelitischen Religion, oder bestand nicht eben die wirkliche Religion Israels darin, daß es auf beiden Seiten hinkte? Wenn also von

der Beeinflussung der Religion Israels durch die Religionen anderer Völker die Rede ist, so muß man wohl sagen, daß dieser Einfluß auf die empirische Gestalt der israelitischen Religion sich aufs stärkste geltend gemacht hat; aber recht hat der Verfasser, wenn er mit seinen Thesen sagen will, daß das eigentliche Ideal Israls, der monotheistische Gottesglaube, nichts Entlehntes gewesen ist, sondern sich allen Beeinflussungen gegenüber siegreich behauptet hat, wie das schon in den Worten Gottes dem Elias gegenüber ausgesprochen ist: „Ich habe mir lassen sieben Tausend überbleiben, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal."

Wie wunderbar hat doch der Geist Gottes über der Bewahrung und Reinhaltung dieses Ideals gewaltet. Es hat in Israel falsche Propheten massenhaft gegeben, sie sind zahlreicher gewesen als die wahren, sie haben vielfach größeren Einfluß besessen als diese und haben die Unterdrückung derselben bewirkt, sie haben jedenfalls auch literarisch gewirkt, und ihre Schriften sind wahrscheinlich zu ihrer Zeit populärer gewesen als die der wahren Propheten, sie haben die Majoritäten für sich gehabt, und sie haben trotzdem die geistige Richtung des Volkes nicht auf die Dauer bestimmt, und von ihren Schriften ist in der Sammlung für heilig anerkannter Literatur Israels nichts übriggeblieben.

Diesen Gedanken von der selbständigen Macht des in Israel waltenden Ideals, die sich ebensowohl fremdländischen Einflüssen wie seiner eigenen Degenerationssucht gegenüber siegreich bewährt hat, bringt der Verfasser in wohltuender Weise zur Geltung.

Es gab eine Zeit, da die Aegyptologen, bestochen von dem imponierenden Eindruck der altägyptischen Kulturwelt, auch für die ganze Entwicklung des Geisteslebens in Israel den Schlüssel in Aegypten gefunden zu haben glaubten, und in der Tat spricht ja in der israelitischen Tradition selber manches für einen tiefgehendsten Einfluß Aegypens auf Israel. Joseph ist seiner Bildung nach Aegypter geworden, Mose in ägyptischer Weisheit erzogen. Aber daß Israel seine Religion aus Aegypten entnommen habe, ist ja von vornherein das unwahrscheinlichste, da es ja gerade insonderheit ägyptisches Wesen ist, welches diese Religion perhorreszieren heißt. Lev. 18, 2. Institutionen und Gebräuche, die Israel mit Aegypten gemein hat, sind zugleich ein Erbgut, das Israel mit andern semitischen Stämmen teilt, die nicht in Aegypten gewesen sind, der Gott von Sinai hat keine Aehnlichkeit mit einem ägyptischen Sonnengotte, ja nicht einmal die Verehrung Jehovas unter dem Bilde eines Stieres läßt sich auf den ägyptischen Apisdienst zurückführen, seitdem die Ausgrabungen in Babylon, auf Cypern und in Palästina selbst dargetan haben, daß dieselbe ursemitisches Erbe ist. So wird sich der Schluß ziehen lassen, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen in Aegypten, so ungemein bedeutend sie für die Kulturgeschichte überhaupt sind, doch für die Erkenntnis der religiösen Entwicklung Israels so gut wie gar nichts austragen.

Anders liegt es mit den Ausgrabungen in Ninive und Babylon, die in einer viel engeren Beziehung zum Volke Israel stehen. In den dort aufgefundenen Inschriften wird Israel, seine Schicksale, seine Könige, häufig erwähnt, hier sind die Denkmäler von Völkern, die mit Israel blutsverwandt waren, ganze Kategorien der neuerschlossenen Literatur sind Parallelen zu Bestandteilen des Alten Testaments. Die Berührungen zwischen babylonischer und israelitischer Literatur finden sich zum ersten Mal auf dem

Gebiete der Urgeschichte. Eine Schöpfungsdarstellung, eine Sintfluttradition finden sich auch in babylonischer Form, die Erzählung vom babylonischen Turm kann nur in Babel ihre Heimat haben, die zehn biblischen Urväter von Adam bis Noah haben ihre Parallele an der Liste der babylonischen Urkönige. Aber was geht aus dieser Verwandtschaft der Darstellungen aus der Urgeschichte hervor? Doch nur dies, daß ein gemeinsamer traditioneller Stoff den beiderseitigen Darstellungen zu grunde liegt; die Hauptsache ist doch der Geist, von dem diese Stoffe aufgenommen, mit dem sie durchdrungen sind, und hier eben zeigt sich die hehre Eigentümlichkeit der israelitischen Religion, dort sind es die vielen Götter, die noch den Stempel symbolisierter Naturkräfte an sich tragen, und die durch ihr Zusammenwirken oder ihren Streit die Schicksale der Menschen beeinflussen, hier ist's der eine überweltliche Gott, der mit Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit handelt.

Eine weitere Uebereinstimmung zwischen babylonischer und israelitischer Literatur findet sich in den Gesetzen. Der hochbedeutende Fund des Steinblockes in Suse, auf dem die Gesetzgebung des Königs Hamurabi geschrieben ist, zeigt uns, daß schon zu Abrahams Zeit in Babylon Gesetze in Gültigkeit waren, die der mosaischen Gesetzgebung verwandt sind, ja die den Bestand eines höher zivilisierten Gemeinwesens voraussetzen, als dasjenige war, dem Mose seine Gesetze gegeben. Was liegt näher, als dem mosaischen Gesetze alle Originalität abzusprechen? Nun, wer dem mosaischen Gesetze eine derartige Originalität zugeschrieben hat, als habe vor demselben unter den Völkern nur chaotische Verwirrung, ein bellum omnium contra omnes, geherrscht, als ob Mose behufs seiner Gesetzgebung sich n u r nach inneren, göttlichen Eingebungen gerichtet habe, ohne zugleich sich in der Welt umgesehen zu haben, der hat freilich geirrt, folgt aber auch den Andeutungen der Bibel selber nicht. Mose hat jedenfalls die alten Rechtssatzungen, die er bei seinem Volke und bei den Midianitern vorgefunden, wie sie mit den ägyptischen Einrichtungen teils übereinstimmten, teils in Widerspruch standen, gekannt und hat sie in seine Gesetzgebung aufgenommen. Seine Originalität besteht vielmehr darin, daß er diese schon aus der Erfahrung bekannten Rechtssatzungen als den Willen des erlösenden Gottes proklamierte, daß er dem Geiste dieses Gottes entsprechend, dieselben, soweit es möglich war, mit dem Geiste der Humanität und Milde durchdrang, und daß er auch das Gebiet des inwendigen Seelenlebens der Gesetzgebung dieses Gottes unterstellte. Gesetze, wie das fünfte bis neunte des Dekaloges haben in keinem einigermaßen zivilisierten Gemeinwesen fehlen können, das Sabbathgebot mag in Babylonien und in Arabien sein Vorbild gehabt haben, aber daß alle diese Gebote gegründet sind auf das erste und zweite, zu denen es in der Gesetzgebung keines andern Volkes Parallelen gibt, daß sie geschlossen werden durch das Verbot auch schon der Begierde, das gibt der mosaischen Gesetzgebung ihren besondern Charakter; die Gesetzgebung Hamurabis ist wie die Solons und der römischen Zwölftafeln eine staatliche, die des Mose eine religiöse.

Dasselbe gilt von dem kultischen und rituellen Gesetze. Die Anschauung ist ja freilich aufzugeben, als ob alle diese Bestimmungen über Opfer, Feste u. dergl. rein original auf göttlichen Befehl von Mose ausgearbeitet und proklamiert seien; wenn nun die Ausgrabungen in Babylon erwiesen haben, daß auch dort in Bezug auf den Kultus verwandte Bestimmungen in Geltung gewesen sind, so kann das nicht überraschen. Aber das geht aus der

erschlossenen Bekanntschaft mit den religiösen Einrichtungen der Babylonier hervor, daß auch dies so hoch entwickelte Volk sich nicht zu dem Gedanken hat emporschwingen können, daß alle die kultischen Bestimmungen nur Hülle und Gleichnis sind, nur Mittel zu dem Zwecke, Gott ein geheiligtes, ihm priesterlich dienendes Volk zu erziehen; Aussprüche wie Jes. 1, 11 ff., Ps. 40, 6 u. a. finden sich in der babylonischen Literatur nicht.

Das führt zum Dritten zur Betrachtung derjenigen Literatur, aus der am besten die religiöse Stimmung eines Volks erkannt werden kann, zu den Liedern und Gebeten. Die Verwandtschaft der babylonischen Bußpsalmen mit den alttestamentlichen ist oft überraschend groß; es zeigt sich, so zu sagen, die anima naturaliter christiana, die Stellung aller Menschen der Gottheit gegenüber ist doch im Grunde die gleiche. Auch der Babylonier klagt und bittet und bekennt, nicht nur wegen seiner Nöte, sondern auch wegen seiner Sünden, so daß es stellenweise scheinen mag, als habe man ein alttestamentliches Gebet vor sich und es bedürfe nur einer Veränderung der Gottesnamen; aber doch nur stellenweise, daneben findet sich denn wiederum eine ganz äußere Auffassung vom Verhältnisse zu Gott, Beängstigung wegen Unterlassung von Zeremonien, Gelübde von Opfern und Waschungen, Furcht vor unbekannten Göttern, die man beleidigt hat. Kurz, es zeigt sich auch hier, daß bei aller Verwandtschaft der natürlichen Grundlage, doch kein Volk das sittlich-religiöse Gebiet zu der geistigen Höhe erhoben hat, wie das Volk Israel.

Auch in Bezug auf den eigentlichen Gottesglauben Israels hat man versucht, seine babylonische Verrwandtschaft und Herkunft zu erweisen. Daß schon in vormosaischer Zeit eine Gottheit unter dem Namen Jahu-Jahve verehrt worden ist, ist wohl noch nicht sicher erwiesen, doch nicht unwahrscheinlich; aber was bedeutet das Vorhandensein eines Namens, wenn der Begriff fehlt. Wenn es eine altsemitische Gottheit mit dem Namen Jahu gegeben hat, so war dies eben eine Gottheit neben vielen andern, nicht d e r Bundesgott; erst Mose hat diesen Gottesnamen, oder vielmehr Gott hat dem Mose diesen seinen Namen gedeutet: „Ich bin, der ich bin."

Man hat ferner darauf hingewiesen, daß es auch in der babylonischen Religion neben dem herrschenden Polytheismus doch eine monotheistische Strömung gegeben habe, und daß diese auf den Monotheismus Israels ihren Einfluß ausgeübt haben werde. Aber der gewaltige Unterschied zwischen babylonischem und israelitischem Monotheismus ist doch der, daß es sich dort um eine esoterische Geheimlehre unter bevorzugten Wissenden, hier um die an das ganze Volk gestellte heilige Forderung handelt. Dort ein philosophischer Monotheismus, ein Zurückführen aller in der Natur waltenden Kräfte auf eine Kraft, hier ein sittlich-religiöser, die Forderung der Treue gegen den waltenden Herrn, der sich in Taten der Rettung kund getan hat.

Klarer als alle andere Literatur zeigt die babylonische, daß allerdings „Gott auch der Heiden Gott ist," daß er auch unter und in ihnen gewirkt hat, um sie für sein Reich zu bilden, daß aber Israel ein von keinem andern Volke erreichtes und von keinem fremdländischen Einflusse herzuleitendes geistiges Besitztum hat, das wir als eine Selbstmitteilung, als Offenbarung Gottes erkennen müssen. Was endlich die Ausgrabungen in Palästina selber betrifft, so sind ihre Ergebnisse zwar nicht so großartig imponierend wie die ägyptischen und assyrisch-babylonischen, aber doch überaus lohnend und zu weiterm unablässigen Forschen anreizend. Es sind besonders die Trüm-

merstätten alter Provinzialstädte, auf denen bis jetzt von den verschiedenen Forschungsgesellschaften gearbeitet ist; bei Jerusalem sind nur die alten Umfassungsmauern wieder aufgedeckt, Samaria ist noch ganz unberührt, das alte Lachis im Südwesten Palästinas, Ghezer, das der Pharao als Mitgift seiner Tochter dem Salomo schenkte, Taanach in der Megiddoebene sind die Hauptstätten der Ausgrabungen; unter dem Trümmerhügel von Lachis sind in sieben übereinander liegenden Schichten die Räume alter Städte aufgedeckt, deren Aufeinanderfolge den Einblick in eine mehr als tausendjährige Geschichte von Bevölkerungsgenerationen gewährt. Bedeutende Kunstwerke, Tontafeln mit Schriften intressanten Inhalts bedeckt, sind nicht aufgefunden, tönerne Krüge, Waffen und Hausgerätschaften, Amulette und Götterbilder bilden das Material, dem der belehrende Aufschluß über die Kulturzustände der alten Bevölkerungen zu entnehmen ist. Die Kunde, die denselben zu entnehmen ist, ist in ihren Grundzügen folgende: Es hat eine einheimische kananitische Kultur gegeben, deren Eigentümlichkeit an der Form und den Verzierungen der aufgefundenen Gerätschaften deutlich erkennbar ist; von ihr hebt sich scharf die babylonische ab, die Jahrhundertelang in Kanaan den größten Einfluß ausgeübt hat, wie das daraus hervorgeht, daß die Schriftsprache Kanaans das Babylonische gewesen ist; auch ägyptische und phönizische Einflüsse sind bemerkbar. Es folgt die israelitische Epoche, deren Erzeugnisse an der kananitischen gemessen einen einfachen, ärmlicheren Charakter zeigen; auch auf sie haben fremdländische Einflüsse gewirkt, der babylonische allerdings hört fast vollständig auf, dagegen der ägyptische und phönizisch-griechische macht sich bemerkbar. Am wichtigsten sind für uns die Aufschlüsse, welche wir über die kananitische Religion erhalten, und da ist zu sagen, daß die Ausgrabungen bestätigen, was die Bibel von derselben berichtet hat. Die Götternamen Bel und Istar (Baal und Astarte) werden inschriftlich bestätigt. Astartebilder werden in großer Zahl aufgefunden, die religiösen Gebräuche der Kananiter treten vor unsere Augen. Kinderopfer müssen an der Tagesordnung gewesen sein, Bauopfer, die Einmauerung von Menschen in die Grundmauern eines Hauses, Totenopfer vor den Gräbern dargebracht. Kurz, das kananitische Volksleben hat anschauliche Gestalt, gewonnen, es ist so gewesen, wie es die Bibel uns darstellt, versunken in Naturdienst, Unsittlichkeit und Aberglauben. Trotz des Kampfes auf Leben und Tod, der zwischen Israeliten und Kananitern geführt sein muß, zeigen doch die Ausgrabungen keinen schroffen, plötzlichen Schnitt zwischen kananitischer und israelitischer Kultur, nur eine allmähliche Aenderung jener in diese ist nachzuweisen; vieles von dem, was in den kananitischen Schichten sich fand, kommt auch noch in denen vor, die israelitischen Zeiten angehören, nur die Spuren von Kinderopfern werden selten. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Ausbeute der Ausgrabungen mehr Licht auf kananische Kultur als auf israelitische geworfen hat, was wohl auch darauf zurückzuführen ist, daß dieselben an Orten veranstaltet worden sind, wo der Jahrhunderte langen Besitzergreifung durch Israel eine Jahrtausende lange kananitische Kultur vorangegangen war; es tragen dazu jedenfalls auch bei die primitiveren, einfacheren Lebensverhältnisse des erobernden Volkes, aber auch der Einfluß einer Religion, die den Sinn für Prunk und sinnliche Anmut nicht begünstigte.

So ist denn das Gesamtresultat der Nachweis, daß Israel, so entschieden es auf der einen Seite vom Strom des Völkerlebens ausgeschieden gewesen ist, doch auf der andern Seite nicht in isolierter Abgeschlossenheit ge-

lebt, sondern in lebendigem Verkehre gestanden hat, so daß es Ueberlieferungen, Anschauungen, Gebräuche und Sitten anderer Völker kennen gelernt und sich angeeignet hat. Es muß ein großer gemeinsamer religiöser Besitzstand zwischen Israel und den andern Völkern von Babel bis Aegypten hin sich herausgebildet haben.

Aber die Hauptsache ist, was nun Israel aus diesem Erbe für sich gemacht hat, mit welchem Geiste sie dasselbe bewältigt und durchdrungen hat.

„Evidenter als alle früheren religionsgeschichtlichen Untersuchungen haben die Ausgrabungen erwiesen, daß die Religion Israels als die eines semitischen Volkes eine breite Basis gemeinsamen Besitzes mit andern orientalischen, besonders semitischen Religionen hat, daß sie auch nicht mit einem Male fertig von vornherein da war, sondern sich in allmählicher Geschichte im Strome des Völkerlebens entwickelt hat. Aber ebenso haben auch die Ausgrabungen erwiesen, daß diese Religion einen vollständig originalen Ausgangspunkt und Kern besitzt, und daß Triebkräfte in ihr wirksam waren, von denen wir in den andern nichts spüren, daß infolge dessen nur in ihr eine Höhenlage der Religion erreicht wurde, die sie und nur sie geeignet machte, die Stätte der absoluten Offenbarung in Jesu Christo zu werden. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Ausgrabungen eine der glänzendsten Apologien des alten Testamentes bilden." E. O.

Aus dem Verlag von A. Marcus und E. Weber: „Apogrypha II.", Evangelien von Lic. Dr. E. Klostermann, Bonn 1904, 18 Seiten, Preis: 0.40 Mk.

Dies Heftchen ist No. 8 einer Sammlung „Kleine Texte für theologische Vorlesungen und Uebungen", und bietet eine passende Ergänzung zu Hennecke's früher besprochenem Werk, indem es zu einigen der von H. behandelten apokr. Ev. den Urtext und den kritischen Apparat gibt. Besonders wertvoll ist die ausführliche Angabe der patristischen Bezeugung mit beigedrucktem Urtext. Für den, der von Hennecke angeregt, weiter forschen möchte, unentbehrlich. Heft No. 3 dieser „Kleinen Texte" ist von demselben Verfasser und bespricht die Reste der angebl. Petrusschriften: Ev. Apok. und Kerygma. Außerdem ist noch ein Heft apokr. Ev. in Vorbereitung, welches die noch fehlenden bei H. bearbeiteten Ev. wohl enthalten wird. Dies Heftchen ist übrigens noch ein Beweis für die Zuverlässigkeit der Uebersetzungen von H. S.

Aus dem Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin, Past. E. Klein: Aus der Schatzkammer heiliger Väter. Bisher 9 Hefte. Preis: 30 Pf. jedes. 1. Der Brief an den Diognet. 2. Märtyrerakten I. 3. Ignatiusbriefe I. 4. Die Lehre der zwölf Apostel. 5—6. Märtyrerakten II. und III. 7—8. Ignatiusbriefe II. und III. 9. Märtyrerakten IV. Diese Hefte, nicht speziell für Theologen, sondern für gebildete Laien übersetzt, bieten für den der fremden Sprache nicht völlig Mächtigen, ein treffliches Surrogat für den Urtext und möchten sich sogar, besonders die Märtyrerakten, mit Nutzen und Interesse zum Vorlesen in Frauen- und Jugendvereinen eignen. S.

Lic. Dr. E. Höhne. „Umfang und Art der Bibelbenutzung in Goethes Faust." Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 33 Seiten. Die kleine Schrift ist eine sehr fleißige Arbeit, bietet bei geringem Umfange viel Material und beruht auf einer richtigen Gesamtbeurteilung der Dichtung. Nachgewiesen wird, daß Goethe in außerordentlichem Umfange und in sehr verschiedener Art in seinem Faust die Bibel benutzt, wörtlich und frei, tiefernst und ironisch, zustimmend und ablehnend. Biblische Gedanken sind die Bindeglieder der Faustszenen. E. O.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu: „Du und deine Seele!“ Ich trage meine Seele immer in meinen Händen. Ps. 119, 109. Von Past. Friedrich Gaedke. 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Eine ernste mahnende Schrift, wohl geeignet, Seelen, die über sich im unklaren sind, auf das richtige Ziel und den rechten Weg zu weisen. Im Anschluß an den leitenden Bibelvers hat der Verfasser mit großem, eindringlichen Ernst die Notwendigkeit der Seelenrettung, der eigenen und anderer Menschen, ausgeführt und den Weg dazu klar, einfach und echt biblisch dargelegt. Je und dann werden ganz kurze, treffende und ergreifende Beispiele aus dem Leben eingeflochten, um das in Rede stehende Thema um so packender zu machen. Das Schriftchen ist ein Buch für jedermann, Pastor oder Laie, alle können daraus für Herz, Haus und Amt reichen Segen schöpfen.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

„Der Beweis des Glaubens.“ Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1905. Preis jährlich 8 Mk. Inhalt des achten Hefts: Fleischmanns Stellung zur Deszendenztheorie. (Schluß.) Von H. Kranichfeld. — Englands Apologetik seit Ende des 18. Jahrh. Von Dr. O. Zöckler. IV. Richard Chenevix Trench. V. James McCosh. — Bemerkenswerte Worte Francis G. Peabodys an die Gelehrten und Gebildeten. Vor Dr. H. Samtleben. — Theolog. Literaturbericht.

„Theologischer Literaturbericht.“ Von Pfr. J. Jordan. 1905. Preis jährlich 3 Mk.

Inhalt des achten Hefts: Philosophie (6), Theologie (1), Exeg. Theologie (6), Histor. Theologie (10), Systematische Theologie (3), Praktische Theologie, Homiletik (3), Katechetik und Pädagogik, Schulwesen (4), Fürs Haus (4), Kirchenrecht (1), Erbauliches (3), Aeußere Mission (3), Römisches und Antirömisches (2), Zur soz. Frage (4), Aus Kirche, Welt und Zeit (6), Geschichte (2), Dies und Das (1), Eingegangene Schriften (7), Zeitschriften (3), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau, Antiquar. Kataloge.

Evangelisches Schulblatt“, begründet von Fr. W. Dörpfeld. Herausg. von Dr. G. von Rohden. 49. Jahrg. 1905. Preis jährl. 6 Mk.

Inhalt des achten Hefts: Gehört die Theologie in ein Schulblatt? Abschiedswort des Herausgebers. — Ein Urteil über die Entwicklungslehre als Unterrichtsgegenstand. — Ein bedeutsames Jubiläum evangelischer Jugendfürsorge. Von Rektor Schmell. — Dörpfelds Heilslehre als Lehrbuch für den Konfirmandenunterricht. — Rundschau. — Literarischer Wegweiser.

Da vor unserer Abreise zur Generalsynode möglichst viel Material zur Druckerei gebracht wurde, weil voraussichtlich nachher nicht mehr viel Zeit zur Arbeit blieb, so kann heute in Literatur keine Besprechung der seitdem eingegangenen Bücher und Zeitschriften mehr erfolgen und muß dieselbe für die Januarnummer zurückgelegt werden.

Nur sei in Kürze hingewiesen auf den mit Oktober beginnenden neuen Jahrgang des „Türmer“. Derselbe wird mit jedem neuen Jahrgang größer, schöner, inhaltsreicher. Dieser neue 8. Jahrgang hat wieder ein etwas verändertes Titelbild und zu den bisherigen sind zwei neue Abteilungen „Dichtung“ (Auswahl neuester Lyrik) und „Bildende Kunst“ (Lebensabrisse, Umschau) hinzugefügt worden. Lesezirkel gebildeter Familien und Pastoren sollten nicht unterlassen, sich dieses klassische Bildungsmittel zu verschaffen.